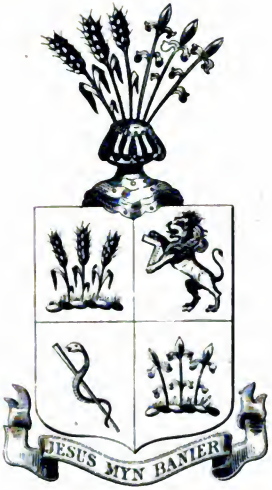
NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 08235798 3



Adolph W. Callison.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

[illegible] E. Callisen

[illegible]

[illegible]

A. W. H. Callisen from his Brother

November 5th 1864. His eleventh Birthday

Digitized by Google

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R L

Digitized by Google

Aus der Schlacht von Solferino.

Digitized by Google

Jugendblätter

für

christliche Unterhaltung und Belehrung.

Unter Mitwirkung von mehreren Jugendfreunden

herausgegeben

von

Isabella Braun.

Mit sechs fein kolorirten Bildern
nach Original-Zeichnungen von Emil Döpler.

Jahrgang 1860.

Stuttgart.
Gebrüder Scheitlin.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
168329B
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1942 L

Druck von Blum und Vogel in Stuttgart.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite
Zum Gruße. Gedicht von Isabella Braun	1
Der Löwe des heil. Gerasim. Von Wankmüller	3
Das Grab des Armen. Eine wahre Begebenheit. Von Katharina Diez	8
Aus der fröhlichen Knabenzeit. Erzählung von Th. Messerer	13
Das Mutterherz. Gedicht von Dr. Friedrich Beck	30
Sebastian Comes. Erzählung von Eugenie Foa. Nach dem Französischen von Alexandra, k. Prinzessin von Bayern	31
An die Kinder. Gedicht bei Errichtung des Denkmals für den Jugendschriftsteller Christoph v. Schmid. Von Isabella Braun	45
Die Nothwendigkeit des Zopfes	48
Sandmusik	48
Das Bad Pfeffers-Ragatz. Von Theodor Schwyzer	49
Der Holzbub'. Erzählung von Isabella Braun	56
Die letzte Stadt im Norden. Von Rey	74
Der Untersberg. Gedicht von Eugenie Stillfried	85
Auf der Heimkehr. Im Juli 1859 zu Reichenhall. Gedichte von Isabella Braun	85
Mädchen und Blumen. Aus dem Englischen	88
Ein Traum von der Jugend. Von Franz Bonn	93
Der Genuß des Hadschisch. Mitgetheilt von Dr. Ludwig Lang	95
Weihnacht. Von Emannel Geibel	97
Die alte Aepfelfrau. Erzählung von Katharine Diez	98
Chinesische Schattenbilder. Von F. Arand	120
Eine Hirschjagd im Gebirge. Von A. Pürscher	125
Gedenket der Armen am Tage der Freude. Gedicht von Rey	131
Mädchen und Blumen. (Forts.)	132
An Maria. Nach einem alten katholischen Kirchenliede. Von Dr. Friedrich Beck	141
Merkwürdigkeiten auf Ceylon. Von Arthur	141
Charaden. Von F. P.	143
Wind, Beutel und Windbeutel. Eine Studentengeschichte von Dr. Ludwig Lang	145
Abu Seid als Schulmeister zu Hims. Von F. Arand	168
Der Kaffee. Ein cultur-historisches Bild. Von Rey	176
Aufruf an die Kinder. Gedicht von Isabella Braun	186
Traum und Wirklichkeit. Eine wahre Begebenheit. Von Alexandra, k. Prinzessin von Bayern	188
Charaden. Von F. P.	190
Der schönste Wasserfall der Welt	191
Altdeutscher Spruch	192

Digitized by Google

Seite

Ein Spruch von Philander von Sittewald 192
Wind, Beutel und Windbeutel. Eine Studentengeschichte von Dr. Ludwig Lang (Schluß) 193
Mädchen und Blumen. (Forts.) 213
Die Kinder im Walde. Altenglische Ballade, in das Deutsche übertragen von Dr. Holland 219
Das Fest Mariä Lichtmeß 223
Eine Ferienreise. Von Gustav Tobler 226
Wochenschau. Von M. Graf zu Beutheim-Teckleuburg 236
Tigerjagd in Indien 239
Altdeutsches Räthsel 240
Wahlspruch des Markgrafen Karl von Burgau 240
Auflösung der Charaden. Von F. P. 240
David Tenier. Erzählung von Eugenie Foa. Nach dem Französischen von Alexandra, k. Prinzessin von Bayern 241
Eine Ferienreise. Von Gustav Tobler. (Schluß.) 248
Die acht Seligkeiten. Gedicht von Anna Benedikt 257
Auflösung des altdeutschen Räthsels 258
Lebensgeschichte des Kanarienvogels Bibi. Von Gräfin Thekla Baudissin . . . 259
Ein Kapitel von den Schneidern. Von Fr. Pocci 263
Das Stereoskop. Von Francis Place 268
Mädchen und Blumen. (Fortsetzung) 272
Die Alte von Weißbach. Erzählung von J. B. Vogl 280
Sir Robert Schomburgk 288
Lebensgeschichte des Kanarienvogels Bibi. Von Gräfin Thekla Baudissin. (Forts.) 289
Ein Kapitel von den ehrsamen Schmieden. Von Fr. Pocci 309
Mädchen und Blumen. (Schluß.) 314
Die Brüder von Berg. Nach einer Sage erzählt von Franz Bonn 319
Das heilige Osterfest 349
Die Bittwoche, das Himmelfahrtsfest, Pfingsten und der Marienmonat 350
Lebensgeschichte des Kanarienvogels Bibi. Von Gräfin Thekla Baudissin. (Forts.) 353
Von den Drehern oder Drechslern. Von Fr Pocci 359
Heinrich Findelkind. Eine Erzählung von Isabella Braun 362
Chinesische Schattenbilder. Von F. Arand 409
Lebensgeschichte des Kanarienvogels Bibi. Von Gräfin Thekla Baudissin. (Schluß.) 413
Die Camera obscura und das Auge. Von Francis Place 417
Die Faßbinder oder Böttcher (Schäffler). Von Fr. Pocci 416
Lenzgebet. Von Franz Bonn 432
Heinrich Findelkind. Eine Erzählung von Isabella Braun (Forts.) 433
Augenübel. Von Francis Place 463
Die Königin der Martyrer. Gedicht von Dr. Saffenreuther 467
Maria Himmelfahrt 468
Passions-Legende. Gedicht von Dr. Johann Nepomuk Vogel 472
Ein Inlitag am Walchensee und Wasserfall. Von A. Forsteneichner . . . 473
Räthsel. Von Fr. Güll 478
Das Kreuz. Gedicht von Anna Benedikt 480
Vaterunser. Gedicht von Anna Benedikt 480
Heinrich Findelkind. (Schluß) 481
Das Dreifaltigkeits-, das Fronleichnamsfest, das Fest des heil. Johannes, Petrus und Paulus. Das heil. Weihnachtsfest 517

Digitized by Google

	Seite
Rettung durch Geistesgegenwart. Von Chr. Mann	521
Die sel. Kreszentia von Kaufbeuren. Von Fr. Bernardus	527
Musikalisches	528
Der Feldkaplan. Ein Bild aus dem italienischen Feldzug. Von F. Arand	529
Der kleine Soldat (Baron Zobel von Gibelstadt). Von Nina von Waldburg	539
Abenteuer im Texas. Von Theodor Weß	540
Die Geschichte vom Rehkälbchen. Von Pauline Schanz	547
Das Fest der Engel. Von F. S.	558
Von den drei pfiffigen Handwerksburschen. Von J. E. Waldfreund	567
Auflösung der Räthsel. Von Fr. Güll	569
Das treue Herz. Gedicht von M. Graf zu Bentheim	569

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß
nach den Schriftstellern.

Alexandra, k. Prinzessin von Bayern, S. 31. 188. 241.
A. Arand, S. 120. 168. 409. 529.
Thekla, Gräfin Bandissin, S. 259. 289. 353. 413.
Dr. Friedrich Beck, S. 30. 141.
Anna Benedikt, S. 257. 480.
Graf Bentheim-Tecklenburg, S. 236. 569.
Fr. Bernardus, S. 527.
Franz Benn, S. 93. 519. 432.
Isabella Braun, S. 1. 45. 56. 85. 186. 362.
Katharina Diez, S. 8. 98.
A. Forsteneichner, S. 473.
Emanuel Geibel, S. 97.
Fr. Güll, S. 478. 513.
Dr. H. Holland, S. 219.
Dr. Ludwig Lang, S. 48. 95. 145. 193.
Chr. Mann, S. 521.
Th. Messerer, S. 13.
Ney, S. 74. 131. 176.
F. P., S. 143. 190. 240.
Francis Place, S. 268. 417. 463.
Fr. Pocci, S. 263. 309. 359. 426.
A. Pürscher, S. 125.
Dr. Saffenreuther, S. 467.
Pauline Schanz, S. 547.
F. S., S. 554.
Theodor Schwyzer, S. 49.
Eugenie Stillfried, S. 85.
Gustav Tobler, S. 226. 248.
J. B. Vogl, S. 280.
Joh. Nepomuk Vogel, S. 472.
Nina von Waldburg, S. 539.
J. E. Waldfreund, S. 567.
Wankmüller, S. 3.
Theodor West, S. 540.

Digitized by Google

Zum Gruße.

Von Isabella Braun.

Verborgen unter tiefen Waldesschatten
Springt eine klare Quelle aus Gestein;
Geschäftig rieselt sie durch Blumenmatten
Und plaudert murmelnd in den Tag hinein.
Ein jedes Wetter kommet ihr zu statten,
Sei's Regen, oder goldner Sonnenschein;
Gleich wie ein lustig Spiel ist ihr das Leben,
Und dennoch dränget sie ein ernstes Streben.

Die Quelle will zum großen Strome eilen,
Und mit dem Strome dann zum fernen Meer;
Drum darf sie nicht auf ihrem Pfade weilen,
Ob sie auch schlängelnd zieht im Wald umher;
Sie muß auf ihrer Bahn von tausend Meilen
Noch manchen Tropfen sammeln klar und schwer,
Damit an Macht und Größe sie gewinne
Und nicht im öden, weiten Sand verrinne.

Die Jugend gleichet dieser klaren Quelle;
Im Elternhause sprudelt sie dahin,
Mit Blumen hold geschmückt ist jede Stelle
Durch ihren unverdorbnen Kindersinn;
Ob trüb der Himmel, oder blau und helle —
Die Freudensonne leuchtet stets darin,
Doch hat auch sie ein fernes Ziel vor Augen
Und muß viel klare Tropfen in sich saugen.

Das sind auf ihrem Pfad die goldnen Lehren
Für Seele und Gemüth, für Herz und Geist,
Die ihren jungen Wissensborn vermehren,
Auf daß er sprudelnd durch das Leben kreist,
Bis hin zu jenen ew'gen Himmelssphären,
Wo man die Sonne alles Wissens preist,
Wo Gottes Gnade schenket für die Tugend
In seinem Himmel uns die ew'ge Jugend.

Digitized by Google

Und solche Lehren möchte treu ich geben
Der lieben Jugend hier in diesem Buch,
Ermuntern ihren Sinn zu regem Streben
Durch manches ernste Wort und manchen Spruch;
Im Scherze selbst den jungen Geist beleben
Gleich Blüthen durch den würzigen Geruch,
Gleich munterm Vogelsang in schatt'gem Walde
Und auf der offnen, sonnenreichen Halde.

Schon manchen Pfad sind wir vereint gegangen,
Ihr Kinder! durch die schöne Jugendzeit,
Und Eurer Tage unschuldsvolles Prangen
Hat Blüthen meinem Wege auch geweiht.
Es webt ein Band das Geben und Empfangen
Von dauerhafter, treuer Festigkeit —
O, möcht es immerdar uns eng verbinden,
Daß wir vereint uns auch im Himmel finden! —

Digitized by Google

Der Löwe des heiligen Gerasim.

Von Wankmüller.

Es wissen unsere fleißigen Studentlein und vielleicht mehrere jugendliche Leser dieser Blätter bereits von einem gewissen Androclus, der im grauen Alterthume gelebt hat, wie er einem kranken Löwen half und wie das edle Thier sich nachmals ihm dafür dankbar erwiesen hat; erkenntlicher als leider oft Menschen, die lieber Wohlthaten nur annehmen, als im wechselnden Nothfalle sie wieder zurückerstatten.

Verbreitet und selbst von Dichtern besungen, ist auch die Sage von dem getreuen Löwen eines Kreuzritters: Der Ritter hatte diesen Löwen gerettet, indem er eine gewaltige Schlange mit dem Schwerte zerhaute, die denselben hinterlistig überfallen und bereits mit ihrem Riesenleibe umschlungen hatte. Der dankbare Löwe folgte seinem Retter; und als bei der Rückfahrt aus dem heiligen Lande die Schiffer, aus Furcht oder anderen Gründen, die Aufnahme des Löwen verweigert hatten, schwamm derselbe, unverrückten Auges, dem Schiffe nach, das seinen Herrn fortführte, dem es, wie leicht glaublich, das Herz fast brach, mit ansehen zu müssen, wie das treue edle Königsthier endlich entkräftet zurückblieb — und im Meere versank.

Eine ähnliche Begebenheit wird auch in einem alten Exempelbuche, das «Pratum spirituale» das heißt „Seelen-Weide" betitelt ist, aus dem Leben eines heiligen Eremiten erzählt, die ich eben nachzuerzählen mich anschicken will.

Das war im fünften Jahrhunderte christlicher Zeit: Gerasim, so hieß der Eremit, war damals Abt oder Vorstand eines Klosters, das in Palästina, in der Nähe des Jordanflusses gelegen war.

Eines Abends, auf seinem gewöhnlichen Spaziergange, gedankenvoll in die Geheimnisse der göttlichen Wissenschaften vertieft, hatte er sich unversehens weiter als sonst in die menschenleere Umgegend hinausbegeben.

Bei all' seiner frommen Gemüthsruhe mochte er da doch gerade nicht wenig erschrocken seyn, nachdem er plötzlich, in ganz geringer Entfernung, einen Löwen brüllen hörte, und gleich darauf auch, aus einem nahen Schilfe, rauschend, die majestätische Gestalt dieses Königes der Wüste sich erhob.

Während der fromme Mönch sich mit dem heil. Kreuze bezeichnend, sein Sterbestündlein erwartete, das ihn also, — wie die Meisten — bäl-

Digitized by Google

der als vermuthet, überraschen sollte, und sich so viel gesammelt hatte, den Gegner fest in's Auge zu fassen, erhob der Löwe wieder seine Stimme, die aber doch nicht wie sonst das gewaltige Löwen-Brüllen zu erdröhnen schien, sondern mehr wie ein Schmerzensruf; — und Gerasim konnte bemerken, wie das edle Thier mit einem Fuße jämmerlich hinkte. Es blickte ihn auch viel mehr kläglich als feindselig an; und als ob es aus seinen milden Augen die Hoffnung auf mitleidige Hilfe läse und um Beistand bitten wollte, erhob es, das Uebel zeigend, das kranke Glied.

Sogleich schritt auch Gerasimus mit herzhaftem Gottvertrauen zum Löwen hin, der, wie es sich näher fand, ein starkes, spitziges Schilfrohr in den Fuß gestoßen hatte, und zwar schon seit länger; denn der Fuß war angeschwollen und mit Eiter unterlaufen.

Nun selbst der Arzt seines vorher gefürchteten Lebensgegners, zog der Mann Gottes den Splitter glücklich heraus, reinigte sorgsam die Wunde, die darnach zu fließen begann, und das gequälte Thier empfand schnelle Erleichterung.

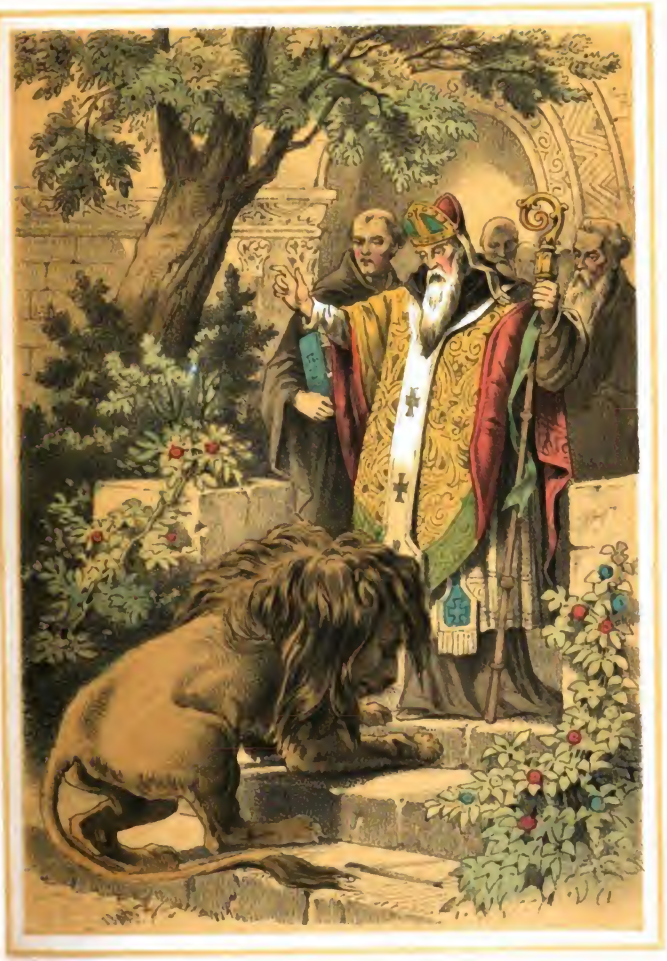
Wie vorhin seinen Schmerz, so zeigte es jetzt auch seine Freude und seinen Dank; ein herrliches Thier, noch sehr jung und kaum eben völlig ausgewachsen; mit dichter Mähne und einem majestätischen Augenpaare!

Als aber sein guter Arzt sich entfernen wollte, Gott preisend, der ihn, wie David von seinen Feinden schreibt, und weiland dem Daniel auch wörtlich geschehen ist „aus dem Rachen des Löwen" errettet, schmiegte sich dieser schmeichelnd an ihn an, wedelte mit dem Schweife und sah zu ihm hinauf, als wollte er sagen: „Laß mich bei dir bleiben!..." so daß sich der gute Altvater noch mehr über die anhängliche Dankbarkeit des wilden Thieres verwunderte. Er ging also langsam und der Löwe, dessen kranker Fuß mit dem Schweißtüchlein des Abtes verbunden und gegen Eindringen des Sandes in die Wunde vorsorglich geschützet war, ging hintennach, fast wie ein blessirter Soldat anzuschauen, dem Kloster zu.

Dortselbst erhob sich ein großes Erstaunen und Freude auch unter den Brüdern, die wegen des längeren Ausbleibens ihres Abtes schon in Sorgen waren, und sie baten, wenn thunlich, den Löwen behalten zu dürfen. Sie richteten ihm sonach auch eine Klause zurecht und nährten ihn fortan täglich mit etwas Brod, Milch und anderen Abfällen ihrer eigenen spärlichen Mahlzeit, und nannten ihn „Jordan;" weil er am Jordan-Flusse vom Abte betroffen worden war. Das Thier wurde ganz zahm und vertraulich gegen Alle; Niemand aber so sehr zugethan, als seinem milden Wohlthäter, dem Abte.

Die Klosterleute hielten sich bisher zum Behufe des Wasserholens und dergleichen auch ein munteres Eselein; das hieß Canusculus oder Grauschimmelchen, und wurde täglich an den Fluß getrieben, um in zwei dick-

Digitized by Google



Der Löwe des heiligen Gerasim.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R L

Digitized by Google

bauchigen Lederschläuchen das Wasser heimzutragen, das abwechselnd daselbst täglich ein anderer Bruder schöpfen mußte.

Anfangs bangten sie für ihr Eselein, und meinten, der Löwe möchte es nicht leiden. Der aber that demselben nichts Böses, ja wurde sogar noch daran gewöhnt, es auf die Weide zu begleiten und zu hüten.

So geschah es einmal, da Wächter Löwe doch vielleicht eben sein Schläfchen gemacht oder etwas weiter als gut war von seinem Pfleglinge sich entfernt hatte, daß arabische Kameeltreiber des Weges kamen, und einer davon das gute Grau'chen, wie er's so ohne Obhut fand, als eine erwünschte Beute mit sich fortnahm. Der Löwe, der zu spät wieder herbeigekommen war, suchte dann freilich vergebens lange nach seinem Pflegling; — und erst bei einbrechender Dunkelheit lief er traurig allein zurück zum Klösterlein.

Geraſimus, der gleich den Andern vermeinte, es werde der Löwe wohl gar, in einer Anwandlung seiner wilden Natur, den Esel zerrissen und aufgezehrt haben, drohte ihm ernst mit dem Finger und sagte: „Jordan! wo ist der Canusculus?... du Bösewicht hast ihn wohl anstatt gehütet, selbst angefallen und getödtet?!..“ Der Löwe kauerte sich schuldbewußt zu den Füßen des heiligen Abtes, der aber in seines Herzens Güte weiter sprach: „Nun ja! Es ist dir wohl angeboren und hast keine Einsicht, so will ich darum nicht weiter mit dir rechten! Aber höre! Eines scheint mir doch billig: Du wirst hiefür des Canusculus erledigten Dienst versehen müssen!“

Wirklich, von derselbigen Zeit an, mußte der Löwe den täglichen Gang zum Wasserholen übernehmen, wozu sie ihm, da die Schläuche seines Vorgängers nicht paßten, einen kleinen Saumsattel angürteten, daran hüben und drüben je eine Amphora oder Wasserfäßchen befestiget war.

Als aber einstmals ein wohlhabender Reisender, der im Kloster eingekehrt war, um — wie das Viele suchten, — den Rath und Segen des gottseligen Abtes in einem Anliegen zu erbitten, den Löwen sah und sattsam darüber erstaunte, wie auch den Hergang erzählen hörte, wegen des Wasserholens, da däuchte dem das edle Thier zu solchem Dienste doch zu gut. Er gab also ein Stück Geldes, was genug wäre, wieder ein Lastthier zu kaufen, damit sie dem Löwen das Wassertragen erlassen möchten, wie es dann wirklich geschehen ist.

Deßgleichen, nicht lange darnach, kam auch jener Kameeltreiber nicht weit vom Kloster wieder einmal des Weges, der den Esel gestohlen hatte; und richtig Canusculus war noch dabei, wiewohl sehr abgemagert, sammt ein paar Kameelen, mit Säcken Getreide belastet. Der Löwe Jordan, diesesmal glücklicherweise eben in der Nähe, erkannte trotz der längeren Abwesenheit und dessen abgehärmter Gestalt, sein graues Brüderchen sogleich, das nun auch Laut gab, und die langen Ohren spitzte, ver-

Digitized by Google

muthlich die liebe frühere Heimath erkennend und da verlebter besserer Zeiten sich erinnernd.

Mit freudigen Sprüngen eilte der Löwe alsbald herzu; — der diebische Kameeltreiber aber, bis in den Tod erschrocken, ließ Alles im Stiche und rannte in die Flucht.

Jordan faßte nun, wie er's schon früher manchmal bei guter Laune zu thun pflegte, das Eselein bei'm Zügel, was er für dießmal kaum gebraucht hätte, denn Grauchen trabte lustig neben ihm her, dem Klösterlein zu.

Daß sie beide daselbst freudig aufgenommen wurden, läßt sich denken. Gerührt von der Anhänglichkeit und Treue dieser Thiere streichelte der gute Altvater sie beide, besonders aber den edlen Jordan und sprach: „Ich habe dir Unrecht gethan, treuer Jordan!“... Dieser aber schüttelte behaglich die Mähne, und schnurrte dazu munter, wie ein schmeichelndes Kätzchen, als ob er antworten wollte: „Das thut nichts; ich habe dich doch recht lieb!“

Allmählig waren fünf Jahre bald vergangen, seit Jordan ein Klosterbewohner geworden.

Nach dieser Zeit starb der fromme Gerasimus und wurde von seinen Ordensgenossen, die in ihm ihren liebevollsten Vater, Lehrer und Freund verehrten, unter vielen Thränen zur Erde bestattet. Niemand dachte bei dieser Betrübniß an den Löwen, der sich gerade auch nicht sehen ließ; aber als das traurige Leichenbegräbniß eben vorüber war, herbeikam und unter der Schaar der Mönche emsig seinen alten Freund und Ernährer suchte.

Da sprach Sabbatinus, einer der Brüder, der aus Cilicien gebürtig und später der Nachfolger des seligen Gerasims in dessen Amte war: „Lieber Jordan! unser theuerer Vater ist gestorben!... Gutes Thier! Wir wollen schon, an dessen Stelle, nun auch für dich sorgen!...“ Der Löwe jedoch nahm keinerlei Speise an, die sie ihm darboten, suchte auf's Neue nach Vater Gerasim, und erhob über eine Weile ein klägliches Geheul, da er ihn nicht finden konnte.

Den trauernden Klosterbrüdern ging sein Klagen und Wimmern sehr zu Herzen und sie versuchten ihn durch Allerlei zu beruhigen und zu trösten. Der Löwe aber blieb traurig und lief unruhig von dem Einen zum Andern, gleichsam zu fragen: „Wo ist Vater Gerasim?“ und zu bitten: „Führet mich doch zu ihm!...“

Da sagten endlich die Brüder: „Komm' guter Jordan! wir wollen dir die Ruhestätte unsers lieben Vaters zeigen!“ und führten den Löwen auf das Grab, das am Eingange der äußeren Pforte ihres Kirchleins gelegen war. „Siehe da!“ sprachen sie, „da liegt unser irdischer Vater, der gestorben ist, — und erwartet, daß der himmlische Vater ihn zum ewigen Leben erwecke, in einer besseren Welt!“ — Die Mönche knieten am

Digitized by Google

Grabe nieder und weinten auf's Neue um ihren geistlichen Vorsteher, den sie so hoch in Liebe und Ehre hielten, wie er es auch nicht weniger um sie verdient hatte. Der Löwe, der nachdenklich bald die verwaisten Mönche, bald das Grab beschaute, mischte seine Schmerzenslaute mit ihren andächtigen Gebeten und Thränen; dann warf er sich auf die Steinplatte nieder, womit das Grab bedeckt war und drückte sein edles Haupt an den kalten Stein, als ob er den theuren Leichnam unter demselben noch liebkosen wollte.

Wie der fromme Chronist hier beigefügt, geschah das wohl nicht, als ob dem Thiere eine vernünftige Seele, das hohe Vorrecht des Menschen, beizumessen wäre; sondern es wollte Gott etwa in dieser treuen dankbaren Anhänglichkeit eines Thieres gegen seinen Gutthäter, gleich als in einem Bilde an den Dank, die Anhänglichkeit und Treue erinnern, die wir Ihm, als unserm ewigen Gutthäter, in ungleich höherem Grade schulden; — aber leider Gottes nicht ebenso immer beweisen: Oder es wollte der liebe Gott somit auch durch diese wundersame Begebenheit zeigen, wie Er den Heiligen ehre; indem auf seinen Befehl sogar die vernunftlose Creatur demselben Ehre bezeigte. — Auch möchten wir daran noch ein Absehen nehmen, von Gehorsam und Anhänglichkeit der Thiere und der Herrschaft des Menschen über dieselben, da der Mensch noch im Zustande der Unschuld wandelte, wie es im Paradiesesgarten, vor dem kläglichen Sündenfalle gewesen; was ähnlich auch aus mehreren ähnlichen Begebenheiten, im Leben anderer heiligmäßigen Personen zu entnehmen ist, welche die Taufgnade und sonach Paradiesesunschuld bewahrten.

Der treue Löwe, von dem die Rede war, ging nicht mehr von dem lieben Grabe; und nachdem er so mehrere Tage noch, ohne alle Nahrung, in Trauer verbracht hatte, starb er auf derselben Stelle.

Es war, das wie gesagt, nur ein Thier, und was er that, geschah von seiner Seite blos aus natürlicher Zuneigung: Es dürften aber nichtsdestoweniger alle jene sich daran ein Exempel nehmen, welche leider oft, sowohl dem höchsten göttlichen Gnadenspender, als auch andern Gutthätern, die es durch und nach Gott sind, wie guten Eltern, Seelsorgern, Obrigkeiten, Meisterschaften, Lehrern und dergleichen wenig Dank zeigen; obschon sie doch Verstand und Religion hätten, ihre Schuldigkeit einzusehen.

Die dankbaren Klosterbrüder, die nachmals die Geschichte ihres gottseligen Abtes beschrieben, thaten darum auch gut daran, die erbauliche Begebenheit mit einzuflechten und auf spätere Zeiten zu überliefern.

Digitized by Google

Das Grab des Armen.

Eine wahre Begebenheit. Von **Katharine Diez.**

Hoch klingt das Lied vom Königshaus,
Aus welchem jüngst der grimme Tod
Die schönste Rose riß heraus,
Die Gott der armen Erde bot *),
In Hütten, Palläſten, allüberall
Vernehm ich der Klage geheiligten Schall.

Wohl ſchlägt erſchütternd dieſes Lied
An meine kleine Harfe auch,
Doch übertönend drüber zieht
Des Unglücks ſcharfer Windeshauch,
Der mich an dem Grabe des Armen berührt,
Zu welchem mich heute mein Weg geführt.

Es war ein Grab ſo eng und klein!
Nicht folgt' ein langer Trauerzug
Dem leichten unbedeckten Schrein,
Der eines Kindes Hülle trug,
Nicht Redners Worte vernahm ich da,
Doch ſing ich getreu, was mein Auge ſah.

Treu ſing mein Lied des Armen Leid,
Der dort begrub ſein liebſtes Kind,
Gib ihm das feiernde Geleit,
Daß nicht ſein Schmerz verweht im Wind,
Ein Schmerz, der unter dem Kittel ihm ſchlägt,
Wie Jenem, der unter der Kron' ihn trägt.

Der Bauer lebet ſchlicht und recht
In einer armen Hütte Raum,
Der Tagespflicht, des Lebens Knecht
Erringt er ſich das Nöth'ge kaum,
Doch ſtärket auch ihm ein himmliſches Gut:
Die Liebe zu Weib und Kindern, den Muth.

*) Die junge Königin von Portugall, Prinzeſſin Stephanie von Hohenzollern-Sigmaringen. Ein Engel an Anmuth und Holdſeligkeit, mildthätig und fromm, eine junge hl. Eliſabeth, verlebte ſie ihre Jugend in unſerem freundlichen Düſſeldorf, wo ſie von Jung und Alt, Hohen und Niedrigen, geliebt und verehrt wurde. Schon nach einem Jahre, als ſie den Thron von Portugall beſtiegen, rief ſie ein ſchneller Tod aus ihrem geſegneten Wirkungskreiſe und verbreitete durch das ganze Land die tiefſte, aufrichtigſte Trauer.

Digitized by Google

Vor allen ſeines Auges Licht
Sein kleiner Erſtgeborner war;
Des Knaben friſches Angeſicht,
So offen und ſo treu und klar,
Es war ihm ein Stern, der nach Tageslaſt
Ihm freundlich winkte zur ſüßeſten Raſt.

Er ſpielt um ſeines Lebens Noth,
Wie Frühlingswind durch Dornen weht,
Wie lieblich glänzt das Morgenroth
Auf's Kreuz, das an dem Wege ſteht.
O weh du Armer! ach weißt du noch nicht? —
Die ſchönſte Blume das Wetter uns bricht! —

Es treibt des Sommertages Gluth
Die Knaben an den kühlen Rhein;
Es winkte aus der tiefen Fluth
Die bleiche Nixe ſie hinein;
Sie faßte die ſchöne Knabengeſtalt
Und zog ſie hinab mit ſanfter Gewalt.

Der kleine Bruder ſteht und ſieht
Ihn lächelnd ſinken in den Tod,
Sieht, wie von ſeinem Antlitz flieht
Sanft untergeh'nd der Jugend Roth;
Er ſchreit nach Hülfe, er jammert und weint,
Vergebens ſein Ruf, — kein Retter erſcheint.

Wie ſpräch' mein Lied den Jammer aus,
Als ſpät nach heißer Arbeitslaſt
Die Eltern kehren heim nach Haus,
Wo ſie der Todesſchreck erfaßt! —
Wie reichte ein Wort an den Klageſchrei
Der Mutter, als bräch ihr das Herz entzwei.

Wer malt das bleiche Schmerzensbild
Des Vaters, der mit wirrem Sinn
Eilt durch das nächtliche Gefild
Zum fernen Rheinesufer hin,
Wo er, von dem kleinen Sohne geführt,
Die grauſige Todesſtätte erſpürt.

So ſtill, ſo ſchuldlos blickend ruht
Sanft küſſend ihres Ufers Rand
Vor ſeinem Blick des Stromes Fluth,
Die ihm ſein Liebſtes hat entwandt;
Es wirft mit freundlichem Lächeln hinein
Der ſilberne Mond den leuchtenden Schein.

Digitized by Google

Es rührt ſie nicht der Jammerlaut,
Der flehend in die Tiefe ruft,
Das Auge, das ſo troſtlos ſchaut
Hinunter in die kalte Gruft; —
Die Wellen murmeln wie träumend von Glück;
Ach keine bringt ſeinen Liebling zurück! —

An einem Weidenſtrauche hing
Nur noch das dürftige Gewand,
Das ſeinen blüh'nden Leib umfing, —
Er faßt darnach mit gieriger Hand
Und drücket es wild mit ſtürmiſchem Schmerz,
Mit glüh'nden Thränen an's pochende Herz.

Nach Hauſe ſchickt er's ſeinem Weib,
Er aber bleibt und harret bang,
Ob nicht zurück den lieben Leib
An's Ufer wirft der Wogen Drang; —
Daß er in geweihte Erde hinein
Ihn ſenke, das iſt noch ſein Wunſch allein.

Das wünſchet er ſo bang, ſo heiß! —
Wie um ein heil'ges Kleinod müht
Er ſich mit kaltem Todesſchweiß;
Ob auch die Sonne ſengend glüht,
Ob Durſt ihn brennet, ob Hunger ihn nagt,
Er ſuchet und ſpäht, er rennet und jagt.

Nicht Schlummers Ruh ſein Haupt begehrt,
Sein Fuß, er weilt und raſtet nicht,
Ob ihn der ſpitze Stein verſehrt,
Ob ihn der Dorn am Ufer ſticht,
Er fühlt nur das brennend ſehnende Leid,
Den Wunſch, für den er zu ſterben bereit.

Zwei Tage ſo durch Dorf und Stadt
Irrt er am Ufer hin und her,
Und Jedem, den er ſah, dem hat
Verkündet er die trübe Mähr,
Und bittet: o helft mir ſuchen den Sohn,
Es zahlt euch der Himmel reichlichen Lohn! —

Doch ach! die Wellen ungerührt
Von ſeines Schmerzes wildem Flehn,
Sie haben heimlich fortgeführt
Vom Blick des Vaters ungeſehn,
Die liebliche Beute tückiſch und ſacht
Durch dunkler Gebüſche ſchweigende Nacht.

Digitized by Google

Und fremde, kalte Menſchen ſehn
Sie treiben auf der Wellen Schaum,
Und laſſen ſie vorübergehn
Gleich einem wehmuthsvollen Traum,
„Was ſollen wir halten des Todes Raub
Und retten des Leibes flüchtigen Staub?

Da ſieh! ein edler Jüngling ſteht
Am Ufer und erblickt das Kind;
Er denkt des Vaters, der gefleht,
Dem noch ſo heiß die Thräne rinnt,
Und ſchnell entſchloſſen das enge Gewand
Streift er von der Schulter mit raſcher Hand.

Er ſtürzt hinab mit frommem Muth
Und ſchwimmt der kleinen Leiche nach,
Er ringet kräftig mit der Fluth,
Ob auch vom Tod ſie flüſternd ſprach,
Er bleibet der Sieger und unverzagt
Hat bald er ihr ab ihren Raub erjagt.

An ſeine warme Bruſt er legt
Die eiſig kalten Glieder ſich,
Von keinem Pulsſchlag mehr bewegt;
Ob auch ein Schauer ihn beſchlich,
Feſt hält er die Leiche mit muth'ger Hand
Und bringt ſie zurück an des Ufers Rand.

Du braver Jüngling! — Gottes Lohn
Dem Liebeswerk, das du gethan!
Gewiß, er blickte dankend ſchon
Dich aus des Vaters Augen an,
Als endlich gerettet das heilige Gut
Vor ſeinem erbleichenden Antlitz ruht.

Ach nur ein kalter Leib, der baar
Von jedem holden Lebensreiz,
Und der ihm doch ſo theuer war,
Daß er mit unermeßnem Geiz
Ihn hätte geſucht bis zum fernen Meer
Und gäb ihn um Goldesſchätze nicht her.

Mit ſeinem Weib' verkauft er nun
Zuſammen ſeine kleine Hab,
Die letzte Ehre anzuthun
Und zu beſtellen nun das Grab
Dem Liebling, der nimmer im armen Haus
Für ſie mehr wird binden der Freude Strauß.

Digitized by Google

Der arme, treue Nachbar ſpannt
Des Feldes kleinen Wagen an,
Das Herz von Mitleid fromm entbrannt,
Zieht er mit ihm die düſtre Bahn,
Nach Kaiſerswerth, wo die Leiche ruht
In milder Nonnen barmherziger Huth.

Dort in den reinen, blanken Schrein,
Als ſchon der Tag zu Ende rückt,
Legt man das todte Kind hinein,
Und auf den Wagen, faſt beglückt
Der Vater ſich ſetzte neben den Sarg,
Der endlich das heil'ge Kleinod ihm barg.

Der Weg iſt lang und ſchwül die Nacht,
Am Himmel ein Gewitter hängt,
Es zuckt der Blitz, der Donner kracht,
Und Wolke ſich an Wolke drängt,
In voller, in ſchauriger Herrlichkeit
Gibt ihm die Natur das Trauergeleit.

Als Zwölf die Uhr vom Thurme ſchlug,
Da war's gethan, die Noth war aus,
Da hielt der arme treue Zug
Am Kirchhof vor dem Leichenhaus,
Dort ſchließet man ſorglich das Särglein zu; —
Nun armer Vater! nun ruh auch du! —

In früher Stund am andern Tag
Begrub man ſonder Sang und Klang
Des Armen Kind, ich folgte nach, —
Der Sarg, der ſo viel Lieb errang,
Schien glänzend mir wie das köſtlichſte Tuch,
Das um eines Fürſten Hülle man ſchlug.

Und als nun mit geweihtem Naß
Der Prieſter ſprengt den kleinen Raum,
Da knieten in dem feuchten Gras
Die Eltern wie im ſel'gen Traum,
Die kleinen Geſpielen rings um ſie her
Flehn fromm um Schutz zu der Heiligen Heer.

Ich ſah es und zu dieſem Lied
Hat ſehnend mich gedrängt das Herz,
Daß es zu andern Herzen zieht
Mit jener Liebe heil'gem Schmerz.
Vielleicht daß Mancher noch mit ihm geht
Und ſegnend am Grabe des Armen ſteht.

Digitized by Google

Aus der fröhlichen Knabenzeit.

Von Th. Messerer.

I.

Der erste Feldzug.

„Gustl! Gustl!“ schrie mich der Bäckerfritz auf der Straße an, „weißt Du schon, wir sollen heut Nachmittag zum Herrn Major. Der Bedient hat mir angeschafft, es allen Buben in der Nachbarschaft zu sagen. Richt's Deinem Bruder aus!“

Ich horchte hoch auf. Das war das Signal, daß es bald wieder ein lustiges Spiel geben sollte, wozu auch ich, obgleich der Kleinste, ein Knirps von kaum fünf Jahren, eingeladen war.

Ein paar Häuser weit von meiner älterlichen Behausung wohnte ein pensionirter Major, ein seelenguter alter Veteran, der nebst seinem Bedienten Benedikt eine große Rolle in meinen ersten Kinderjahren spielte. Er war eben so drollig als liebenswürdig und alle Nachbarsbuben, deren sich in der Straße mehr tummelten, als den Leuten lieb war, hingen mit Leib und Seele an ihm. Von ihm lernten sie marschiren, rechtsum, linksum, und allerlei militärisches Manöver.

Ich will versuchen, den alten Herrn etwas zu zeichnen und bin im Voraus des Dankes der jungen Leser versichert.

Da bei Kindern das Hervorragendste und am meisten in die Augen Fallende immer den tiefsten Eindruck zurückzulassen pflegt, so ist auch mir das Kinn des Herrn Majors am lebhaftesten im Gedächtniß geblieben. Dieses Kinn, das nahezu dem Höcker meines Hanswursten daheim glich und sich ohne Unterlaß wie kauend bewegte, beschrieb denn auch einen mächtigen Umfang. Mir wenigstens ist seitdem keines mehr in eines Menschen Gesicht so groß und absonderlich vorgekommen. Unmittelbar ober demselben zeigte sich ein großer militärischer Schnurrbart, der alle Farben spielte und an beiden Seiten kerzengerade in die Höhe stieg. Zwischen Kinn und Bart vermuthete ich einen Mund, aber einen Zahn in diesem Munde vermuthete ich nie, glaube auch, daß ein Zahnstocher aus des Herrn Majors Haushalt gewiß schon dreißig Jahre verbannt war. Seine Nase war mit allerlei jungem Nachwuchs versehen, auch wußte ich nie, warf sie auf das Halstuch so einen Schimmer, oder das Halstuch auf sie — die Farbe beider hätte einen welschen Hahn zur Verzweiflung gebracht. Die Augen des guten Majors blieben mir hinter ihrer Verschanzung leider immer unsichtbar, denn seine in Schildkrot gefaßten Gläser gaben seiner Wasserburgerdose an Größe nichts nach. Zudem waren die Gläser so hohl geschliffen, daß sie

Digitized by Google

einem Tubus Ehre gemacht hätten. Desto beſſer konnte ich ſein Haar ſehen, weil ich klein war und die ſpärlichen Ueberbleibſel von unten hinauf aus dem Hauskäppchen ſpitzen ſah, ein großer Mann hätte von oben herab unmöglich Eines erſpähen können. Des Herrn Majors Hauskleidung beſtand gewöhnlich aus einer genauen Jägerjoppe und einer alten Uniformshoſe. Von ſeinen Sporen aber konnte er ſich nicht trennen und da man ſelbe nicht an Pantoffeln trägt, ſo kam er nie aus den Stiefeln. Denkt Euch nun eine kurze dicke Figur dazu und ſäbelförmige Beine, ſo habt Ihr ihn, wie er geleibt und gelebt.

Dieſer gute alte Mann betrachtete ſich förmlich als unſern Spielgenoſſen, was er deutlich kundgab durch ſeine jeweilige Anſprache an uns: „Kameraden!“ Er war auch ſchon in jenem hohen Alter, wo der Menſch anfängt, wieder zum Kinde zu werden.

Wir Knaben ſtanden nun auf obige Einladung gleich nach der Schule, die übrigens mich noch nichts anging, vollzählig vor der Thüre unſers Majors verſammelt. Als uns ſein Bedienter Benedikt, für den ich gleichfalls eine große Zärtlichkeit hegte, dieſelbe öffnete, klopften unſere kleinen Herzen ſämmtlich vor Erwartung der Dinge, die ſich da ereignen würden.

„Ha, ha, Kameraden,“ hub der alte Herr an, „ſeid Ihr ſchon da! Brav, brav, ſollt ein ſchönes Stück Arbeit kriegen, ja, ja! Du, Großer — das galt dem Bäckerfritz — ſollſt mit Deiner Compagnie eine Feſtung erſtürmen, ja, erſtürmen! He, was ſagt Ihr dazu?“

Dabei öffnete er die Thüre ſeines Schlafzimmers und vor unſern Blicken lag eine Stadt, ja, ſie lag wirklich da, denn ſie lag auf dem Boden. Eine Anzahl Cigarrenkiſtchen bildeten die Häuſerreihen und zuſammengeſtellte Pappendeckel die Dächer der entlegenen Gebäude. In der Mitte ſtellte eine alte zugerollte Landkarte den Kirchthurm vor und von Pappendeckel war auch die Kirche, ſogar eine Ringmauer war da, Alles von demſelben Material. Als ich aber zwei Piſtolenläufe aus der Mauer hervorgucken ſah, bereute ich faſt ſchon, dießmal mitgegangen zu ſein, und als der Herr Major gar anfing, von Baſtionen, Wallgräben und Schießſcharten zu reden, beſchloß ich, keine Waffe in die Hand zu nehmen, bevor ich nicht Alles meiner Mutter erzählt.

„Nun, nun, was ſagt Ihr denn dazu?“ ſchmunzelte der dicke alte Herr und watſchelte mit klirrenden Sporen, das gewaltige Kinn in voller Bewegung, im Zimmer umher.

„Sollt's erſtürmen, Kameraden, ſollt's erſtürmen! Kommt morgen Nachmittag, wo keine Schule iſt, mit Säbel, Gewehr, oder was Ihr ſonſt habt!“

Wir dankten unſerm guten Herrn Major und Alle entfernten ſich mit freudeſtrahlenden Geſichtern, ich allein mit einem ziemlich beſorgten. Nun ging's daheim an eine Geſchäftigkeit! Alle Schubläden wurden durchſtöbert,

Digitized by Google

die vorjährigen Christgeschenke gemustert, jedes Geräth im Zimmer betrachtet und überlegt, was man damit anfangen könne. Auch ich kramte in allen Winkeln. Seit ich die Pistolen aus den Augen hatte, war mein ganzer Muth zurückgekehrt. Mein größerer Bruder Karl hatte einen Schleppsäbel, der meiner Ansicht nach längst schon auf mich hätte übergehen sollen, denn er mußte, um den Gurt zu verlängern, eine Schnur daran knüpfen. Als er aber gar seinen alten Helm hinten aufschnitt, daß er ihm passen möchte, fühlte ich mich zurückgesetzt und war überzeugt, daß man mich nicht zum Kriegerstande bestimmen wollte. Nicht eine Spur von einer Waffe war unter meinem Spielzeug zu finden. Endlich fand ich zu meinem Troste eine blecherne Trompete, womit man wahrscheinlich einmal ein musikalisches Talent in mir wecken wollte. Aber ach! das zernagte Mundstück zeigte nur zu sehr, daß zwischen ihm und dem Schnuller keine Jahre vergangen waren. Ich nahm indeß die Trompete und ging in die Küche, meine Mutter zu bitten, mir eine neue Schnur daran zu binden, damit ich sie über die Schulter hängen könne. Da gewahrte ich eine leere große Mehlstranitze. Das war Wasser auf meine Mühle! Ich bat darum, erhielt sie, holte die Troddel meines Drachenschweifes herbei und machte sie damit fertig zum prächtigsten Helme.

Mochte nun der Mutter die neue Kopfbedeckung so sehr gefallen haben oder ich selbst, was ich eher glaube, kurz, sie ging in's Schlafzimmer, brachte die Pfauenfeder, die seit undenklichen Zeiten hinter dem Spiegel gesteckt und befestigte sie neben der Troddel auf der Spitze meines papiernen Helms. Lächelnd drückte sie mir ihn auf den blonden Krauskopf. In meinem Entzücken eilte ich der Wohnstube zu, schielte aber immer hinauf nach dem wehenden Schmucke auf meinem Haupte, übersah das Schwellbrett und — da fiel der angehende Held der Länge nach auf den Boden hin. Daß nun die Töne, die alsbald durch den Hausgang schmetterten, nicht aus meiner Trompete kamen, erkannte meine Mutter sogleich. Sie hob mich auf und fand bald, daß ich gar nicht Ursache hatte, so unbändig zu heulen. Aber alle ihre Ermahnungen, kleine Kinder sollten nicht so laufen, sondern hübsch langsam gehen und fleißig vor sich auf den Boden sehen, brachten mich nicht zum Schweigen und schienen mir nicht halb so vernünftig, als ihre ärgerliche Bemerkung, ich wäre schon viel zu groß, um noch so zu schreien und zu lärmen. Da dachte ich bei mir: „die Mutter hat recht!“ und war im Augenblick still. Ich fühlte mich immer geschmeichelt, wenn ich für groß gehalten wurde. Ich richtete mich denn auch in meiner ganzen Größe auf, schritt von dannen und begann von Neuem, mir irgend etwas zu einer Waffe zu suchen.

Zu einem Schwerte konnte ich lange nichts finden. Ich setzte indessen meine Nachforschungen unverdrossen fort, bis ich endlich das große Lineal

Digitized by Google

meines Vaters an der Wand hängen ſah. Vergnügt holte ich es herab und brachte es mit Hülfe eines Hoſenknopfes an meiner Seite an, in deren nächſter Nähe es leider ſchon früher ein paarmal ein ſcharfes Regiment geführt. Ich trug's dem langen Lineale aber nicht nach, ich dachte nur an die Dienſte, die es mir jetzt leiſten ſollte und freute mich inniglich über den glücklichen Fund.

So ausgerüſtet harrte ich am Tage der Schlacht nur noch meines Bruders, der heute gar nicht aus der Schule kommen wollte. Ich ging inzwiſchen oft genug unter die Hausthüre, um von den Vorübergehenden in meinem Glanze geſehen zu werden und einen freiern Ueberblick über die Straße zu haben. Aber ich konnte mir die Augen aus dem Kopfe ſchauen, mein guter Carl kam immer nicht.

Mehrere Jahre älter als ich, war er das Haupt unſerer Spielkameraden. Er beſtand jeden Strauß und gab alle Spiele an, vom erſten Frühlingstage, wo man ſchuſſerte, bis zum erſten Schneegeſtöber, wo er mit ſeinem Handſchlitten ſicher zuerſt am Platze ſtand. Er war mit Einem Worte überall vorne dran und wäre es gewiß auch in der Schule geweſen, wenn er nicht ſeinen Vorrath an Eifer und Ausdauer meiſt ſchon anderwärts verbraucht hätte. Er mußte demnach zum öfteſten mit einem Plätzchen in den hinterſten, vom Lehrer am weiteſten entfernten Bänken vorlieb nehmen. Kam er aber einmal in deſſen Nähe, wie eben heute, ſo berührten ſeine Kniee regelmäßig jene Bretter, die der Lehrer mit Füßen betrat. Um ihm wieder die gehörige Gelenkigkeit zu geben, überließ ihm dieſer heute das von Allen längſt verlaſſene Schulzimmer zur freien Benützung und zum Nachdenken über ſeine Sünden. So kam er denn erſt eine Stunde nach dem Mittageſſen zu Hauſe und wurde vom erzürnten Vater mit der Prophezeihung empfangen, daß er ſich im Wiederholungsfalle von der verſprochenen Reiſe zum Großvater für heuer nichts mehr träumen laſſen dürfe. Die darauffolgende wohlverdiente Strafpredigt würde ich Carl zu lieb mit Stillſchweigen übergehen, auch wenn ich ihren Inhalt nicht ſchon völlig vergeſſen hätte. Ich drückte mich in eine Ecke und hörte gepreßten Herzens zu, während der Schuldige trotz ſeiner Zerknirſchung nicht unterlaſſen konnte, heimliche Blicke auf ſeine Rüſtung und ſein aufgewärmtes Eſſen auf dem Tiſche zu werfen.

Eine Stunde war ſchon langſam verſtrichen und es war höchſte Zeit, ſich beim Herrn Major einzufinden, als Carl in aller Stille ſeinen Anzug aus dem Zimmer ſchaffte, um ſich verſtohlen auf dem Gange anzukleiden. Ich ließ ihn aber nicht aus den Augen, nachdem ich zu aller Vorſicht noch, falls es drüben etwa an Kavallerie fehlen ſollte, mein Steckenpferd beſtiegen hatte. Als ich Carl hinausſchleichen ſah, folgte ich ihm auf dem Fuße. Er eilte aber ſo ſchnell die Stiege hinab und die etlichen Häuſer entlang,

Digitized by Google

daß ich ihm unmöglich nachkommen konnte, auch wenn mich mein Pferd, das sehr lang war, nicht bei jedem Schritt gehindert hätte. Ich stieg wieder ab und bediente mich seiner als Stock, was mir besonders auf der Treppe beim Herrn Major sehr zu statten kam, da ich das Geländer noch nicht erreichen konnte.

Oben angekommen, waren alle Knaben schon in Reih und Glied aufgestellt. Der Herr Major begrüßte mich auf's Herzlichste. Er war völlig hingerissen von meiner Erscheinung und sagte dabei in seiner abgebrochenen Weise: „Kleiner Bursch, brav, brav! Kann was d'raus werden! Guter Einfall das, guter Einfall!“ Benedikt rühmte besonders, daß ich zu Pferd ausgerückt sei.

Alles war schon geordnet, nur ich hatte keinen Befehl oder bestimmten Platz und stand immer noch da, als sollte ich in meinem prächtigen Aufzuge bloßer Zuschauer bleiben. Mein Gesicht verzog sich schon zu derjenigen Grimasse, die bei Kindern immer ein Vorzeichen der nahen Thränenfluth ist. Da winkte mich der alte Herr gerade noch zur rechten Zeit zu sich. „Komm her, Kleiner!“

Auf das Wort „Kleiner“ saß ich hochaufgerichtet auf meinem Rappen, legte die Hand an den Säbel, schüttelte das Haupt und zwickte mein linkes Auges zu, um eine Thräne am Durchbrechen zu hindern. So ritt ich mit etwas beleidigtem Stolze auf ihn zu. Er führte mich in ein anderes Zimmer, sagte mir, ich sei Parlementär und erklärte mir mit Eifer meine hohe Stellung, wovon ich so viel verstand, als sein schwarzer Kater, den er inmitten der Festung in eine Pappschachtel gesetzt und ihm bedeutet hatte, er sei Gouverneur.

Mein Befehl lautete dahin, daß ich von dem Zimmer, worin sich meine Kameraden befanden, in das anstoßende vor die Festung zu reiten, in die Trompete zu stoßen und laut zu rufen habe: „Herr Gouverneur, übergebt die Festung, sonst werden wir sie stürmen!“ Darauf sollte mir der Herr Major statt des Katers zur Antwort geben: „Wir bleiben treu unserm Herrn und ergeben uns nie.“ Dieß Manöver sollte dreimal ausgeführt werden. Als er mich genugsam unterrichtet glaubte, mußte ich ihm mein Taschentuch geben, das auf meinem Lineal säbel aufgehißt wurde, um als Parlamentärflagge zu dienen.

Ich ging nun, meinen ehrenvollen Auftrag auszuführen, aber ach, welch eine Angst, welch drückendes Gefühl beschlich mich, als ich vor der Festung erschien, wo ich den Herrn Major, Benedikt und den Kater mit ernsten Mienen und in feierlicher Stille auf mich warten sah!

Ich brachte kaum einen Ton aus meiner Trompete und stotterte meine eingelernte Ansprache ganz verdreht heraus. Als ich mich zum ersten Rückzug wandte, hatte ich noch obendrein das Unglück, daß der hintere Theil

Digitized by Google

meines langen Pferdes mit den Hühneraugen des Herrn Majors etwas zu vertraut wurde, worauf er mir einen Blick zuwarf, in dem eine Kampfeswuth nicht zu verkennen war. Das beugte mich vollends nieder.

Bei meinem zweiten Ritte vor die Festung brachte ich das Aufgebot nur noch mit weinerlicher Stimme heraus. Ich ahnte, daß die so schön aufgerichtete Stadt, mit der ich am liebsten allein und friedsam gespielt hätte, bald von meinen schon sehr kriegslustigen Kameraden zerstört sein würde. Als ich zu denselben zurückkehrte, lärmten sie laut vor Ungeduld und fochten mit den Säbeln in der Luft. So klein ich war, erkannte ich doch schon, daß die ganze Armee in offene Meuterei auszubrechen drohe, wenn nicht schnell das Zeichen zum Angriff gegeben würde.

Ich ritt eiligst zum dritten und letzten Mal vor die Festung, doch wurde mir, dem die Sache ein immer ernsteres Ansehen gewann, so bang und schwer, daß ich nur noch sagen konnte: „Herr Gouverneur, übergebt" — da brach mir das Herz und Thränen erstickten meine Stimme. Den Herrn Major, der mir mit immer tieferer Baßstimme geantwortet, hörte ich dießmal kaum. Ich nahm mein treues Schlachtroß unter den Arm und konnte nicht zum Rückzug blasen, ich konnte nur weinen. An der Thüre des nächsten Zimmers angelangt, stürmten meine Kameraden in wilder Hast hervor und rannten mich jählings über den Haufen. So lag nun Mann und Roß nach treuer Dienstleistung erbärmlich hingestreckt, und daß ich nicht verletzt wurde, hatte ich einzig dem Umstand zu verdanken, daß weder Artillerie noch Kavallerie bei der Armee war. Aber plötzlich wurde mir schwarz vor den Augen — die ganze versprengte Besatzung der Festung rannte in wilder Flucht über mich hin. Es wäre wohl Jedem so gegangen, da bekanntlich die Besatzung aus dem schwarzen Kater bestand. Ich mochte trotz meines nicht allzuleisen Wehklagens eine geraume Weile unbeachtet so da gelegen sein, bis ich von meinem lieben Benedikt zärtlich aufgehoben und in's Schlafzimmer geführt wurde. Hier wäre ich indeß bald wieder zusammengesunken, als ich die schön aufgerichteten Häuserreihen in Trümmerhaufen übereinander geworfen und den guten Herrn Major in Mitte der hellauf jauchzenden Buben als Gefangenen erblickte. Benedikt hatte wie der Kater sein Heil in der Flucht gesucht.

Was nun folgte, richtete mich allmälig wieder auf. Der alte Herr wurde auf die Erklärung, daß er ein bedeutendes Lösegeld in Viktualien zahle, freigegeben. Sodann wurden wir Alle aufgestellt und mit Orden decorirt. Der Herr Major hielt auch noch eine Rede, wovon ich mir nur den Schluß gemerkt habe: „Also brav, brav! Das heißt wacker gefochten und ausgehalten! Der Parlamentär soll vortreten! Ist am meisten mitgenommen worden, darf sich seinen Orden selber aussuchen."

Nicht wenig geschmeichelt, wählte ich unter verschiedenen blauen, rothen

Digitized by Google

und gelben Kreuzen und Sternen einen Stern von Goldpapier. Dazu erhielt ich noch ein Paar Aepfel als meinen Antheil am Lösegeld, was mich mit allem Ausgestandenen völlig aussöhnte. Während dann meine Kameraden die Schachteln und Pappendeckel wieder in Ordnung bringen, auch den Hauskater unter dem Kleiderschranke hervorlocken mußten, kehrte ich mit nicht geringem Stolze und den dankbarsten Gefühlen gegen meinen guten Herrn Major von meinem ersten Feldzug heim, um bald darauf meine erste Reise anzutreten.

II.

Die erste Reise.

Es ist hohe Zeit, die jungen Leser mit meiner eigenen kleinen Person näher bekannt zu machen, obschon das eben nicht leicht ist. Bei persönlichen Schilderungen geräth die liebe Bescheidenheit allzugerne mit der Wahrheit in Widerstreit. In Anbetracht aber, daß schon mehr als ein Vierteljahrhundert seitdem über meinen Scheitel hingezogen ist, will ich mich dieser Aufgabe dennoch unterziehen.

Ich kümmerte mich als kleiner Knabe wenig darum, ob ich schwarzes oder blondes Haar, blaue oder graue Augen hatte. In einen Spiegel konnte ich nicht sehen, dazu war ich zu kurz, bekam ich aber einmal einen in die Hand, so war's nur, um Gesichter und Grimassen hinein zu schneiden. Gleichwohl brauchte ich über mein Aussehen nicht im Zweifel zu sein, dafür sorgten schon die andern Leute. Die Einen hießen mich den Blondhaarigen, die Andern den Dickbackigen und hie und da fiel's auch einer alten Base ein, mich ihr liebes Engelchen zu nennen. In solchen Fällen stutzte aber meine wahrheitsliebende Mutter gewöhnlich meine Seraphflügel mit dem Ausrufe: „Lassen Sie mich aus! Der Schlingel hat's trotz seinen blauen Augen faustdick hinter den Ohren!“ Nun wissen wir also vorläufig, daß ich blondes Haar, blaue Augen und dicke Backen hatte, jetzt kommt's an die Nase. Daß die nicht spitzig war, mußte ich so oft hören, als man an meiner Aufrichtigkeit zweifelte und zu dem bekannten Orakel schritt: „Wie, laß mich an dein Stumpfnaserl fühlen!“ Unter diesem Stumpfnaserl befand sich ein Mund, von dem ich mit dem besten Willen nichts Genaueres sagen kann, als daß er zur Essenszeit ungewöhnlich rührig war. Diese einzelnen Theile machten im Ganzen den Eindruck eines rechten Kindskopfes, was doch nichts anderes bedeuten will, als ein kugelrundes unschuldiges Kindergesicht.

Ich hatte die Größe, die bei Kindern die possierlichste ist. Groß genug, um nicht mit der Nase an den Tisch zu stoßen, war ich doch zu klein, um in die Schüssel sehen zu können, was für mich ein fataler Umstand war. Die Kleidung, in der man mich zu meinem Verdrusse öfter

Digitized by Google

für ein Mädchen als für einen Knaben gehalten, hatte ich bereits abgelegt und dafür ein Jäckchen mit gelben Knöpfen eingetauscht, woran auch gleich die Hose geknöpft war. Kurz nach meinem ersten Feldzuge bekam ich dazu noch hohe „wirkliche“ Stiefel, wie ich sie nannte, und Hosenträger! Das änderte wieder Vieles und Alles bekam einen noch viel männlicheren Zuschnitt.

Nun kam ich nicht mehr auf den Ruf „Gustl!“ Wer mich nicht „August“ nannte, dem blieb ich vom Leib, indem ich beleidigt meine neuen Stiefel betrachtete, in denen ich mir als eine überaus wichtige Person vorkam.

Meine Vorliebe für Herrn Majors Benedikt hing großentheils mit dieser kindlichen Eitelkeit zusammen. Der nannte mich niemals „Gustl“, wie ich ihn nie durch ein „Dickl“ verletzte, so daß unter uns ein Freundschaftsbündniß bestand, wie gewiß nie eines intimer zwischen einem fünfjährigen Jungen und einem Fourierschützen geknüpft worden ist. —

Jetzt können sich die Leser hoffentlich eine kleine Vorstellung von meiner damaligen Persönlichkeit machen, und ich will nach dieser Abschweifung ohne weitern Aufenthalt in der Erzählung meiner kleinen Abenteuer fortfahren. —

* * *

„Geht in den Hausgang hinab und macht dort meinetwegen Spektakel, so viel Ihr wollt, aber hier will ich Ruhe haben!“ fuhr uns der Vater an einem regnerischen Nachmittage an und sprang ungeduldig vom Schreibtisch auf.

So sehr uns die Bewegung erschreckte, so lieblich schlugen die Worte an unser Ohr. Wir waren wie der Blitz zum Zimmer hinaus und die Stiege hinab in unserm prächtigen alten Hausgang, wo wir am liebsten spielten, wenn wir nicht beim Herrn Major sein konnten. Der ungeheure Hofraum dahinter war in lauter Stallungen und Schupfen eingetheilt, wo verschiedenes Fuhrwerk eingestellt wurde und es herrschte da meist ein sehr lebhafter Verkehr. Heute war gerade wieder Botentag und der ganze breite Vorplatz stand über und über voll Karren und Säcke, Kisten und Koffern, Schachteln und Körbe, unter denen wir uns sogleich lustig herumtrieben. Wir waren wie ausgewechselt vor lauter Vergnügen, und als dann noch der Bäckerfritz mit dem Wagnerseppel über die Straße gesprungen kam, ging das Klettern und Lärmen erst recht los, der Eine dem Andern nach, als ob die wilde Jagd daherkäme, bis uns ein: „Tausendstern, hört's jetzt bald auf!“ aus dem Munde des Rosenheimerboten wieder zur Vernunft brachte.

Da schlug der Carl, indem er voraussah, daß sonst auch hier länger kein Bleibens für uns sein möchte, ein ordentliches, ruhiges Spiel vor. Der Vorschlag fand Beifall und die Wahl war bald getroffen. Nirgends in der Welt ließ sich so gut Versteckens spielen, als unter all dem Ge-

Digitized by Google

rümpel, und dieß Lieblingsſpiel aller Kinder, das wir vorhin in der engen Stube nur unvollkommen und zum Verdruſſe des Vaters begonnen, wurde unten ſogleich fröhlicher und ſchöner fortgeſetzt. Der Verſteckte hockte mit angehaltenem Athem in ſeinem Winkel, die Suchenden ſpähten unter Kichern und Flüſtern vorſichtig von Ecke zu Ecke, und nur wenn der Vogel im Neſt gefunden war, gab's ein kurzes helles Halloh, über das die Schaffner in den weißen Leinwandkitteln, die hier herum hantirten, ſelber lachen mußten. Sogar der brummige Roſenheimerbote hatte nichts mehr einzuwenden.

Mich verdroß nur das Einzige, daß mich die Schlingels, ich mochte ſtecken, wo ich wollte, im Augenblick hatten, während ich leider bei aller Aufmerkſamkeit häufig unverrichteter Sache meine Runde machte.

„Das muß anders werden," dachte ich in meinem gekränkten Ehrgeize, als ich gerade wieder hinter einem vollen Hopfenſacke ſaß, von dem ich mir übrigens trotz ſeines Umfanges wenig Gutes verſprach. Dabei ſtrengte ich mein kleines Gehirn an, um für's nächſte Mal endlich ein Plätzchen auszuſinnen, wo mich Keiner, aber auch gar Keiner finden ſollte.

„Den haben wir ſchon wieder!" ſchrie mir plötzlich der Bäckerfritz in die Ohren und zog mich beim Kragen aus dem Winkel und zugleich aus meinen beſten Gedanken heraus.

Mit ingrimmigem Geſichte nahm ich das Gelächter der Uebrigen auf, und je mehr ich meinen Verdruß blicken ließ, deſto ärger lachten ſie mich aus. Indeß ich nun die trübſeligſten Betrachtungen in dem Sinne des Sprüchworts: „Wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht ſorgen!" anzuſtellen im Begriff war, fiel mein Auge zufällig auf den unbeſpannten Fuhrwagen, der mit einer Blache überdeckt mitten im Hausgang ſtand. Ein Freudenſchrei zog in mein bekümmertes Herz. Ich konnte nichts Beſſeres finden, hier hinein wollte ich mich verſtecken, da ſollten ſie mich gewiß nicht erwiſchen. Ich wunderte mich nur, wie ich an den Wagen nicht früher gedacht und zappelte buchſtäblich dem Augenblick entgegen, wo die Reihe ſich zu verſtecken wieder an mir wäre.

Ich brauchte nicht lange zu warten. Beim nächſten Auszählen traf es wieder mich. Es mußte ein förmlicher Triumph in meiner Miene liegen, weil Carl lachend meinte: „Dießmal muß der Guſtl was recht Apartes wiſſen, ſchaut's ihn nur an!" Damit lief er mit den Andern der Verabredung gemäß einſtweilen vor das Haus, und als ich mich wiederholt verſichert, daß mich nicht nur Keiner belauſcht, ſondern daß ſie in'sgeſammt auf das „Ah — ah — ah — Rührmilifauri!" einer Milchverkäuferin zu merken ſchienen, näherte ich mich auf den Zehenſpitzen meinem Wagen. Ich ſtieg vorne auf die Deichſel, ſchlüpfte entſchloſſen hinein und verſchanzte mich ſo gut unter Stroh und leeren Säcken, daß man auch kein Zipfelchen von meiner ganzen kleinen Perſon gewahr werden konnte. Ich lag auf

Digitized by Google

dem Bauche, und nachdem ich das übliche Zeichen durch ein lautmächtiges: „Guckauf!“ gegeben, horchte ich athemlos auf das Geräusch der rasch Herbeieilenden, die ich theils einzeln, theils mitsammen bald näher kommen, bald sich entfernen hörte. Mein Herz klopfte wie ein kleiner Hammer und meine Backen waren brennend heiß.

„Wo muß sich denn der Schliffel dießmal versteckt haben?“ hörte ich deutlich den Wagnerseppel wispern.

„Mir,“ setzte mein Bruder lauter hinzu, „wird's schon bald zu dumm. Wenn wir den Dickkopf noch lang umsonst suchen müssen, lassen wir ihn schön warm sitzen und holen uns unser Dreibrod, da wird er gleich zum Vorschein kommen.“

Ich mußte mich schütteln vor heimlichem Lachen und wenn ich mir vorstellte, wie die ganze pfiffige Gesellschaft rings um den Wagen jedes Fleckchen haarscharf durchschnüffle und zu allem Ueberfluß ihre vorwitzige Nase oft genug in das Innere desselben stecke, war ich ganz stolz darüber, daß ich sie dießmal so überlistet. Um mich ja nicht zu verrathen, getraute ich mir auch nicht die leiseste Bewegung zu machen, horchte aber gleichsam mit Leib und Seele aus dem Wagen hinaus. Dieß und die liegende Stellung, dazu meine Ermüdung von dem vielen Herumtummeln, spannte mich unmerklich ab und ich schloß öfters die Augen. Ich mochte wohl schon eine halbe Stunde regungslos so dagelegen und die Buben des langen Suchens endlich müde geworden sein — ich hörte nichts mehr. Es wurde überhaupt stiller. Die Botenschaffner hatten sich mehr in den Hof zurückgezogen. Da überkam mich plötzlich eine ungeheure Schläfrigkeit, ich vergaß Spiel und Wagen und schlummerte so fest ein, als ob ich droben in meinem Gitterbettchen läge. Wie lange ich geschlafen, weiß ich wahrhaftig selber nicht, daß es aber ein tiefer und gesunder Schlaf gewesen sein muß, ist ausgemacht.

Als ich endlich die Augen öffnete, herrschte ein dämmeriges Halbdunkel um mich her. Ich spürte eine stete gleichmäßige Bewegung, glaubte zu träumen und um vollends aus dem Schlafe zu kommen, wollte ich mich in meinem vermeintlichen Bette herumdrehen. In diesem Augenblicke fuhr ich heftig zusammen, denn vor mir erklangs mit kräftiger Stimme:

„Heim sollt i geh,
Da sollt i bleib'n,
Meiner Bäurin sollt i d'Erdäpfl reib'n —
Heim geh i net,
Da bleib i net,
Meiner Bäurin reib i d'Erdäpfl net!“

Noch ehe das Schnadahüpferl zu Ende gesungen war, war ich wieder bei voller Besinnung. Die letzten Vorgänge, das Spiel im Hausgang,

Digitized by Google

das Versteck im Wagen, mein Einschlafen — Alles fiel mir ein! Und jetzt — jetzt lag ich noch im Verstecke, auf dem Bauche, unerwischt — der Wagen aber, der war in Bewegung, das fühlte ich mit Entsetzen. Und als ich mein Haupt von seinem Strohüberzug befreit, sah ich drei Schritt von mir den jodelnden Fuhrmann sitzen, der zu seinem Gesange den Takt mit den Füßen trat. Mein Unglück war gewiß, ich begriff es vom Anfang bis zum Ende. Ich war so gut versteckt und so fest eingeschlafen gewesen, daß der Fuhrmann seine Pferde anschirren und mit mir auf und davon fahren konnte, ohne daß weder er noch ich ein Sterbenswörtchen gemerkt. Was sollte ich thun? In Jammer- und Geschrei ausbrechen — nein! lieber Leser, in Stiefeln und Hosenträgern heult man nicht mehr, so viel stand fest in meinem jungen Geiste. So schüttelte ich denn standhaft das Stroh von meiner Gestalt, schob ein Paar alte Säcke zurück und rutschte ziemlich steif und lahm in die Nähe des menschlichen Wesens, in dessen Hand für jetzt mein Schicksal lag. Ich saß längst dicht hinter dem ländlichen Sänger, ohne daß er meine Anwesenheit bemerkte. Er wiederholte unverdrossen sein Liedchen vielleicht zum sechsten Male und legte so viel gemüthliche Unentschlossenheit in die erste Hälfte desselben und so viel nachdrücklichen Trotz in die zweite, daß sich ohngeachtet meiner verwickelten Lage jede Sylbe meinem Gedächtniß einprägte.

Endlich nahm ich mein Herz in beide Hände und zupfte ihn an der wollenen Decke, durch die er seinen Kopf gesteckt hatte und die wie ein zottiges Fell um ihn hing. Beim ersten Ruck blieb er unbeweglich, beim zweiten stärkern warf er den Kopf herum und sein an die Dunkelheit gewöhntes Auge gewahrte mich.

„Ja, Bua, wo kimmst denn Du her?“ fuhr es in schlichter Prosa aus seinem vor Staunen großgeöffneten Munde.

Ich fing jetzt mit beklommenem Tone an, mein heilloses Abenteuer zu erzählen. Als ich etwas beherzter beim Schlusse angekommen war, mußte ich aber wieder von vorne anfangen. Die Fassungskraft meines Zuhörers und mein verwirrter Bericht verlangten eine gründliche Wiederholung und erst als der Bursche den ganzen Zusammenhang genau begriffen zu haben schien, wandte er sich folgendermaßen zu mir:

„Tausend, tausend, Bua, da hat Dich aber d'Dummheit schon recht schön grüaß'n lassen! Wem thut jetzt so was einfallen! Seid's auch schon rechte Trabanten, Ihr in der Stadt drinn', nichts als Lumperei'n im Kopf, das muß wahr sein. Wenn'st Dir aber einbild'st, ich sollt jetzt gleich wieder umkehren und wegen Dir in d'Stadt 'neinfahr'n, so schneid'st Dich, Bua, ich könnt net, wenn ich gern wollt. Morgen in der Fruh um drei muß ich zum Kornschneid'n auf, da hilft Dich Alles nichts, und in einer kleinen Stund sind wir so leicht z'Nußdorf. Mach Dir aber nichts daraus,

Digitized by Google

wenn'ſt jetzt auch mit mußt, Du kommſt ſchon wieder heim, da muß ſchon Mittel und Weg g'macht werden. Setz Dich her zu mir, ich wick'l Dich in mei' Decken. So, und jetzt ſingſt mit." Und indem er den Hut keck auf's rechte Ohr ſetzte, hub er mit weithin ſchallender Stimme die netteſten „Gſangln" an.

„Auf d'Alm bin i ganga,
Hab 'nauf und 'nauf g'lacht,
Und bis i auf bin komma,
Haben d'Schmalznudl ſchon 'tracht."

„Grüaß Dich Gott, Sepperl,
Biſt da von der Fremd?
Iſt Dir's Schnurrbarterl g'wachſ'n,
Hätt' Dich bald nimme kennt!"

Mitgeſungen hab ich freilich nicht, aber leichtſinniger bin ich dabei geworden oder gefaßter, wie man's nehmen will. Der erſte Schreck war bereits durch den Reiz der Neuheit überwunden und bald hatte ich mich mit Beihülfe des luſtigen Menſchen neben mir in meine ſeltſame Lage gefunden. „Was man nicht ändern kann, in das muß man ſich fügen." Dieß Sprüchlein meines Vaters lag mir unbewußt im Sinne und unbewußt handelte ich darnach.

Ich war noch nie auf einem Bauernwagen gefahren, überhaupt nie mit einem Bauern in ſo unmittelbare Berührung gekommen, obſchon das längſt der Gegenſtand meiner geheimſten Sehnſucht geweſen. Von den Fenſtern unſerer in der Altſtadt gelegenen Wohnung beobachtete ich an Schrannentagen ſtundenlang das Treiben der Landleute, für die ich von jeher eine ganz entſchiedene Vorliebe zeigte und meine höchſte Idee war, dereinſt ein Fuhrmann oder ein Hausknecht zu werden. Eine lederne Hoſe gefiel mir über die Maßen wohl und etwas Schöneres als hohe Stiefel gab es in meinen Augen ſchon gar nicht. Ich beneidete Jeden, der eine Zipfelhaube trug, war noch ein rother Bruſtfleck dabei, ſo wäſſerten mir ordentlich die Zähne und mein größter Stolz war, mich am Faſchingdienſtag als kleiner Bauernbub maskirt allenthalben bewundern zu laſſen.

Es war nur Schade, daß es ſchon ſo dunkel wurde. Ich konnte zu meinem Leidweſen immer weniger von der mir ſo intereſſanten Perſönlichkeit meines Nachbars wahrnehmen und kaum noch die Farbe der beiden Pferde unterſcheiden, die gemächlich vor uns auf der Landſtraße dahintrabten. Um mich zu erheitern, legte der Muckl, ſo titulirte ſich der Fuhrmann auf mein Befragen, die Zügel in meine Hände und ich rief ein munteres „Hoti!" um's and're zu den Gäulen hinaus.

Indeß ich ſo nicht allzutraurig die nächtliche Fahrt mitmachte, erreichten wir die Ortſchaft, die der Muckl vorhin Nußdorf genannt hatte. Es

Digitized by Google

herrschte nun gänzliche Dunkelheit. Ich konnte nur die unbestimmten Umrisse der Bauernhäuser erkennen und es überrieselte mich ein sonderbar ängstliches Gefühl bei der Einfahrt in diese mir unbekannte Welt. Unser Wagen hielt vor einem der ersten Häuser. Der Muckl stieg ab und fing schon an, die Pferde auszuspannen, als sich die Hausthüre aufthat und beim Scheine einer Laterne eine Bauersfrau sichtbar wurde.

„Bist da, Muckl?“ fragte sie.

„Ja, Bäurin.“

„Hast gut verkauft?“

„So mittelmäßig, aber ich bring Dir was mit, was ganz Rar's, den klein' Stadtfrack da drinn'.“

Mit diesen Worten wies der Muckl kichernd auf mich, der sich eigentlich viel lieber wieder unter dem Stroh im Hintergrunde vergraben hätte. Die Bäurin trat verwundert aus der Thüre und leuchtete mit ihrer Hornlaterne in den Wagen und in mein verblüfftes Angesicht.

„Heilige Mutter Anna! Bist ja net recht g'scheidt, Muckl, wo hast denn Du den Bub'n auf'gabelt?“

Der Muckl erstattete lachend seinen Bericht und die Bäurin schlug vor lauter Jammer und Verwunderung die Hände sammt der Laterne über dem Kopf zusammen.

„So g'fährlich ist's grad net, Bäurin, wie Du's machst,“ beschwichtigte der Bursche. „Morgen fruh muß doch wer aus dem Ort in d'Stadt fahr'n und der nimmt ihn mit und leert ihn am nämlichen Fleckl ab, wo ich ihn auf'packt hab.“

„Richtig, ja,“ besann sich die Bäurin, „der Gschaftlhuber fahrt bei der Nacht um zwei Uhr fort. Der nimmt Dich nachher schon mit, arm's Kind!“

„Der Gschaftlhuber, das trifft sich ja prächtig, der macht sich die größte Freud d'raus,“ sagte der Muckl und hob mich aus dem Wagen. „Aber bevor ich ihn ablief're, möcht ich den klein' Kerl doch beim Licht betrachten. Geh her, Bua, laß Dich anschau'n! A saubers Bürscherl ist's, gelt Bäurin?“

„Ja, wahrhaftig, so schneeriesserlweiß und so kraust, wie unser Christkinderl in der guten Kammer droben. Mei, was wird seine Mutter für eine Kümmerniß haben!“

Hier schoßen mir die hellen Thränen in die Augen.

„Geh weiter, mach Dir nichts d'raus,“ schmeichelte der Muckl, „d'Bäurin gibt Dir ein paar Kücheln, nachher führ ich Dich gleich zum Gschaftlhuber hinüber, daß er Dich mitnimmt, sonst könnten wir's leicht gar verschlafen.“

Die Frau brachte wirklich das Verheißene herbei und stopfte mir beide

Digitized by Google

Taſchen voll mit den fetten Kücheln an. Dann trocknete ſie mir mit ihrer Schürze die Augen und blieb liebreich bei mir ſtehen, bis der Muckl aus dem Stalle zurückkam, wohin er die Pferde gebracht. Der nahm mich nun bei der Hand, ließ ſich die Laterne geben und ging pfeifend mit mir vor ein benachbartes Haus, wo er ein paar ſtarke Schläge an die Thüre that.

Nach einiger Zeit erſchien ein Kopf an einem der kleinen Fenſterchen oberhalb der „Lauben“ und eine zappelnde Stimme fragte: „Was gibt's, was gibt's?“

„Ich bin's, der Muckl. Geh 'runter, Gſchaftlhuber, ich hab Dir was zu ſagen.“

„Gleich, gleich, Muckl, komm ſchon, komm ſchon.“

Ich hörte einiges Gepolter von innen und gleich darauf ging die Thüre auf und ein äußerſt beweglicher, kleiner drolliger Mann, der Gſchaftlhuber in Perſon, kam heraus.

„Was gibt's, was gibt's?“ wiederholte er mich neugierig muſternd und keineswegs ungehalten über die ſpäte Störung.

Mein Begleiter ſetzte ihn eben ſo unverdroſſen als umſtändlich von dem Gang der Sache in Kenntniß. Seine Erzählung wurde häufig von lebhaften Ausrufungen und noch lebhaftern Geberden von Seite des Gſchaftlhuber unterbrochen.

„A damiſche G'ſchicht, Muckl,“ ſagte er und zog die hochzipflige Schlafhaube links und rechts über die Ohren, „a damiſche G'ſchicht, haſt Dich aber an den Rechten g'wand't, ich will Dir den Karren ſchon wieder herausholen aus dem Moraſt. Beim Stiefelwirth ſtell ich ein, da wart' mein Dickl ſchon auf mich, dann trinken wir ein Maßl oder zwei, nachher führen wir zu allererſt das Bürſcherl da zu ſeine Leut. Aber halt, ich bin ein Narrenhäusler, Du haſt mir ja g'ſagt, Muckl, daß der Bub beim „Schlicker“ aufg'ſeſſen iſt, da ſollt er ja von Rechtswegen mein' Dickl kennen. He, Buberl,“ wandte er ſich zu mir, „kennſt denn den Dickl net, der dem Herrn Major ſein Stiefelwichſer iſt, im Thal, Hausnummer 71, über zwei Stiegen vornheraus?“

„Den Benedikt,“ antwortete ich ſchnell und freudig bei dieſer unerwarteten Begegnung auf bekanntem Felde, „ja, den kenn ich ſchon!“

„Jetzt iſt's recht, jetzt iſt's recht,“ rief der G'ſchaftlhuber, riß vor Vergnügen die Schlafhaube vom Kopf und ſchleuderte ſie auf's Geradewohl einer Gegend zu, die ſich mir durch den Geruchsſinn als Düngerhaufen verrieth, „jetzt iſt d' Bekanntſchaft ſchon g'macht. Jetzt geh nur heim, Muckl und verlaß Dich auf mich. Ich nehm den Buben mit tauſend Freuden über mich, der kennt mein' Dickl, das iſt Dir eine Hauptgaudi! Und Du, Buberl, ſchlafſt jetzt ordentlich aus im guten Bett droben und laß'ſt Dir wegen der damiſchen G'ſchicht da kein grau's Haarl mehr wachſ'n.“

Digitized by Google

Und der G'schaftlhuber, in den ein ziemliches Quantum Queckſilber gefahren zu ſein ſchien, hob mich flugs auf ſeinen Arm, riegelte dem lachenden Muckl die Thüre vor der Naſe zu und krabbelte mit mir die finſtere Stiege hinauf in eine eben ſo finſtere Kammer.

Da legte er mich kleinen Menſchen, angekleidet wie ich war, auf ein hochmächtiges Bett und deckte mich mit einer von den bewußten Decken zu, die ſo ſchwer ſind, „daß man ſich," wie die Fiſcherliſel in Schlierſee ſagt, „am Tag verloben möcht, damit ſie Einen bei der Nacht nicht erdrücken." Nicht zufrieden, mich ſo vor dem Erfrieren geſchützt zu wiſſen, ſtopfte er auch noch die Enden derſelben ringsherum in die Seitentheile der Bettlade, bekreuzte mich zu verſchiedenen Malen und überließ mich meinem Schickſal.

Ich war wie in einen Schraubſtock eingekeilt und hatte noch keine fünf Minuten in dieſer verzweifelten Lage zugebracht, ohne aus allen Poren zu ſchwitzen. Mit großer Anſtrengung ſuchte ich ruckweiſe in die Höhe zu kommen und arbeitete mit Händen und Füßen, bis ich aus dem Bereich der fürchterlichen Decke war. So lag ich denn zu Häupten dieſes lieblichen Lagers und es währte nicht lange, bis ich in die Fortſetzung jenes ſanften Schlummers fiel, durch den mir ſo ſchwere Prüfungen auferlegt worden.

Als ich erwachte, war das Erſte, was ich erblickte, das vom Scheine einer Lampe ſpärlich beleuchtete Antlitz des G'ſchaftlhuber, der vor meinem Bette ſtand und mit vollen Backen in eine Milchſuppe blies, die er dazwiſchen mit einem langen Kochlöffel umrührte.

„Biſt wach, Buberl," ſagte er, „haſt halt noch nicht ausg'ſchlafen, iſt freilich ein biſſel z'wenig für Deine Poſtur von halb zehni bis halb drei, daheim bringſt's ſchon wieder ein. Jetzt geh her und iß die Suppen da, das iſt eine Hauptſach und macht Dir ein warm's Magerl auf'n Weg."

Schlaftrunken aß ich einige Kochlöffel voll, dann ſchob ich die Schüſſel ſammt der Hand des G'ſchaftlhuber bei Seite, der mich ohne weiteres Zureden in einen alten Mantel gewickelt auf den Arm nahm, die Lampe ausblies, hinunter ſtolperte und auf ein im Hofe beſpanntes ſogenanntes Schweizerwägerl ſetzte. Er nahm Platz neben mir, machte das Spritzleder feſt, ergriff die Peitſche und mit einem Prrr! fuhren wir zum Thore hinaus.

Die ſcharfe Morgenluft rüttelte mich ſchnell zum vollen Bewußtſein auf. Ich ſchüttelte einen leichten Anflug von Froſt ab, ermunterte mich und merkte auf die Worte des G'ſchaftlhuber, der ſeit meinem Erwachen unermüdlich an mich hinredete.

„Du kennſt alſo mein' Dickl, Buberl, geh, ſag mir's aufrichtig, haſt ihn gern, mein' Dickl?"

„Ja, G'ſchaftlhuber, recht gern, ich" — —

„Ich heiß eigentlich Schmiedhuber," fiel mir der G'ſchaftlhuber

Digitized by Google

eilig in die Rede und zwickte sein linkes Auge mit schlauem Ausdruck zu „Schmiedhuber mit Verlaub.“ „G'schaftlhuber“ ist nur so was Auf'bracht's. Ich misch mich gern ein bissel in Alles und bin überall der Erst, wo's was gibt, es mag sein, was 's grad will. Da heißen sie mich halt den G'schaftlhuber, sie meinen's nicht bös und ich nehm's nicht übel auf, gern haben's mich doch Alle. Ohne 'n Schmiedhuber habens ja nie was machen können, kann ist er bei der Arbeit g'wesen, so sind's schon wieder d'rum daherkommen, es ist ja Keiner im ganzen Dorf, den man so brauchen könnt. Ja, Buberl, wir sind oft lustig g'wesen, da hat der alt Schmiedhuber den Hanswurstel machen müssen, und wenn's zur Abwechslung einmal traurig her'gangen ist, hat er Trübsal 'blasen. So, jetzt hab ich Dir's explizit, woher der G'schaftlhuber stammt. Wenn's mir grad ankommt, heiß ich mich gleich selber so. Bei uns geht's so delikat net zu, wie in der Stadt drinn, daß man d' Wort so akurat setzen müßt. Um wieder auf unsern Diskurs zu kommen, so muß ich Dir sagen, daß der Herr Major ein Tausendspezi zu mir ist, er ist hineing'angen in's Rentamt, wie ich heraus'gangen bin. Seit der Zeit sind wir die besten Freund und ich sag's dem Dickl allemal: „Dickl,“ sag ich, „schau mir auf den Herrn Major, ein treuer Freund ist mir lieber, als 's baare Geld im Kasten.“ Aufpassen thut der G'schaftlhuber, aufpassen, und hat schon manchmal was ausspekulirt, wo ein And'rer nur so drüber g'stolpert ist.“

Während solcher und ähnlicher Zwischenreden meines äußerst possierlichen und lebendigen Gesellschafters, hatte sich die Dämmerung in eine heitere Morgenhelle verwandelt und wir konnten einander näher betrachten. Ich hätte beinahe laut aufgelacht, als ich mit wachen Sinnen das Gesicht des G'schaftlhuber in all seiner Drolligkeit neben mir erblickte. Zwei kleine lebhafte Augen schienen ein besonderes Vergnügen daran zu finden, ihre Blicke auf der nach oben strebenden Nasenspitze zu kreuzen, während der Mund, wie ein lederner Geldbeutel in Falten gezogen, sich um die vorwitzige Nase nicht im Geringsten zu kümmern schien. Wangen und Kinn waren mit langen Bartstoppeln bedeckt, als ob sie seit sechs Wochen nicht rasirt worden wären und die rothgestreifte Zipfelhaube, auf der ein alter Filzhut von zweifelhafter Farbe saß, wurde jeden Augenblick noch fester über die unsichtbaren Ohren gezogen.

Der G'schaftlhuber störte mich leider bald in der Betrachtung seiner Gesichtszüge durch den Ausruf: „Heiliger Antoni, was muß ich seh'n! Du hast ja a Prachtköpferl, so viel ich kenn. Da hab ich Respekt! Solche Aeltern müssen a Freud hab'n! Aber für dießmal wirst a schlechte Ehr aufg'hebt hab'n mit dem unsinnigen Stückl da, kann mir's schon einbilden. A solches Kind, wenn er verlieren thät, und 's brächts ihm Einer, da thät sich der G'schaftlhuber z'erst weinen grad g'nug, nachher thät er wie närrisch

Digitized by Google

vor Freud und drei Tag lang nichts Andres mehr sagen, als: „'gelts Gott, 'gelts Gott, tausendmal vergelts Gott!“ Weißt was, Buberl, weil Du gar so a liebseligs Muttergottesg'sichtl hast, kannst 'raus kommen auf Nußdorf, so oft's Dich g'rad freut. Am „Kirta“ aber, da gehst gleich mit dem Dickl und nimmst noch ein Geschwistert mit oder ein paar, kommt nicht d'rauf an. Wir sind nur uns'rer Zwei, mei Hauserin und ich, und wir haben's ja, Sach grad g'nug, das beste Sach, die schönsten Fleischknödl! Bei uns muß ja Alles zu Grund gehn, seit der Dickl in der Stadt drinn ist, wir krieg'n so viel Salat, daß wir'n gar nicht aufessen können, muß aller verdorren. Jetzt sagst mir aber auch, wie Du heißt, Kind Gottes, Andrel oder Mathiesl oder sonst wie?“

„August heiß ich!“ und empört über eine solche Zumuthung, betonte ich meinen Namen mit besonderem Nachdruck.

Augusterl, so, so, ist auch kein übler Name, aber ein andrer wär mir doch noch lieber, Hauserl zum Beispiel, oder Dickl, Dickl ist gar nett. Aber weil wir grad vom Dickl reden, so muß ich Dir sagen, Augusterl, daß wir den längsten Weg schon g'macht haben. Siehst die Frauenthürm, wie's schon 'rausspitzen? Ja, mein Rapperl, der lauft halt so gemüthlich dahin und eh' man sich umschaut, ist man an Ort und Stell.“

Der G'schaftlhuber hatte recht, die etwa fünfstündige Fahrt schien mir unter seinem drolligen Geplauder wie im Traum zurückgelegt, und als ich die Frauenthürme in ihrer dunklen Majestät mehr und mehr hervortreten sah, schwoll auch mein Herz höher und höher vor Beklemmung und Freude. Kein Ereigniß meiner Kindheit ist mir treuer im Gedächtniß geblieben, als diese erste unfreiwillige Reise, und ich weiß nicht, ob ich später jemals wieder einen so tiefen herzerleichternden Athemzug gethan, als in dem Augenblick, wo mich der Benedikt beim Stiefelwirth aus dem Wagen hob. Der gute Mensch war wie in den Boden gewurzelt vor Verwunderung, als er uns aufahren und neben dem Vater, den er erwartet, mein wohlbekanntes Kopferl aus dem alten Mantel auftauchen sah. Er hatte von meinem gestrigen Abhandenkommen zufällig noch nichts inne geworden, um so überraschender wirkte meine plötzliche Erscheinung an diesem Orte auf ihn. Der G'schaftlhuber säumte nicht, seinem Dickl die nöthige Aufklärung zu verschaffen, wobei er sich eine Stehmaß reichen ließ.

„Trink, Dickl,“ schaltete er zwischen seinen Bericht ein, „lang haben wir nicht Zeit, wir müssen z'allererst den klein' Ausreiser da in seine Behausung bringen.“

Wenige Minuten später wanderte ich zwischen Vater und Sohn der älterlichen Wohnung zu und wir waren kaum bis zum Petersplatz gekommen, als ich mich losriß und auf unsere alte Köchin zustürzte, die mit Carl und einer meiner Schwestern auf den Markt wollte.

Digitized by Google

„Babett, Carl, Fanny!“ ſchrie ich ihnen aus Leibeskräften zu und ein dreifaches: „Der Guſtl! der Guſtl iſt wieder da!“ klang mir als freudiges Echo entgegen.

„Ja, was wär denn jetzt das!“ wunderte ſich der G'ſchaftlhuber und rannte mir nach, ſo ſchnell er konnte, „das Unkraut wird doch nicht nochmal einen Ausreißer machen, das wär ja zum Nägelabbeißen!“

Durch Benedikt über die Urſache meines Voranslaufens beſchwichtigt, holte er mich ein, als ich bereits vom Arm der überſeligen Köchin herab dem Carl und der Fanny Einiges über mein Abenteuer vortragen wollte. Der G'ſchaftlhuber hinderte mich ſogleich in dieſem Vorhaben, indem er ſich den Marktkorb der Babett an den Arm hing, die Geſellſchaft vorwärts drängte und ſelbſt das Wort ergriff, das er auch bis zu unſerer Ankunft daheim keinem Andern mehr ließ.

Daß der ſo glücklich abgelaufene Kinderſtreich auch ſeine Schattenſeite gehabt und daß mein ſpurloſes Verſchwinden im Aelternhauſe unermeßliche Beſtürzung verbreitet hatte, iſt leicht zu errathen. Ich will jedoch den jungen Leſern das trübe Nachſpiel der dort ausgeſtandenen Herzensangſt erſparen, es würde ſchlecht zum heitern Ganzen paſſen. Nur das muß ich noch berichten, daß ich unter einem wahren Freudenſturm an den heimathlichen Heerd zurückgebracht wurde, wo ich, geliebkost und geſcholten, von dem Schooß der Mutter auf das Knie des Vaters ſpazierte, indeß der Benedikt an der Thüre in „Achtung“ ſtehen geblieben war und der G'ſchaftlhuber ſich mit ſeinem rothen Schnupftüchel die Augen auswiſchte und unzähligemal wiederholte: „Solche Aeltern müſſen a Freud hab'n, ſolche Aeltern müſſen a Freud hab'n!“

Das Mutterherz.

Von Dr. Friedrich Beck.

Wird die kalte Welt es faſſen,
Wie der Herr die Seinen liebt?
Würde ſie's, ſie müßte laſſen
Bald von dem, was Ihn betrübt;
Tauſend Bilder ſind geſchrieben,
Tauſend Zeichen Seiner Hand,
Daß ſie uns Sein heißes Lieben
Künden, Seiner Treue Band.

Digitized by Google

Sieh die Sonne dort ſich heben
Mit des Lichtes Strahlenpracht!
Iſt ſie nicht Sein Liebeleben,
Das erhellet unſre Nacht?
Wenn auf ſtarren Felſen blühen
Glanz und Farbe wunderbar,
Siehſt du allwärts nicht erblühen
Seiner Liebe Flammen klar?

Doch die ſchönſte muß entbrennen
In dem Menſchen himmelwärts;
Willſt du Gottes Liebe kennen,
O ſo blick' in's Mutterherz!
Schmiege dich, du ſchwache, bange
Seele nah an Seine Bruſt,
Daß Sein Lieben dich umfange
Wie ein Kind mit Mutterluſt!

Sebaſtian Comes.

Von Eugenie Foa.

Nach dem Franzöſiſchen von **Alexandra**, k. Prinzeſſin von Bayern.

I.

Die Sonne war kaum aufgegangen und Alles ſchlief noch in Sevilla, als ſich im Juni des Jahres 1558 mehrere junge Leute vor den Thoren eines Hauſes, das auf dem Platze des Kloſters zum heil. Franziskus gelegen war, begegneten, und ſich gegenſeitig bei'm Namen riefen. Hierauf klopfte Einer aus der Schaar an die Pforte, die ſogleich von einem alten Neger geöffnet wurde. Alle riefen dem Greiſe faſt zu gleicher Zeit entgegen: „Grüß Euch Gott, mein alter Comes! iſt der Meiſter bereits aufgeſtanden?“

„Noch nicht, mein junger Herr,“ erwiederte der Neger in langſamem Tone.

„Und ſein Sohn?“

„Herr Kaſpar raucht mit dem Herrn Ozorio eine Cigarre im Garten,“ ſprach der Neger in noch langſamerer Weiſe.

„Man könnte meinen, Du ſchlafeſt, Comes, ſo langſam ſprichſt Du!“ ſagte der junge Raba.

„In der That, Herr Raba, iſt es mir auch noch nicht klar, ob ich wirklich wach bin.“

Digitized by Google

„Wie träge!“ riefen Einige aus, während sie sich geräuschvoll in's Atelier stürzten und sich Jeder zu seiner Staffelei begab.

„Wie träge!“ wiederholte der Neger, indem er ihnen folgte. „Wie träge! ich weiß die Bedeutung des Wortes träge nicht, meine jungen Herren! aber ich weiß, hätte mich der liebe Gott zum Herrn, statt zum Sclaven erschaffen, so würde ich mein Leben mit Schlafen zugebracht haben; es ist so süß“ —

„Beim heiligen Jakobus von Compostella!“ rief Sonares aus, welcher seine Farbenschachtel geöffnet und seine Palette zur Hand genommen hatte. „Wer von Euch, meine Herren, blieb gestern zuletzt im Atelier?“

„Bist Du gleich dem Comes noch im Schlafe, Sonares?“ antwortete Antolines. „Erinnerst Du Dich denn nicht, daß wir Alle das Atelier gleichzeitig verließen?“

„Comes, wer kam in's Atelier, seit wir es verlassen haben?“ rief Tomar, seine Staffelei betrachtend aus.

„Da, wieder ein Streich des Zombi,“ äußerte Comes mit allen Anzeichen von Furcht.

„Der Zombi! der Zombi!“ sprach Sonares mit übler Laune. „Ich werde ihn schon nöthigen, seinen wahren Namen zu nennen! Es ist in der That ein sehr schlechter Scherz, besonders mich auf diese Weise zum Besten zu haben. Meine Herrn! wer von Euch Allen reinigt seine Palette am sorgfältigsten? — Meine Pinsel sind so schmutzig, als ob ich mich deren erst bedient hätte.“

„Was seh ich! wieder eine kleine Figur am Rande der Leinwand!“ sprach Mondes, während er vor seiner Staffelei stehen blieb.

„Seht, meine Herrn! hier ist das Bildniß des Stiftsherrn Istaritz,“ rief Cordova aus.

„Wahrlich, es ist ausgezeichnet; es scheint zu sprechen!“ So hörte man rings von allen Lippen tönen.

„Und auf meiner Leinwand befindet sich ein Kinderköpfchen, das gar nicht übel gezeichnet ist. Wollt Ihr es nicht in Augenschein nehmen?“ sprach Dacosta. „Uebrigens ist es Zeit, daß dieser seltsame Scherz ein Ende nimmt.“

„Wieder der Zombi!“ murmelte Comes mit leiser Stimme.

„Wenn es wirklich der Zombi ist, welcher alle diese Figürchen zeichnet, die wir täglich auf unserer Leinwand finden,“ sprach Villavicemio, „dann sollte er auch, da er sich doch einmal hineinmischt, den Muttergotteskopf in meiner Kreuzabnahme malen; es gelingt mir durchaus nicht, Maria diesen heiligen Ausdruck zu geben, wie er für die Himmelsmutter paßt. Bereits seit acht Tagen bin ich damit beschäftigt, um es an jeglichem Abende wieder auszulöschen.“

Digitized by Google

Als Villavicemio den Schluß dieser Worte aussprach, begab er sich nachläßig zu seiner Staffelei, blieb stehen, erblaßte und stieß einen Schrei aus. Da näherte sich ihm ein Zögling nach dem Andern und Alle waren tief ergriffen. In Mitte der Leinwand, am Fuße des Kreuzes und genau an der Stelle, wo am Vorabend der jugendliche Spanier den Muttergotteskopf ausgewischt hatte, befand sich ein anderer von hinreißender Schönheit, von solch einer Reinheit der Linien, von so anmuthsvollem Ausdrucke in Mitte der übrigen ihn umringenden Gestalten, daß er nur dem ganzen Bilde schadete.

„O, wie schön ist das!“ riefen die jungen Leute in Entzücken aus.

„Ich vermag mir nicht vorzustellen, wer diesen Kopf malen konnte, wenn es nicht Gaspard wäre,“ sprach Sonares.“

„Hier bin ich!“ rief fröhlich ein Jüngling von sechszehn Jahren, der einem ältern Herrn in's Atelier voranschritt.

Raba sagte: „O, sein Vater klagt, daß er der Literatur den Vorzug vor der Kunst gebe, und im Gegensatz mit der übrigen Welt malt er des Nachts und dichtet bei Tag.“

„Wer klagt mich an, während der Nacht zu malen?“ fragte Gaspard lächelnd.

„Sieh doch!“ riefen alle Schüler gleichzeitig aus, und deuteten auf die Leinwand.

Meneses Ozorio, sein Begleiter, rief mit ernstem Tone aus: „Meine Herrn, ich kann Euch wahrlich versichern, daß all dieses nicht von Gaspard stammt.“

„Aus welchem Grunde urtheilen Sie so, Herr Ozorio?“

„Weil es Gaspard nicht zu malen im Stande wäre.“

„Dann ist es Ihr Werk, Herr Ozorio,“ sprachen die Zöglinge.

„Ich würde sicherlich diese Pinselstriche nicht verläugnen,“ antwortete Ozorio, aber ich bin es wahrlich nicht. In meinem Alter steht man weder des Nachts unnöthiger Weise auf, noch spielt man Ihnen Streiche.“

„Wer mag es aber dann sein?“

„Der Zombi!“ murmelte dumpf der alte Comes.

„Zur Arbeit, meine Herrn! zur Arbeit!“ rief Gaspard, indem er seinen Kopf erhob; „ich höre, daß mein Vater aufsteht; sein Morgenanzug wird bald fertig sein; ich, — ich fliehe.“

„Wohin gehst Du denn?“

„Ich will Dir, lieber Ozorio, diese Dichtungen vorlesen.“

„Ich bin zum Opfer für Vater und Sohn geboren,“ sprach lächelnd Ozorio. Als kleines Kind zwang mich Morillo zu lachen, oder zu weinen, wie es ihm eben zum Malen taugte. Seitdem ich erwachsen bin, zerreißt mir sein Sohn durch die Dichtungen seiner wilden Phantasie fast die Ohren.

Digitized by Google

Gott möge mich vor den Enkeln dieser Familie beschützen! Auf Wiedersehen, meine jungen Freunde.“

„Sebastian, Sebastian, Sebastian!“ Bei diesem oft wiederholten Rufe der Schüler stürzte ein armer, kleiner Mulatte in's Atelier.

„Hier bin ich, meine Herrn,“ sprach er zitternd.

„Sebastian, eine neue Leinwand!“ rief der Eine.

„Sebastian, frisches Oel!“ lautete es von der andern Seite her.

„Sebastian, einen Pinsel!“

„Sebastian, reibe neapolitanisches Gelb auf!“ — „Für mich Ocre!“ — „Für mich Scharlach!“ — „Eile doch, Sebastian, schnell, schnell!“

Und der arme, kleine Mulatte wußte nicht, welchen vor all diesen sich durchkreuzenden Aufträgen er zuerst willfahren sollte. Er eilte ängstlich von einem Platz zum andern, glühte vor Hitze, bediente den Einen, bediente den Andern und ward, da er nicht Alle gleichzeitig zu bedienen vermochte, von Allen mit Vorwürfen überhäuft.

II.

„Nun gut, was ist Ihnen denn geschehen? Man könnte wirklich vermuthen, es sei im Atelier Feuer ausgebrochen!“ rief eine harte, abgemessene Stimme, welche Stillschweigen gebot. Alle Zöglinge verbeugten sich vor dem Hereintretenden. Es war ein Mann von ungefähr vierzig Jahren; seine Gesichtszüge waren edel, aber stolz; sein Anzug reich und geschmackvoll.

„O seht, Meister Morillo!“ sprach Villavicemio, indem er auf seine Staffelei deutete.

„Gut, sehr gut, Villavicemio! Du machst augenscheinliche Fortschritte!“ sprach der Meister.

„Aber ich habe dies nicht selbst gemalt,“ sprach der Schüler mit dem Ausdrucke des tiefsten Leidwesens.

„Schade! nun wer alsdann?“ begann wieder Morillo. „Sprechet! sprechet!“ setzte er lebhaft hinzu. „Es ist bewundrungswürdig! welch ein Ton! welch eine Frische! welcher Farbenschmelz! welch ein zarter Pinselstrich! Wer von Euch, meine Schüler, diesen Kopf malte, wird noch der Meister von uns Allen werden! — Wie? Keiner sagt auch nur ein Wort? Jeder schweigt? Keiner von Euch gesteht es ein? — Ich, Morillo, würde es eingestehen, wenn ich diesen Kopf gemalt hätte, und beim Namen des heiligen Jakobus von Compostella! ich möchte denselben gemalt haben! — Bist Du es, Raba?“ —

„Nein, Herr!“

„Und Du, Sonares?“

„Ach, eben so wenig!“

„Wäre es am Ende Gaspard?“

Digitized by Google

„Er hat es geläugnet, Meister Morillo," schaltete Chavis ein.

„Wenn er nein sagt, so muß man es glauben," antwortete Morillo. „Aber wer hat es denn gemalt?"

Da entgegnete Cordova, der Jüngste aus der Klasse, schüchtern: „Wenn man Gomes und dem kleinen Sebastian glauben sollte, so wäre es der Zombi." Cordova endete nicht, da er augenblicklich von allen Schülern ausgelacht wurde. Er fügte lebhaft hinzu: „Es scheint mir doch, daß Gomes recht hat! lacht, spottet nur! dennoch könnt Ihr nicht läugnen, daß seit einiger Zeit hier sehr außerordentliche Dinge vorgehen, welche sich nicht alle Tage ereignen."

„Nein, weil es alle Nächte stattfindet," antwortete Villavicemio.

„Was geht alle Nächte vor sich?" fragte Morillo, ohne seine Blicke von dem so bewunderungswürdigen Kopfe der hl. Jungfrau abzuwenden.

Cordova nahm wieder das Wort: „Nach Eurem Befehle, Meister, verläßt Keiner von uns das Atelier, ohne wieder Alles in Ordnung zu bringen, seine Palette abzuwischen, seine Pinsel zu waschen und sie abzutrocknen, seine Staffelei zu richten, die Leinwand umzukehren, — und nun, Meister Morillo! seit ungefähr einem Monate findet Einer von uns jeden Morgen seine Palette ganz mit Farben besetzt, der Andere seine Pinsel beschmutzt und bald da, bald dort auf unserer Leinwand eine Figur gemalt, einen skizzirten Arm vollendet, einen Teufel, welcher seine Hörner zeigt und den Hinzutretenden lächelnd anblickt, das Profil eines jungen Mädchens, oder das possirliche Porträt eines Mannes, der am Vorabende das Atelier besucht haben mochte. O, ich würde noch lange nicht enden, wenn ich Alles, was sich in diesem Atelier zuträgt, erzählen wollte."

„Ist Gaspard etwa ein Mondwandler?" fragte Villavicemio seinen Meister.

„Nein, und dann wäre es doch zum Erstaunen, wenn er Nachts mit geschlossenen Augen besser, als des Tages mit offenen arbeiten würde. Nein, meine jungen Freunde! Jener, welcher diesen Kopf malte, ist mehr als ein Schüler, mehr als ein Nachahmer! Es hat seine Mängel, es ist nicht vollendet; aber es liegt ein höherer Funken darin verborgen. Doch ich denke, es wird leicht sein, dem Geheimniß auf die Spur zu kommen. — Sebastian!"

„Meister!" sprach der kleine Mulatte, der beim ersten Rufe herbeigeeilt war.

„Habe ich Dir nicht befohlen, jede Nacht hier zu schlafen?"

„Ja, Herr!"

„Und schläfst Du daselbst?"

„Ja, Herr!"

„Dann antworte. — Wer kömmt während der Nacht in's Atelier, oder am Morgen, ehe die Schüler kommen?" —

Digitized by Google

„Wer? — Niemand!“ antwortete der kleine Mulatte, indeß er mit seinen Fingern an den Eicheln seines spanischen Haarnetzes drehte.

„Niemand? Du lügst, unartiger, kleiner Sclave. Du lügst! Siehst Du nicht, gleich uns, die Erfolge?“ Und Morillo bezeichnete dem Mulatten den Kopf der allerseligsten Jungfrau.

„Niemand als — ich — Herr! Ich sage die reinste Wahrheit,“ — versicherte Sebastian, der seine Hände flehend emporhob.

„Nun höre mir aufmerksam zu,“ sprach Morillo, indeß sich Strenge in Stimme und Augen ausdrückte. „Ich will wissen, wer diesen Muttergotteskopf malte! Ich will es! — verstehst Du? Diese Nacht wirst Du wachen, statt zu schlafen, und wenn Du morgen den Schuldigen nicht entdeckt hast, so kannst Du Dich auf Deine Strafe gefaßt machen. Wie, Du murrest? — Wenn Du einige Bemerkungen zu machen hast, so sage sie! — sprich! — ich erlaube es Dir.“ —

„Ich wollte nur sagen, Meister,“ sprach Sebastian, mit thränenvollen Augen — „wenn — Alles auf derselben Stelle bliebe — und sich morgen nichts Neues auf der Leinwand zeigte —“

„Dies ist ein anderer Fall! statt der kleinen Strafe würde Dir dann eine größere zu Theil. Ich habe gesprochen! Nun zur Arbeit, meine Herrn!“

Der Unterricht begann und so lange dieser währte, herrschte eine völlige Stille. Meister Morillo verstand so sehr die erhabne Kunst, welche ihn selbst auf diesen glänzenden Lebensweg geführt hatte, daß er während der Arbeit keine unnützen Plaudereien duldete.

III.

Es schien, als ob die Schüler sich für das lange Stillschweigen entschädigen wollten, denn sobald Morillo das Atelier verlassen hatte, belebte sich dasselbe und ein Gewoge von Stimmen ließ sich hören, das sich allmählig zu einem Gespräche ordnete.

„Sage mir doch, Sebastian,“ sprach Villavicemio, „warum hast Du dem Meister auf seine Frage nicht dieselbe Antwort, wie uns, gegeben? der Zombi!“

„Weil ich eine Strafe fürchtete,“ entgegnete Sebastian, dem Morillo's Entfernung gleichfalls die Zunge gelöst hatte.

„O, die Strafe! mich dünkt, Du wirst ihr morgen doch nicht entgehen können,“ rief Mondes aus.

„Reden Sie dem Zombi nichts Uebles nach,“ sprach Sebastian mit einer angenommenen Schreckensmiene. „Er rächt sich sonst an Ihnen und zieht am Arme Ihres hl. Jakobus; wenigstens ist der linke um einen Zoll länger, als der rechte.“

„Wahrhaftig!“ rief Raba, sich lachend über die Staffelei seines Nach-

Digitized by Google

bars lehnend. „Dieser Arm ist zu lang! Sag mir doch, Sebastian, wer ist denn eigentlich der Zombi?“

„Ja, Sebastian, wer ist der Zombi?“ tönte es aus jedem Munde.

„Ehrlich gestanden, ich sah den Zombi niemals, aber mein Vater, dem er auch niemals erschienen, hat von seinem Vater, welcher denselben gleichfalls niemals sah, vernommen, er sei ein Gespenst, ein böser Geist, der eigens des Nachts die Erde heimsuche, um Streiche auszuüben.“

„Wenn ich nur bei Tageshelle so gut malen könnte, wie der Zombi bei Nacht!“ schaltete Tobar ein. „Reiche mir neapolitanisches Gelb, Sebastian.“

„Finden Sie denn nicht, daß es ohnedem schon hinlänglich gelb ist, Herr Tobar?“ entgegnete Sebastian.

„Und was mich betrifft, Sebastian, ist meine Färbung auch eine gelbe?“ fragte ihn Chavis.

„O, bei Ihnen verhält es sich anders. Ihre Hauptfarbe ist bläulich, ja sogar von einem starken Blau. Ihre Gewässer sind blau, Ihre Bäume sind blau, Ihre Wiesen sind blau; Sie müssen sich vorgenommen haben, blau zu machen.“

„Wie eigenthümlich ist doch dieser kleine Sclave,“ sprach Raba. „Mit seiner nichtssagenden Miene ist er schelmisch, wie ein Affe.“

„Sebastian, was sagst Du zu diesem Kopfe?“ fragte Fernandes.

„Warum ist er nicht rund, mein Herr?“ entgegnete ihm der Mulatte.

„Und wie findest Du den meinigen?“ forschte Soares.

„O der Ihrige ist so platt, als ob Sie denselben mit Fleiß zerdrückt hätten.“

Da die Schüler bei jeder Bemerkung des kleinen Mulatten in ein lautes Gelächter ausbrachen, rief Raba: „Es ist sonderbar, meine Herren! wir scheinen Alle diese Fragen nur an Sebastian zu stellen, um uns über denselben lustig zu machen, und dennoch zeigt sich der Blick dieses Knaben so scharf und richtig, daß sich Jedes von uns beeilen sollte, die gerügten Fehler zu verbessern. Was mich betrifft, ich halte viel auf seine Bemerkungen. Er versteht sich auf die Farben.“

„Ja, es kommt vom vielen Aufreiben her,“ sagte Sebastian, den ein Scherz unerschütterlich fand, ein Lob erröthen machte, der dem Tadel und der Strafe Trotz bot und dessen Herz sich durch ein gutes, sanftes Wort gerührt fühlte. —

„Und was das Zeichnen betrifft?“ befragte ihn Villavicenio.

„O, ich wiederhole Ihnen nur die Worte des Meisters!“ sprach Sebastian mit gutmüthiger Miene. „Dann bin ich, wie Einige von Ihnen versicherten, nur ein Affe und besonders nur ein Sclave!“ setzte er mit einem so eigenthümlichen Tone bei, daß alle Zöglinge sich bewegt fühlten.

Digitized by Google

„Komisches, kleines Geschöpf!“ sagte Raba, während er denselben freundschaftlich auf's Ohr tätschelte.

„Gott empfohlen! entdecke den Zombi, oder mache Dich auf eine Strafe gefaßt.“

Jeder wiederholte ihm dieses und es klang immer wieder: „Gott empfohlen, Sebastian, meine Empfehlung dem Zombi.“ —

IV.

„Der Zombi! der Zombi!“ wiederholte Sebastian, indeß er dem Letzten, der das Atelier verließ, nachblickte. „O mein Gott, habe Mitleid mit mir.“

Während er diese letzten Worte aussprach, begann er, das Atelier in Ordnung zu bringen. Die Nacht überraschte ihn bei dieser Beschäftigung. Er zündete eine Lampe an, und nachdem er ängstlich umhergeblickt hatte, ob ihn Niemand sehe, nahte er sich mit der Lampe Villavicemio's Staffelei, und blickte unverwandt auf den Kopf der allerseligsten Jungfrau. Sein vor Kurzem noch so matter Blick belebte sich und er murmelte: „Der Meister äußerte: Ich möchte denselben gemalt haben.“ Dann versank er in fromme, ja heilige Begeisterung. Sebastian weilte unbeweglich vor dem Bilde, und sein Geist war so weit von diesem Orte entfernt, daß er zusammenfuhr und einen Schrei ausstieß, als er sich von einer Hand, die sich auf seinen Arm lehnte, berührt fand.

„Sebastian!“ sprach eine gebrochene, schüchterne Stimme.

„Mein Vater!“ erwiederte Sebastian, indeß er den Kopf gegen den alten Neger wendete, der vor ihm stand.

„Was thust Du hier, mein Sohn?“

„Vater, nichts! ich betrachte nur.“

„Sebastian,“ sprach der alte Neger, indem er seinen Sohn mit fieberhafter Unruhe betrachtete; — „ich habe gehört, was die Zöglinge beim Hinausgehen sprachen. Wirst Du wirklich wachen?“

„Ja, Vater,“ bestätigte der Knabe.

„Und der Zombi?“ schaltete der alte Neger furchtsam ein, indem er ängstlich umherblickte.

„Ich fürchte ihn nicht, Vater,“ sprach Sebastian mit einem unbefangenen Lächeln, welches klar ausdrückte, daß er diesen Aberglauben keineswegs theile.

„O Sohn! scherze nicht also,“ flüsterte der Neger, dessen Kniee vor Angst beinahe zusammenbrachen. „Trotze ihm nicht! Wenn er Dich entführen würde! Sage, was sollte aus dem alten Comes werden? Ich will bei Dir bleiben, obwohl mit großer Angst erfüllt; aber dies hindert mich nicht. Er wird uns dann Beide von dieser elenden Erde entschwinden lassen.“

„Guter Vater,“ erwiederte Sebastian, „es gibt wahrlich keinen Zombi.

Digitized by Google

Es ist nur ein alter Aberglaube unsers Heimathlandes. Der ehrwürdige Vater Ambrosius hat es uns versichert. Vater, wir müssen es glauben; dieser heilige Mann lügt nicht."

„Aber diese kleinen Figuren, Sohn? dieser Marienkopf, welchen sie Alle heute morgen so bewunderten — wer hat sie auf die Leinwand gemalt?"

„Sie werden es später erfahren! O, laß mich nur allein!"

„Du bittest vergebens darum. Ich werde Dich nicht verlassen. Denke doch, Kind, daß Du mein Alles bist. Die weißen Menschen besitzen Häuser, Geld, sie genießen die Freiheit, die Freiheit, Kind! Du weißt nicht, was das ist, Du, der als Sclave geboren ist. Aber ich, ich, ich bin es erst geworden. Ich ward in der Freiheit geboren."

„O, Du hast recht, Vater! es ist schrecklich, ein Sclave sein!" sprach Sebastian in Thränen ausbrechend.

„Schrecklich!" wiederholte der alte Neger, „schrecklich, hoffnungslos!"

„Mein Vater," sprach Sebastian, während er seine zitternde Hand erhob; — „da Oben ist ein Gott für Alle, sowohl für den Neger wie für den Weißen; sowohl für den Herrn, wie für den Sclaven. Laß uns zu Ihm beten, mein Vater; Er wird uns erhören."

„Es müßte ein Wunder geschehen, Sohn!"

„Gott vermag es, mein Vater."

„Ach, mein Sohn, Er wirkt keine mehr!"

„Wer weiß es, Vater? Nur ein Schlechter verzweifelt, sagte der ehrwürdige Vater Ambrosius. Geh in Frieden schlafen; geh, schlafe wohl; laß mich allein! Ich bin kein Kind mehr, ich bin bereits fünfzehn Jahre alt. Gute Nacht, Vater."

„Gute Nacht, Sohn! Gott wolle Dir die Freiheit schenken!"

„Dir zuerst, Vater. Ich bin als Sclave geboren; ich bin daran gewöhnt. Gute Nacht, Vater!"

„Gute Nacht!" sprach endlich der alte Neger, indem er den Entschluß, sich zurückzuziehen, faßte. „Gute Nacht!"

V.

Sobald Sebastian sich wieder allein befand, machte er einen Freudensprung; aber plötzlich sprach er schmerzlich: „Ach, mein Gott! mich erwartet eine Strafe, wenn ich es nicht eingestehe und mich erwartet gleichfalls eine Strafe, wenn morgen keine neuen Figuren sichtbar sind und vielleicht droht mir eine neue Strafe, wenn man den Schuldigen kennen wird. O, fasse Dich, armer Sclave! Es war ein Traum, ich will Alles auslöschen und es soll mir nicht mehr geschehen! Ich schlafe ein" — fügte er gähnend hinzu. „Ich will zu Gott beten; wer weiß! Gott wird mir vielleicht ein Mittel senden, um mich aus dieser mißlichen Lage zu reißen."

Digitized by Google

Sebastian kniete auf die Matte nieder, welche ihm jede Nacht zum Bette diente, aber ermüdet von den Geschäften des Tages, ward er in Mitte seines Gebetes vom Schlummer überrascht und da sein Körper sich an einer Säule des Atelier stützte, blieb er daselbst eingeschlafen lehnen.

Als Sebastian wieder erwachte, drang bereits ein Zwielicht in das Gemach, die Kirchenuhr des Klösterleins zum hl. Franziskus verkündete eben, daß es $2^1/_2$ Uhr sei und Sebastian schüttelte sich, um sich gänzlich zu erwecken.

„Aufrecht! träger Schlaftrunkener, aufrecht!“ sprach er zu sich selbst; er dehnte sich so gewaltig, daß die Gelenke zu krachen begannen, und sprach munter: „Vorwärts, Sebastian! noch hast du drei Stunden vor dir, über welche du verfügen kannst; drei Stunden, wo du dein eigener Herr bist. Benütze sie, armer Sclave! Wenn der Tag erwacht, ist es noch Zeit, deine Kette zu fühlen. Nun beginne, was du willst.“

Jetzt näherte sich Sebastian Villavicemio's Staffelei; dann sprach er: „Vor Allem will ich jene Figuren auslöschen.“

Er nahm einen Pinsel, den er in Oel tauchte und enthüllte das Gemälde. Als der Schein des erwachenden Morgens den Kopf der allerseligsten Jungfrau beleuchtete und derselbe noch reiner und zarter erschien, flüsterte er seufzend: „Und ihn soll ich auslöschen? Dieses Bild auslöschen? Sie haben es, ihrer Spötteleien ungeachtet, nicht gewagt und ich sollte mehr Muth dazu haben? Nein, nein! Lieber will ich meine Strafe erdulden, ja, selbst den Tod, wenn es sein muß. Aber dieser Kopf lebt, athmet, spricht! Wenn ich ihn auslösche, kommt es mir vor, als ob Blut fließen würde; es wäre ein Mord! Ich will den Kopf lieber vollenden.“

Kaum hatte Sebastian dieses ausgesprochen, als sich in seinen Händen wieder die Palette befand, welche bald mit mannichfachen Farben besetzt war und sogleich begab er sich an seine Arbeit. Er sagte sich selbst beschwichtigend: „Wenn ich das Bild auslöschen muß, ist hiezu vor dem Eintreten der Zöglinge und dem Aufstehen des Meisters immer noch Zeit übrig. Diesen Haaren fehlt noch das schöne Wellenförmige; — hier ist eine Härte, da — einen zartern Pinselstrich — diese Linie ist zu bestimmt — sie scheint zu altern; — die heilige Jungfrau soll beten, — ich will ihre Lippen halb öffnen. O, mein Gott, es kommt mir vor, als athme sie jetzt, als wenden sich ihre Augen gegen mich; mich dünkt, ich vernehme einen Seufzer durch den Schleier dringen. O, meine schöne heilige Jungfrau!“

Der Tag erwachte mehr und mehr, die Sonnenstrahlen überströmten mit ihrem glänzenden Lichte alle Gegenstände; aber Sebastian vergaß bei seiner Arbeit Alles: die Zeit, welche voranschritt, seinen drückenden Sclavenstand und die angedrohte Strafe, denn der junge Künstler sah nur den Kopf der allerseligsten Jungfrau vor sich, welche ihm gleichsam voll Güte

Digitized by Google

und Anmuth zulächelte und er wähnte sich mit ihr vereint in voller Freiheit zu sein, als er plötzlich durch sehr bekannte Stimmen aus seiner Betrachtung gerissen und als Sclave auf die Erde zurückgeführt ward.

VI.

Ohne sich auch nur umzuwenden, begriff Sebastian, daß sich Meister Morillo mit seinen Schülern hinter ihm befand. In seiner tiefen Bestürzung kam ihm weder der Gedanke, sich zu rechtfertigen, noch zu fliehen. Er wünschte nur, daß sich der Fußboden des Atelier öffnen und ihn verschlingen möchte. Aber welch eitler Wunsch! Der arme Sclave beugte das Haupt und erwartete, von Angst gefoltert, die angedrohte Strafe.

Von beiden Seiten herrschte einen Augenblick lang vollkommenes Stillschweigen. Sebastian war gleichsam versteinert, sich auf frischer That überrascht zu sehen. Doch nicht weniger erstaunt zeigten sich Morillo und seine Schüler über das, was sie gewahrten. Die Letztern waren im Begriffe, voll jugendlicher Begeisterung ihr Staunen auszudrücken, als ihnen der Meister ein Zeichen mit der Hand gab, sich seinem Sclaven nahte und seine tiefe Rührung unter einer strengen Miene verbergend, zu ihm sprach: „Sebastian, wer ist Dein Meister?“

„Ihr — Herr!“ antwortete der Knabe mit kaum verständlicher Stimme.

„In der Malerei?“

„Ihr, Herr!“ sprach er wieder.

„Ich habe Dir ja niemals Unterricht ertheilt, Knabe!“ entgegnete Morillo erstaunt.

„Nein, Meister! aber Ihr habt ihn den andern Schülern gegeben und — ich hörte zu,“ antwortete Sebastian, durch den besänftigten Ton seines Meisters ermuthigt.

„Und Du hast daraus Nutzen gezogen?“ sprach wieder Morillo.

„Verzeihung, Meister! aber Ihr habt es nicht verboten,“ flüsterte Sebastian.

Morillo entgegnete begeistert: „Bei'm alten Schutzpatron Spaniens! Keiner meiner Schüler hat so viel daraus gelernt! Und so hast Du während der Nacht gearbeitet?“ fügte er nach einer Pause hinzu.

„Nein, Meister, am Tage.“

„Um welche Zeit denn? Meine Schüler treffen ja gewöhnlich um sechs Uhr ein.“

„Von drei bis fünf Uhr. Meister! heute habe ich mich vergessen.“

Morillo lächelte. „Und Du hast auch vergessen, was ich Dir gestern versprochen habe, Sebastian?“ sprach er zu ihm.

Der arme Sclave fühlte sich wie vernichtet; er ward blaß und schauderte, als empfände er schon die Strafe.

Digitized by Google

„O Meiſter Morillo!“ riefen alle Zöglinge mit flehender Stimme. „Gnade für Sebaſtian!“

„Gewiß iſt dies auch meine Abſicht und noch mehr, denn dieſer Knabe verdient nicht nur Gnade, ſondern Belohnung.“

„Eine Belohnung?“ wiederholte Sebaſtian, der ſich kaum zu halten vermochte und ſeinen ſchüchternen, thränenfeuchten Blick zum Meiſter erhob.

„Ja, Sebaſtian, eine Belohnung,“ wiederholte Morillo mit Güte. „Um einen Kopf, wie den der hl. Jungfrau zu malen, ſowie ſelbſt alle jene kleinen Figuren, die ich auf der Leinwand dieſer Herren ſah, mußteſt Du viele Schwierigkeiten überwinden, ohne ſelbſt die Ruheſtunden zu zählen, welche Du der Arbeit opferteſt, ohne den Schlummer in Anſchlag zu bringen, deſſen Du Dich beraubteſt. Wie viele Aufmerkſamkeit bedurfteſt Du, um mir zuzulauſchen; wie ſorgſam benutzteſt Du Dein Gedächtniß, um Dir das Gehörte wieder zurückzurufen. Mein Kind! wahrlich, Du verdienſt keine Strafe, wohl aber eine Belohnung. Was wünſcheſt Du?“

Sebaſtian wußte nicht, ob er wache, oder träume; ſeine Blicke ſuchten bald das zufriedene Geſicht ſeines Meiſters, bald die lächelnden Mienen der Schüler. Dann betaſtete er ſich, um ſich zu überzeugen, daß er wirklich lebe.

„Muth gefaßt, Sebaſtian,“ flüſterte ihm Villavicemio in's Ohr. „Der Meiſter iſt zufrieden, verlange, was Du willſt! zögere nicht! ich wette, Meiſter Morillo wird Dir einen funkelnenen Dukaten nicht abſchlagen.“

„Einen!“ rief Raba aus, „wenigſtens zehn!“

„Zwanzig!“ rieth ihm Gaſpard. „Ich kenne meinen Vater; er wird ſie Dir geben.“

„Du biſt recht großmüthig mit meinem Beutel, lieber Sohn! ich werde Dich aber nicht zu Schanden machen,“ ſprach Morillo lächelnd. „Nun, Sebaſtian, Jeder ſpricht hier, außer Dir. Genügen Dir dieſe Belohnungen? So rede doch! Ich bin ſo zufrieden mit Deinen Leiſtungen, Deinem zarten, leichten Pinſelſtriche, Deiner Farbenmiſchung, mit dieſem Kopfe endlich, deſſen Zeichnung richtiger ſein dürfte, deſſen Ausdruck aber himmliſch erhaben iſt, daß ich Dir Alles geben werde, was Du verlangſt, wenigſtens Alles, was in meiner Macht liegt.“

„O Meiſter, Meiſter; nein, ich wage es nicht.“ — Und Sebaſtian, der ſich vor Morillo auf die Kniee geworfen hatte, faltete ſeine Hände und hob ſie empor. Man ſah auf den halbgeöffneten Lippen des Knaben, man las in deſſen ausdrucksvollen Augen einen ängſtlichen Gedanken, welcher die Stirnadern anſchwellen und das Wort auf ſeinen blaſſen Lippen erſterben ließ.

„Ich begreife Dich nicht,“ ſprach Gaſpard, „mein Vater erlaubte Dir ja zu reden.“

Digitized by Google

„Sprich doch!“ ermahnte ein Anderer.

„Ich glaube ihn zu errathen,“ ſprach Villavicemio. „Ich wette, er wünſcht unter die Zahl von Meiſter Morillo's Schülern aufgenommen zu werden.“

Ein Freudenſtrahl durchzuckte Sebaſtians Augen.

„Wenn es dies iſt, verlange es, mein Kind,“ ſprach Morillo gütig zu ihm.

„Und bitte ihn auch um den günſtigſten Platz im Atelier,“ ſchaltete Gonzales ein.

„Nun gut, iſt es dieß?“ forſchte Morillo.

Sebaſtian ſchüttelte den Kopf.

„Nein?“ fragte Morillo.

„Höre Sebaſtian,“ ſprach Gaspard zu ihm; „mein Vater iſt heute froh geſtimmt; erbitte von ihm Deine Freiheit.“

Sebaſtian ſtieß einen Schrei aus, einen Schrei der Freude, der Bangigkeit und auch des Schmerzens.

„O, die Freiheit meines Vaters! die Freiheit meines Vaters!“ rief er, indeß ihm faſt die Stimme verſagte und Thränen aus ſeinen Augen ſtürzten.

„Und die Deine verlangſt Du nicht?“ fragte ihn Morillo.

Sebaſtian ſenkte den Kopf, während er das Schluchzen unterdrückte. „Vorher jene meines Vaters,“ bat er.

„Ja, armes Kind, und die Deine mit der ſeinen,“ ſprach Morillo, welcher ſeine Rührung nicht länger zu verbergen vermochte, ſich über Sebaſtian beugte, ihn aufhob und mit Entzücken in die Arme ſchloß.

Da vernahm man aus einer Ecke des Gemaches ein lautes Schluchzen; Aller Augen wandten ſich nach dieſer Seite hin; der alte Comes weinte dermaßen, als ob ſeine Seele überſtrömen wolle.

„Du biſt frei, Comes,“ redete ihn Morillo an, indem er dem Neger die Hand reichte.

„Frei, um Euch mein ganzes Leben hindurch zu dienen!“ rief Comes, auf ſeine Kniee ſtürzend.

„O mein Meiſter! mein guter Meiſter!“ war Alles, was Sebaſtian zu ſagen vermochte.

„Sebaſtian,“ ſprach Morillo, während er ſich zu demſelben wandte, „Dein Pinſel verrieth Dein Genie, aber Deine Bitte verrieth Dein Herz! Du beſitzeſt Alles, was zu einem Künſtler nothwendig iſt. Von heute an nehme ich Dich in die Zahl meiner Schüler auf.“

„O nein, o nein! das iſt zu viel!“ rief Sebaſtian aus. „Wie ſollte ich, ein Mulatte, Euer Schüler werden, Meiſter!“

„Vor Gott gibt es keinen Neger, keinen Mulatten, keinen Sclaven!“

Digitized by Google

ſprach Morillo in feierlicher, frommer Stimmung; „es gibt nur Menſchen, ſo ſoll es auch bei mir ſein.“.

„Aber dieſe Herren?“ ſchaltete Sebaſtian ein, indem er einen ſchüchternen Blick auf die Schüler warf.

„Wir ſind Alle hoch erfreut, Dich als unſern Mitſchüler zu begrüßen!“ riefen ihm gleichzeitig die Umſtehenden zu.

„Und ich, Dich Bruder zu nennen,“ ſagte Gaspard, indem er Sebaſtians Hand drückte.

„Gut, mein Sohn, gut!“ ſprach Morillo. Dann ſich zum Mulatten wendend, fügte er hinzu: „Gaspard nannte Dich ſeinen Bruder, ich nenne Dich meinen Sohn, Sebaſtian. Glücklicher Morillo! ich habe Größeres geleiſtet, als Gemälde geſchaffen; ich habe einen Künſtler herangebildet, denn Dein Name wird nur im Vereine mit dem meinigen der Nachwelt überliefert werden, Dein Ruhm wird den Meinigen vervollſtändigen; ich will, daß die kommenden Jahrhunderte, wenn ſie von Dir ſprechen, Dich Morillo's Mulatten nennen.“

In der That, meine freundlichen Leſer, Sebaſtian Comes wurde mehr bei ſeinem Zunamen, als bei ſeinem eigentlichen Namen bekannt und in der Folge finden wir dieſen Mulatten, unter die Schüler ſeines Meiſters eingereiht, als einen der größten Maler, deren ſich Spanien rühmt. Morillo verſchaffte demſelben das Bürgerrecht, verheirathete ihn und hinterließ ihm ein anſehnliches Vermächtniß.

Mehrere Einwohner von Sevilla bewahren ſorgfältig die Gemälde von Sebaſtian Comes. Aber ſeine vorzüglichſten befinden ſich in der Kirche zu Sevilla und ſind folgende: Maria mit dem Jeſuskinde im Arme; eine heilige Anna; ein heiliger Joſeph; Jeſus Chriſtus an eine Säule gebunden, zu ſeinen Füßen der heilige Petrus, welcher um Vergebung fleht.

Sebaſtian Comes gelang es von allen Schülern Morillo's am beſten, denſelben nachzuahmen. Er beſitzt, gleich ſeinem Meiſter, ein feierliches Kolorit, einen zarten Pinſelſtrich, ein großes Verſtändniß des Halbdunkels, wählt ſtets die richtige Geſichtsfarbe und ſtützt ſich in der Kunſt auf die Wahrheit. Er überlebte Morillo nur wenige Jahre und ſtarb gegen das Jahr 1589.

Digitized by Google

An die Kinder.

Bei Errichtung des Denkmals für den Jugendschriftsteller Christoph v. Schmid *).

Von **Isabella Braun.**

Liederglocken tönet laut,
Tönt in vollen Chören!
Wo ein Hüttlein ist gebaut,
Soll den Klang man hören.
In das Kinderspiel hinein
Soll das Glöcklein schallen,
Daß sie lauschen Groß und Klein,
Denn es rufet Allen. —

Kommet her! — so ruft sein Klang, —
Tretet an die Reise,
Sei's auch hundert Meilen lang
Von der Spree und Pleiße,
Von der Donau und dem Inn
Und den Rheingestaden,
Alle seid mit frohem Sinn
Heut ihr eingeladen.

Wer nicht reisen kann zu Fuß
Von so weiten Enden,
Soll das Herz mit seinem Gruß
Auf die Reise senden.
Winkt auch nur ein kleiner Ort
Dann vor Euren Blicken,
Werdet Ihr doch Alle dort
Jubeln vor Entzücken.

Einen Freund gar lieb und treu
Sollt Ihr wiedersehen,
Ihn begrüßen und auf's Neu
Lauschend vor ihm stehen;
Und entquillet seinem Mund
Auch kein laut „Willkommen!"
Seid Ihr doch zum alten Bund
Liebend aufgenommen.

Wo er selber einst als Kind
Unter Spielgenossen
Tummelnd sich in Licht und Wind
Fröhlich aufgesprossen,

*) Das Denkmal ist in Christoph v. Schmids Geburtsort Dinkelsbühl aufgestellt, von Professor Max Widmann modellirt und von Direktor v. Miller gegossen. Der edle Greis sitzt in der Mitte von zwei Kindern, die seiner Erzählung mit gespannter Aufmerksamkeit lauschen.

Digitized by Google

Und so manchen Ehrenpreis
Trug im Arm zum Lohne:
Sitzt er nun, ein frommer Greis,
Auf dem erz'nen Throne.

Seht sein mildes Angesicht
Voller Lieb und Güte,
Freundlich, wie das Sonnenlicht,
Wie die Rosenblüthe,
Ob das Alter auch sich zeigt
In dem Silberhaare;
Seht das Haupt herabgeneigt
Zu dem Kinderpaare.

Sanft geschmiegt an seinen Schoos
Lauscht es jedem Worte,
Und kein Auge macht sich los
Von des Mundes Pforte.
O, wie lieblich klingen doch
All die schönen Sagen!
Horcht, o horcht, sie tönen noch
Wie in alten Tagen!

Magisch, gleich dem Zauberschein,
Bilder sich entfalten,
Engelsweisen tönen rein
Um die Lichtgestalten:
In des Waldes tiefer Nacht
Schimmert es im Moose,
Genovefa weint und wacht,
Hält ihr Kind im Schooße.

Wechselnd zieht das Bild vorbei —
Husch! der Osterhase!
Tief verborgen liegt das Ei
In dem jungen Grase;
Goldne Sprüche stehen drauf,
Die für Jedes taugen,
O, wie strahlt dem Kinderhauf
Wonne aus den Augen!

Seht die Bäume glitzernd steh'n,
Frost bedeckt die Halde,
In des Windes kaltem Weh'n
Irrt ein Kind im Walde.
Horch, ein ferner Weihnachtsgang!
Helle Lichter scheinen!
Armer Knabe, sei nicht bang,
Gott beschützt die Seinen! —

Digitized by Google

Alte Burgen sieht der Blick
In den Aether ragen,
Sieht so manches schwer Geschick
Aus den Rittertagen:
In des Kerkers Nacht den Greis
Aechzend in den Ketten
Und sein Kind, mit stillem Fleiß
Ihn als Magd erretten.

Mitten im Zigeunertroß
Seht den zarten Knaben,
Den sie aus dem Grafenschloß
Frech gestohlen haben.
Seht sein unschuldsvoll Gesicht
Schauen fromm nach Oben;
Ahnend hat des Glaubens Licht
Schon sein Herz durchwoben.

Immer wechselnd wird das Bild,
Steigt hinab zum Herzen,
Daß die Thräne fließet mild
Bei der Menschen Schmerzen,
Daß die Liebe drin erwacht
Glühend für die Tugend,
Daß der Muth in Glaubensmacht
Stählt die schwache Jugend.

Ja, solch reicher Bildergang
Waltet in dem Kreise,
Dort, wohin der Liederklang
Ladet Euch zur Reise;
Schlingt um Eures Freundes Haupt
Eine Dichterkrone,
Von der Liebe Kranz umlaubt,
Ihm zum steten Lohne.

Trotzend gegen Sturm und Zeit
Steht in Erz gegossen
Nun sein Denkmal, ihm geweiht
Von den Zeitgenossen;
Aber fester noch als Erz
Möcht ich eines schauen,
Jedes gute Kinderherz
Helf es auferbauen.

Aus den Lehren, die er gab,
Laßt den Grundstein legen,
Senkt sie tief in's Herz hinab
Unter Gottes Segen;

Digitized by Google

Und das edle Fundament
Wird sich treulich halten,
Wird zum ewgen Monument
Herrlich sich gestalten.

Die Nothwendigkeit des Zopfes.

Mitgetheilt von Dr. Ludwig Lang.

In den Schwierigkeiten, mit denen der im Innern von China reisende Europäer zu kämpfen hat, gehört unter Anderm auch eine möglichst täuschende Verkleidung, damit er nicht als ein Fremder erkannt wird, was ihm die größten Unannehmlichkeiten, ja mitunter sogar Lebensgefahr zuziehen würde. Fast das Schwierigste ist dabei das unumgänglich nothwendige Tragen eines Zopfes. Der Kopf muß bis auf ein Büschel Haare am Scheitel rasirt und ein falscher Zopf daran befestigt werden, wobei man immer mehr oder weniger Gefahr läuft, ihn zu verlieren. Ein protestantischer Missionär war vor einigen Jahren mit Eingebornen zu Tische gesessen. Als er sich in seine Schlafkammer zurückgezogen hatte, kam ihm sein chinesischer Führer nach und brachte ihm seinen Zopf, der ihm herabgefallen war, doch glücklicher Weise ohne daß die Eingebornen es bemerkt hatten. Der Missionär ließ sich nun den Zopf besser befestigen, indem er die Haarflechten desselben auseinander nehmen und jede einzeln mit Fäden an seinen eigenen Haaren befestigen und den Knoten so fest zusammenziehen ließ, daß es ihn nicht wenig schmerzte. Doch war er nun etwas sicherer vor der Gefahr, seinen Zopf etwa einmal an einem öffentlichen Orte zu verlieren.

Sandmusik.

Wenn am Ufer der Ostsee bei Colberg die brandenden Wellen über den Sand hingegangen sind und ihn befeuchtet haben, darauf die Sonne ihn beschienen und bis zur Tiefe von etwa einem Fuß ihn völlig ausgetrocknet hat, und wenn man dann über ihn hingeht und einen Fuß dabei etwas schief hält, so fängt der Sand zu klingen an, und bei einiger Uebung kann man diese Töne so laut werden lassen, daß sie weithin hörbar sind. Diese sonderbare Erscheinung hat ihren Grund wahrscheinlich darin, daß die Körner dieses Sandes kleine glänzende Kugeln von weißem Quarz, mit anderen gemischt, die roth und braun oder schwarz gefärbt sind, durch das Ueberströmen mit Seewasser einen feinen festhaltenden Ueberzug von Crystallen des salzigen Seewassers erhalten, welcher Ueberzug aber bei längerem Liegen abfällt oder vom Regen abgewaschen wird.

Digitized by Google

Das Bad Pfeffers-Ragatz.

Von Theodor Schwyzer.

Reich ist die Schweiz an mannigfaltigen Naturschönheiten, und gesegnet sind oft die schönsten Gegenden mit wunderbaren Heilquellen. Unter diesen letztern nimmt die des Bades Pfeffers im Kanton St. Gallen eine der ersten Stellen ein; und da sie schon damals eine der besuchtesten war, als sie nur mit Lebensgefahr benutzt werden konnte, so wird sie nun um so mehr weltberühmt werden, da auch nicht das geringste Hinderniß mehr von ihrem Gebrauche abhalten kann. Während man nämlich in frühern Jahrhunderten nur auf gefährlichen Pfaden und Brücken und selbst bis 1839 nur auf beschwerlichen Umwegen dahin gelangen konnte, so führt seither eine ganz sichere, bequeme Straße nach Pfeffers und seit 1858 bekanntlich die Eisenbahn bis Ragatz, wo im „Hof-Ragatz" jährlich einige hundert Curgäste ihre Gesundheit wieder erhalten oder doch stärken.

Am 31. Mai 1840 wurde nämlich unter Glockengeläute und Freudenschüssen ein Theil des Wassers von Pfeffers nach Ragatz herausgeleitet, und seither haben fast alljährlich große Erweiterungen durch neue Bauten und Verschönerungen aller Arten Statt gefunden, so daß keine Bequemlichkeit eines gut eingerichteten Badeortes hier fehlt.

Doch machen wir die schnelle Reise dahin, so können wir Alles besehen und uns manches Merkwürdige erzählen lassen. Aus Nord- und Süddeutschland fliegt man mit Dampf dem Bodensee, oder dem sogenannten „schwäbischen Meere" zu. Von Friedrichshafen oder von Lindau trägt uns das Dampfschiff nach Rorschach hinüber, während wir bei heiterm Wetter nicht genug die Schneeberge der Schweiz betrachten können. Von Rorschach bis Ragatz betrachten wir mit Freuden das Rheinthal hinauf eine neue landschaftliche Scene nach der Andern, so daß uns die $2^1/_2$ Stunden wie einige Augenblicke verschwinden. Vom Bahnhof in Ragatz, wo wir eine Rundschau genießen, die zu den schönsten in den schweizerischen Alpen gehört, gehen wir ganz langsam, uns zehn und zwanzig Mal umsehend, nach dem Dorfe Ragatz und kehren in der „Tamina" oder in der Curanstalt „Hof-Ragatz" ein, um uns zum weitern Weg etwas zu stärken.

Dort, wo die wildbrausende Tamina herausstürzt, wo die Welt uns durch einen gewaltigen Berg verrammelt scheint, geht es zwischen Felsen, die den höchsten Dom überragen würden, der Tamina entlang, die schöne, $^7/_8$ Stunden lange, Kunststraße hinein. Wahrlich es ist ein herrlicher Gang, das muß Jeder bezeugen, durch immer neue, großartige Schluchten und Bergkessel, während zu den Füßen des Wanderers die Tamina ihre Alpenpsalmen in den Urmelodieen der Schöpfung singt und — was in dieser

Digitized by Google

Tiefe wohl eine Seltenheit ist — im Juli zur Linken und zur Rechten Alpenrosen blühen.

Erhaben über dem Dorfe Ragatz auf einer vorspringenden Bergstufe ist das Kloster und die schöne weithinschauende Klosterkirche Pfeffers. Leihen wir auf unserm Gange, während das Auge sich an den hohen Felsen, den Wasserfällen und den bald waldigen bald grünen Abhängen weidet, unser Ohr der Geschichte dieses Klosters, wir werden es später mit um so größerm Interesse sehen und betrachten, wenn wir seine Entstehung und einige wichtige Dinge aus seinem Leben kennen und zugleich das Wissenswürdigste über die Heilquelle, zu der wir pilgern, erfahren. Die Stiftung dieses Klosters, dessen Eigenthum die Heilquelle bis zum Jahr 1838 war, fällt in die erste Hälfte des achten Jahrhunderts.

Bischof Pirminius (von welchem er auch den Namen Pirminsberg hat), ein Stifter vieler Klöster, gründete es im Jahr 726 nach der Regel des heil. Benedicts, und zwar auf folgende Veranlassung hin.

Das neue Gotteshaus, welches der fromme Bischof in diesem Lande bauen wollte, sollte nach seiner Ansicht nicht da oben, sondern drunten im Thal, da wo jetzt das Schloß Marschlins steht, errichtet werden, und es wurde bereits der Anfang dazu gemacht. Als man aber das Holz dazu zimmerte, verwundete sich einer der Arbeiter mit seiner Axt und sein Blut färbte die frischgehauenen Holzspäne. Da flog, so erzählt die Legende, alsobald eine schneeweiße Taube aus dem nahen Gehölze, nahm einen der blutigen Späne in ihren Schnabel und flog damit über den Rhein herüber und in die Höhe des diesseitigen Waldes hinauf.

Adalbert, der den Bau leitete, folgte der Taube, welche sichtbarlich einen Weg weisen wollte. Auf dieser Bergstufe angekommen, ließ sie von dem Gipfel eines Lärchenbaumes den Span fallen. Als Adalbert seinem Freunde Pirminius Solches erzählte, sah es dieser als eine höhere Deutung an und sprach: „Hier will Gott seine Wohnung haben; er will nicht, daß wir dort in der Ebene des offenen Thales Alles so bequem und leicht haben sollen, sondern daß wir dem Volke, und zwar den Aermsten in demselben, vorangehen in mühsamer Arbeit, im Kämpfen und Ringen, in Selbstüberwindung und Selbstverleugnung. Nur so lange wir dies thun, werden wir über Andre etwas vermögen; nur solange gründen und bauen wir fest, uns zum Segen, Andern zum Heil; sobald wir uns der Gemächlichkeit und Trägheit hingeben, ist der Boden, auf dem wir bauen, untergraben, und der Sturz unserer Werke muß folgen, und wird uns selbst unter Trümmern das Grab bereiten. Auf! durch Kampf zum Sieg! — Aus der Ungewißheit, in welcher ich war, wo der rechte Ort unseres Werkes sei, führt mich der Flug der reinen, gottgesandten Taube zur vollen Klarheit, — aus

Digitized by Google

Dunkel zum hellen Licht! Licht werde es im dunkeln Walde, licht und warm in den Herzen der Menschen!“ — Pirminius hielt Wort. Sogleich begann er voll Muth und Gottvertrauen an der bezeichneten Stelle den Bau, und versetzte um 731 noch 12 Jünger aus dem Kloster Reichenau dahin, den Wald zu lichten und in der Umgegend das göttliche Wort zu verkündigen.

In sein Wappen nahm Pirminius und alle folgenden Aebte die fliegende Taube mit dem Span in dem Schnabel auf.

Am 9. Januar 1838 faßten die Conventualen (Klostergenossen) den Beschluß, sich aufzulösen und ihr schönes Gut der Heilanstalt und andern frommen Zwecken zu überlassen und der Große Rath des Kantons St. Gallen beschloß am 20. Februar desselben Jahres, die Abtei aufzuheben, die Mönche auszusteuern und lebenslänglich zu pensioniren.

Seither ist die Quelle ein unveräußerliches Staatsgut des Klosters St. Gallen, und zwar wird Pfeffers auf Staatsrechnung verwaltet, während der „Hof-Ragatz“ verpachtet ist.

In den Gebäulichkeiten von Pirminiusberg aber ist seit etwa 1846 eine Irrenanstalt hergerichtet; und da in der kurzen Zeit dort schon Mancher von der dunkelsten Geisteskraft wieder zum hellern Lichte der Wahrheit gekommen ist, und will's Gott noch Mancher gelangen wird, so ist es, was es war — ein Gotteshaus!

Von der Entdeckung der Quelle wird Folgendes erzählt: Es war im Jahr 1038, als Karl von Hohenbalkan, Jäger des Gotteshauses, auf die Jagd zog. Auerhähne oder Waldhühner zu erlegen mochten seine Gedanken und Wünsche sein. Siehe, da wurde aber sein mitleidig Herz erregt, ein Leben zu erhalten, statt den Tod zu bringen. Ein Täubchen, das einem Bewohner des Klosters Pfeffers, wir wissen warum, ein gefeiter Vogel sein mußte, wurde vom schwarzen Rabenvolke, welches die Taube von der Arche Noa's her des Oelblattes wegen hassen soll, mit grimmigem Geschrei und Gekrächze verfolgt.

Dem frommen Jäger des Gotteshauses wird wohl die Taube aus einem noch höhern Grunde geheiligt gewesen sein, aus einem Grunde, den jedes Christenkind leicht errathen kann; und so eilte er mit heiliger Entrüstung dem mordlustigen Schwarm nach, lief mit verdoppeltem Eifer in den Wald hinein, in die Tiefen hinab, in welchen das schuldlose Täubchen das Opfer seiner gierigen Feinde werden sollte. Die verfolgte Unschuld zu retten, das liebe Täubchen, wo möglich, dem Tode zu entreißen, war jetzt sein einziger Gedanke, jede andere Beute hatte er gänzlich vergessen; und so hell und klar auch sein Kopf war, so wußte sein Herz nichts von einer Rechenkunst, die bei jeder Mühe gleich frägt: ist's auch der Anstrengung werth, was wird mir dafür? Ja in seinem Eifer übersieht er ganz und gar, wie er selbst, fast mehr als die Taube, in der größten Lebens-

Digitized by Google

gefahr schwebt. Und wie er am Abgrunde zwischen Leben und Tod hindurchläuft, kommt er soweit in die schauerliche, schwindliche Tiefe hinab, daß er plötzlich den Dampf gewahr wurde, welcher aus dem gähnenden Schlunde emporstieg. Doch selbst dieses Wunder von einem verborgenen Feuer konnte ihn nicht fesseln, bis es ihm gelungen war, das fast todtgehetzte Täubchen den Raben abzujagen und zu befreien. Erst als er dieses in Sicherheit gebracht hatte, ließ er sich an Stricken hinab und sah das blutwarme (30 Grad R.) Wasser aus den Felsenritzen hervorsprudeln, ganz klar und rein, sehr leicht und seifenartig anzufühlen.

Es war der schöne Lohn seines edlen Herzens, wenn er „aus besonderer Gnade und Mildigkeit Gottes, menschlichem Gebrauch zu Nutz und Frommen, das sehr edel, köstlich und heilsam Wasser zuerst entdeckte," ohne zu ahnen, wie viel unaussprechliche Wirkungen es hat." *)

Zwei Klosterjäger von Pilters haben bei der Verfolgung eines Wildes 200 Jahre später, 1240 oder 42, die Quelle, welche bis dahin jedenfalls gar nicht gebraucht, vielleicht gar vergessen worden war, wieder aufgefunden. Haben diese mit Lebensgefahr „von Fels zu Fels den Wagesprung" gethan, „um ein armselig Gratthier zu erjagen" (Schiller's Tell) und dabei diesen köstlichen Fund gemacht, so sind sie wirklich ein Bild von demjenigen, welchen Adolf Stöber in seinen „neuen Reisebildern aus der Schweiz" bei dieser Gelegenheit also besingt:

„Wohl Mancher jagt dem Scheinglück nach,
Das lockt ihn hinab in die Tiefe jach,
Von Fall zu Fall, von Riß zu Riß,
In schaurige Seelenfinsterniß.
Und glücklich, wer von Gott erweckt,
In solcher Tief den Quell entdeckt,
Der unerschöpflich neue Kraft
Und Heil und sel'ges Leben schafft!"

Und es reiht sich J. M. v. Wessenbergs Ermahnung an:

„Darum Muth gefaßt aus ew'gen Quellen,
Und dein Ziel wird wunderbar sich hellen!"

Bemerkenswerth ist, daß diese Quelle vom October bis im Mai nicht fließt, gleichsam, als wollte sie ihre Kräfte nicht vergeuden und sich auf's Neue sammeln.

Es ist auch sehr interessant, die weitere Geschichte dieser Quelle zu lesen und man ersieht darin den Weg von der höchstmöglichen Selbstbeschränkung und Einfachheit, bis zu den größten Bequemlichkeiten, die sich die Reichen und

*) Der Chronist Gular, † 1637.

Digitized by Google

Vornehmen heut zu Tage verschaffen können. Aus einem Werk von Dr. Kaiser, vieljährigem Badearzt, entnehmen wir, hie und da mit seinen Worten zum Theil aus Chroniken, Folgendes: Zwei hundert Jahre lang, nachdem sie entdeckt war, scheint also kein Mensch diese Quelle benutzt zu haben. Ohne Segen strömte sie in den Abgrund und der erste Entdecker hat wohl, wie der große Entdecker Amerika's und andere Wohlthäter der Menschheit, keinen andern Lohn empfangen, als daß er das Bewußtseyn, eine edle, wenn auch in diesem Falle eine unscheinbare, That vollbracht zu haben, mit sich in's Grab nehmen konnte.

Um 1242 ist sie dann in Anwendung gekommen; aber noch mühselig genug, indem wohl eine Gelegenheit und ein Obdach zum Baden vorhanden gewesen sein mag, aber noch kein Haus zum Wohnen; eine seltsame Badekur, nicht wahr, indem man mehrere Tage im Bade zu sitzen, darin zu essen und zu schlafen pflegte, weil der Zugang so äußerst schauderhaft und gefährlich war, daß man nicht jeden Tag den Weg dorthin machen konnte. Eine große Aushöhlung im Felsen, Kessel genannt, mit einer Schwelle gegen den Taminafluß versehen, diente als Bad für die gemeinen Leute.

In eine neue Periode trat die Geschichte dieses Bades, als im Jahr 1382 Abt Johann II. von Mendelbüren, den kühnen Bau eines Badhauses vollführte, das mitten auf der Tamina auf hölzernen Tragbalken ruhte, die auf beiden Seiten in die Felsenwände eingesenkt und befestigt wurden, da, wo die Heilquelle unmittelbar dem Felsen entfließt. Hat wohl je eine menschliche Wohnung über einem so schrecklichen Abgrunde geschwebt? Mitten zwischen zwei zerrissenen Felsenwänden, über 400 Fuß hoch, am weitesten nicht 50 Schritte von einander getrennt, tobt unter den Füßen ein wüthender Strom, über dem Haupte drohen Felsenblöcke und herüberhängende Waldbäume, nach Süden und Norden die gräulichen Wände noch geschlossener, so daß kaum eine Spanne des Himmels sichtbar, und die Sonne nur am hohen Mittag kärgliche Strahlen sendet! Der Zugang allein war schon abschreckend, da man theils an hängenden Leitern, theils an Stricken und den, der mit Schwindel behaftet war, mit verbundenen Augen an einen Sessel befestigt durch eine Oeffnung im Dache in dasselbe hinunterlassen mußte. Im Innern war es so dunkel, daß man „um den Mittag eines Lichtes bedurfte." Viele kehrten lieber um und verzichteten auf dieses Bettesda.

Das gegenwärtige Badgebäude nämlich, das wir jetzt dort erblicken, ist immer noch 680 Schritte vom Ursprung der Quelle entfernt. In der jetzigen Gestalt wurde es 1704 gegründet und 1716 vollendet, nachdem schon im Jahr 1629 — 30 die Quelle durch den Prälat Jodocus Höslin herausgeleitet worden war. Von oben herab, als hätte man das Bad ganz

Digitized by Google

umgehen wollen, mußte man also bis 1839 auf einer Treppe von mehr als 250 Stufen zu diesem, gegen die frühern Hütten nun bequemen und geräumigen Gebäude, im Klosterstil, herabsteigen.

Bis Ragatz hinaus verliert das Wasser in der Regel bei nicht zu kalter Temperatur nur zwei Grad, so daß draußen die Wirkung ziemlich dieselbe ist, wie hier in Pfeffers.

Der Gang zur Quelle ist unbeschreiblich; denn, wer darf es wagen, diesen Tempel in's Urgebirge gehauen, dieses gewaltige Gewölbe, das sich kühn zum erhabensten Dome oben zusammenbeugt, zu schildern? Diese mehr als 200 Fuß hohen senkrechten Felsen, die bald weitern, bald engern Hallen, die hie und da von einer Gemse übersprungen werden könnten, mit ihrem spärlichen Lichte, ihrer feuchten kühlen Luft, hier tiefe Nacht, dann graue Dämmerung, etwas weiter bewegliche Regenbogenstreifen in dem Wasserstaub, gleichsam das Morgenroth in diesem Heiligthum; dann einige Strahlen Sonne als Mittagslicht und etwas blauer Himmel durch die gespaltene Kuppel; wieder einige Schritte weiter — welche magische Färbung begrüßt dich schon als Abendroth des kurzen Tages! Wie eng war's dort, wie demüthig muß alles Hohe hier sich bücken, jetzt, siehe da diese Oeffnung, diese Erweiterung, du athmest wieder leichter, die Brust schlägt wieder freier, das Herz fühlt sich wieder erweitert, und dort drüben, über der Tamina, diese Marmorgrotte, wie andächtig stimmt sie nicht das Gemüth, wie ladet sie nicht den Wandrer zum Beten ein? Doch halt! hier ist die Quelle, geöffnet ist das Thor, welches noch tiefer zu ihr führt, drinnen brennt ein Licht... du kostest das Wasser... kommst im Schweiß heraus... es war dir zu geheimnißvoll in die Tiefe dieses Born's zu schauen... Du schweigst, und denkst wohl, es gehe noch mit vielen tiefen und hohen Dingen so, daß man sie in nächster, sichtbarster Nähe, ebenso wenig ergründe und ihren Ursprung enträthsle, als irgend Jemand uns dieser Quelle Anfang zu enthüllen vermöchte. Ja du denkst vielleicht eben so richtig, wollte Jemand dieser Quelle durch vorwitziges Graben ganz auf den Grund kommen — er würde sie wohl dem Wohle der Menschheit ganz und wer weiß, vielleicht für immer entziehen!

Und nun schaue über dich, fast senkrecht über der Quelle bilden diese zwei Felsen, über welche in einer Höhe von 290 Fuß ein Weg führt, „den Beschluß," und unter dir rauschet und brauset die Tamina, „als ob der Abgrund sich selber verschlingen wollte." Wer will dies malen, dieses „schöne Bild vom Erdenwallen durch die Nacht und Dämmerung zum Tag?" Und erst diese Orgelpfeifen, wenn im Winter von Ragatz bis zur Quelle an unendlich vielen Orten hunderte und hunderte gewaltige Eiszapfen herabhängen, wenn in diesem Dome Orgel an Orgel sich reiht, von einer Größe, wie die Menschen noch keine gebaut haben und keine bauen werden

Digitized by Google

— ſingen dieſe nicht auch ein Lied auf die Allmacht und Kraft des Schöpfers? Haben vielleicht die Palaeſtrina, Haydn und Mozart und ihre Geiſtesverwandten irgendwo im Dome der Natur ſolchen Tönen gelauſcht, als ſie ihre unſterblichen Werke ſchufen? Oder, wenn es eine Sphärenharmonie gibt, deren himmliſchen Tönen ſchon die Weiſen des grauen Alterthums lauſchten, ſollten denn die Tiefen unſeres Planeten keinen Widerhall, für die überirdiſche Sprache kein Echo haben? Wenn nur ein einziger Stern im Weltall Gottes Loblied ſingt, ſollten nicht alle ſeine Werke mit einſtimmen in die „Schöpfung," welche lange vor Haydn's Tonwerk das Weltall durchbrauste? Sind hier dieſe Melodieen der donnernden Tamina nicht wenigſtens ein Theil dieſes nieendenden Lobgeſanges? Und ferner, hier, wo außer dieſem Bretterſteg, auf dem du wandelſt, die Werke Gottes und **nur dieſe** dich dicht umgeben, iſt's dir da nicht, als geheſt du in die wunderbare **Werkſtätte** des **Schöpfers** hinein? Iſt doch hier, wenn auch freilich kein blühendes und früchtebringendes Leben, doch allüberall nur Größe und Allmacht und Güte zu ſchauen! Graute und grauste es einem auch zuweilen, ſo iſt es doch auch dann buchſtäblich „grauſam-ſchön!"

Am beſten und kürzeſten hat darum, mir wenigſtens, unter den unzähligen Dichtern, welche Pfeffers beſungen haben, der edle J. H. v. Weſſenberg, der vieljährige Freund von Pfeffers-Ragatz, aus dem Herzen und der Seele geſungen, wenn er ausruft:

Quelle, die du dieſen wilden
Freudeloſen Berggefilden
Wie der Nacht ein Stern entquillſt,
Und gleich einem himmliſch milden
Geiſt ſo manches Leiden ſtillſt;
Scheidend aus den dunkeln Gründen,
Die dich, theurer Quell! umwinden,
Sink ich dankbar in den Staub.
Wer nicht hier weiß **Gott** zu finden,
Bleibt für Gottes Stimme taub. —

Wir haben ſie gehört dieſe Gottesſtimme, die über die Stimme des Zeitgeiſtes himmelhoch erhaben iſt; wir haben ſie gehört und hören ſie noch immer im Innern fortreden, darum ſind wir jetzt ſo ſchweigſam geworden: es iſt uns als könnten wir durch lautes Reden dieſe göttlichen Eindrücke verwiſchen. Wie derjenige Chriſt, welcher am andächtigſten dem Gottesdienſt beigewohnt hat, am ſtillſten nach Hauſe geht, ſo gehen wir nun ſtille, aber im Herzen mit Gott um ſo lauter redend, den Weg zurück. Wir ſteigen einen Bergpfad hinauf nach Pirminsberg, an deſſen Heilanſtalt wir, Gott um ſeinen Segen für die Kranken bittend, vorübergehen; wir genießen noch

Digitized by Google

auf dem sog. Tabor die herrlichste Aussicht über Ragatz, Maienfeld und die ganze schöne Umgegend und gehen dann eilig durch den Wald hinunter nach Ragatz. Dort angekommen dürfen wir ja nicht vergessen, auf den Kirchhof zu gehen, um ein prachtvolles Werk der Bildhauerkunst zu sehen. Daselbst ist nämlich seit dem 20. August 1856 ein marmornes Denkmal, das „Se. Maj. der König von Bayern Maximilian II., seinem geliebten Lehrer, dem ersten Denker Deutschlands, Friedrich Wilhelm Joseph v. Schelling, Geheimerath und Professor der Philosophie setzte." Zwei Jahre früher, also den 20. August 1854, ist derselbe im „Hof-Ragatz" in Folge von Altersschwäche (er wurde den 27. Jan. 1775 geboren) gestorben. Die Wissenschaft, welche Schelling berühmt machte, zu schildern, gehört nicht hieher. Zwei Dinge aber kann sich hier jedes Kind merken. Erstens, wie schön und herzerhebend die Dankbarkeit ist, daß selbst ein König von seiner Würde sich nichts vergibt, wenn er dieselbe thatsächlich offenbart, vielmehr durch dieselbe sich selbst ein Ehrendenkmal errichtet, das um so ruhmvoller ist, je weniger es beabsichtigt war. Sodann kann sich Jedes merken, wie köstlich doch die geistigen Schätze der christlichen Wissenschaft sein müssen, wenn die besten Könige ihren höchsten Ruhm in der Förderung derselben erblicken!

Darum mag sich zum Schluß ein Jeder ein Wort Schellings zur Warnung dienen lassen, im Lernen doch ja kein Stümper zu sein; denn er pflegte zu sagen: „Ein Stümper in der Wissenschaft ist auch ein Stümper in der Moralität," d. h. im sittlichen Lebenswandel. Wer aber dieses Wort sich zur Mahnung dienen läßt und im Lernen bis an seinen Tod nach Vollkommenheit trachtet und strebt, der hat noch mehr von Schelling als wenn er dessen Marmordenkmal nur angeschaut und bewundert hätte.

Der Holzbub'.*)

Von Isabella Braun.

I.

Es war zur Winterszeit. Auf den Feldern lag tiefer Schnee, glatt gestrichen vom Winde, der darüber hinsauf'te. An schönen Tagen glänzte dieses Bett, als ob die Sterne nach der langen Nacht, wo sie am Himmel Wache halten, am Tage sich darauf gelagert hätten, halb träumerisch die

*) Aus den wahren Geschichten, Verlag des kath. Büchervereins zu München.

Digitized by Google

Aeuglein aufſchlagend. Der Himmel ſah oftmals in klarſtem Blau hernieder und die beiden Farben ſchienen ſich gegenſeitig holdſelig anzulächeln. Dennoch war trotz all' dieſer Herrlichkeit kein rechtes Leben in der Schöpfung, denn die Natur verlangt, gleich dem Menſchenherzen, Wärme überall. Die Fluren, welche zu jeder andern Jahreszeit von Menſchen und Gethier belebt waren, lagen nun öde da; nur ängſtlich herum flatternde Vögel ſetzten ſich auf die bereiften, dürren Hecken und wetzten umſonſt den Schnabel an den kryſtallartigen Eiszapfen; einige Raben flogen umher und der Schnee erſchien gegen ihr kohlſchwarzes Gewand noch weißer; ihr Krächzen unterbrach allein die Todtenſtille. Weit und breit ſah man keinen Menſchen und wenn Einer auch des Weges kam, klangen ſeine Schritte vom weichen Schnee gedämpft und die Kälte ſchien das luſtige Lied ſogar im Munde der Jugend zu hemmen. Oft aber mußte der blaue Himmel ſich hinter dem grauen, undurchſichtigen Nebel verbergen, oder dichte Schneemaſſen flogen in geſchaarten Flocken hernieder und verhüllten die Gegend.

Zu dieſer Zeit war es freilich behaglicher in der großen Stube des Bauernhofes, wo die niedere Decke die Wärme zuſammenhielt, oder ſelbſt in der kleinen Stube der elendſten Hütte, denn es fehlte nicht an Reiſig aus dem nahen Walde. — Am behaglichſten war es nun vollends beim reichen Holzbauern, denn da „wadelte" es nur ſo in der Stube, wie die Leute ſich ausdrückten. Kein Wunder, er beſaß auch eine ſtarke Holzung, wovon ſein Hof ſeit alter Zeit den Namen trug. Da brauchte man nicht zu ſparen, denn es blieb immer noch mehr übrig, als der Bauer unterbringen und verkaufen konnte. An jedem Markttage fuhren zwei tüchtige Pferde einen hochgeladenen Wagen voll in die Stadt; das Holz hatte in dieſem Winter ihm bereits ſchweres Geld eingetragen und immer noch war der Vorrath groß, als ob er's dem egyptiſchen Joſeph nachgemacht, und gerade für dieſen erzſtrengen Winter den Vorrath aufgeſchichtet und zuſammengeſpart hätte.

Der Holzbauer war der reichſte und dabei angeſehenſte Mann im ganzen Orte und das nicht ohne Grund, denn er verwaltete das Amt des Schulzen, er konnte in der Zeitung leſen und den Bauern das Recht ſo haarſcharf erklären, als ob er ſtudirt hätte; er konnte genau beweiſen, wie es die Herren in der Stadt, welche die Geſetze ſchreiben, machen ſollten. Daß er dabei immer nur an die Bauersleute dachte, wie es für dieſe gut wäre, weil ſie ja doch den wichtigſten Stand — den Nährſtand — bildeten, und daß er bisweilen über die Stadt- und Herrenleute den Kopf ſchüttelte — dies Alles vermehrte nur ſein Anſehen im Dorfe und in der Umgegend. Die Landleute ſagten: „Das iſt der rechte Mann, der hat den rechten Verſtand und meint's gut mit uns."

Aber der Holzbauer war auch ſeiner Wohlthätigkeit halber abſonder-

Digitized by Google

lich geachtet; denn wenn es irgendwo armselig und nothig zuging, blieb sein Haus, sein Speicher, ja sogar sein Geldranzen nicht verschlossen und aus seinem Reisig band sich mancher Arme den Büschel; die Bäurin aber speis'te die Armen, welche an jedem Freitag vor die Thüre kamen und ihr Vaterunser beteten, nicht nur mit einem „Helf Gott!“ ab, sondern steckte in das mitgebrachte Säcklein reichliche Gaben, sammt einem „Gesegne es Gott!“ Kein Wunder also, daß der Holzhof in Ansehen stand weit und breit und daß die Leute nicht genug von Glück sagen konnten, als der Holzbauer nach dem Tode des Lehmhäuslers dessen fünfzehnjährigen Sohn Leonhard in sein Haus aufnahm; denn er war dessen Taufpathe und wollte halten, was ihm der Katechismus als Pflicht auferlegte. Die Wittwe war über die Maßen armselig daran und hatte genug zu thun, um den kleinen Veit und die Bärbel groß zu ziehen.

Der Leonhard erkannte getreulich, welch' große Wohlthat sein Goth ihm und der Mutter und Veit und Bärbel damit erweise. Er aß ja für Zwei und konnte noch nicht für Einen arbeiten, denn zum Knecht war er trotz seines kräftigen Gliederbaues doch noch zu jung. Er blickte zu seinem Wohlthäter fast wie zu einem Heiligen auf und hatte vor jedem seiner Worte einen tiefen Respekt. Wenn der Bauer mit ihm sprach, stand er wie in den Boden gewurzelt, staunte ihn an und hielt das für's Allergescheidteste, was er am wenigsten verstund. Sein Eifer zu gehorchen unterschlug ihm nicht selten die Beine, so daß er stolperte und hinfiel, worüber jedoch der Bauer gutmüthig lachte.

Leonhard war ein großer, plumper und ungelenker Bursche, noch nicht aus dem Groben herausgearbeitet, wie der Bauer zu sagen pflegte. Seine dicken, schwarzen Haare, die weit in die Stirne hereinwuchsen und welche er bei jeder Verlegenheit — und der arme Knabe kam im reichen Hofe kaum nie aus der Verlegenheit — mit seiner Hand bis zu den Augen herabstrich, gaben ihm ein finsteres Aussehen; aber dafür war sein Herz um so freundlicher und dies wußten die Bäurin und der Bauer gar wohl, so daß sie ihn gut leiden konnten. Niemand wußte es aber halb so gut, als seine eigene Mutter und wer des Abends, wenn er nach Hause kam, an den Fenstern gehorcht hätte, der würde es auch erfahren haben. Da ging seine Zunge geläufig und er wußte kein Ende zu finden in seinen Erzählungen vom Goth und der Bäurin. Jedes Mal fing er mit denselben Worten an:

„Mutter, Ihr könnt's gar nicht glauben, wie brav mein Goth ist! Gott segne ihn und die Bäurin!“

Immer wußte er etwas Neues zu berichten und immer nur Gutes: wie heute die Bäurin für die arme Stasi „einen ganzen halben Laib“ Brod abgeschnitten hätt', — kein so dünnes Stücklein, das auf einmal in den

Digitized by Google

Mund hinein gehe, nein, — ausreichbar für eine Woche; — und dann wieder, wie sie der lahmen Margareth eine Schüssel voll Mehl, Schmalz und Eier geschickt hab' und selbst hingegangen sei. So wußte er hundert gute Thaten von seinen Wohlthätern aufzuzählen; wenn die Engel im Himmel Alles nachschrieben, hatten sie ordentliche Arbeit und das Buch der Tugenden mußte bald voll werden. Alle, selbst das kleine Bärbel horchten ihm aufmerksam zu; die Mutter faltete dabei die Hände und Alle machten es ihr nach und Alle sagten: „Das sind gute Leute, Gott segne sie! Gott segne den Holzhof zusammt Allem, was d'rin ist!" Es gab keine dankbarern Menschen, als die Wittwe des Lehmhäuslers mit ihren Kindern.

Schon waren mehrere Monate verstrichen, seit Leonhard im Hofe Einzug gehalten hatte. Er rührte seine Arme tüchtig im Dienst des Bauern und es waren auch zwei kräftige Arme. Man konnte ihn in Haus und Stall wohl brauchen, denn er war verlässiger als der beste Knecht und that nie etwas nach seinem eigenen Sinne. Er hatte die feste Ueberzeugung: wie es der Goth anordnet, ist's am Besten; der kann nicht fehlen. Einmal aber kam's doch anders, und wie das kam, ist eine traurige Geschichte, die dem armen Jungen fast das Herz zersprengt hätte, und das will viel heißen beim Herzen eines Bauernbuben, welches nicht an städtischer Empfindsamkeit kränkelt. —

II.

„Leonhard!" — rief eines Abends der Bauer, als der Knabe von seiner Mutter zurückkehrte; — „Leonhard, ich hab eine kleine Fuhr Holz aufgeladen; der Wagen steht im Stadel. Spann' morgen frühzeitig die zwei alten Mähren an; sie zwingen's schon noch und fahr' damit zur Stadt." — Indem er freundlich lächelte, fügte er bei: — „Jetzt bist Du der Holzbub' und von da zum Holzknecht ist's auch nicht weit hin, bis Du endlich gar auch ein Holzbauer wirst. Also mach' Deine Sach' recht und wohl. Mein' halt, Du solltest dafür zwei Kronenthaler lösen, auf ein paar Kreuzer weniger kommt's just nicht an, kannst Dir meinethalben auch ein paar Sechser dabei verdienen, wenn ich nur fünf Gulden krieg."

So sprach der Holzbauer und Leonhard wurde vor Freude feuerroth im Gesichte. Er sollte in die Stadt fahren, er ganz allein, nicht hinter dem Knecht darein, nicht für einen armseligen Söldner, sondern für den reichen Holzbauern, der weit und breit bekannt war! Was der Bauer im Scherze andeutete, sah der Knabe bereits im Ernste vor sich. Er sah sich von diesem ersten selbstständigen Geschäfte im Geiste Stufe für Stufe im Rang der Dienstboten steigen und sah neben sich bereits seine eigene Person stehen, derselbe Leonhard und doch ein ganz anderer, ein erwachsener Bursche mit der Goldquaste auf dem Hut und der dicken, silbernen Uhr

Digitized by Google

in der Tasche; und das war der Oberknecht Leonhard, wahrhaftig, kein anderer!

Ja, das sind die wachen Träumereien eines Dorfjungen, freilich verschieden von denen eines Studentleins, der sich im Geiste schon im künftigen Ministerkleide sieht; aber jeder Stand hat eben seinen eigenen Ehrgeiz und gewiß war der unsers Leonhards von höchst bescheidener Art!

Der Knabe sah jedoch in diesem Auftrage noch etwas Anderes, und das machte ihm die allergrößte Freude. Der Goth setzte Vertrauen in ihn! Er sollte mit zwei Kronenthalern in der Tasche, — welch' eine Summe Geldes! — mutterseelenallein zurückkehren und der Bauer traute ihm zu, daß er sich darum tüchtig wehren könne, wenn Räuber ihn anfielen. Alle derartigen Geschichten, die er je gehört hatte, fielen ihm ein. Es war ihm nicht anders, als stünde er mitten im Angriff und Kampf; aber er fürchtete sich nicht. Er stemmte sich auf seinen zurückgesetzten Fuß und stand da — als wollte er sagen: „Nur Alle her! ich nehm's mit Euch auf!“ Er hatte sich so leibhaft in diese Scene hineingedacht, daß er mit seinen Armen in der Luft herumfuhr, bis er ein Gelächter hörte und einer der Knechte meinte, ob der Leonhard gar im Wirthshaus gewesen sei? es wäre doch zu früh.

Der Knabe ging etwas beschämt aus dem Hofe und verfügte sich in den Stadel, um seinen Wagen zu besichtigen. Da stand er wirklich, fest geladen, eine kleine, aber schöne Fuhr, wie sich's nicht anders für den Holzhof schickte, dicke Scheiter und Prügel, unter Brüdern zwei Kronen werth. Er hatte so eine große Freude an dem Wagen, daß er ihn von allen Seiten beschaute und immer lief er wieder um denselben herum. Nun eilte er aber in den Pferdstall, um nach den alten Mähren zu sehen, klopfte ihnen auf den Rücken und dachte: „O, die machen noch Ansehen, schier besseres, als des Nachbars beste Rößlein; aber sie sind auch gut gehalten und brauchen sich nimmer zu überarbeiten. Ja, der Goth ist halt ein braver Bauer, mitleidig gegen Menschen und Vieh!“

Beim Nachtessen saß Leonhard mit etwas Selbstgefühl unter den Knechten, weil er sich selber schon halb und halb für Einen hielt und als er im Bette lag, träumte er die schönsten Dinge von der Welt, natürlich, von der Welt eines Bauernjungen. Er war früh genug auf dem Wege; aber er mußte zuvor noch der Mutter am Fensterladen klopfen, um ihr die wichtige Nachricht mitzutheilen. Sie rief ihm noch allerlei gute Lehren nach, denn sie war früher oft genug mit Eier und Schmalz in der Stadt gewesen, um sich dort auszukennen und wie sich die Leute auf's Handeln verlegen. Sie schärfte ihm auch ein, für sich selbst ein Trinkgeld auszubedingen, denn die Lehmhäuslerin war sehr arm und mußte das Brod kaufen; der Veit und die Bärbel hatten aber einen gar so guten Appetit; sie

Digitized by Google

wußte, daß ihr Leonhard jeden Kreuzer gewissenhaft nach Hause bringen würde.

Der Holzbub' zog mit seinen Rößlein lustig die beschneite Straße dahin und knallte mit der Peitsche, um sich warm zu erhalten, denn es ging ein schneidend kalter Wind; es war eine so grimmige Kälte, daß der Hauch am Munde gefror, und die Mähnen der Pferde wie graue Haare am Halse lagen. Aber Leonhard fühlte das kaum. Der Bauer hatte ihm eine warme Fuhrmannsdecke mitgegeben; doch er wickelte sich nicht darein, sondern knallte nur lustig darauf los; es gab eine erwärmende Bewegung beim langsamen Schritt der Pferde. Allmählig holten ihn andere Wagen ein, die auch zum Markte fuhren. Da bedünkte sich unser Holzbub als wichtige Person und wunderte sich höchlich, wie Einige gar nicht erstaunt thaten. Andere redeten ihn jedoch ganz so an, wie er sich's erwartet hatte. „Was, bist schon des Holzbauern Knecht geworden, daß Du heut auf den Markt ziehst? Kannst es noch weit bringen! Ist zwar eine kleine Fuhr; aber mit Kleinem fängt man an und es ist ein gut geladenes Wägelein!"

Solche und ähnliche Worte hörte Leonhard mit Wohlgefallen und es schürte ein helllichtes Freudenfeuer in ihm, daß die grimmige Kälte nicht Herr über seine Glieder werden konnte. Nach drei Stunden erreichte er endlich die Stadt und suchte sich einen guten Platz für seinen Wagen aus.

Er stand bereits vier volle Stunden auf dem Platze; Wagen um Wagen zogen mit Käufern ab, nur für seine Fuhre hatte sich noch Keiner gefunden; dem Einen war sie zu klein, dem Andern die Scheiter zu dünn, dem Dritten zu theuer und Leonhard kam in eine arge Entrüstung. Allgemach fing die Kälte an, ihn zu drangsaliren, denn hier konnte er weder knallen, noch sich Bewegung machen und so kräftig er auch die Arme über einander schlug und so warm er auch in die erstarrten rothen Hände hauchte — es gab Alles nicht aus. Nun wickelte er sich in seine Decke und ärgerte sich über die Stadtleute. Er dachte: „Der Goth habe schon recht, wenn er über diese herzieht, sie wollen den Bauern nur Alles abzwacken, und meinen, sie sollten Alles geschenkt bekommen." — Aengstlich sah er auf die Thurmuhr und fürchtete, es möchte gar kein Käufer sich vorfinden; mit welcher Schande müßte er dann heimkehren! So ein gutes Wägelein Holz und kein Käufer! —

Minute um Minute enteilte; aber es kam dem armen Jungen sehr langsam vor. Endlich näherte sich ihm ein Mann und sah nach seinem Wagen. Frohe Hoffnung erfüllte unsern Leonhard und er bot dem Manne mit lauter Stimme und Lobpreisungen sein Holz an. Derselbe sah sehr bleich, sehr kümmerlich und sehr traurig aus; aber er war nach Leonhards

Digitized by Google

Dorfbegriffen gut gekleidet, freilich etwas dünn für dieſe Jahreszeit, denn er trug über ſeinem kurzen, ſchwarzen Röcklein keinen Mantel.

„Was ſoll das Holz koſten?“ frug der Mann mit ſehr ſchwacher Stimme und ſah dabei aus, als ob er ſich vor der Antwort fürchtete. Leonhard dachte an die Worte ſeines Pathen, daß die Stadtleute gerne den Preis herabdrücken und er dachte auch an ſeine arme Mutter. Er ſprach alſo: „Nun, ſechs Gulden und noch mehr iſt's werth; gebt mir ſechs Gulden und einen Zwölfer hab' ich bei der Kälte als Trinkgeld gewiß verdient.“

Da fuhr ein düſterer Zug über des Mannes Angeſicht und er entgegnete: „Sechs Gulden! Junge, das iſt zuviel; es iſt ja kaum ein Viertels-Klafter; es iſt höchſtens vier Gulden werth.“

Leonhard war durch das lange Warten und die arge Kälte bereits ungeduldig geworden und nun ſetzte der Mann noch ſein Holz herunter; dies ſchöne Holz aus dem wohlbekannten Hofe, wo jedes Scheit wie ein Span brennt vor Dürre. Als ob ſein Bauer mehr verlange als es werth ſei! „Ja,“ dachte er, — „der Goth hat recht, mit den Stadtleuten iſt nichts zu machen; die wollen Alles geſchenkt!“ Er entgegnete alſo gegen ſeine ſonſtige Weiſe faſt grob: „Vier Gulden! warum nicht gar umſonſt! Und ein Trinkgeld wollt Ihr mir am Ende auch nicht geben!“ — Er wendete ſich bei dieſen Worten um, denn es ward ihm ja ein Preis geboten, der ihn höchlich entrüſtete.

Der Mann aber bewegte ſich nicht von der Stelle; er holte aus tiefſter Bruſt Athem, trat zum Knaben und ſagte: „Willſt Du mir das Holz um fünf Gulden geben, ſo führe es in meine Wohnung.“

Leonhard bedachte ſich; — ſollte er, oder ſollte er nicht? Aber es war ſo kalt, es ging ſchon gegen Mittag und vielleicht fände ſich am Ende gar Niemand mehr zum Kaufe. Es war doch wenigſtens die angeſetzte Summe. Freilich hatte er es ſich ſo ſchön ausgedacht, dem Goth mehr aufzuzählen und damit den Beweis zu liefern, wie brauchbar er ſei. Er zauderte alſo eine Minute und ſagte verdrießlich: „Und mein Trinkgeld? — um das ſoll ich am Ende auch kommen?“

Der Mann erwiederte: „Das Holz iſt um den gebotenen Preis freilich mehr als bezahlt; aber ich will dir Dein Trinkgeld geben.“ — Dann wendete er ſich um und ſagte vor ſich hin: „In Gottesnamen! es muß ſein; denn ſie friert!“

Leonhard war durch die gemachte Zuſage beſänftigt; er knallte mit der Peitſche und trieb die halberſtarrten Pferde an. Der Mann ging voran, lenkte in eine enge Gaſſe und wieder in eine andere und immer wieder in eine neue, daß es kein Ende nehmen wollte; endlich hielten ſie an. Es war ein trauriger Winkel, ein armſeliges Haus und kaum ging die niedere

Digitized by Google

Fuhre durch das Thor in einen kleinen Hof. Jetzt warf Leonhard seine Decke über die Pferde, kletterte behende auf den Wagen und fing an, das Holz abzuladen. Er warf ein Scheit nach dem andern herab, daß es auf dem hartgefrornen Boden schallte. Es war eine kalte Arbeit, denn die Scheiter lagen fast künstlich geschichtet; seine Hände starrten und griffen ungeschickt darein, daß er sich unzählige Male ritzte und das Blut daran herab rann. Aber er achtete dessen nicht. Plötzlich hielt er inne und eine Veränderung zog durch sein offenes, ehrliches Gesicht.

Immer stand der Mann daneben, fast jedes Scheit und jeden Prügel zählend, als ob es köstliche Silberbarren wären. Als Leonhard einen Augenblick inne hielt, trat er näher zum Wagen, die Seitenwände standen noch fest, Scheit an Scheit; aber auch er fuhr zusammen und rief: „Du hast mich betrogen, Junge! Ist das ein Holz? ist das so, wie ich's von Außen sah? und das soll fünf Gulden kosten?“ —

Leonhard konnte ihm nichts antworten; er sah immer nur in den Wagen; denn da lagen nicht Scheiter und Prügel, nein, kleines, elendes Reisig, wie es die Armen vom Walde heimtragen; nur außen herum war gutes Holz und die oben aufgeschichteten Scheiter hatten den eigentlichen Inhalt verborgen.

„Was ist das?“ fuhr es durch die Seele des ehrlichen Knaben. „Wer hat über Nacht den Wagen umgeladen? Nein, so hat es mein Goth nicht eingeschichtet! aber die Knechte kamen doch auch nicht mehr in den Stadel!“

Solche Gedanken zogen rasch durch des Knaben Sinn. Während dieser kurzen Zeit hatten sich mehrere Zuschauer eingefunden; ein Schuhmacher, der im Hinterhause wohnte, legte die Ahl bei Seite, trat heraus und sagte: „Was soll das Holz kosten, Nachbar?“ Der Mann nannte ihm den Preis und sogleich wandte sich der Schuster heftig zum Buben und schrie mehr, als er sprach: „Schämst Du Dich nicht, die Leute so zu betrügen? Fünf Gulden für dieses Holz! Du bist ein Erzspitzbube und man sollte Dir die Scheiter an den Kopf schlagen. Gleich lädst Du den Wagen wieder auf und packst Dich hinaus oder mein Schusterriemen soll Dich's lehren! Ja wohl, die armen Leute so zu betrügen!“

Immer noch stand Leonhard schweigend. Er war ein Spitzbube, ein Betrüger genannt worden! Glühende Röthe flog über sein Gesicht und er wollte heftig antworten. Da ging ihm ein Stich durch's Herz. Was sollte er sagen? War's nicht so, wie der Schuster sprach? war's nicht wirklich eine kleine Betrügerei? — Aber wen mußte er anklagen, wenn er die Schuld von sich abwälzen wollte? — Seinen Pathen, seinen Wohlthäter, den Holzbauern, weit und breit wegen seiner Ehrlichkeit und Wohlthätigkeit bekannt! — Und der Knabe schwieg. Langsam stieg er vom Wa-

Digitized by Google

gen herab, näherte ſich dem Holze, bückte ſich und das Blut rann aus ſeinen Händen auf die Scheiter. Eben wollte er wieder aufladen, als der Mann, der bis jetzt ſchweigend dageſtanden war, ſich ihm näherte und ſagte: „Laß es liegen, und lad es vollends ab.“ —

Aber der Schuſter trat dazwiſchen und rief: „Sie werden dem Schlingel doch nicht fünf Gulden bezahlen?“ und darauf wandte er ſich zu Leonhard: „Drei Gulden und keinen Heller mehr kriegſt Du dafür, und wenn Dir's nicht recht iſt, pack Dich weiter!“

Da kam dem Knaben über ſolch' harte Behandlung faſt das Weinen in die Augen und er ſtotterte: „Aber mein Bauer will fünf Gulden und um weniger, hat er geſagt, dürfe ich es nicht hergeben.“

Eben wollte der Schuhmacher wieder entrüſtet einſchreiten, als der Mann ihn auf die Seite zog und ihm leiſe einige Worte ſagte. Der gutmeinende Rathgeber verſtummte, augenſcheinlich betrübt; aber er zuckte die Achſel und kehrte in ſeine Stube zurück. Bald ſaß er wieder vor ſeiner Arbeit und klopfte und hämmerte auf das Leder noch einmal ſo ſtark, als nöthig war, als ob er ſeinen Zorn daran auslaſſen wolle. Hin und wieder ſah er in den Hof und warf dem Knaben Zornesblicke zu.

Dieſer hatte inzwiſchen den Wagen abgeladen und ſtand mit niedergeſchlagenen Augen vor dem Manne, welcher nur ſagte, es ſei gut — und, von Leonhard gefolgt, eine enge Treppe empor ſchritt, worauf er eine Thüre öffnete. Vor derſelben blieb Leonhard ſtehen; aber der Mann ließ die Thüre offen und er konnte den engen Raum überſchauen.

Daß die Thüre offen blieb, brachte der Stube keinen Schaden; denn es mochte darin kaum weniger kalt ſein, als im Gange, wenigſtens nach den feſt gefrornen Fenſtern zu ſchließen. Auf einem elenden Bette lag eine kranke Frau. Jetzt wußte Leonhard, warum der Mann in ſo dünnem Rocke einherging, denn über das Bett war ſorgfältig deſſen Mantel gebreitet, um die Kälte abzuhalten.

Als der Mann zur Kranken trat, verſuchte er zu lächeln und ſagte freundlich: „Nun wirſt Du bald nicht mehr frieren; ich habe Holz gekauft und will gleich Feuer anmachen.“

„Du haſt Holz gekauft?“ — ſprach die Frau mühſam. „Aber wo nimmſt Du das Geld her?“

Da lächelte der Mann wieder, als ob er über Tauſende gebieten könne.

„Aengſtige Dich nicht!“ — ſprach er; „es iſt heute Monatſchluß; ſie haben mich auf der Kanzlei ausbezahlt.“

„Wohl!“ — entgegnete die Kranke; — „aber es kann nur wenig ſein und wovon ſollſt Du leben? Sie haben Dir ja bereits Vorſchuß gegeben.

Digitized by Google

Alles! Alles meinetwegen! O, dieſe lange Krankheit! wenn es nur bald zu Ende wäre, ganz zu Ende!“

Da neigte ſich der Mann tröſtend zu ihr und ſagte: „Rede nicht ſo; Alles kann ich ertragen, nur dies nicht! das bricht mir den Muth und auch das Herz. Laß uns daran denken, daß es bald wieder beſſer geht! Laß uns Hoffnung und Muth faſſen! Gott verläßt uns nicht!“

Leonhard ſtand ſo nahe an der Thüre, daß er Alles ſehen und hören konnte, obwohl der Mann nicht ahnte, daß ihm der Knabe gefolgt war. Jetzt trat jener zum Kaſten und nahm ſeinen ganzen Reichthum, ſechs Gulden heraus. Einen davon ſteckte er in ſeine Weſtentaſche, ſuchte in derſelben nach kleiner Münze und entdeckte zwei Sechſer, die ſich in der Ecke verkrochen hatten. Nun eilte er aus der Thüre und ſtand überraſcht vor dem Knaben. Mechaniſch nahm Leonhard das Geld in Empfang; aber als der Mann ihm ſein Trinkgeld darreichen wollte, ſchloß er die Hand, verneinte heftig mit dem Kopfe und eilte von dannen; denn er vermochte ſein übervolles Herz nicht mehr zu beſchwichtigen. Dann trieb er die Rößlein an, knallte mit der Peitſche, aber nicht luſtig, ſondern etwa ſo, wie der Schuſter vorhin ſein Leder geklopft hatte — und fuhr aus dem Hofe, raſch fort aus der Stadt; aber Dorf und Stadt waren ihm faſt gleichmäßig entleidet.

III.

Mit welch' andern Gedanken und Empfindungen zog Leonhard die Straße dahin, als er Morgens hergezogen! Und doch hatte er volle fünf Gulden in der Taſche, alſo die Summe, welche der Bauer verlangte und die — wie er jetzt einſah, ein gutes Geſchäft war; und doch fuhr der Wagen leer dahin, er konnte ſich darauf ſetzen, durch die Decke vor der Kälte geſchützt, und es war lange nicht mehr ſo kalt, denn die Sonne funkelte auf den Schneefeldern und die Silberſternchen hielten darauf ihren Tanz. — Aber das Geld in ſeiner Taſche laſtete trotz dem leichten Gewichte ſchwer auf ſeiner Seele und nur jenes, das er nicht beſaß, jene zwei Sechſer, ſein wohlverdientes und zurückgewieſenes Trinkgeld, erleichterte den Druck einiger Maßen. O wie viel Tauſendmal im Leben ſind wir unter den günſtigſten Verhältniſſen weniger zufrieden, als unter herbem Drucke, weil kein äußerliches Ungemach auch nur halb ſo ſchwer wie das geringſte Unrecht auf der Seele laſtet, und hätte Letzteres auch nur das Gewicht eines Federchens!

Von Allem, was Leonhard heute erlebt, von den eignen Mühen und der erduldeten Schmähung an, bis zur Scene der Armuth und Krankheit in jenem Stübchen, hatte ihm nichts ſo wehe gethan und einen ſo tiefen Eindruck hinterlaſſen, als daß ſein Wohlthäter durch Betrug einen größeren

Digitized by Google

Gewinn zu machen gesucht. Ja, der Bauer hatte betrogen; — und so hartnäckig der Knabe auch in seinen Gedanken dieses Wort zurückwies und so eifrig er auch alle Wohlthaten, von denen er ein Zeuge gewesen, dagegen hielt — immer kam dieser Gedanke wieder, trotz der Schaaren von Weiblein, die um „Gotteslohn“ ganze Büschel Reisig unter dem Arme trugen und aus dem Holzhof schlichen. Die kranke Frau im Bette, nur von des Mannes Mantel gewärmt, verdrängte Alles und dessen geduldiges Schweigen übertönte jeden Segensruf. Leonhard dachte keineswegs über dies Alles nach; er war an das Denken nicht gewöhnt und hatte keine andere Studien über Recht oder Unrecht gemacht, als jene, die der Katechismus enthielt. All' diese Gedanken kamen ungerufen, ja er wehrte sich dagegen, er suchte den Goth zu vertheidigen, der bisher als ein Vorbild der Gerechtigkeit und Wohlthätigkeit ihm gegolten und der gleichsam ein Heiligenbild in seiner Seelenkammer war. —

Je näher Leonhard dem Dorfe kam, desto unbehaglicher wurde ihm zu Muthe. Was sollte er thun? — ganz und gar schweigen von dem, was ihm begegnet war? — Das kam ihm fast als unmöglich vor. — Alles erzählen? — woher sollte er dazu den Muth nehmen? Einem Andern es sagen? — Nein und hundertmal nein! nicht einmal der Mutter, geschweige einem andern Menschen! — Unter diesen Zweifeln erschreckte ihn jeder Baum, der an die Nähe des Dorfes gemahnte und als er des Bauern Wald aufsichtig wurde, konnte er nicht anders, er mußte die Faust ballen und mit seiner Peitsche dem Walde drohen, aus dessen Schooße doch für Tausende Segen hervorgegangen war, wie so Mancher in bequemer Aushilfe auf eine Sache die Schuld wälzt, welche nur der Mensch selber trägt. — Es wäre dem Knaben recht gewesen, wenn sich aus dem Walde ein Räuber hervorgewagt und ihm das Geld entrissen hätte. Ohne Widerstand würde er es demselben überlassen haben, nur damit der ungerechte Gulden nicht in den Holzhof käme. —

Endlich fuhr Leonhard in den Hof. Da er von Menschen verlassen war, konnte er unbefragt den Wagen in den Schuppen und die Pferde in den Stall führen. Er wünschte, dieses möchte ewig dauern; denn er mußte nun den Bauern aufsuchen, um ihm das Geld zu übergeben. — Als er aus dem Stalle trat, sah er den Bauern hinter dem Stubenfenster stehen. Wie rein und klar waren diese Fenster! nicht mit kalten Eisblumen überzogen, sondern von behaglicher Wärme aufgethaut. Der Bauer öffnete das Fenster, als ob es Sommer wäre, und rief dem Knaben zu: „Mach! mach! daß Du herein kömmst! Die Bäurin hat Dich schon gesehen und gedacht, Du werdest hungrig sein; mach schnell, sonst kaltet die Suppe!“

Leonhard fuhr mit der Hand über seine Haare, wie er bei jeder Verlegenheit zu thun pflegte, und trat langsam in die Stube. Außer dem

Digitized by Google

Bauern und der Bäurin befand ſich Niemand darin; Letztere ſaß auf der Ofenbank und ſchnitt Späne zu ſchmalen Anzündhölzern; Erſterer rauchte behaglich ſeine Pfeife und bewillkommte ſeinen Pathen mit lachendem Geſichte, indem er rief: „Nun gib Bericht; wie haſt Du Dein erſtes Geſchäft abgemacht? Laß hören und ſehen, zu was Du branchbar biſt!“

Leonhard griff in ſeine Taſche und langte ſtillſchweigend fünf Guldenſtücke hervor, welche er dem Bauern hinreichte.

„Schau! ſchau!“ — rief dieſer; — „hätt's kaum gedacht! meinte, Du werdeſt es Dir von den Stadtleuten abdisputiren laſſen. Und wo ſteckt Dein Trinkgeld?“ — Als der Knabe jedoch mit der Antwort zögerte, rief der Bauer: „Was? das haben ſie Dir abgeknickert? Ja ohne das geht's bei denen nicht ab! Aber Du ſollſt deßhalben nicht zu kurz kommen.“

Dabei langte der Bauer in ſeine Weſtentaſche und nahm einen Vierundzwanziger heraus, denn er wollte dem Buben für das erſte Geſchäft ein gutes Trinkgeld zur Aufmunterung geben. — Aber Leonhard ſchüttelte heftig mit dem Kopfe, daß der Bauer ganz erſtaunt rief: „Was iſt Dir? Warum nimmſt es denn nicht? Muß ich's noch lang hinhalten, oder iſt Dir von der Kälte das Reißen in den Kopf gefahren, weil Du ſo ſchüttelſt?“

Da faßte Leonhard Muth und entgegnete: „Behaltet den Vierundzwanziger, Goth! mir hat der Mann in der Stadt ſchon ein Trinkgeld geben wollen, aber ich hab's auch nicht gemöcht!“

„Was? ſo ſtolz biſt Du?“ — rief der Bauer höchlich erſtaunt. — „Aber da ſteckt etwas Anders dahinter; ich ſeh' Dir's an; heraus mit der Sprach'!“ —

Immer noch ſchwieg Leonhard und fuhr wieder über ſein dickes Haar, daß es faſt die Augen bedeckte. Die Bäurin war aufmerkſam geworden, ließ ihr Meſſer ruhen und ſah auf den Knaben. Als Leonhard nicht antwortete, trat der Bauer näher zu ihm und blickte mit ſeinen forſchenden Augen in deſſen verwirrtes Geſicht. Da ſtotterte Leonhard: „Sie haben mich einen Spitzbuben geſchimpft, weil außen Scheiter und innen Stecken gelegen ſind.“

„Haben ſie?“ höhnte der Bauer. „Ja, ſo machen's die Stadtleute allemal; die wollen um fünf Gulden ein ſchweres Klafter Holz, oder ſie wollen's gleich ganz geſchenkt. Wir aber können für ihre ſchlechte Waare nicht genug bezahlen. — Und dafür haſt Du ihnen das Trinkgelb vor die Füß' geworfen und gedacht, der Bauer kann mir ein Beſſeres geben?“

Leonhard zögerte, ohne den Vierundzwanziger zu nehmen. Der Bauer

Digitized by Google

fuhr in seiner Rede fort: „Und gewiß war's ein rechter Hungerleider, der's kaufte; denn die können's Raisonniren am besten.“ —

Bei diesen Worten stieg das ganze Erlebniß leibhaftig vor Leonhards Blicken auf; seine Augen überzog ein Flor von Thränen des Mitleids und er stotterte etwas kaum Vernehmbares von der kranken Frau. Da verlangte der Bauer gebieterisch Alles vom Anfang bis zum Ende zu hören und kein Sterbenswörtlein auszulassen. Leonhard gehorchte; er berichtete den ganzen Hergang, und wie er mitten in seiner Erzählung war und ihn der Bauer nicht unterbrach, die Bäurin aber näher trat, löste das Mitleiden seine Zunge und seine Furcht, daß er kein einziges Wort verschwieg.

Der Knabe hatte geendet, eine Todtenstille herrschte in der großen Stube; nur die Schwarzwälderuhr tickte vernehmbar und so eine Uhr hat auch eine Sprache; sie kann viel von der Zeit erzählen und an das letzte Stündlein gemahnen, wo der Todtenwurm neben dem Haupte tickt. — Ob der Bauer die Uhr hörte und ob sie ihm etwas sagte, ist ungewiß; aber die Bäurin hatte die Hände gefaltet und sah ganz traurig aus. Plötzlich unterbrach Jener die Stille und rief: „Und Du hast wohl gesagt, Dich geh's nicht an, sondern Deinen Bauern und das sei kein Anderer, als der Obereiner vom Holzhof?“ —

Da fuhr dem Knaben ein Funke Stolz in's Herz und blies den Muth an, daß er keck sich empor richtete und rief: „Nichts hab' ich gesagt, kein Wörtlein; geschwiegen hab' ich, weil Ihr mein Goth seid und uns Allen Wohlthaten erweiset zu jeder Stund. So ist's und nicht anders! Aber ich wollt', daß ich nicht in die Stadt gefahren wäre!“ —

„So?“ — rief der Bauer; — „Du wolltest, daß Du nicht in die Stadt gefahren wärst? — Du fährst hin, wo ich's will und mit was ich Dich hinfahren heiß! Das wär mir das Rechte! Soll ich mir am Ende gar von Dir eine Predigt halten lassen und von Dir lernen, was ich zu thun hab'? — Am nächsten Mittwoch fährst wieder hin, daß Du's nur weißt, und merk Dir's!“

Bei diesen Worten schritt der Bauer entrüstet aus der Stube und der Knabe blieb regungslos auf seinem Platze stehen. Alle Eßlust war ihm vergangen; er merkte gar nicht, daß die Bäurin auftrug, bis sie ihn zum Tische nöthigte und ihn ermunterte, zuzugreifen. Da wurde der Hunger Sieger über die Aufregung und er aß begierig. O du köstliche Jugendzeit, wo Nahrung und Schlaf stets das herbste Leid bezwingen, und wenigstens für kurze Zeit die Oberhand behalten, und wo dann die Hoffnung auflebt, es werde Alles wieder gut gehen! —

Obgleich am andern Tage nicht mehr von dem erwähnten Vorfalle die Rede war und das Leben sich in seinem alltäglichen Geleise bewegte, Jedes seine bestimmte Arbeit ohne viele Worte und Fragen verrichtete, war doch

Digitized by Google

einer, der eine merkliche Veränderung verspürte, nämlich Leonhard. Er konnte seinem ehedem so gütigen Pathen nichts mehr recht machen und sah sich bei jeder Arbeit scharf beobachtet, als ob der Bauer nichts zu thun hätte, als auf ihn ein Augenmerk zu haben. Die Dienstboten steckten verwundert und neugierig darob die Köpfe zusammen und riethen hin und her; Keines konnte die Ursache der Veränderung entdecken; denn Leonhard blieb nach wie vor ein Muster des Gehorsams und Fleißes, wenn er ihnen auch nicht mehr, wie ehedem, als solches vorgestellt wurde. Aber gerade deßwegen hielten sie nun zu dem Knaben und fanden die Behandlung, welche er vom Bauern ertragen mußte, für ungerecht, ja, sie suchten ihn auszuforschen und aufzureizen; keines von Beiden jedoch gelang ihnen: Leonhard schwieg und äußerte sich dankbar gegen seinen Wohlthäter. Er war noch zu jung, um aus Grundsatz also zu handeln; aber sein gutes Herz gab ihm das Rechte ein und er wußte seinen Katechismus auswendig. Dieser hatte ihm oft genug gesagt, wie das vierte Gebot sich nicht nur auf die Eltern, sondern auf Alle erstrecke, die Elternstelle vertreten, ja sogar die Lehrer, Meister und Hausväter in sich schließe. Wenn der Bauer ihm finstere Blicke zuwarf, dachte er an die freundlichen, die er schon empfangen hatte, wie der dankbare Mensch im Leiden an die Freuden denkt und im Herbstnebel nicht vergißt, daß Gott auch Sonnenschein gespendet hat. Dennoch war Leonhard oft so traurig, daß er gern gestorben wäre; denn es ist eine Eigenthümlichkeit der Jugend, in Freud und Leid kein Maß und Ziel zu halten. Ehedem hatte ihn jedes Erwachen von Neuem erfreut und keine glücklichen Ereignisse waren nöthig, ihn fröhlich zu machen. Es war genug, zu leben, lebendige Geschöpfe um sich zu sehen, die Glieder kräftig zu rühren von früh Morgens bis Abends. Er liebte ja alle Geschöpfe, Menschen und Thiere, und wenn er im Stall die Pferde, Ochsen und Kühe fütterte, that er's mit so großer Freudigkeit, als ob sie ihm gehörten, und als ob es lauter Kameraden wären. Jede Jahreszeit hatte ihm bisher Freude gemacht, denn jede bot ihre eigene Glückseligkeit, eine dünkte ihm besser als die andere zu sein. Er war eben ein frisches, frohes Menschenkind, wie wir Alle sein sollten.

Jetzt war's mit einem Male ganz anders, denn er war aus dem Erdenhimmel der Jugend heruntergefallen, und dieser ist die Zufriedenheit derjenigen, denen wir angehören. Es kam ihm vor, als ob er keinen festen Heimathboden unter seinen Füßen hätte, als ob er ein Ueberzähliger im Hause wäre. Wenn er Abends wie gewöhnlich nach Hause kam, konnte er nicht mehr, wie sonst, unbefangen vom Goth erzählen; denn selbst seiner Mutter hatte er aus innerem Triebe den kleinen störenden Vorfall verschwiegen und Bärbel so wie der kleine Bruder klagten, daß der Leonhard gar nicht mehr lustig sei.

Digitized by Google

So waren mehr als vierzehn Tage verstrichen und immer blieb es beim Alten. Eines Abends stand der Bauer im Schuppen und lud den kleinen Wagen mit Holz. Da gewahrte er zufällig den Knaben und die alte Begebenheit stieg mit einem Zornesaufbrausen aus seiner Seele; er konnte es nicht überwinden, daß ihn gleichsam der Bub' belehrt und gemeistert hatte. Er hielt inne in seiner Arbeit, und wie von einem bösen Geiste gestachelt, kam ihm die Lust, den Knaben zu versuchen. Ganz gegen seine ursprüngliche Absicht warf er schlechtes, dünnes Reisig unter die guten Holzblöcke und sprach kurz und barsch zu Leonhard: „Richt' Dich auf morgen; es ist Markttag; die Fuhr muß in die Stadt und den Preis dafür kennst' schon!"

Leonhard blieb vor dem Bauern stehen; es zog ihm glühend heiß vom Herzen zum Kopfe, er wollte reden, brachte aber kein Wort hervor. Da schrie ihn der Bauer zornig an: „Nun, was steh'st Du da und schau'st mich an, statt zuzugreifen und aufzuladen?"

Da sagte Leonhard mit zagender Stimme: „Ich thät Euch bitten, Goth, daß ich nicht in die Stadt fahren müßt mit diesem Wagen und daß Ihr statt meiner den Knecht schicken möchtet."

Nun fuhr der Bauer in Zorneswuth auf und schrie: „Was, Du willst einen eigensinnigen Kopf haben und mir anordnen? Ich aber sag Dir und merk Dir's; entweder fahrst Du morgen gutwillig in die Stadt und bringst mir fünf Gulden heim, oder wir sind geschiedene Leut' — Du gehst heut' noch heim und läßt Dich Dein Lebtag nimmer im Hof blicken!" —

Leonhard blieb noch eine Weile stehen, als ob er nachdächte; aber er dachte nichts; es schwirrte ihm vor den Sinnen. Als er zum Bewußtsein kam, wendete er sich und ging in seine Bodenkammer, suchte seine wenigen Habseligkeiten zusammen, band sie in ein Bündelein, schlich im Schatten des Abends zum Hofe hinaus und eilte durch die Gassen zum Hause seiner Mutter. Nur die beiden Geschwister waren in der Stube; aber er beachtete sie gar nicht. Er setzte sich auf die Ofenbank, legte seinen Kopf auf den Bündel und brach nun in lautes Schluchzen aus. Beide Kinder sahen ihn sitzen und weinen und schrieen und weinten aus vollem Halse darein. Erschreckt eilte die Mutter aus der Bodenkammer; aber lange Zeit verging, bis sie eine Ahnung der Ursache dieses trostlosen Jammers erhielt und erfuhr, daß Leonhard aus dem Hofe vertrieben sei. Die beiden Kinder hatten sich in Schlaf geweint und nun erzählte der Knabe den ersten und letzten Vorgang, von seinem Jammer gedrängt. Sie hörte zitternd den Bericht und wußte dieser lauten Stimme des Gewissens, die ihr wie eine heilige Lehre klang, nichts entgegen zu halten, obwohl die Folgen traurig vor ihr standen und sie immer nur das Eine dachte: „Was werden die Leute meinen und sagen!"

Digitized by Google

So saßen sie den ganzen Abend beisammen, ohne zu reden, nur die Hände gefaltet. Erst als sie gemeinschaftlich das Nachtgebet verrichteten und es wie gewöhnlich mit dem Vaterunser für den Goth beschloßen, kam Ruhe und Zuversicht über Beide und sie dachten: „unser Herrgott könne Alles recht machen.“ —

IV.

Traurige Tage folgten für Leonhard und dessen Mutter. Das Geplauder und Gelächter der kleinen Kinder war der einzige Freudenlaut in der armen Sölde und ihnen zu liebe versuchte auch Leonhard hie und da zu lächeln; doch es glich der Herbstsonne, die vor dickem Nebel nicht durchdringen kann und nicht erwärmt. Selbst den Kindern kam es nicht wie ein Lächeln vor und sie klagten, daß der Leonhard gar nicht mehr, wie ehedem sei und wieder fortgehen solle. Vieles Reden und Berathen war in diesem Hause auch nicht gebräuchlich und so sah es darin nichts weniger, als tröstlich aus. Anfangs scheute sich Leonhard, aus dem Hause zu gehen und fürchtete sich sogar vor der Sonntagsschule, dem Fragen und Necken seiner Kameraden, am meisten aber vor dem Pfarrer und Lehrer, als ob er wirklich ein armer Sünder wäre. Schande und Spott blieben auch nicht aus und sein unschuldiges Herz zitterte oft unter der Last, die es zu tragen hatte und manchmal drängte es ihn, die Fäuste zu ballen und kräftig um sich zu schlagen; aber er bezwang sich standhaft. —

Gleich am andern Tage war die Lehmhäuslerin zur Holzbäurin gegangen, um die Sache wieder auszugleichen; aber diese schüttelte den Kopf und sagte, es sei jetzt mit dem Bauern nicht zu reden, bei dem müsse Alles Zeit und Weile haben und der Zorn verrauchen; sie steckte der armen Wittwe heimlich Lebensmittel zu, was sie fernerhin zu wiederholen versprach und an ihrem Fürwort zu Leonhards Gunsten in rechter Zeit solli's auch nicht fehlen. —

Allgemach schien man im Dorfe die ganze Sache zu vergessen, denn Mutter und Sohn waren wohl gelitten. Der eine und andere Bauer verwendete den kräftigen Jungen zu allerlei kleinen Dienstleistungen, so daß er doch nicht müssig und ohne jeden Erwerb herumsitzen mußte.

Bereits waren seit Leonhards Heimkehr mehrere Wochen verstrichen. Der Winter näherte sich dem Ende; die ersten Vorboten des Frühlings stellten sich ein; milde Lüftchen zogen über die Felder, daß der Schnee zerfloß, bis der Winter sich rasch noch einmal umkehrte und wie im losen Scherze seine Flocken dicht ausstreute. Aber die Sonne zwang ihm doch das Regiment ab mit ihrem holdseligsten Lächeln und wenn er auch des Nachts noch hie und da den Hausdächern das Schneekäppchen aufsetzte, mußte er's gleich wieder am Tage höflichst abziehen und wenn er seinen

Digitized by Google

Wind schickte, daß der Wetterhahn auf Pfarr- und Schulhaus pfiff und knarrte, kam sie, die liebe Sonne, und vergoldete diesen Hahn, daß ihm sein Unmuth verging.

Zu dieser Zeit sind auf dem Lande meistens die Kirchen dichter gedrängt, denn ein gutes, gesegnetes Frühjahr ist des Bauern Hoffnung und weil dies nur der liebe Herrgott geben kann, heißt es: darum beten. Nicht nur in Predigt und Hochamt waren sämmtliche Stühle besetzt, auch in der Christenlehre fanden sich viele alten Leute ein, was der Pfarrer immer gerne sah, weil, wie er sagte, die Worte des Katechismus auch öfter gesäet werden sollten, wie der Weizen auf dem Felde.

An einem solch' schönen Sonntagsnachmittage war die Kirche zur Zeit der Christenlehre mehr als je von Jung und Alt besetzt. Der Pfarrer sah ganz seelenvergnügt im Kreise umher und wählte sich heute absichtlich die besten Schüler zum Examen aus, damit die Erwachsenen auch etwas zu hören bekämen. Es traf sich eben günstig und tauglam für die erwachsenen Zuhörer, denn man war beim Hauptstück der christlichen Gerechtigkeit und zwar bei der zweiten Abtheilung „meide das Böse" angelangt. Bereits seit einer halben Stunde hatte der Pfarrer eindringlich über die Entziehung des verdienten Tag- und Arbeitslohnes gesprochen und kam nun zu „den fremden Sünden," die ein Knabe geläufig hersagte. Jetzt rief er unsern Leonhard auf, indem er die Frage nach dem Wortlaute des Katechismus stellte: „Wie können wir uns hüten, daß Andere uns nicht zur Sünde verleiten?"

Leonhard war rasch aufgestanden, denn er hatte, wie gewöhnlich, seine Aufgabe gut gelernt. Er richtete das offene, ehrliche Gesicht gegen den Pfarrer und wollte eben laut beginnen, als sein Auge dem des Holzbauern begegnete, welcher ihm gerade gegenüber im Chorstuhle stand und auch ihn im Auge hatte. Da fuhr eine dunkle Röthe über des Knaben Angesicht; es schwirrte durch seinen Sinn, aber am deutlichsten die Antwort, die er zu geben hatte und die aus seinem Munde wie eine Anklage klingen mußte. So gut und flüssig er sie zu sagen vermocht hätte — zitterte doch seine Stimme, als er begann: „Wir müssen solche Menschen —"

Aber wieder sah er den Holzbauern, sah dessen Blick scharf auf ihn gerichtet, — und er konnte nicht weiter reden, die Erinnerung hemmte seine Worte. Der Pfarrer suchte ihm darauf zu helfen; doch Leonhard senkte das Auge, er stotterte und hielt inne. Nun hieß ihn der Pfarrer erzürnt über die vermeintliche Unkenntniß niedersitzen und rief einen andern Schüler auf.

Dieser begann sogleich, daß es durch die ganze Kirche schallte und hallte: „Wir müssen solche Menschen, die durch Rath, Befehl, Aufreizung, Schmeichelei, oder auf was immer für eine Art uns zur Sünde verleiten wollen, meiden und fliehen."

Digitized by Google

Und nun stellte der Pfarrer die zweite Frage: „Wie sollen wir uns selbst hüten, Andere zum Bösen zu verleiten.“

Wieder antwortete der Knabe deutlich: „Wir müssen auf alle unsere Worte und Werke wohl Acht haben, damit wir Andere, besonders die Jugend, nicht reizen, das heißt, sie zum Bösen verleiten.“

Der Pfarrer sprach darauf eindringlich in vielen erklärenden Beispielen, wie sie für die Lebensverhältnisse seiner Zuhörer sich eigneten, über diese beiden Fragen und Antworten. Sein väterlich wohlmeinendes Herz, das immer für das ewige Heil, mit dem auch das zeitliche übereinstimmt, besorgt war, wendete sich bittend und ermahnend an seine Pfarrkinder und keine Seele blieb ungerührt von dem Ernst und der Liebe seiner Ermahnungen. —

Als die Christenlehre vorüber war, kehrte Leonhard allein nach Hause. Nicht die erlittene Beschämung, von welcher sein Pathe Zeuge gewesen, schmerzte ihn, sondern es ängstigten ihn die Worte des Katechismus und es kam ihm vor, als hätte sein ehemaliger Wohlthäter seinetwegen einen Vorwurf erlitten. Trotz des hellen, warmen Sonnenscheins, der alle seine Kameraden auf den Anger lockte, saß er mutterseelenallein in der Stube und zwar recht traurig und beklommen.

Da öffnete sich plötzlich die Thüre und hereintrat — der Holzbauer. — Leonhard stand erschrocken auf; aber der Bauer sah ihm mild, wie der Sonnenschein nach langer Winterszeit, in die Augen; er streckte die Hand aus und rief: „Komm her, Bub'! und verzeih mir alten Mann, was ich Dir Leid's gethan hab'! Heut in der Kirch' hab' ich's verspürt, wer Recht von uns Beiden hat -- und nun kann ich's nimmer aushalten; ich muß selber kommen und Dich holen!“ —

Es waren einfache Worte, die der Mann sprach; aber sie kamen aus dem Herzen und sie drangen so gewaltig zum Herzen des Knaben, daß dieser keine Antwort, als ein lautes Schluchzen hatte! Er wäre am liebsten auf die Kniee gesunken und hätte die Hände emporgestreckt, warum? wußte er selbst nicht. Doch der Bauer ließ ihm nicht Zeit; er nahm ihn bei der Hand und führte ihn schweigend aus dem Hause fort in seinen Hof, in seine Stube. Wie die Bäurin sie kommen sah, brach helllichte Freude aus ihrem Auge und helllichte Freude wogte in ihrer Seele. Der Mann aber sagte vergnügt und mit einem fast seligen Lächeln: „Du wirst es lang schon gemerkt haben, was mir die Zeit über gemangelt hat, wenn auch der Stolz es nicht zuließ, daß ich's sagte: der da ist's gewesen und es hat mich geplagt und gedrückt fast Tag und Nacht. Heut in der Christenlehre bin ich aber erst zur rechten Einsicht gekommen, und da hab' ich den Leonhard wieder geholt, daß er bei uns bleibt an Kindes Statt.“ —

Digitized by Google

Da wischte sich das Weib die Thränen aus den Augen statt jeder Antwort. Der Bauer aber fuhr fort: „Morgen Leonhard — fährst in die Stadt mit einem gut geladenen Wagen und die Bäurin soll's nicht fehlen lassen an einer Zuthat. Wohin? das weißt! und bring mir guten Bericht heim, dann erst wird mir's ganz leicht um's Herz. Jetzt aber geh' zu Deiner Mutter und sag' ihr: der Holzbauer lasse sie grüßen und künftig kommest Du zu ihr nur mehr in Heimgarten."

Leonhard zog also wieder zum reichen Bauern; Alles, Knechte und Mägde, die Leute im Dorfe und besonders der Pfarrer und Lehrer hatten Freude darüber. Mit ihm zog der Geist des rechten Friedens ein und als er mit guter Botschaft und mit Danksagungen aus der Stadt zurückkehrte, war der Bauer erst völlig zufrieden. Welch' eine andere und welch' eine beredte Schilderung entwarf Leonhard von der Freude, mit der des Bauern Wohlthat aufgenommen wurde. Gott hatte freilich schon früher geholfen und der kranken Frau Genesung gespendet. Sein Vaterauge erkannte im Voraus Alles und kein Vorwurf sollte den reichen Mann drücken, der bei all' seinem Wohlthun sich von eingewurzelten Vorurtheilen zum kleinen Unrecht verleiten ließ. Jetzt waren diese Vorurtheile vernichtet und wenn die Nachbarn wie ehedem über die Stadtleute loszogen, schwieg er, und wenn sie ihn an seine frühern Reden mahnten, sagte er: „Nachbarn, ich denke und hab's erfahren an mir selber: es fehlt der Eine und der Andere; ich will in Zukunft lieber überlegen, was unser Herrgott sagte: wer unser Nächster sei — Jeder, der unsre Hilf' zunächst braucht; und weil im Himmel droben die Bauern und Stadtleut' all' zusammen kommen, mein ich — es wär' wohl am taugsamsten, auch in der jetzigen Welt schon friedsam zu leben und einander beizustehen in Arbeit', in gutem Wort und guter That." —

An Leonhard sollten sich seines Pathen ehemalige Worte erfüllen: — er wurde wirklich später der Holzbauer und segnete seinen Wohlthäter tausendmal durch kindliche Liebe und Dankbarkeit. —

Die letzte Stadt im Norden.

Von Ney.

Das Feuer des Ofens verbreitete eine gemüthliche Wärme in dem Zimmer meines Freundes Erik, eines jungen Norwegers. Behaglich in die Ecken des Sopha gelehnt, ließen wir den Rauch einer ächten Havanna in blauen Ringeln emporsteigen und horchten der grausigen Melodie des Nord-

Digitized by Google

sturms zu, der durch die Straßen der Stadt heulte, an den Dächern und Schornsteinen rüttelte und Ziegeln und Mauersteine herabschleuderte.

Erik sprach nach einer Weile: „Diese wirbelnden Schneeflocken, die der Sturm an unser Fenster peitscht, erinnern mich an meine erste Reise nach Hammerfest, der letzten Stadt im Norden Europa's.“

„Nach Hammerfest?“ unterbrach ich ihn verwundert. „Da bist Du ein sonderbarer Kauz gewesen. Andere wählen gewöhnlich als Ziel ihres ersten Ausfluges die südlichen Gegenden, wo die Natur in der Thier- und Pflanzenwelt eine so reiche Mannigfaltigkeit entfaltet, daß das staunende Auge des Reisenden wie geblendet vor den Herrlichkeiten dieser Schöpfungen Gottes steht.“

Ein leises Lächeln überflog Eriks Gesicht. „Du gehörst also auch zu denen,“ entgegnete er, „die da meinen, der äußerste Norden Europa's sei eine traurige Einöde ohne Schönheit und Reiz. Du irrst Dich, lieber Freund, wie alle diejenigen sich irren, die mit Dir dieselbe Ansicht theilen. Wenn auch die Schönheiten anderer Art sind, als sie der Süden bietet, so sind sie doch nicht minder erhaben und bewunderungswürdig, wie die der heißen Zone; ja ich glaube nicht zu viel zu behaupten, wenn ich sie ergreifender und gewaltiger nenne, als die so oft gepriesenen Herrlichkeiten eines südlichen Himmelstriches.

„Wie Dir bekannt ist, bin ich in Bergen geboren. Mein Vater war einer der reichsten und angesehensten Kaufleute in dieser zweiten Stadt Norwegens. Unter den Schiffen, die ihm eigen gehörten, war auch eines, welches er im Scherze „seinen Eisbären“ nannte, weil es alljährlich die Fahrt nach dem hohen Norden machte, die größern Inseln der Lofodden-Gruppe besuchte und Mehl, Hanf ꝛc. gegen Fische, Thran, Rennthierhäute, Fuchspelze, Eiderdunen ꝛc. austauschte und dann durch den Fjord nach Archangel oder Tromsö segelte, nachdem es vorher einige Tage vor Hammerfest geankert hatte. Der Führer dieses Polarfahrzeuges war ein alter, wettergebräunter Seemann, Namens Asel. Er war es, der mir zuerst den Vorhang von dieser terra incognita wegzog und seine Schilderungen dieser nördlichen Gegenden erzeugten in mir eine Sehnsucht nach den Eis- und Schneefeldern der Polarländer. Als daher mein Vater mich aufforderte, zu meiner weitern Ausbildung eine Reise zu unternehmen, wählte ich zu seinem Erstaunen als Zielpunkt derselben Hammerfest, die letzte Stadt im Norden. Das Bedenken, das mir mein Vater, welcher es lieber gesehen hätte, wenn ich London oder Rio de Janeiro gewählt hätte, meinem Vorhaben entgegenstellte, besiegten meine Bitten und mein beharrliches Festhalten an dem vorgesetzten Reiseplane. Ende Mai verließ ich Bergen. Meine Seereise zu beschreiben, halte ich für überflüssig. Sie war wie alle Seereisen in den nördlichen Gewässern langweilig und ermüdend, indem wir mit widrigen

Digitized by Google

Winden und ſchwimmenden Eisfeldern zu kämpfen hatten. Endlich näherten wir uns der Wallfiſchinſel. Kaum tauchte ſie aus dem Meere auf, als der alte Aſel mit freudeſtrahlendem Geſichte in die Kajüte ſtürzte und mich in eiliger Haſt auf das Verdeck zog. „Dort,“ ſagte er und ſein Auge leuchtete, als ob er ein Paradies entdeckt habe, „dort liegt Hammerfeſt.“ Vergeblich ſtrengte ich mein Auge an, die Stadt zu entdecken, ich konnte nur einen ſcharfkantigen Felſen, der ſich jäh nach dem Meere abſtürzte, am Horizonte unterſcheiden. Je mehr wir uns aber näherten, gewannen die einzelnen Gegenſtände, die in unbeſtimmten Umriſſen wie dunkle Flecken gleichſam auf der Felswand angeklebt erſchienen waren, Geſtalt und Färbung und ich erkannte in ihnen einen Kirchthurm und fünf bis ſechs Häuſer. Wir fuhren in die Bucht von Qualöe, wie die Eingebornen die Inſel nennen, ein. Den Hafen umgürtete ein Kreis von Hügeln, über welche ſich der felſige Berg, an deſſen Fuße ſich Hammerfeſt lagerte, dominirend erhob. Freundliche Häuſer wechſelten mit rothen Magazinen und Fiſcherhütten ab und ſelbſt auf der andern Seite des Hafens zogen ſich auf einer ſchmalen Landzunge (Flnglenäs) einige Wohnungen hin, über welchen die große Flagge von Norwegen im Winde rauſchte. Die Ferne wurde von den zackigen, ewig beeisten Gipfeln von Sarö begrenzt. Es war ein herrlicher Anblick. Barken und Handelsfahrzeuge belebten die Bucht, welche von zwei Kanonen beherrſcht wurde, in denen jedoch die Vögel ſich friedlich ihre Neſter gebaut hatten. Wir landeten. Ein Zollaufſeher mit goldgeſtreiften Beinkleidern und einer goldbetreßten Mütze empfing uns mit einer ſo gewichtigen Amtsmiene, daß ich in ihm ſogleich die höchſte Autorität in der Hauptſtadt Weſtfinnmarks entdeckte und ihm deßhalb pflichtſchuldigſt meine devoteſte Ehrerbietung bezeugte. Nachdem ſich die Zollgeſchäfte mit all' den Malicen, die dieſen Kiſten- und Taſchenunterſuchungen in allen Ländern anhängen, abgewickelt hatten, führte mich Aſel nach dem Hauſe des Geſchäftsfreundes meines Vaters, bei dem ich mich einige Monate einzulogiren gedachte. Wir betraten die Stadt, die bedeutend größer iſt, als ſie auf den erſten Anblick erſcheint, weil die Hälfte der Häuſer ſich in einem Thale hinzieht. Wenn ich hier von bedeutend größer rede, ſo mußt du dir, lieber Freund, nicht etwa eine Stadt zweiten oder dritten Ranges, nicht einmal eine Stadt, wie die beſcheidenen Reſidenzen Gotha, Weimar, Rudolſtadt ꝛc. vorſtellen, ſondern nur ein mittelmäßig großes Dorf von ungefähr 80 Häuſern und 400 Einwohnern. Die Häuſer bildeten keine Straßen, ſondern nur Gruppen oder lagen vereinzelt. Mehrere große Magazine, zwei Wirthshäuſer, die ſich Hotel tituliren ließen und von denen das eine ſogar im Beſitz eines Billard war, ſo wie einige Fabriken und Handwerkerwohnungen waren die hervorragendſten Gebäulichkeiten der Stadt. Der Geſchäftsfreund meines Vaters empfing uns ſehr zuvorkommend. Es war ein kleiner, freundlicher

Digitized by Google

Mann mit silberweißem Haar. Sein Rock trug eine feine Stickerei, so daß ich ihn anfänglich für einen Beamten hielt, bis ich erfuhr, daß diese Stickerei die Auszeichnung der Consularagenten bildet. Diese Agenten sind die Aristokratie unter den Einwohnern. Man gibt ihnen den Titel „Consul," ihre Gattin wird „Frau" genannt, während die eines gewöhnlichen Kaufmanns „Madam" angeredet wird.

Ich fühlte mich bald im Hause des Consul heimisch und suchte nun seine Achtung durch Pünktlichkeit und Redlichkeit in meinen kaufmännischen Funktionen zu erwerben. Der Juni brachte den Sommer und mit ihm entfaltete sich in den Magazinen und im Hafen ein reges Leben. Mein Prinzipal, die Feder hinter den Ohren und die Mütze von Fischotter auf dem Kopfe, war den ganzen Tag in der Niederlage beschäftigt, wo sich Käufer fast in allen Trachten des Nordens bunt durch einander bewegten und die verschiedenen Sprachen des nördlichen Europa durch einander schwirrten. Ich besorgte die Geschäfte im Comptoir und fertigte Fahrzeuge nach Spitzbergen oder Fischladungen nach Spanien und Portugal ab. Oft führten mich meine Geschäfte nach dem Hafen, welcher ein herrliches Landschaftsgemälde bildete, besonders wenn ein Sonnenstrahl die Nebel- und Wolkenwand durchdrang und seinen seltenen Glanz über die gebirgsreichen Inseln, deren schimmernde Gipfel wie Silberpyramiden glänzten, ausgoß und auf dem glatten Meere, das kein Wind kräuselte, wie auf einem ungeheuern silbernen Spiegel glitzerte. Fahrzeuge kamen und gingen, besonders sah man viele Russen und Norweger, seltener eine schwedische, deutsche oder dänische Brigg. Am auffälligsten waren mir die russischen Bodjes, kurze, dreimastige Fahrzeuge, die oft nicht einmal Nägel hatten, sondern deren Planken mit Hanf zusammengebunden waren. Und doch bieten diese alten, abgenutzten Schiffsinvaliden den Stürmen Trotz. Ja eines dieser Fahrzeuge hatte sogar eine Reise bis Petersburg unternommen. Sein Erscheinen auf der Newa erregte ein solches Aufsehen, daß der Kaiser dieses Bodjes von jedem Zoll befreite. Welch ein trotziger Muth muß die Seeleute beseelen, welche mit diesen gebrechlichen Fahrzeugen das Nordkap umschiffen und die Buchten des Eismeeres befahren. Zwischen den russischen Schiffen tummelten sich die ärmlichen Barken der Finnen, welche die seit Monaten mühsam gefangenen Fische dem Kaufmanne ablieferten und mit den stummen Bewohnern des Meeres ihre Schulden bezahlten. Diese ununterbrochene Kette von Geschäften zieht sich auch durch die Monate Juli und August hin, wo dann der Frost den Sommer verscheucht und die Schiffe an die Heimkehr erinnert. Die Waarenhäuser schließen sich, im Hafen wird es still und mit Resignation sieht Hammerfest dem zehnmonatlichen Winter entgegen. Doch wir lebten noch im August, der herrlichsten Zeit für die nördlichen Gegenden. Die Sonne sank nicht mehr unter den Horizont und glänzte auch in der

Digitized by Google

Nacht am Himmel. Das erhabene Schauspiel der Mitternachtssonne rief eine ungewöhnliche Bewegung in der Stadt hervor. Mein Prinzipal und seine Freunde führten mich auf den Felsen am Hafen und von diesem Platz aus sah ich die glänzende Sonnenscheibe am Horizonte stehen und gleichsam schlafen. Mitternacht und Sonnenschein! Welch ein Schauspiel, erhaben und ergreifend! Mitternacht und ein sonnenbeglänztes Meer, Mitternacht und azurschimmernde Gebirge in einer Färbung, wie sie die Sabinerberge bei Abendbeleuchtung zeigen. Mein Herz floß von heiliger Rührung über und in der Thräne meines Auges spiegelte sich die Mitternachtssonne.

Unter den Gästen, die der Sommer nach Hammerfest führte, waren auch mehrere Field-Finner, wie sie mein Prinzipal nannte. Sie trugen einen Rock von Wadmal *), der bis unter die Kniee reichte und durch einen Gürtel, an dem ein Messer hing, geschlossen wurde. Die Beinkleider waren aus dem Leder junger Rennthiere verfertigt und vereinigten sich auf den Knöcheln mit den ledernen Socken, die mit trockenem Grase ausgefüttert waren, um die bloßen Füße zu wärmen, da Strümpfe bei dem Finnen bis jetzt noch eben so unbekannt sind als Hemden. Eine kleine Tuchkappe, mit Rennthierpelz verbrämt, bedeckte den Kopf. Die Frauen trugen dieselbe Kleidung wie die Männer. Die Gesichtsbildung der Finnen erinnerte an die der Mongolenstämme. Eine braune Gesichtsfarbe, kleine, längliche Augen, hohe Backenknochen, ein breiter Mund, ein spitzes Kinn mit wenig Bart, braunes, schlichtes Haar, kleine Hände und Füße, ein muskelkräftiger Bau und eine schwache, quikende Stimme waren die charakteristischen Züge dieser Race, die man in Deutschland, lieber Freund, unter dem Namen Lappen oder Lappländer kennt. Die ich in Hammerfest sah, waren Gebirgslappen, welche ihre Rennthierheerden nach der Landzunge von Fluglenäs getrieben hatten. Die Lappen sind ein Nomadenvolk, das alljährlich weite Wanderungen unternimmt. Die Ursachen, die den Gebirgslappen bestimmen, im Sommer die Küsten des Meeres aufzusuchen, werden dir vielleicht sonderbar erscheinen. Der Reichthum dieser Bergbewoheer besteht nämlich in Rennthierheerden. Kein Thier leidet aber von der Hitze mehr, als das Rennthier, dazu gesellen sich noch in den Sommermonaten eine Art großer Wald-Wespen, welche die furchtbarste Plage für die Thiere werden, indem sie ihre Eier in die Haut des Thieres legen. Deßhalb zündet der Lappe große Feuer an, in deren Rauch das Vieh die Köpfe hält, er selbst beschmiert sein Gesicht mit Theer, um sich gegen den Stich dieser Insecten zu schützen. Aber diese Vorsichtsmaßregeln sind ungenügend und der Lappe sieht sich gezwungen, will er nicht den größten Theil seiner Heerde verlieren, welche sich in die unzugänglichen Gebirge flüchten würde, das Gebirge zu verlassen

*) Ein dickes festgewebtes Tuch, welches vorzüglich in Schweden fabricirt wird.

Digitized by Google

und mit seinen Heerden nach den oft 200 bis 300 englischen Meilen entfernten Küsten des Meeres aufzubrechen. Am liebsten wählt sich der Lappe die Inseln an der Küste von Norwegen zu seinem Sommeraufenthalte, theils wegen der reinern Luft, theils wegen der Sicherheit, die sie gegen Bären und Wölfe bieten. Sobald das Rennthier die Nähe des Meeres wittert, hört jede Disciplin in der Heerde auf, die Thiere stürzen in wilder Eile nach dem Salzwasser und schlürfen dasselbe in vollen Zügen ein. Man sagt, der Instinkt treibe die Thiere nach dem Meere, indem durch das Trinken der Salzfluth die Larven der Waldwespe vernichtet würden. Um die Inseln zu erreichen, muß das Rennthier oft mehrere englische Meilen weit das Meer durchschwimmen. Unter den vierfüßigen Thieren ist es der gewandteste Schwimmer. Den Kopf und die Schultern über Wasser haltend, durchschneidet es selbst bei hochgehender See die Wellen mit Leichtigkeit und Sicherheit. Seinen Sommeraufenthalt verläßt der Lappe nur, um in Hammerfest seine während des Winters gesammelten Rennthierhäute und Geweihe, hin und wieder auch Bärenfelle, Berghuhnfedern ꝛc. gegen grobes Tuch, Mehl, Taback ꝛc. umzutauschen. Leider hat auch bei diesem Naturvolke der Branntwein Eingang gefunden und der Genuß dieses geistigen Getränkes steht dem Lappen so hoch, daß er oft seine Felle, Pelze ꝛc. in Branntwein vertrinkt. Er ist dann genöthigt, um sich für den langen, strengen Winter mit dem Unentbehrlichsten zu versorgen, einen Theil seiner Heerde zu verkaufen.

An einem der wenigen heitern Tage des Sommers unternahm ich mit meinem Prinzipale einen Ausflug nach Fluglenäs, um das Treiben der Gebirgslappen in der Nähe zu betrachten. Wir fanden mehrere Zelte aufgeschlagen, um welche in weiten Bogen die Rennthiere weideten. Die Lappen, denen wir begegneten, warfen uns finstere, mißtrauische Blicke zu. Ihr Benehmen verrieth wilde Rohheit und Trotz. Doch mein Prinzipal verstand es, mit den Leutchen umzugehen. Er drückte einem solchen finsterblickenden Gesellen ein Päckchen Taback in die Hand. Sogleich verlor sich die Härte seines Gesichtsausdruckes, sein Blick wurde milder und mit einer gewissen Zutraulichkeit lud er uns ein, sein Zelt zu betreten. Dasselbe bestand aus einem Stücke groben Tuches, an dem aber der Zahn der Zeit schon so genagt hatte, daß es nur noch einem Lumpen glich. Es war über Birkenstämme gebreitet und hatte eine Höhe von ungefähr 8 und einen Umfang von 15 bis 18 Fuß. Eine leichte Rauchsäule stieg aus einer Oeffnung an der Zeltspitze empor. Dicht am Seeufer aufgeschlagen, war es schutzlos den Stürmen des Meeres preisgegeben. Der Lappe hob nun einen Zipfel des Zeltdaches in die Höhe und es zeigte sich eine schmale Oeffnung als Eingang, durch den wir in das Innere des Zeltes kriechen mußten. Eine erstickende Hitze schlug uns entgegen und eine dichte Rauchwolke erfüllte den engen Raum, so daß wir anfänglich nur einen grauen

Digitized by Google

Nebel vor uns sahen, bis sich endlich das Auge an den beißenden Rauch gewöhnt hatte. In der Mitte brannte von einigen großen Steinen umschlossen ein Feuer, um das sich nicht gerade in den malerischsten Gruppirungen die Familie des Lappen, eine Frau und fünf Kinder, gelagert hatte. Hunde knurrten aus allen Ecken uns entgegen und erhoben sich die Zähne fletschend von ihren behaglichen Ruheplätzen, die sie zwischen den Näpfen, Töpfen, Löffeln ꝛc., welche den Hausrath unseres Wirthes bildeten, aufgeschlagen hatten. Das Bett bestand aus einem Rennthierfell, das über einige Birkenreiser ausgebreitet lag. Wie mir mein Prinzipal erzählte, bewohnt öfters noch eine zweite Familie ein solches Zelt, aber gerade dieses dichte Zusammengedrängtsein ist für den Lappen eine Hauptquelle der Wärme und Behaglichkeit, vorzüglich im Winter. Oben an der Spitze des Zeltes, dicht an der Rauchöffnung, war ein Brett aufgehangen, auf welches der Käse zum Trocknen gelegt wird. Der Rennthierkäse ist weiß, unangenehm schmeckend und nur dem Lappländer genießbar, obgleich die Rennthiermilch einen so köstlichen Geschmack hat, daß sie jeder Feinschmecker für einen Leckertrunk erklären würde. Die gewöhnliche Größe des Käses ist die eines kleinen Tellers und er ist nicht viel dicker als einen halben Zoll. Wenn er auf Feuer gelegt wird, so tröpfelt ein fettes, reines Oel heraus, das man als ein Mittel gegen die Wirkungen des Frostes auf die menschlichen Glieder anwendet. Butter wird nie aus der Milch bereitet, weil dem Lappen das Brod unbekannt ist. So einfach wie seine Wohnung und sein Hausgeräth, so einfach sind auch die Nahrungsmittel. Während des Sommers begnügt er sich mit der Milch der Rennthiere und den Ueberbleibseln von den Molken. Zur Veränderung im Speisezettel mischt er Heidelbeere oder Zwergmaulbeere unter die Molken, die er zu einem dicken Safte einkocht. Kann der Lappe seine Eßlust ungehindert befriedigen, so ist er gefräßig.

Endlich wurde mir der Aufenthalt im Zelte unerträglich. Wir verließen dasselbe und sogen die reine, frische Abendluft in vollen Zügen ein. „Sehen Sie nur, Erik," sagte der Consul, „welch ein Leben rings auf den Höhen herrscht!" — „Ist das etwa ein Aufbruch?" frug ich erstaunt, als ich die Rennthiere durch einander rennen und springen sah.

„Nein," erwiederte der Consul, „es ist die Melkzeit. Warten Sie nur einige Minuten und Sie werden die Heerde bald um dieses Zelt sich versammeln sehen." Mein Prinzipal hatte wahr gesprochen. Die Rennthiere flogen über die Ebene, so leicht und flink, als ob ihr Fuß den Boden gar nicht berühre. Ein eigenthümliches Knattern, wie ein fernes Pelotonfeuer, ließ sich hören. Verwundert blickte ich den Consul an. Lächelnd beantwortete er meine stumme Frage: „Das klappernde Getöse, welches Sie hören, rührt von unsern Rennthieren her, indem die innern Theile des Hufes bei dem Aufheben vom Boden zusammenschlagen. Unsere Lappen brauchen für

Digitized by Google

ihre Heerden keine Schellen, wie die Schweizersennen. Dieses eigenthümliche Geräusch wird von dem feinen Gehöre der Rennthiere in weiter Ferne vernommen und sammelt die zerstreute Heerde. Doch sehen Sie den herrlichen Bock, wie er sich in Positur gegen den Hund stellt und ihn mit seinen mächtigen Augsprossen droht!" Ein großes Rennthier hatte das Geweihe geneigt, um einen naseweisen Hund, der es fortwährend bellend umsprang, von sich abzuhalten. Die Haltung des Thieres war eine so edle, daß ich selten einen schönern Anblick gehabt habe.

Es währte nicht lange, so sahen wir uns mitten unter den Rennthieren, denen das Zelt zum Sammelpunkte diente. Es gehörte von unserer Seite eine Vorsicht dazu, zwischen den sich drängenden Thieren umherzugehen. Oefters mußten wir vor einigen sich mit den Hörnern neckenden Rennthieren auf die Seite springen, wenn wir nicht umgerannt oder gar mit den Augsprossen beschädigt werden wollten. Die meisten Thiere weideten jedoch ruhig die Moosflecke ab, die hie und da den Boden mit ihrem matten Grün bedeckten. Nun wurde es in den verschiedenen Zelten lebendig. Männliche und weibliche Lappen verließen ihre Dunsthöhlen und es entfaltete sich ein Bild, welches bei einiger Phantasie an die alttestamentlichen Erzählungen von Jakob und Rahel, Laban und Lea erinnerte. Freilich fehlte der südliche Himmel und die Vegetation des Orients, auch war das Kostüm der Lappen nichts weniger als biblisch, aber das fröhliche Leben und Treiben, welches die Melkzeit entfaltete, hatte einige Aehnlichkeit mit den Scenen an den Brunnen, wenn die Hirten des Morgenlandes zur Abendzeit die Heerden zur Tränke führten. Mädchen mit Milchgefässen eilten unter die Heerde und bestimmten die Thiere, die gemolken werden sollten, denen nun ein Bruder oder ein Knecht einen Strick um das gezackte Geweih warf, um die Thiere zum Melken heranzuziehen. Das Thier sträubte sich und nicht selten ließ das Mädchen dasselbe wieder frei, um es noch einmal für sich einfangen zu lassen. Das war ein Schäckern und Lachen, so daß sich häufig die ältern Lappen veranlaßt sahen, Ruhe zu gebieten, damit die Heerde durch den Muthwillen der jungen Leute nicht scheu gemacht werde. Ich hatte nun Gelegenheit, mir das Rennthier genau betrachten zu können. So anmuthig in seinem Aeußern wie ein Hirsch ist es nicht. Es hat einen dicken, kurzen Hals, so daß es den Kopf gesenkt tragen muß. Die Hörner des Thieres sind zackige Schaufeln und dienen nicht nur zur Vertheidigung, sondern vorzüglich zum Aufscharren des Schneees, um im Winter das spärliche Rennthiermoos unter demselben aufzusuchen, weßhalb auch die Weibchen Geweihe tragen. Ein dichtes Fell von dunkler Färbung schützt das Thier gegen die Winterkälte. Die Haare stehen so dicht, daß es unmöglich ist, die bloße Haut zu entdecken. Besonders auffallend waren mir die breiten, platten Hufe. Ich machte meinen Begleiter darauf auf-

Digitized by Google

merkſam. „Das iſt eine weiſe Einrichtung des Schöpfers,“ erwiederte er. „Bei tiefem Schnee kann das Rennthier die Hufe ſo breit auflegen, daß es einen feſten Halt gegen das Einſinken hat.“

Als das Laub von den Bäumen fiel, ſah ich unſere Lappen wieder nach dem Gebirge zurückkehren. Die Zelte wurden abgebrochen und den Rennthieren aufgepackt, die demnach auch als Laſtthiere benutzt werden. Andere Thiere trugen die Käſe, die eingekauften Nahrungsmittel für den Winter und das Hausgeräthe, welches in Körben, die dem Thiere über dem Rücken hingen, verpackt worden waren, ſo wie die ſchlittenförmigen Wiegen, in denen die kleinern Kinder der Fiald-Finner transportirt wurden. Bei dem Melkgeſchäfte hängt die Mutter die Wiege an einen Baum, der Wind ſchaukelt ſie hin und her und lullt das Kind in den Schlaf. Bei weitern Luſtparthieen trägt ſie die Mutter wie einen Korb auf dem Rücken und ſchützt das Kind durch ein Stück Tuch, das ſie über die Wiege deckt, vor den Mücken und der Sonne.

Anfangs September kehrte Aſel vom Archangel zurück und landete bei Hammerfeſt, um mich wieder nach Bergen zurückzuführen. Aber leider mußte ich in Hammerfeſt zurückbleiben. Ich war in Folge einer Erkältung, die bei dem ſchnellen Uebergang des Sommers in den Winter nichts Ungewöhnliches iſt, ſo bedeutend erkrankt, daß der Arzt für mich Gefahr fürchtete, wenn ich die Seereiſe in dieſer rauhen Jahreszeit unternehmen würde. Aſel mußte allein abreiſen und ich hatte die nicht ſehr erquickliche Ausſicht, einen zehnmonatlichen Winter in Hammerfeſt durchleben zu müſſen. Unter der Pflege der Familie meines wackern Prinzipals konnte ich nach vier Wochen das Bett verlaſſen. Aber welche Veränderung trat mir entgegen! Wo war die freundliche Landſchaft, die mich ſo oft entzückt hatte? Alles war in Schnee gehüllt und ewige Nacht lagerte ſich über die gefrorene Erde. Die Sonne hatte uns verlaſſen, ihre belebenden Strahlen glühten nur noch in rothen Lichtern am Horizonte. Die Ruhe des Todes lag über der Landſchaft ausgebreitet. Ein Himmel ohne Sonne iſt für den, der zum erſten Mal in den Polargegenden weilt, ein tief erſchütternder, beängſtigender Anblick. Vergebens erwartet man ein Morgenroth, nur in Nacht und wieder Nacht ſchleichen die Stunden langſam dahin. Iſt dieſes nicht das Bild eines Herzens ohne Gott? Herrſcht nicht auch in einer ſolchen Seele geiſtige Nacht und Oede?

Der Mittag glich einer hellen Dämmerung, die noch genug Licht verbreitete, um das Mittagsmahl ohne angezündete Lampe verzehren zu können, aber zum Leſen und Schreiben nicht hell genug war. Hammerfeſt war jetzt eine Welt für ſich, Eis- und Schneefelder trennten es von den übrigen Ländern. Ein Tag glich dem andern, wenn dieſe Dämmerungsſtunden ſo genannt werden können. Langſam und einförmig ſchlichen ſie

Digitized by Google

dahin, nur der Abend gewährte geselliges Vergnügen. Man versammelte sich abwechselnd bei den Bekannten und Freunden, d. h. wenn das Wetter ruhig war und kein Schneesturm die Wallfischinsel umtoste. Die Punschbowle dampfte dann auf dem Tische; es wurde geraucht und gespielt, seltener gelesen oder geschrieben, obgleich sich ein Verein gebildet hatte, welcher dänische und deutsche Bücher zur Lectüre unter seinen Mitgliedern circuliren ließ. Eines Abends führte mich mein Principal an das Fenster. Ein herrliches Nordlicht glühte am dunklen Nachthimmel. Ein glänzender Bogen von einer spielenden Flamme, die sich schnell in Schlangenlinie fortbewegte, dann plötzlich verschwand, aber in einem Nu wieder den Raum des Himmels mit Feuer überdeckte, aus dem fortwährend Flammenstreifen hervorschoßen, fesselte meinen Blick und gewährte mir ein herrliches und erhabenes Schauspiel. Später beobachtete ich häufig solche Nordlichter, die aber fast jedesmal in anderen Färbungen und Bildungen erschienen. Wie man mir erzählte, spielt das Nordlicht bei den abergläubischen Lappen eine bedeutende Rolle. Er glaubt in dieser herrlichen Lufterscheinung die Geister seiner Verstorbenen, die in der Luft umhertanzen, zu erblicken und begrüßt ein glänzendes Nordlicht mit großem Jubel, indem er meint, daß der Glanz ein Zeichen von der guten Laune der abgeschiedenen Freunde sei. So erklärt sich der Lappe das Nordlicht, während mir ein alter Finne mit dem ernsthaftesten Gesichte von der Welt zu beweisen suchte, daß das Nordlicht von den Bewegungen der Häringszüge herrühre, wenn sie von großen Fischen verfolgt würden und daß es nur der Widerschein des Lichtes sei, welches die Häringe auf dem Wasser hervorriefen.

Wir waren jetzt genöthigt, von Morgen bis Abend Licht anzuzünden. Der Schnee war nun hart und fest, so daß man über die tiefsten Abgründe ohne Gefahr gehen konnte. War der Himmel heiter, so schnallten sich die Hammerfester lange hölzerne Schneeschuhe an und gingen auf die Jagd. Gern hätte ich zur Abwechslung mich einem solchen Zuge angeschlossen, oder auf einem der finnischen Schlitten, die viel Aehnlichkeit mit dem Schiffsboote hatten und von dem Rennthiere gezogen wurden, ein Dorf der Gebirgslappen besucht, um auch ihre Wintereinrichtung kennen zu lernen; aber der Arzt erlaubte es mir nicht. Mein weitester Ausflug erstreckte sich bis an den Hafen. Welch ein Anblick! Wo war das wogende, brausende Meer, auf dem sich noch vor zwei Monaten Schiffe und Barken schaukelten? Eine endlose Eisfläche dehnte sich vor mir aus, auf der sich Eisberge von 100 bis 200 Fuß Höhe wie schimmernde Kreidefelsen erhoben. Ein röthlicher Schimmer war über die Spiegelfläche des Eises gehaucht und magische Farbenspiele entwickelten sich in dieser Eiswelt. In den wundervollsten und groteskesten Gestaltungen reckten sich die Eisgebilde in die Höhe. Ein bleiches Schneelicht gaukelte um tiefe Grotten und flim-

Digitized by Google

merte um kühne Brücken in den Farben des Regenbogens und Nebelstreifen umflatterten geisterhaft zusammengestürzte Thürme und zerbrochene Pfeiler.

Je weiter wir im Jahre vorrückten, je glänzender wurde der Himmel. Wie auf der Erde, so auch am Himmel glitzerte und blinkte es in unbeschreiblicher Pracht. Die Sterne habe ich nie wieder, selbst nicht in den Tropenländern, in einem solchen reinen Glanze leuchten sehen. Sie schimmerten in allen Farbennuancen zwischen pomeranzengelb und hochroth. Wer vermag die Pracht einer Mondnacht zu schildern! Tausend und aber tausend Edelsteine hingen an den Zweigen und die Eiskrystalle flimmerten und flammten, daß der Anblick einer solchen Nacht die Mühseligkeiten eines Polarwinters aufwog. Der Januar näherte sich seinem Ende und die Hoffnung auf Licht und Sonnenschein begann sich zu regen. Eifrig wurde nun der Horizont beobachtet, um die erste Spur wiederkehrenden Tages zu entdecken. Endlich, endlich verkündete ein röthlicher Schein in dem düstern Gewölke das Nahen der Sonne. Welch ein Jubel nun in Hammerfest! Von Haus zu Haus eilte man, um einander die Freudenbotschaft zu bringen: „Die Sonne naht!“ Alles stürzte aus den Häusern nach dem Hügel am Hafen und begrüßte das wiederkehrende Licht. Nach und nach vergrößerte sich der rothe Schein, bis endlich im März der Tag zurückkehrte. Welch' ein seliges Gefühl belebte meine Brust, als ich den ersten Sonnenstrahl erblickte. Der Winter, so hart er auch noch auftrat, war für mich gleichsam nicht mehr vorhanden, hatte ich doch Licht und Sonnenschein.

Nach zehnmonatlichem Harren und Hoffen kehrte endlich der nordische Sommer zurück. Wie ein mächtiger Fürst zog er in das Reich des Eises ein. Tag und Nacht donnerten ihm zu Ehren die berstenden Eisfelder, als ob die Welt sich aus ihren Angeln heben wollte. Tausende von Quadratmeilen waren mit Eisschollen bedeckt, die als Treibeis oder als schwimmende Eisberge dem Süden zutrieben, wo sie von der Sonnenwärme nach und nach aufgelöst werden. Die ersten Schiffe, welche sich auf der Höhe von Hammerfest zeigten, wurden mit endlosem Jubel begrüßt. Auch ich rief ihnen ein fröhliches Willkommen zu, denn nun war ich aus diesem Eiskerker erlöst und der Weg nach der Heimath stand mir offen. Eine dänische Brigg brachte mich nach Bergen.“

Erik schwieg. Ich sah nach der Uhr auf dem Sekretair. Sie zeigte auf 10. Mit dem Versprechen Eriks, an einem der nächsten Abende mir ein anderes Kapitel aus seiner Reisemappe mitzutheilen, verließ ich meinen Freund.

Digitized by Google

Der Untersberg.

Von Eugenie Stillfried.

Im Untersberg, da wohnt der große Kaiser,
Und seine Raben fliegen, krächzen heiser,
Sie bringen Botschaft in des Berges Schacht.
Ach, manches Herz es frägt wohl sehnsuchtsbange:
Wie lange schläfst Du, Kaiser Karl, wie lange?
„Wenn Deutschland einig ist, der Held erwacht.“

Im Frühling nun begann es sich zu regen,
Der Berg erdröhnte von gewalt'gen Schlägen,
„Die Zeit ist da,“ so hieß es, „habet Acht!“
Und weithin flog von Land zu Land die Kunde:
„Auf! waffne Dich Du deutsches Volk im Bunde,
Und kämpfe gegen jener Franken Macht!“

Wohl folgten sie der großen Ahnen Spuren —
Es zogen Viele hin nach Welschlands Fluren,
Und stritten muthig in der heißen Schlacht.
Doch ach! wo sind der Freunde tapfre Schaaren?
Könnt Ihr die deutsche Treue nicht bewahren?
Nur Einheit hat Euch stets das Heil gebracht!

Nun ist es Herbst — und jene tapfern Krieger
Sie kehren heim, ach, aber nicht als Sieger,
Denn weichen mußten sie der Uebermacht;
Des Berges Donner wurde leis' und leiser.
„Die Zeit der Schmach verschlafe, großer Kaiser!“
So krächzen nun die Raben in der Nacht.

Auf der Heimkehr.

Im Juli 1859 zu Reichenhall.

Von Isabella Braun.

I.

Die Regimenter ziehen zurück mit Spiel und Sang,
Doch fehlet ihm der rechte, weil siegesfrohe Klang.
Sie haben wohl gefochten mit tapferm Heldenmuth,
Doch nur verlorne Erde getränkt mit ihrem Blut.

Es tönen die Trompeten wie Trauermusika,
Verkündend, was geschehen im Land Italia.
Ja, seht die Regimenter und zählet Reih für Reih,
Da lernt man subtrahiren und weint wohl auch dabei.

Digitized by Google

Jetzt rufet die Trompete dem müden Zug zur Rast;
Willkommen, tapfre Krieger! Ihr seid des Ortes Gast.
Und wären's Fünfzigtausend, es reichet für Euch All,
Die Liebe thut ein Wunder im kleinen Reichenhall.

Wir konnten ja nicht theilen mit Euch des Krieges Noth,
So theilt mit uns im Frieden das letzte Stücklein Brod,
Und nehmet noch zum Gruße von uns die Bruderhand,
Will's Gott! ist es für künftig ein treues Unterpfand.

II.

Es lagern sich die Gruppen, sie halten Mittagsrub,
Da fällt so manchem Krieger das schwere Auge zu,
Da ruht vom langen Marsche behaglich jedes Glied,
Der Heimath Bergeslüfte sind auch ein Wiegenlied.

Ein jedes Fleckiein Boden und sei es noch so rauh,
Und sei das Gras befeuchtet von Regen oder Thau,
Und sei's ein Haufen Steine, und sei's der harte Kies,
Wird durch die Heimathliebe zum ird'schen Paradies.

III.

Was schaart sich dort zusammen ein bärt'ger Kriegerhauf?
Dazwischen stampfen Pferde, blinkt ein Kanonenlauf,
Doch lustig springt ein Füllen hervor aus diesem Kreis
Es schüttelt seine Mähne, es schnaubt und wiehert leis;

Es tummelt sich gewaltig in tollem Jugendmuth,
Und möchte gern entfliehen der allzustrengen Huth;
Die Krieger aber schauen das Thier voll Freude an
Und leiten es geduldig nun wieder in die Bahn.

Sie streicheln seinen Rücken, es frißt aus ihrer Hand,
„Das Kind von Solferino" wird schmeichelnd es genannt;
Ja, bei Kanonendonner, in heißer, blut'ger Schlacht,
Da ist, umringt von Leichen, sein Leben anerwacht.

Hei! kleines Thier, nur sachte, einst kommt auch deine Zeit,
Du bist in theurem Blute zu großer That geweiht.
Ja, spitze deine Ohren und lausche mit Begier,
Es ruft Trompet und Trommel einst wiederum nach dir.

Dann trage deinen Reiter zum Siege in den Kampf,
Dann lasse dich nicht schrecken von heißem Pulverdampf,
Und trifft dich eine Kugel — 's ist eine Ehrengab —
Dem „Kind von Solferino" gebührt ein solches Grab. —

Digitized by Google

IV.

Im Garten von Sankt Zeno, dem stillen Klösterlein
Zieht eine Schaar von Kriegern mit mattem Schritte ein,
Bedeckt von schweren Wunden, in Fieberfrost und Gluth; —
Solch einem Feinde weichet auch selbst der bravste Muth.

Des Gartens schatt'ge Bäume sind gar ein kühles Zelt,
Auf weißbedeckten Tischen ist schon das Mahl bestellt,
Doch ob es würzig duftet, und ob's die Liebe reicht —
Dem Schmerze wunder Glieder auch selbst der Hunger weicht.

Da naht im schwarzen Kleide die Nonne sich der Schaar;
Wie blicken ihre Augen so wehmuthsvoll und klar!
Ein Buch ist ihre Seele, geöffnet allezeit,
Drin sechsfach steht geschrieben das Wort Barmherzigkeit.

Und mit dem kühlen Brunnen wäscht sie die Wunden aus,
Sie trägt die weichen Linnen geschäftig aus dem Haus,
Sie legt an jede Stelle mit schonend zarter Hand
Und manchem Trostesworte den lindernden Verband.

O, wie so dankend leuchten der Krieger Augen nun!
So wohl kann nur die Liebe des wahren Christen thun!
Aus ihren Herzen steiget der Dank, als wie Gebet,
Und frisch gestärkten Muthes es nun zum Mahle geht.

V.

Es lagern die Soldaten sich auf des Rasens Grund,
Da klingen die Berichte gar schaurig von dem Mund,
Von blutigen Gefechten, von dreifach schwerer Noth,
Von Hungersqual und Wunden, ja von dem bleichen Tod.

In dichtgedrängter Reihe die Lauscher alle steh'n,
Mit tiefbewegter Seele sie auf die Gruppe seh'n.
Da richtet sich begeistert empor ein kranker Mann,
Es leuchten seine Augen, er hebt zu sprechen an:

„Wer hat in solchen Nöthen, in solcher Pein und Qual
Gewirket Liebeswunder und Rettung ohne Zahl?
Wer hat uns gleich den Engeln getragen und gehegt,
Gespeiset und getränket, gekleidet und gepflegt?

„Das sind die edlen Frauen; ihr Lob erschalle weit!
Ihr Lob soll nicht verklingen auch in der fernsten Zeit;
Es soll hinüber tönen bis in des Himmels Licht,
Wo ihnen Gott zum Lohne die Ehrenkrone flicht!

Doch sie, der Frauen erste, Maria, Meeresstern,
Die Königin des Himmels, die Mutter unsers Herrn,

Digitized by Google

Vor Allen ſei geprieſen ihr Name ſtill und laut,
Daß ſie in Tod und Leben ſo mild auf uns geſchaut. —

Es neigt ſein Haupt der Krieger, er betet fromm und leis
Und andachtsvolle Stille umſchließt den ganzen Kreis.
Marien gilt die Ehre, daß ſie ſo wunderbar
Ein Vorbild hehrer Tugend für alle Frauen war.

Mädchen und Blumen.

Aus dem Engliſchen.

Eine Gruppe junger, fröhlicher Mädchen ſaß beim Schein der ſinkenden Sonne beiſammen, eifrig beſchäftigt, die Blumen, welche ſie in dem Wald und auf den Feldern geſammelt hatten, in Sträuße und Kränze zu binden.

„Wie ſchön ſind doch dieſe Blumen!“ rief eine von ihnen, „und wie hübſch finde ich es, da wir alle hier ſo nett bei einander ſitzen, wenn Jede von uns ſich eine Blume wählte, welcher ſie am liebſten gleichen möchte.“

Ihre jungen Gefährtinnen ſtimmten eifrig für den Vorſchlag. „Gerade als ob da noch eine Wahl ſein könnte,“ rief Laura Bennet, ein wenig ſtolz eine Mooſroſe emporhaltend: „unter allen Blumen, welche wachſen, iſt keine zu vergleichen mit der Schönheit der Roſe. Laßt mich die Königin ſein, oder keine andere Blume!“

Die Uebrigen lachten; und Einige ſagten, daß Laura Bennet gerade wie eine Königin ausſähe. Sie war in der That ſehr ſchön, und das unvorſichtige Lob ihrer Eltern und Freunde hatte ſie vollkommen überzeugt von der Thatſache, welche ſie für außerordentlich wichtig hielt.

„Was mich betrifft,“ bemerkte ihre Schweſter Helene, „ſo möchte ich gerne dem üppigen Rhododendron gleichen, von welchem ich erſt neulich eine allerliebſte Beſchreibung geleſen habe. Es heißt da: Wenn Jemand daran vorbeigeht und es hart berührt, dann überſchüttet es denſelben mit einem ganzen Schauer Honigthau aus ſeinen roſigen Blättern, und beginnt augenblicklich wieder ſeine Kelche zu füllen mit durchſichtigem Ambroſia, uns belehrend, wie wir ſelbſt Die, welche uns kränken oder wehe thun, mit Freundlichkeit behandeln ſollen und dann auf's Neue den innern Kelch unſerer Gedanken zu füllen mit einem Honigtropfen.“ O wer möchte nicht gern ſanftmüthig ſein und zum Vergeben geneigt wie die Rhododendron, wenn man nur könnte! Aber es iſt ſehr ſchwer,“ fügte die arme Helene hinzu, indem Thränen in ihre Augen traten,

Digitized by Google

„Das iſt es allerdings," ſagte Lucie Neville ſanft, „wenn wir nur unſerer eigenen Kraft vertraun."

„Und wer kann uns helfen? Ich weiß gewiß, wenn Laura zuweilen zu mir ſagt: „Erzürne Dich nur nicht ſo, Helene! Das macht mich noch zehnmal ſchlimmer. Nur wenn der Papa mich anſieht in ſeiner ernſten ruhigen Weiſe, kann ich mich ein ganz klein Wenig beherrſchen."

„Wie ſchade es iſt," ſagte Lucie einfach, „daß wir uns nicht immer daran erinnern können, daß das Auge unſers himmliſchen Vaters jederzeit auf uns ſieht."

„Ich wünſche, ich könnte es," antwortete Helene. „Ich habe Mama ſagen hören," bemerkte Lucie, „daß beten beſſer ſei als wünſchen."

„Nun Clara," unterbrach Laura Bennet ſie ungeduldig, ſich an ein hübſches, fein ausſehendes Mädchen wendend, „wir warten auf Dich."

Clara lächelte und wählte ſogleich die weiße Winde, welche ſich ſo leicht und ſorglos in und außer dem Buſchwerk rankt und dasſelbe mit ihren graziöſen Blättern und weißen Blüthen bedeckt, ein Symbol ſanfter Schönheit und ſchützender Zärtlichkeit. „Nur ſchade," ſagte ſie, „daß ſie ſich ſo bald ſchließt und verwandelt."

Florenze Delmont war die Nächſte zum Wählen, und nach einer kurzen Pauſe ſtrich ſie ihr Haar von einer klaren gedankenvollen Stirn und erklärte, daß ſie den grünen Lorbeer allen andern Blumen vorziehe, die da wachſen.

„Das iſt, weil Du Verſe ſchreibſt und denkſt, Du ſeieſt ſehr gelehrt," ſagte Laura Bennet. Florence lachte gut gelaunt, während ſie die breiten Blätter des Lorbeers um ihre Locken wand: Die Wahrheit zu geſtehen war ſie ſich ihrer Talente gar nicht unbewußt, noch achtete ſie die Bewunderung gering, welche ſie zuweilen hervorrief.

„Und was ſagt unſere liebe Lucie?" rief Helene. „Ich denke, das kann ich rathen," rief Clara Seymour, „entweder ein Veilchen oder Je länger je lieber — habe ich Recht?"

„Nicht ganz," erwiederte Lucie, mit tiefem Erröthen, „obgleich die beiden Blumen, welche Du erwähnt haſt, Lieblingsblumen von mir ſind. Aber ich möchte am liebſten dem Gänſeblümchen gleichen, weil es immer aufwärts ſieht."

Einige ihrer Geſpielinnen lachten ſpottend, beſonders Laura, während ihre Schweſter Helene fragend in das bleiche, ruhige Geſicht der kleinen Lucie ſah."

„Sage mir," begann ſie, als ſie in der Dämmerung mit einander nach Haus gingen, die Blumen tragend, welche ſie geſammelt hatten, um ihre Wohnungen damit zu ſchmücken, „ſage mir, warum wünſcheſt Du immer aufwärts zu ſchauen wie das Gänſeblümchen?"

„O Helene, kannſt Du noch fragen? Was brauchen wir mehr zu unſe-

Digitized by Google

rem Glück, als daß wir fähig sind, aufwärts zu schauen, auch wenn uns etwas Trauriges wiederfährt, und zu sagen, „es ist der Herr, und darum ist es gut so.“

„Denkst Du immer so?“ fragte Helene.

„Ach nein!“ erwiederte die arme Lucie, während die Thränen häufig auf ihre Trauerkleidung fielen, denn sie war die einzig übrig gebliebene von einer Reihe blühender Geschwister, „aber ich versuche es, und bitte Gott, er möge es mich lehren.“

„Es scheint mir eine schwere Lection.“

„Aber eine herrliche, liebe Helene, wenn wir sie nur auswendig lernen und sie ist voll von süßem Trost.“

Die Freundinnen schieden nun, und gingen in ihre Wohnungen, in welche wir ihnen folgen wollen, um jeden einzelnen Charakter näher kennen zu lernen.

Die Rose und das Rhododendron.

Herr und Madame Bennet besaßen ein beträchtliches Vermögen, und waren nicht nur gastfreundlich und großmüthig gegen ihre Freunde und Nachbarn, sondern dachten auch der Armen und Bedürftigen und selten verließ ein solcher ihre Thüre ohne eine Gabe.

Herr Bennet war ein Mann von hohen moralischen Grundsätzen und strenger Redlichkeit; seine Gattin eine Weltdame, welche jedoch genug Gefühl besaß, die edlen Eigenschaften seines Gemüths anzuerkennen, und sein thätiges Wohlwollen zu bewundern, welchem nachzuahmen ihr die Energie des Charakters fehlte. Laura glich ihrer Mutter, sowohl im Aeußern als auch in der Gemüthsart, während Helene mehr ihrem Vater ähnlich war. Sie hatte dasselbe ernste und schöne Temperament, dasselbe warme und großmüthige Herz, und so jung sie auch noch war, ging sie doch freudig in seine Wohlthätigkeitspläne ein, entwarf sogar selbst schon einige und führte sie mit großem Fleiß und trotz manchem Hindernisse aus. — Wenn Madame Bennet irrte, indem sie fortwährend die Schönheit ihrer ältesten Tochter pries, so war ihr Gatte nicht weniger zu tadeln, da er behauptete, daß Niemand in der Welt seiner guten, kleinen Helene gleiche.

Die arme Helene fühlte oft, daß sie das Lob ihres Vaters nicht in dem Maaß verdiene, und hatte zuweilen so viel Muth, es ihm zu sagen; aber ihr guter, zärtlicher Vater wies diese innerliche Ueberzeugung zurück, indem er ihr antwortete, man könne von Niemand erwarten, daß er vollkommen sei und daß ihre Demuth nur als neuer Beweis der Wahrheit seines Lobes gelte.

An jenem Abend klagte Laura sehr über Müdigkeit und erklärte, daß die Sonne sie beinahe so braun gebrannt habe, als Helene.

Digitized by Google

„Nur beinahe so?“ sagte ihre Schwester gutmüthig, als sie ihren Hut ablegte, und anfing die Blumen zu ordnen, welche sie mitgebracht hatte, während Laura fortfuhr, den Schaden zu beklagen, den ihr Teint genommen, und die Dornen zu verwünschen, welche ihre Hände zerkratzt hatten.

„Aber wie kommt es, daß Helene diesem allem entgangen ist?“ fragte ihr Vater.

„O ich glaube gewiß, daß ihre Hände auch zerkratzt sind, aber das schadet nichts, denn die Mama sagt, sie seien niemals schön genug, um sie anzusehen.“

Helene erröthete heftig, aber sie erinnerte sich diesmal an den Rhododendron und schwieg.

„Ich ziehe das Nützliche dem Schönen vor,“ sagte Herr Bennet, „wie auch Helenens Hände immer sein mögen, sie sind immer bereit, Jemand gefällig zu sein und ich glaube behaupten zu können, daß der größere Theil der Blumen von ihr gesammelt sei.“

„Nein, das nicht!“ rief Helene bescheiden; „denn ich habe Lucie Neville geholfen. Das arme Ding! seit dem Tode ihrer Schwester kränkelt sie zusehends. Glaubst Du, Papa, daß Lucie abzehrend ist?“

„Es ist nicht unmöglich, die ganze Familie war es, aber ich hoffe es nicht um ihrer Mutter willen, denn sie ist die Einzige, die ihr geblieben.“

„Ich wünschte, —“ begann Helene und dann stockte sie.

„Nun,“ sagte Herr Bennet, sie zärtlich an sich ziehend, „und was wünscht meine kleine Helene?“

„Daß ich eben so bereit sein möchte, zu sterben, wie Lucie Neville.“

„Aber Du bist nicht auszehrend, mein Kind.“

„Gott behüte!“ rief die Mutter.

„Nein, das meinte ich nicht, aber ich muß einst sterben und ich weiß nicht wann. Es sind Viele jüngere als ich auf dem Kirchhof begraben.“

„Wie traurig Du sprichst,“ sagte Laura, „Du machst mich ganz niedergeschlagen.“

„Und doch hat Helene recht,“ sagte ihr Vater; „wir müssen Alle sterben und Gott allein weiß, wann. Aber weßhalb glaubst Du, daß Deine Freundin Lucie so bereit zum Sterben sei?“

„Weil, weil,“ erwiederte Helene, mit zögernder Stimme, „weil sie so gut und sanft ist.“

„Dann brauchst Du auch nur gut und sanft zu sein.“

„Nur! O Papa, es ist unmöglich, immer daran zu denken.“

„Niemand erwartet Unmöglichkeiten, Helene.“

„Und dann bin ich nicht so fromm wie Lucie.“

Digitized by Google

„Ich möchte wissen, was Du unter Frömmigkeit verstehst," sagte der Vater.

Helene zögerte. Etwas von den Gänseblümchen und der Gewohnheit empor zu blicken, kam ihr in den Sinn; aber sie blieb still. Obgleich sie oft den Gottesdienst besuchte, war ihr Begriff über diesen Gegenstand doch nicht klar.

„Wahre Frömmigkeit," sagte ihr Vater, „besteht in der Liebe zu Gott und zu unseren Nebenmenschen, und daß wir unsere Pflicht thun, in was für eine Sphäre die Vorsehung uns auch setzen mag."

Herr Bennet sprach die Wahrheit, aber nicht die ganze Wahrheit.

„Ist das alles, Papa?" fragte Helene.

„Was willst Du mehr haben?"

„Ich weiß es nicht, aber wenn wir dies nicht alles thun!"

„Wir müssen das alles thun, meine Helene; aber Gott wird unsere Schwachheit ansehen, und unsere unvollkommenen Versuche annehmen als treu gemeint."

Helene fühlte sich sehr erleichtert. Sie würde gern die Unterhaltung verlängert haben, aber da sie bemerkte, daß Laura ganz ermüdet schien, schlug sie gutmüthig vor, zu Bette zu gehen.

„Ja, ich bin gewiß, Ihr bedarft Beide der Ruhe," sagte Madame Bennet. „Und liebe Laura, vergiß nicht, Deine Stirn in Rosenwasser zu baden; Du wirst es auf Deinem Toilettentisch finden."

Als sich Laura entkleidete, fand sie die Moosrose, welcher sie sich verglichen und nachher stolz angesteckt hatte, verwelkt, alle Schönheit war dahin.

„Sieh nur, Helene," sagte sie, „und sie war so schön vor einigen kurzen Stunden. Wie schade, daß so herrliche Blumen verwelken."

So jung und schön Laura auch war, so lag doch eine Uebereinstimmung zwischen dieser Blume und ihren bleichen Wangen, was Helene erschreckte und sie an diesem Abend sanfter und zärtlicher machte als gewöhnlich und selbst Laura's Empfindlichkeit und Ungeduld entlockten ihr kein hartes Wort. „Ich wünsche, ich könnte immer so sein," dachte sie, „und ich will es versuchen. Ich werde morgen anfangen."

Wie viele Morgen kamen und gingen und waren Zeuge, wie ähnliche gute Vorsätze gebrochen und wieder erneut wurden. Helene vergaß, um die Gnade zu bitten, welche uns fähig macht, unsere Entschlüsse zu halten. Ja sie suchte oft die warnende Stimme in ihrem Innern zum Schweigen zu bringen, indem sie sich mit Laura verglich und dachte: „Sie ist doch viel schlechter, als ich." Sie überlegte dabei aber nicht, daß Gott sie gnädig vor der Versuchung bewahrt habe, welche die Schönheit ihrer Schwester für dieselbe mit sich brachte, und ihr dafür eine gute Gesundheit und ein

Digitized by Google

heiteres Temperament gegeben, während ſich Laura ſtets matt und reizbar fühlte. Wenn aus dieſen und andern Urſachen Helene die liebenswürdigſte der beiden Schweſtern war, ſo hätte ſie das eher zur Dankbarkeit als zur Selbſtgefälligkeit auffordern ſollen; ſtatt deſſen ſchlich ſich aber ein Gefühl der Selbſtgenügſamkeit in dieſes junge Herz, welches ſehr gefährlich iſt für ein ſolches und die Fortſchritte im Guten nur hemmt. (Fortſ. folgt.)

Ein Traum von der Jugend.

Von Franz Bonn.

„Wenn ich einmal groß bin," ſagte der kleine Hans, „dann will ich mich ſchon umthun in der Welt und was Rechtes ſchaffen und von mir reden machen, wie der Sigfried der Drachentödter, oder ſonſt ein Held" — und dabei ſchaute er mit ſeinen hellen Augen ſo übermüthig drein, daß ſeine alte Kinderfrau ſtaunend ihn betrachtete und bei ſich dachte: „Das wird Einer!" Nun ging's aber dem kleinen Hans, wie's vielen andern kleinen und großen Hanſen geht, daß er immer Allerlei vorhatte und wenig zu Stande brachte. — Er mochte anfaſſen, was er wollte, Alles machte er nur zur Hälfte fertig, fing immer wieder etwas Neues an und wenn er gar ein Buch leſen ſollte, blieb er in der Mitte ſtecken und legte es alsbald weg. Dabei verwunderten ſich alle Leute über ſein Geſchick und meinten, wenn er nur fleißiger wär, dann wär's recht. „Wenn er einmal größer wird," meinte der und jener, „dann wird's ſchon beſſer gehen" und ſo ließ man den kleinen Hans fortmachen, wie immer und er ſelbſt ſagte einmal über das anderemal: „wenn ich einmal groß bin." — Nun wurde Hans wohl alle Tage größer und älter, aber um nichts klüger und geſchickter und es blieb immer beim Wollen, kam aber Nichts dabei heraus, als ein ungezogner Burſche, der dem lieben Herrgott den Tag vertändelte und den Menſchen eben nicht viel Freude machte. — Da ging nun unſer Hans eines ſchönen Tages hinaus in den Wald. Da war's luſtig. Ein friſcher Hauch wehte ihm entgegen, die hohen Tannen neigten ihre Wipfel gegeneinander und der Schatten wogte auf dem mooſigen Pfade hin und her. Da ſprang ein munteres Eichhörnlein über die Aeſte hin, dort ſonnte ſich ein ſchillerndes Eidächslein, hier ſprudelte eine Quelle friſch aus dem Geſtein und drüber ſchwang ſich ein buntes Waldvögelein, tauchte hin und wieder den Schnabel in das klare Waſſer und ſang mit ſeinen Brüderlein und Schweſtern ein gar pfiffiges Lied, indeß die Jungen im Neſte lauſchten und nur hie und da ihre Stimmlein dazu vernehmen ließen. Das gefiel dem

Digitized by Google

kleinen Hans nicht übel und eh' er sich's versah, war er ein gutes Stück weiter und mitten in den Wald gekommen. Da sah es nicht mehr so lustig aus, wie am Anfang; da war's stille und einsam, denn es war Mittag geworden und die Sonne ließ ihre Strahlen gerade herunterfallen, daß die Vöglein sich im Schatten setzten und ruhten. Da ging ein steiniger mühsamer Weg bergauf, manches Kreuz stand daran und es sah da recht ernst und feierlich aus. — „Kehr um," dachte bei sich der kleine Hans, aber er hatte einmal gehört, man könne in keinen Wald weiter hineingehen, als bis zur Hälfte, denn dann gehe man von selbst wieder heraus und da er glaubte, die Hälfte schon hinter sich zu haben, so ging er seines Weges weiter, ob's ihm auch gerade nicht so ganz lustig um's Herz war, wie Anfangs. — Das war das erstemal, daß unser kleiner Hans etwas ganz that, als er durch den Wald ging und so kam er denn glücklich am Rand des Waldes an. — Da lag vor ihm ein weites Thal, es war Abend, die Glocken läuteten feierlich, die Sonne ging roth hinunter und die Wanderer und das liebe Vieh suchten Hütte und Stall. Bald wurde es still und unser Hans war müd, legte sich darum in's Moos und schlief ein. — Da träumte ihm von einem blauen tiefen See, der war so tief, daß wenn man die Berge, die ihn umgaben, hätte hineinsenken können, noch kein Land entstanden wäre und so klar, daß man bis auf den Grund schauen konnte meilenweit. — Da schwammen goldene Fischlein lustig hin und her und schöne Wasserrosen schwammen drüber und wenn die Sonne hinunterleuchtete, da glänzten die Fischlein noch goldener und hüpften vor Freude in die Luft. — Aber der See ward immer kleiner und seichter, die Berge rückten immer näher zusammen und des Wassers ward so wenig, daß viele Fischlein verschmachten mußten. — Wie's nun nur so ein kleiner Weiher mehr war, da kamen viel Frösche gequackt und gehüpft und patschten hinein und machten das Wasser trüb und es kamen allerlei Gethiere und tranken daraus und endlich war der Weiher nur mehr eine Pfütze und Unken und Kröten sangen und sprangen drin herum. Eine solche Bestie sprang endlich dem kleinen Hans in's Gesicht und da wachte er auf; — wie er aber erwachte, da war er groß und alt, er kannte sich selbst nicht mehr und erschrak heftig. Er sprang auf, aber ein langer Schatten im Mondschein verfolgte ihn und sein Entsetzen vermehrte sich, als er wieder in den Wald kam und da ein kleines kluges Männlein vor ihm stand und ihm den Weg vertrat. — „Zurück," sprach das Männlein, „kannst Du nicht mehr, Dein Weg geht weiter durch das Thal — hast immer groß sein wollen, nun bist Du groß — hast immer was Rechtes vollbringen wollen — was ist es nun? — Hast Du den tiefen See gesehen? — es war Deine Jugend. Tief und rein war das Wasser und tausend lustige Fischlein schwammen drin, aber die Ufer vergingen sich und die Frösche des alltäglichen Lebens verderben Deine Unschuld

Digitized by Google

und Reinheit und bald bist Du ganz trocken geworden, wie's im Traume war. Des Menschen Leben geht, wie durch einen Wald, Anfangs ist's lustig, dann ernst und stille und nur dem Guten und wahrhaft Glücklichen wird noch ein friedlicher Abend im Thal. — Merk Dir das fein — Du leichter Geselle und nimm Dir's zu Herzen." — Damit war der kleine Alte verschwunden und unser Hans stand wieder allein; wie er sich aber recht umsah, war kein Wald mehr zu sehen und jetzt besann er sich, daß er gar nicht aus seiner Stube gekommen war, denn er lag in seinem Bette und hörte die alte Uhr ihr gleichmäßiges Tik tak picken. Aber es war unserm kleinen Hans so sonderlich zu Muthe, daß er am andern Tag gleich in der Frühe seinen Eltern den Traum erzählen mußte. Er sagte auch seitdem nichts mehr vom „Großwerden" und gab sich Mühe, Alles ganz zu machen, was er angefangen, denn er gedachte seiner Jugend, als seines besten Gutes und so Du, kleiner Leser, auch nicht viel anders bist, als der kleine Hans vor dem Traume gewesen, so nimm's auch Dir zu Herzen und denke, daß Deine Jugend noch viel schöner ist, als der schöne tiefe See mit den lustigen Fischlein.

Der Genuß des Hadschisch.

Mitgetheilt von Dr. Ludwig Lang.

Eine der merkwürdigsten Arten von Trunkenheit ist die, welche aus dem Genuß des Hadschisch hervorgeht. Der Hadschisch ist eigentlich der indische Hanf und kommt außer in Indien noch in Arabien und Algerien vor, wo er eben auch zum Genuß verarbeitet wird. Man siedet nämlich die Spitzen der Pflanze, so lange diese noch frisch ist, in Butter mit ein wenig Wasser und erhält, wenn die Feuchtigkeit daran verdunstet hat, eine Art Salbe wie eine gelb-grünliche Pommade und im Geruch dem des Hanfes und ranziger Butter zusammen ähnlich. Das mischt man dann mit Zucker, Vanille, Zimmt, Pistazien, Mandeln, Muscat u. dgl. und genießt ihn in recht kleinen Portionen, in eine Oblate eingewickelt oder in einer Tasse Kaffee. Nach dem Genusse einer mäßigen Portion Hadschisch stellen sich drei Stufen von Trunkenheit ein. Auf der ersten Stufe wird man von einer unwiderstehlichen Heiterkeit erfaßt, die nicht bloß Andern, sondern selbst dem Betroffenen lächerlich vorkommt, weil kein äußerer Grund dazu vorhanden zu sein scheint; man hat närrische Einfälle, macht Witze, Wortspiele und Vergleichungen, an die man sein Lebenlang noch nicht gedacht hat; die andern, nicht trunkenen Leute aber schaut man für toll und wahnwitzig an und

Digitized by Google

macht sich über die Regelmäßigkeit ihrer Gedanken und Reden lustig. Da ist es dann arg genug, wenn man in einem solchen Zustand von Trunkenheit in eine Gesellschaft gehen und sich da ernsthaft benehmen muß; es kostet übermenschliche Anstrengungen, sich wie andere Leute zu betragen.

Auf der zweiten Stufe folgt nach der kindischen Heiterkeit eine Art von Beruhigung; man fühlt eine meist angenehme, oft aber auch recht empfindliche Kälte an Händen und Füßen, Schwere im Kopf und eine unüberwindliche Trägheit im ganzen Körper. Die Augen werden größer, das Gesicht tief blaß, die Lippen schmäler, Durst stellt sich ein, und zu Zeiten geht ein gleichsam electrischer Stoß durch den ganzen Leib. Ein Herr mußte einmal in einem solchen Zustande in's Theater gehen. Daß das Wetter sehr schwül war, merkte er gar nicht, ihm war es kalt; und während im Theater alle Leute nur immer den Schweiß abzutrocknen hatten, meinte jener, er sitze in frischem Wasser. Die Kälte wurde aber nach und nach so heftig, daß es ihm vorkam, als ob auch sein Gehirn, sein Verstand erfriere, und doch war ihm ganz wohl dabei. Von den Schauspielern hörte er in seinem Dusel nichts; sah er auf die Bühne, so kamen sie ihm ungemein klein vor, obwohl er deutlich die Farbe ihrer Kleider und Gesichter erkannte. Es tritt also in dieser Periode der Trunkenheit eine größere Feinheit und Schärfe der Sinne ein. Auf der dritten Stufe nehmen die Gegenstände allmälig ein anderes Aussehen, verwandeln sich, werden schöner oder zu Mißgestalten. Töne werden zu Farben, die Musikanten erscheinen als Zahlen; der Trunkene selbst kommt sich vor wie ein Baum, ein Vogel u. dgl.

Wenn dann die ganze Herrlichkeit eine oder ein paar Stunden gedauert hat, und der auf solche Weise Betrunkene aus seinen Verzückungen allmälig in dumpfe Betäubung und aus dieser in Schlaf gesunken ist, so folgt am andern Tage ein recht elendes Nachspiel, ein Katzenjammer von der gräßlichsten Art. Er fühlt sich zerschlagen, alle Nerven abgespannt, möchte weinen, kann nicht arbeiten, schaut Alles in den schwärzesten Farben. Das ist die gerechte Strafe für die Ueberreizung der Sinne, welche der Genuß des Hadschisch herbeiführt, denn auch dieser Genuß ist, wie überhaupt jede Berauschung, eine Sünde, des Menschen unwürdig und seiner Natur zuwider. Und wenn er auch gerade keine schlimmen Folgen für den Körper herbeiführt, diesen wenigstens nicht so schnell ruinirt, als z. B. der übermäßige Genuß von Branntwein, so schwächt er doch durch die Betäubung die Willenskraft des Menschen, zerrüttet die Einbildung und macht in Bälde zu jeder geistigen Beschäftigung untauglich. Daher ist selbst im Morgenlande, wo der Gebrauch des Hadschisch allgemein ist, von einigen Regierungen mit scharfen Verboten dagegen eingeschritten worden.

Digitized by Google

Weihnacht.

Von **Emanuel Geibel.**

I.

Grüner Baum mit lichten Kerzen
Gibt so wunderhellen Schein;
In die Augen, in die Herzen
Strahlt der milde Glanz hinein.

Grüner Baum mit lichten Kerzen
Ist vom Weihnachtfest ein Bild,
Weil aus dem in alle Herzen
Milder Gnadenschimmer quillt.

II.

Winterszeit
Nichts, als Leid!
Feld und Wald sind kahl geworden,
Vöglein zogen fort vom Norden,
Alles öde, Alles weiß,
Sehe nichts, als Schnee und Eis.

Weihnachtzeit
Nichts, als Freud!
Kommt der heilge Christ gegangen,
Muß der Baum mit Früchten prangen,
Und das frohe Herz vergißt,
Daß es draußen Winter ist.

III.

Willkommen schönster Tag im Jahr,
Wie schimmerst du so freudig klar!
Heut sollen Alle, Groß und Klein,
Im Herzen frohe Kinder sein.

Die Kleinen jauchzen laut und haben
Recht ihre Lust an Glanz und Gaben;
Die Großen aber freu'n sich stumm
Und wissen's besser noch, warum.

Digitized by Google

Die alte Aepfelfrau.

Erzählung von Katharine Diez.

I.

Wie ſchön iſt doch der Herbſt! habt Ihr, liebe Kinder! ihm nicht oft ſelbſt vor dem blüthenreichen, duftumfloſſenen Frühling den Vorzug in Euren Herzen gegeben? Gewiß findet Ihr die Blumen ſchön und pflückt ſie mit ſeliger Luſt in Wieſe, Feld und Wald oder bewundert ſie, wenn Ihr im wohlgepflegten Garten einhergeht, wo ſie holdſelig von den Beeten Euch anblicken, daß Ihr kaum widerſtehen könnt, trotz dem Verbot des Gärtners, Euch einen Strauß oder Kranz zu binden. Aber — geſteht es nur! — die friſchen, rothbackigen Aepfel, die goldnen Pflaumen, die ſaftigen Birnen, die ſchwellenden Weintrauben reizen Euch doch noch mehr, wenn Ihr ſie im Herbſt an den hohen Bäumen prangen oder durch die Straßen gehend, in den Körben der Höckerweiber aufgeſchichtet ſeht. Ich kann's Euch nicht verdenken; das Obſt iſt gewiß eines der ſchönſten, freundlichſten Geſchenke der gütigen Natur; mir ſelbſt, ob ich ſchon ein altes Kind bin, kann noch immer das Herz vor Freude lachen beim Anblick eines Baumes, der ſich unter der Laſt ſeiner reifen, goldnen oder purpurfarbnen Früchte zur Erde beugt, als wolle er ſie mit Gottes Segen überſtrömen. So zuwider mir ein naſchhaftes Kind iſt, das immer an Bonbons und Zuckerplätzchen kaut, ſo ſehr kann es mich ergötzen, wenn ich recht behaglich ein friſches Bübchen oder Mägdlein mit weißen geſunden Zähnchen in einen ſchönen Apfel beißen ſehe. Das Obſt iſt geſund und kräftigend, wie Alles, was uns unmittelbar von der Natur geſchenkt wird, es erfreut des Menſchen Herz, wie der Pſalmiſt vom Weine ſingt. Darum greift getroſt nach den ſchönen Lebensfrüchten und genießet ſie mit Gottes Segen!

Ja, mit Gottes Segen; daran iſt freilich Alles gelegen! Auch die Aepfel, die ſchönen, friſchen, geſunden Aepfel können Euch zum Reizmittel der Sünde werden. Ihr wißt das ſchon aus der erſten Geſchichte in der Bibel, wo die Schlange unſere Stammeltern mit einem Apfel verführte und es iſt ſeitdem noch oft geſchehen in der Welt; im Kleinen wie im Großen.

Aber die alte Lieſe, die dort am „Kaiſerthore" der freundlichen Rheinſtadt, Jahr aus Jahr ein, ſchon ſo lange mit ihren Obſtkörben geſeſſen, iſt gewiß eine ehrliche Eva, die nicht denkt mit ihren rothen Aepfeln und goldnen Birnen Jemand zu verleiten, ſo ſehr ſie immer wünſchen mag; die Vorübergehenden möchten ſie ihr abkaufen. Sie hat dieſelben nicht vom verbotenen Baume gepflückt; ſondern ſie ſind auf die ehrlichſte Weiſe

Digitized by Google

von der Welt in ihren Korb gefallen. Auch hat wohl nicht viel Paradiesesluft um ihre wettergebräunte Wange und ihre durchfurchte Stirne gesäuselt. Wenn man so zwanzig Jahre wie sie, Tag aus Tag ein, Sommer und Winter, in Hitze und Frost am Thore sitzt und wen dann daheim auch keine treuen Gattenhände drücken, keine frischen Kinderhände zum Willkomm grüßen, dem kann wohl öfters die Erde entzaubert vorkommen, von dem Reiz des großen Schöpfungstages. Aber die alte Liese hat auf ihrem langen Lebenssitz, nicht Lebenslauf, wie man sonst zu sagen pflegt, gelernt mit Geduld den Fluch zu überwinden, der auf der Erde ruht und sich des Segens zu erfreuen, der mit dieser Ueberwindung noch immer eine Fülle der reichsten Gaben hervorwachsen läßt aus ihrem Boden. Wie sollte sie nicht? war doch kein Tag noch vergangen, an dem nicht ihre Körbe gefüllt gewesen wären mit den schönsten Aepfeln und blieben sie auch manchmal gefüllt und statt dessen die Tasche leer, in der sie den Gewinn dafür nach Hause tragen wollte: so saß sie am nächsten Tage doch wieder eben so geduldig und hoffend da und grüßte die Vorübergehenden auf's Freundlichste, mochten sie nun Aepfel kaufen oder nicht. Und war sie an dem einen Tag so recht vom Wind durchfröstelt worden, so konnte sie sich oft schon am folgenden wieder desto behaglicher an der Sonne wärmen. Auch war in der That ihr Sitz ein schöner und stattlicher zu nennen. Das Thor, an dem sie ihr Lager aufgeschlagen hatte, war von einem bedeutenden Künstler erbaut, schlanke jonische Säulen trugen sein Dach und obgleich die alte Liese nicht im Geringsten die Gesetze der Baukunst verstand: so hatte sie doch ein gewisses Gefühl des Wohlbehagens, das ihre Augen gerne hinaufschauen ließ an diesen schlanken Säulen und das ihr sagte, es müsse ein schönes Dach sein, unter welchem sie Schutz fand, im Regen und heißen Sonnenbrand. Sie kam sich manchmal wie eine Kaiserin vor, wenn sie auf den Stufen des prächtigen Thores saß, ihre Wassersuppe verzehrte, ihr Schälchen Kaffee trank und dabei hinüberblickte in den herrlichen Park, der nur ein paar Schritte weit von ihr entfernt lag und aus welchem die Vögel in reichen Chören ihre Tafelmusik sandten.

Auch lustwandelte eine Menge Menschen stündlich in den Wegen dieses Parks, der die schönste Zierde der Stadt ist und überhaupt, zu sehen und zu hören gab es so viel an ihrem Platze, daß ihr nicht leicht die Zeit lang werden konnte. Was geht nicht Alles zu einem Thor aus und ein! Da kamen Hochzeit- und Leichenwagen gefahren, da trug man kleine Kindlein zur Taufe nach der Kirche, da gingen die Schulkinder mit ihren Büchern vorüber, um die Lehrjahre ihres Lebens zu beginnen; junge Brautpaare führten einander; Mütter und Väter geleiteten ihre Kleinen hinaus unter die grünen Bäume, daß sie frische Gottesluft einathmen sollten und gebückte Greise, deren Schritte schon gezählt waren und deren Auge das Grab

1683298 Google

schon geöffnet sah, wankten an ihrem Stabe daher, um sich noch zum guten Ende an Luft und Sonne zu erquicken. Da brachten die Bauern ihre Früchte und Gemüse, ihre Hühner, Tauben und Schafe herein zum Markte; die Handwerker und Fabrikkinder gingen mit eiligen Schritten an ihr Tagewerk. Da schmetterten Postillone ihr Reiseflücklein in die Luft und Soldaten zogen mit flatternden Fahnen, blitzenden Waffen und klingender Musik nach dem nahe liegenden Exerzierplatze.

So zog das ganze Leben an der alten Aepfelfrau vorüber und sie selbst saß da wie ein graues verwittertes Standbild, so still, so ernst und ruhig, als ginge sie das Alles nichts an und nur wenn man ihr so nahe kam, daß man ihr in die tiefblauen, tiefsinnenden Augen sehen konnte, die wie zwei stille Lichter aus dem gelbbraunen Gesicht, zwischen den dunklen Brauen herausblickten, ahnte man, daß eine sehr rege Seele in diesem starren Bilde wohnen müsse; daß sie, wenn auch nicht ein thätiges, doch ein still und ernst beobachtendes Leben auf ihrem unbeweglichen Sitze führe. Ja, hätte sie's gelernt, die alte Liese, ihre Gedanken und Betrachtungen in Worte zu kleiden und sie aufzuschreiben, Ihr würdet wunderbare Geschichten von ihr zu lesen bekommen haben. Wenn sie selber kaum ordentlich in Büchern lesen konnte, in den Gesichtern und Bewegungen der Vorübergehenden hatte sie gelernt zu lesen und es wurde ihr Manches offenbar und gestaltete sich in ihrem Innern zu seltsamen Begebenheiten und einer viel bewegten Gedankenwelt. Manchem beobachtenden Auge schien sie mit ihrem edlen scharfgeschnittenen Gesicht, in ihrer ernsten gebückten Haltung, wie eine träumende Sybille dazusitzen.

Ihr früheres Leben hatte freilich den Grundton zu ihren jetzigen Betrachtungen gegeben; es war keine heitere Melodie gewesen, die es ihrer Seele vorgesungen. Armuth und Leid hatten schon an ihrer Wiege gesessen und die harte Arbeit war ihr frühes Erbtheil gewesen, bei dem Tode der Eltern. Nur ein paar Jahre Sonnenschein hatte die Liebe eines wackern Mannes in ihr Leben gestreut; er war im Kriege gefallen und sie hatte allein ihren Sohn erziehen müssen. Doch auch an ihm sollte sie keine Stütze finden, er wurde ihr auf eine grausame Weise, in der Blüthe seiner Jugend entrissen. So war sie denn allein, ganz allein, am Abende ihres Lebens und es war nicht zu verwundern, daß der blaue, weite Himmel ihr das Heimathdach wurde, unter dem sie am liebsten weilte, unter das sie zu gehören glaubte und daß die sich um sie bewegende bunte Welt ihr als die Familie erschien, mit der sie zu leben habe. Alle diese vorübergehenden Menschen wurden ihr allmählig verwandtschaftliche Gestalten, Brüder und Schwestern, Kinder des himmlischen Vaters, der über jenem Dache wohnte; sie gehörten ihr an, obgleich sie immerfort wechselten und stets neue Erscheinungen ihr vorführten. Es hatte sich auch nach und nach ein freund-

Digitized by Google

licher Verkehr daraus mit ihr entsponnen. Die jungen Burſche und Mädchen, ſowie die Kinder ſprachen gerne ein Weilchen mit der alten Lieſe, wenn ſie ihr Aepfel abkauften, ſie hatte immer einen friſchen launigen Einfall, welchen ſie ihnen als Zuthat mitgab. Die Frauen, welche das Gemüſe zu Markte trugen, blieben auch gerne bei ihr ſtehen und holten ſich guten Rath bei ihr; ſie war eine Gärtnerstochter und kannte die Pflanzenwelt wie Andere ihre Kinder.

Der Soldat, der Wache ſtand am Thor, war ſtets ihr getreuer Beſchützer, wie viel neue Wächter auch nach und nach vor ihr erſchienen; jede Unbill von Menſch und Thier wehrte der Krieger ab von ihr und der Thorſchreiber, der dort im kleinen Häuschen, wie ſie hier an der Treppe, Tag aus, Tag ein, wie feſtgewurzelt ſaß und ſchrieb, nickte ihr ſtets ſeinen freundlichen guten Morgen zu. Er war die einzige bleibende Erſcheinung in ihrem Kreiſe, ſonſt ging es wie in einem Guckkaſten an ihr vorüber und wechſelte ſtündlich, täglich und jährlich. Die ſie als Kinder nach der Schule hatte gehen ſehen, kamen bald als blühende Mädchen und ſtattliche Jünglinge daher; in manchem Antlitz konnte ſie die Falten zählen, die jedes dahinſchwindende Jahr tiefer hineingrub. Auf vielen Wangen hatte ſich vor ihrem Blick die Roſe des Glücks in die bleiche Farbe des Kummers verwandelt und Manchen, der auf ſtolzem Roß und prächtigem Wagen dahergezogen, ſah ſie nach einer Reihe von Jahren am Bettlerſtabe wandern. Ja! die alte Lieſe wußte, daß das Leben ein gar wechſelvolles iſt und doch wußte ſie auch, daß es nichts Neues unter der Sonne gibt und ſich Alles nur in anderer Form wiederholt. „Alles wieder wie vor Alters!“ ſagte ſie manchmal, wenn ſie den geputzten Damen nachſah, „ſo trug unſerer Frau Bürgermeiſterin Großmutter das Haar und die breiten garſtigen Säcke und Reifen, die ſie vor zwanzig Jahren an den Schultern trugen, die tragen ſie jetzt um die Beine; es ſieht noch um ein gutes Theil häßlicher aus und iſt noch um Eins ſo unbequem. Daß doch die Menſchen nie die Luſt verlieren, ſich zu verunſtalten und ſich gar mit ihrer Häßlichkeit breit zu machen!“

Es waren friedliche Tage, welche der alten Lieſe Zeit und Muſe gaben, über den Kleiderwechſel der Menſchenkinder Betrachtungen zu machen. Nicht immer war ihr das vergönnt geweſen; ſie hatte auch ſchauerliche Scenen des Schreckens und der Angſt um die Säulen ihres ſchönen Thores ziehen ſehen! In den unheilvollen Jahren 1848 und 49 gab man eben nicht viel acht auf Krinolinen und Vatermörder, man ſah nur, ob Einer eine ſchwarz-roth-goldne Cocarde auf dem Hut trug oder nicht. Die kleinen Jungen, die nach der Schule gingen, ſteckten ſchon dieſes Unterſcheidungszeichen auf die Mützchen und die alte Lieſe mußte oft Frieden ſtiften, wenn ſich die jungen Demokraten, Republikaner und Conſtitutionellen gleichzeitig um ihre

Digitized by Google

Aepfel und die Rettung des Vaterlandes und die Ehre des Königs an ihrem Thore stritten. Damals hatte sie nicht so sorglos hier gesessen, sie hatte recht aufgemerkt auf alle Reden und Handlungen und das Ihrige dabei gedacht. Der Refrain ihres stillen Denkens war wieder: „Es gibt nichts Neues unter der Sonne; so haben sie es schon im alten Testamente gemacht! da schrien sie sich nach einem Könige die Hälse ab, bis der liebe Gott, endlich des Spektakels müde, ihnen Einen gab, wie es geschrieben steht. Aber wie Gott es vorausgesehen, sie wurden seiner bald müde. Doch, da wollte der liebe Gott nun auch nichts mehr davon wissen. Ja wohl, die Krone ist von Gott und er wird sie bewahren! Der König ist sein Gesalbter, und er wird ihn schützen. Wenn ich es meinem Carl nur recht begreiflich machen könnte! Aber den hat leider auch schon der tolle Schwindel ergriffen und er hört nicht mehr auf seine alte Mutter."

Nein, er hörte nicht auf seine alte Mutter, durch deren Herz ein scharfes Schwert gezogen wurde, wie man ihr den einzigen Sohn als blutende Leiche in ihr kleines Stübchen brachte, in der mörderischen Nacht, wo der Kampf zwischen König und Unterthan in den Mauern der freundlichen Stadt gewüthet hatte. Ach, er war nicht gefallen wie einst sein Vater, im Befreiungskampfe, wo alle Heere wie ein Mann, wie ein Herz, vereint zur Rettung des Vaterlandes und des Königs kämpften. Die alte Liese, die so wenig in Büchern zu lesen verstand, hatte doch den Sinn des einen herrlichsten aller Bücher wohl begriffen und zeigte es jetzt in der schweren Prüfungszeit, die über ihr Leben kam. Sie haderte nicht mit denen, welche ihr das liebste Gut entrissen hatten, sie sagte ergeben: „Sie haben gethan, was sie schuldig waren; Gott hat die Kugel gelenkt auf sein Haupt und wenn sie auch mein Herz mit durchbohrt hat — sein Wille ist gerecht!"

Freilich, wer sie seitdem da sitzen sah, so still, so unbeweglich und starr wie ein Bild von Stein, der konnte wohl denken: es müßten noch schwerere Wetter, als die in der Natur über ihr Haupt gefahren sein, das in jener Nacht schneeweiß geworden war. Die Stimme, welche sonst so frisch und treuherzig die rothen Aepfel angeboten und gepriesen, hatte nun einen so gleichgültigen Ton bekommen, dem man es anhörte, daß es ihr keine Lust mehr war, das Dasein zu fristen, welches für kein geliebtes Zweites mehr zu sorgen hatte und die Augen, die sonst so freundlich auf den Vorübergehenden geweilt, starrten lange Zeit nur mehr auf den Weg, der am Thore vorüber, nach dem Kirchhof führte. Sie lebte nur mehr, weil Gott ihr noch zu leben befahl, doch dieser fromme Gehorsam hatte freilich seinen Lohn in sich selbst und konnte sich nicht ohne Segen erweisen. „Sei stille dem Herrn und harre auf ihn!" Dieser Spruch hat schon Manchem geholfen in bitterer Zeit und ließ auch die alte Liese nicht verzweifeln an dem Troste, der allmählig nach jedem Schmerz über uns kömmt.

Digitized by Google

Zehn Jahre waren nun schon über dem Hügel ihres Kindes dahingezogen und hatten ihren beschwichtigenden Balsam auf das wunde Mutterherz gelegt. Luft und Sonnenschein, ja auch Sturm und Hagel sind treue, kräftige Kameraden, die schon manches Leid weggeküßt und fortgejagt haben und da sie tagtäglich mit der alten Liese verkehrten, auf ihrem freien Sitze, so war ihr trübes Auge allmälig wieder hell geworden und hatte freudig hoffend zum blauen Himmel aufgeschaut, aus dessen vorüberziehenden Wolken die Züge ihres Kindes sie mit jedem Jahre versöhnter und entsündigter anschauten.

So kam es denn auch, daß heute, am schönsten Septembertage und an ihrem siebzigsten Geburtstage dazu, die alte Liese mit einem ordentlich verklärten Gesicht hinter ihren hohen vollgefüllten Körben saß. Die Sonne hatte immer vielen Einfluß auf sie und heute blickte sie sanft und warm zugleich durch die sich schon leise färbenden Zweige des Parks zu ihr herüber, daß ihr ein Wonneschauer durch die alten müden Glieder drang, als sollte sie noch einmal jung und frisch werden von dem belebenden Lichte dieser Strahlen. Der Himmel war so rein, blau und durchsichtig, daß man glaubte weit in den schimmernden Paradiesgarten hineinsehen zu können, wo die Lebensbäume mit goldnen Früchten beladen, prangend herniedernickten; hier und da zogen silberweiße Wölkchen durch den sonnigen Raum, als wären es die wehenden Gewänder der Engel, die als Glücksboten von Land zu Lande zögen, um die Himmelsblumen und Früchte den Menschenkindern herunter zu streuen. Ueber den grünen Rasen, welcher den Park umsäumte, zogen sich duftige, glänzende Fäden und die blauen Glockenblumen hoben sich aus dem leichten Schleier hell und lieblich und in so reicher Menge hervor, daß man glaubte, es müsse ein volles Geläute erklingen, wenn der Morgenwind die feinen Seilchen bewegte, an welchen sie schwebten. Vielleicht hörte man es nicht vor dem rauschenden Siegesmarsche der Soldaten, welche mit flatternden Fahnen durch die Alleenstraße zogen. Alle Wege waren belebt von hin- und hergehenden Menschen und der schöne Herbsttag streute selbst über die dürftigste und unscheinbarste Gestalt einen goldnen Freudenglanz. Die alte Liese dachte: „Solch ein Tag müsse es gewesen sein, an welchem Gott den Menschen die Erde gegeben und ihnen gesagt habe: „Ihr sollt essen von allerlei Bäumen im Garten!“ — Und dann sah sie mit wohlgefälligem Auge auf ihre Körbe, welche lange nicht mit so prächtigen, lockenden Früchten gefüllt gewesen. Da lagen die süßesten Goldbirnen, da die herrlichen, rothglühenden Aepfel, Paradiesäpfel genannt; sogar einen Korb voll schwellender Weintrauben hatte sie heute auszustellen. Die feineren Früchte, wie Aprikosen, Pfirsichen und Apfelsinen mußte sie freilich ihrer Rivalin am gegenüberliegenden Thor überlassen; so hoch verstiegen sich ihre Einkäufe nicht; aber dennoch glaubte sie heute zu

Digitized by Google

den kühnsten Hoffnungen berechtigt zu sein und ihren Geburtstag für einen Glückstag halten zu dürfen. Niemand wußte etwas von dem Geburtstag, sie selbst war ganz zufällig daran erinnert worden als ihr Blick heut Morgen auf das Datum und den Namen gefallen war, welche in ein schön geschnitztes Kreuz gezeichnet waren, das ihr einmal ihr verstorbener Mann im ersten Jahr ihrer Ehe an ihrem Geburtstage geschenkt hatte. Es hing in ihrem Stübchen als einziger Zierrath und es war ihr größter Schatz, vor dem sie oft in stillem Gebet auf ihren Knieen lag. Sie fühlte sich auch in der düstern Wohnung nicht einsam mehr, wenn sie dem Heilande, der an diesem Kreuze mit ausgebreiteten Armen hing, ihre Sorgen und Schmerzen geklagt hatte und er ihr sagte: „Das hab' ich gelitten um Dich! was thust Du für mich?"

Auch heute hatte sie seinen Weihegruß zu ihrem Geburtstage mit hinausgenommen und nun saß sie versöhnt mit ihrem Leben und allem Feindseligen darin und ließ den Freudenglanz der Sonne über ihr gebleichtes Haupt und in ihr getröstetes Herz ziehen. Die vielen, auf und nieder wandelnden Menschen machten sie gar vergnügt, sie dachte, das wäre ja undankbar, daß sie heute sollten meine schönen Aepfel übersehen; die frische Luft und das Gehen macht Appetit — kommt nur heran, ihr Hungrigen, an meine gefüllte Tafel, die alte Liese hat vollauf für euch! — Richtig! da kommt schon der — wie heißen sie ihn doch? — der Liedermacher! er hat mir neulich gesagt, er wolle einmal eine Geschichte von meinen Aepfeln schreiben; er kauft mir auch fast jedesmal etwas ab und gibt mir lieber zwei Groschen als einen; er ist ein guter Mensch! Aber, was mag er denn nun heut' in der Luft zu gucken haben? er sieht wahrhaftig aus, als ob er sich ein Räuschchen aus den blauen Wölklein da oben trinken würde — er sollte doch lieber auf meine schönen Aepfel sehn, die bekommen ihm besser! — Da ist er schon vorüber! — wer weiß, was er im Kopf gehabt hat! — Aber guck! ist das nicht der Bildermacher? ja! er kömmt sicher hieher, der kauft mir sicher was ab, er ist mein bester Kunde, er sagt, er mache sich manchmal schon im Sommer ein Feuer in den Ofen, um sich Aepfel zu braten; im Winter brodelten sie den ganzen Tag darauf. Ich muß nur aufpassen, daß er mir nicht manchmal ein Fünfgroschenstück statt einem Groschen gibt, er ist furchtbar zerstreut. Doch, da zieht er nicht seinen Beutel, sondern Bleistift und Mappe aus der Tasche und fängt mitten auf dem Wege an zu zeichnen! Nun weiß ich schon, was die Glocke bei ihm geschlagen hat, mich und meine Aepfel zeichnet er nicht und sieht sie auch nicht an und wenn er mit der Nase drüber fiele!

Ei, du lieber Himmel! die Frau Commerzienräthin hat schon wieder ihren schäbigen braunen Wintermantel um, der sicher so alt ist wie der meinige! Das ist so recht eine Frau für unser Eins! Ja, der wollt' ich von

Digitized by Google

Herzen eine Million wünschen — in die Putzläden trüge sie gewiß das Geld nicht; aber mir kaufte sie sicher alle Tage meine Körbe aus und würfe sie unter die Bettelkinder am Thor. Aber heut' krieg' ich nichts von ihr — da hat sie ein armes Mädchen an der Hand gefaßt und zieht sie eilig fort — gewiß zu einem Kranken — Gott segne ihre Schritte, wenn sie auch nicht bei der alten Liese halten!

„Guten Morgen! guten Morgen! Frau Liese," unterbrach eine heitere Stimme die Beobachtungen der Alten. Ein junger, frischer Gärtnerbursche hielt mit einem Karren voll Gemüse am Thor und sprang mit flinken Sätzen zu ihr hinüber. „Es ist schönes Wetter heute!" rief er fröhlich, „man sieht es ordentlich Euren Aepfeln an, die glänzen und glühen ja in der Sonne, wie die rothen Bäckchen der hübschen Mädchen, wenn sie tanzen und lachen. Da muß ich gleich ein halbes Dutzend mitnehmen; gebt nur schnell her! ich muß mich eilen, um zur rechten Zeit mit meinem Gemüse im Gasthaus zu sein."

„Dacht' ich es doch, daß Du nicht vorbeigehen würdest. Du bist noch wie ein kleines Kind, wo es Obst zu naschen gibt," sagte Liese, indem sie sich ganz vergnügt anschickte, recht schöne, dicke Aepfel aus ihrem Vorrath zu suchen.

„Aber — Kreuz, Schwerenoth! — was ist das?" rief der junge Bursche, indem er hastig in allen Taschen suchte. „Wahrhaftig, da sitzt ein Loch in der Tasche und da muß mir der Geldbeutel 'rausgefallen sein! nun, viel steckte gerad' nicht d'rin; aber um die Aepfel thut's mir leid, sie sollten mir den Durst löschen unterwegs."

„O, ich borge!" rief Liese und hielt die gefüllten Hände hin, aber der Bursche schüttelte abwehrend den braunen Krauskopf.

„Nein, nein! borgen macht Sorgen! ich komme vielleicht in acht Tagen nicht wieder hier vorbei und wer weiß, ob ich dann noch einen Fuchs in der Tasche habe. Schön Dank für Euer Anerbieten! Ihr werdet an dem schönen Tag schon bessere Käufer finden, als so einen Leichtfuß wie ich. Guckt! da kommen die Herrn Gymnasiasten! Die seh'n recht aus als fielen ihnen alle Aepfel und als flögen ihnen die gebratenen Tauben in den Mund hinein!"

„Ja, prosit Mahlzeit!" seufzte Liese, als die jungen Herrn vertieft in einen gelehrten Discurs über irgend eine lateinische Rede, durch das Thor zogen, ohne ihre schönen Aepfel diesmal auch nur eines Blickes zu würdigen.

„Ich weiß gar nicht," murmelte die Alte vor sich hin, als eine Stunde nach der andern verging und die Sonne schon heiße Strahlen zu werfen anfing, „ob die Menschen auf einmal den Appetit verloren haben und keine

Digitized by Google

Aepfel mehr eſſen wollen? Das wäre doch närriſch von ihnen und ſchlimm für unſer Eins."

Da rauſchte ein ſchweres ſeidnes Kleid und eine Crinoline, weit und ſteif wie das Heidelberger Faß, ſchlug klirrend gegen ihren Korb. Eine ſehr elegante Dame, der ein Dienſtmädchen mit einem Korb am Arme folgte, ſtand neben ihr und fragte nach dem Preis der Aepfel. — „So viel?" rief ſie mit einem merklichen Runzeln der feinen Naſe, nach Lieſen's beſcheidener Forderung. Sie ſtreifte den zarten Glacehandſchuh von der beringten Hand, nahm ohngefähr ein halbes Dutzend Aepfel nach einander aus dem Korbe, roch daran, beſah ſie rechts und links und warf ſie dann wieder hinein, indem ſie ſagte: „Das Obſt iſt mir nicht fein genug, ich möchte gern heute einen beſonders guten Nachtiſch haben — ſchade, die Aepfel ſahen ſo ſchön aus und es wäre mir lieb geweſen, nicht weiter gehen zu müſſen."

Lieſe zuckte bedauernd die Achſeln, daß ſie der Gnädigen nicht auszuhelfen vermöchte, das Mädchen tröſtete und verſprach, daß ſie am nächſten Thore beſſer bedient ſein würden und die Beiden zogen von dannen.

„Ja, ja! alte Lieſe, es iſt nicht anders, Du hatteſt Dir heute Morgen allerlei ſtolze Gedanken in den Kopf geſetzt, weil Dein Geburtstag war, Du hatteſt beſonderes Glück, beſondere Ehre von dieſem Tag erwartet und konnteſt nicht wohl verlangen, daß er nicht beſſer und nur noch ein wenig ſchlechter als die andern Tage an Dir vorübergehen ſoll. Geſteh' es nur, es iſt Dir doch ein wenig einſam heut um Dein altes Herz zu Muth und Du wünſcheſt, daß aus dieſer bunt belebten Menge Dich wenigſtens ein freundlicher Lebensgruß berühren möge, wenn er auch nur darin beſtände, daß man Deine Aepfel prieſe und ſich wohl ſchmecken ließe. Aber ſieh! da kömmt ſchon das kleine Gretchen und bringt mir die Suppe — ſo iſt es ſchon Mittag, nun, das wird mir beſſere Gedanken geben!"

Das kleine Gretchen war ein Waiſenkind, das noch weitläufig mit der alten Lieſe verwandt war; es diente als Kindermädchen in einer Bürgerfamilie und durfte ihr jeden Mittag für einen kleinen Wochenlohn das frugale Mahl unter ihren Kaiſerſitz tragen. Sie nannte es ihren Mundſchenk und außerdem war es das einzige Weſen in der Welt, das durch ein Familienband an ſie gebunden war. Sie hatte das Kind ſo lieb, weil es gleich ihr allein in der Welt ſtand und weder Vater, Mutter; noch Geſchwiſter hatte. Die einſame Jugend hatte ſich dem einſamen Alter angeſchloſſen und das Thor wölbte ſich Beiden zu dem traulichen Dach eines gemeinſamen Herdes, wo ſie zuſammen plauderten und ſich ihre Angelegenheiten mittheilten.

Auch jetzt vergaß die alte Lieſe das Mißgeſchick des heutigen Tages und ließ ſich, mit der Kleinen plaudernd, die Suppe wohl ſchmecken, während dieſe ein Paar der ſchönſten Aepfel, welche ſie ihr aus dem Korbe

Digitized by Google

gereicht hatte, neben ihr verspeiste. Sie legte auch noch eine volle Weintraube hinzu, indem sie sprach: „Die schenk' ich Dir, weil heute mein Geburtstag ist, da sollst Du Dir auch etwas zu Gute thun — gelt, das schmeckt!"

„Prächtig, Base!" sagte das Kind, „ich wollt', es wär' alle Tag Euer Geburtstag! Es ist heut so schön unter Eurem Thor, ich möchte so den ganzen Tag neben Euch sitzen, wenn die Sonne so schön scheint. Aber im Winter, Base! da wird uns doch recht frieren auf den kalten Steinen!"

„Was sollen wir uns jetzt schon drum grämen?" erwiederte Liese, „die Sonne kann uns immer noch ein Paar Monate durch wärmen für die kommende Zeit. Ich habe schon zwanzig Winter hier gesessen und bin noch nicht erfroren, man gewöhnt sich an Alles. Aber freilich Deine kleinen Händchen sind noch wenig gewöhnt — nun, ich hoffe, ich kann in diesem schönen, gesegneten Herbst so viel erübrigen, daß ich Dir für den Winter ein Paar warme, weich gefütterte Muffchen kaufen werde, in welche Du die Patschchen steckst, wenn Du mir Mittags die Suppe bringst."

Des Kindes ganzes Gesicht lachte vor Freude. „So zwei Muffchen, wie unser Klärchen trägt an kalten Tagen?" rief sie, „o, ich wollt', es wär' schon Winter!"

„Gott bewahre! Du thörichtes Kind," schalt Liese, „wünsch' nur nicht die Sonne weg vor der Zeit, ich muß freilich auch mehr verdienen wie heut, sonst wird es nichts mit den Muffchen!"

„Hast Du denn heute noch nichts verkauft, Base?" — „Nein, noch für keinen Pfenning! aber wart' nur, es ist noch lange nicht Abend und es heißt: Ende gut, Alles gut!"

Das Kind trippelte fort, Liese setzte sich nun gestärkt auf ihren Platz und sah wieder hoffend und erwartend hinaus unter die Hin- und Hergehenden, in deren Wandern die Mittagsstunde nur eine kleine Pause gemacht hatte. Bald vermehrte sich die Menge dieser Wanderer und wurde zu einem immer mehr zunehmenden Gedränge. Liese besann sich jetzt, daß man ihr gesagt: die Königin von England werde heut erwartet und sollte am Rheinthor feierlich empfangen werden. Wie hab ich doch das vergessen können! — ja, nun wird wohl Keiner mehr dran denken, hier von meinen Aepfeln zu kaufen," sagte sie vor sich hin.

Das war auf einmal ein Gelärm, ein Gebrause, ein Hin- und Herrennen und Drängen! Jeder fürchtete, keinen guten Platz mehr zu bekommen oder den rechten Augenblick zu verfehlen. Freilich dachte da Keiner an die alte Liese und ihre Aepfel. Sie saß dichter an's Thor gedrängt und hörte aus der Ferne die Kanonenschüsse, die Musik, das Gerassel der Wagen und über allen diesen Tönen der Glocken feierliches Geläute!

„Ei Liese!" sagte sie zu sich selbst, „du kannst dich wahrlich nicht beklagen, daß dein Ehrentag nicht festlich gefeiert wird, welche Geburtstägerin erlebt

Digitized by Google

wohl solchen Jubel! wenn es die Königin von England ahnte, daß sie in der alten Liese eine Mitfeiernde hat!“

Ob sie sich unter diesen Gedanken ein wenig zu hoch und stolz auf ihrem Sitz emporgerichtet und ihre Körbe dabei außer Acht gelassen; oder wie es sonst kam — durch einige vorbeisprengende Reiter veranlaßt, entstand auf einmal ein arges Gedränge um sie her, ihre Körbe wurden umgestoßen und die prächtigen Goldbirnen, die herrlichen Weintrauben rollten in den Staub und wurden von großen und kleinen Füßen zertreten.

Gott sei Dank! daß ich wenigstens noch meine schönen Paradiesäpfel gerettet, seufzte Liese und zog sich tiefer unter das schützende Thor zurück, indem sie die zitternden Arme über die ihr gebliebenen Schätze breitete. Niemand beachtete sie und ihr Unglück; denn jetzt gerade kam der prächtige Zug auch dort durch die Alleestraße gezogen, um sich nach dem gegenüberliegenden Prinzlichen Schlosse, in welchem der hohe Gast logieren sollte, zu begeben. Das war ein Glanz, ein Reichthum! ein ganzes Sternenheer funkelten die Orden und Kreuze von den Uniformen der Offiziere, Grafen und Fürsten herüber, die auf stolzen Rossen mit hoch wehenden Federbüschen auf den Helmen dahersprengten vor dem und um den Wagen, in welchem die Königin saß und freundlich nach allen Seiten grüßte.

Gleich einem glänzenden Traumbilde flog der Zug dahin und die Menge des Volkes strömte ihm nach. Noch lange hörte man vom Schlosse rauschende Musik und fröhliches Jauchzen erschallen, die Königin zeigte sich auf dem Balcon und nickte ihren Dank herunter. Dann ward es allmählich stiller, man kehrte von allen Seiten zurück durch die Thore der Stadt, lebhafte Reden wechselten unter den verschiedenen Gruppen der alten und jungen Leute, der Vornehmen und Geringen. Dann verklangen auch sie, hier und da sprengte noch ein einzelner Reiter und die aufgesteckten Fahnen leuchteten matter in den wachsenden Schatten des heraunahenden Abends.

Die alte Liese saß wieder an ihrem Vorderplatze und sah still auf die geretteten Aepfel, deren Purpur ebenfalls dunkler erschien im bleichen Scheine des schwindenden Tages.

Das war ein lebhafter Tag heute! dachte sie, so viel Menschen sind, glaub ich, in diesem Jahre noch nicht zum Thor aus- und eingezogen. Aber — ob es wohl wahr ist, daß es Unglückstage gibt? — Sie starrte eine Zeitlang vor sich hin und seufzte wie in Erinnerungen verloren: ja wohl, es gibt Unglückstäge! — Dann aber schüttelte sie, wie über sich selbst lächelnd, den Kopf; sie war eine kerngesunde Natur, die alte Liese, und wie sie keinen wurmstichigen Apfel in ihrem Korbe duldete: so litt sie auch keinen kranken Gedanken in ihrem Kopfe. „Nein, nein! das Unglück hängt nicht vom Tage ab, sprach sie wieder, vor Gott ist ein Tag wie der andere, wenn er auch an dem einen dies, an dem andern das schickt und Glück und Unglück in

Digitized by Google

die Zeit vertheilt, wie sie eben kömmt und geht. Warum sollte gerad' mein Geburtstag ein Unglückstag sein?"

Sie konnte mit ruhigem Herzen so fragen, die gute ehrliche Liese, sie hatte Niemand Böses gethan und Leid gebracht und wenn auch wahrlich das Glück nicht auf ihrem Wege mit vollen Strahlen geleuchtet: so war sie doch noch nicht zu dem Glauben gekommen, das Leben für ein Unglück zu halten. Sie hatte es ja aus der Hand eines himmlischen Vaters empfangen und hoffte von einem Tage zum andern auf helles Morgenroth und friedlichen Abendschein. Und heute, wo die Stadt eine so große Ehre und Freude gehabt, da sollte sie trauern und den Tag für einen Unglückstag halten, weil sie einmal hungrig zu Bett gehen mußte? — „Es ist mir doch lieb, daß gerade an meinem Geburtstag die Königin vorbeigefahren und Alles so schön geglänzt und geleuchtet hat," sagte sie, indem sie sich zum Fortgehen rüstete und noch einen Blick durch den Baumgang nach dem Schlosse warf, aus welchem schon die Kerzen anfingen, durch den Dämmerschein des Abends zu leuchten.

„Da werden sie heut Abend schön schmausen," dachte sie bei sich selbst, „wenn sie doch einige meiner Paradiesäpfel dabei hätten; sie könnten sich wahrlich auf einem Fürstentisch sehen lassen." Als sie, dieses sprechend, sich umkehrte, sah sie auf einmal ein wunderschönes Knäblein von etwa zwölf Jahren neben sich stehen und hörte es mit einer Stimme, die hell wie ein Glöckchen klang, fragen: „Wie viel kostet solch ein schöner rother Apfel? altes Mütterchen! ich hab eben nur ein halbes Silbergroschenstück, für das ich mir beim Conditor ein Sandtörtchen holen wollte; ich glaub aber, der Apfel löscht mir noch mehr den Durst und schmeckt am End' noch besser."

„Hast recht, mein Bübchen!" sagte Liese, „Aepfel sind viel gesunder für den Magen und die Zähne, als das süße Zeug. Nicht einen, zwei sollst Du haben für Deinen halben Groschen. Ich glaub gewiß, es ist zu guter Letzt noch ein Glücksgroschen für mich, da ich den ganzen Tag noch kein Stück verkauft hab."

„Was nicht gar!" sagte das Kind, indem es schon herzhaft in die Frucht hineinbiß; „so schöne Aepfel und so billig! Ich möcht' mir schon alle Tage einen holen; aber der Vater wird's bleiben lassen, mir mein Taschengeld zu vermehren, obgleich er ein reicher Mann ist, wie die Leute sagen und Alles vollauf ist in unserm Hause."

„Thut recht, Dein Vater," erwiederte Liese, „Kinder dürfen noch nicht viel in den Händen haben, aber statt Deiner Sandtörtchen könntest Du Dir immer Aepfel kaufen, ich sag's nicht zu meinem, sondern zu Deiner weißen Zähnchen Nutzen. Wie heißest Du denn?"

Digitized by Google

„Karl heiß ich!“ ſagte der Knabe, indem er ſich an ſeinen zweiten Apfel machte.

Lieſe fuhr zuſammen beim Klang dieſes Namens und ſah noch tiefer und inniger in das große, blaue, offne Knabenauge. Solch ein Auge hatte auch ihr Karl gehabt und hätte ſie ihm ſolch ein feines Sammtröckchen anziehen können, wie das, welches ſich ſo knapp um die ſchlanken Glieder dieſes ſchönen Knaben ſchloß, er würde eben ſo ſchön ausgeſehen haben und man hätte ihn auch für ein kleines Prinzchen halten können. Sie konnte ihren Blick nicht losreißen von der lieblichen Erſcheinung; leiſe und ſchüchtern wagte ſie es endlich gar, mit der Hand über die weichen Haare zu fahren, welche in goldglänzenden Locken auf die Schultern des ſchönen Kindes fielen. Der Knabe merkte nichts von dieſer Berührung, er zog grüßend ſein Mützchen und rief: „Gut Nacht! altes Mütterchen! bring morgen wieder ſo ſchöne Aepfel, ich hol mir doch gewiß einen!“ Dann war er hinter den Säulen verſchwunden und Lieſe ſtarrte ihm nach, als habe ſie eine Viſion gehabt.

„Gerad ſo ging mein Karl, ſo ſchwankte er mit dem Arm, ſo ſchlug er den Kopf in den Nacken“ — flüſterte ſie vor ſich hin, „o weh! o weh! — du altes Herz, wie ſitzt das Bild deines Kindes noch ſo lebendig in jedem Winkel und grüßt dich überall!“

So einſam wie heut' Abend war es der alten Lieſe in Jahr und Tag nicht mehr in ihrem dunklen Stübchen vorgekommen. Es kam nicht daher, weil es ſo düſter darin ausſah, während draußen alle Straßen funkelten in dem Glanze der prächtigen Illumination, dem königlichen Gaſte zu Ehren, auch nicht weil ſie Hunger fühlte; denn ſie hatte nur eine Brodrinde in ihrem Schubfach gefunden. Das war ja nicht das Erſtemal, daran war ſie gewöhnt; aber an die Einſamkeit ihres Zimmers hatte ſie noch immer nicht ſich gewöhnt, wir ſie wenigſtens heut Abend meinte und ſie hätte viel drum gegeben, wenn nur ein Hündchen ſie angebellt, oder ein Kätzchen ſich an ſie geſchmiegt hätte. — Träumeriſch ſah ſie auf das kleine Geldſtück, den einzigen Gewinnſt dieſes Tags. „Dich greif ich nicht an!“ ſagte ſie, „zu guter Letzt fielſt du noch in meine Hand, wie vom Himmel herunter; ſah doch der ſchöne Knabe meinem Karl ſo ähnlich, wie ſein Schutzgeiſt, wie ein zarterer feinerer Bruder — es war ſein Glückwunſch von dort oben!“

Nach langen Jahren fiel noch einmal eine Thräne aus den Augen der alten Frau und netzte die Münze in ihrer Hand. Leiſen Schrittes ging ſie zu dem Kruzifix an der Wand, öffnete eine kleine Kapſel, die darunter befeſtigt war und legte das Geldſtück hinein, indem ſie ſagte: „Das iſt der erſte Sparpfenning, welchen ich mir im neuen Lebensjahre anlege. Gott, gib mir immer ein zufriedenes Herz und laß mich auch für das Kleinſte

Digitized by Google

dankbar sein, was aus Deiner Hand mir zufällt; wird dann nicht jeder Tag ein Glückstag für mich sein?“

So betete die alte Liese, das Auge nach dem Tröster am Kreuze gewandt und es war ihr, als neige er lächelnd sein bleiches Antlitz zu ihrer demüthigen Bitte und ihrer frommen Frage.

Draußen auf der Straße flogen indeß die Leuchtkugeln eines prächtigen Feuerwerks hoch zum Sternenhimmel empor und sprühende Raketen verzischten prasselnd in der stillen Luft. Liese warf einen flüchtigen Blick hinaus und dachte: „Da verpuffen sie nun Hunderte in die Luft, wer weiß, wenn sie auf einmal alle wie ein Goldregen durch das zerbrochene Fensterchen in meinen Schoos fielen, ob sie mich glücklich machten, wie der kleine Sparpfenning, den ich da unter meinem lieben Kreuz geborgen habe.“ Dann legte sie sich nieder und der Schlaf, der süße Segen, der sich eben so willig auf den Armen, wie auf den Reichen senkt, schloß ihre müden Augen und verwandelte in einem schönen Traum den flüchtigen Festschimmer draußen, zu einem Himmelslicht, das glänzend ihr ärmliches Lager umfloß. Sie sah den schönen Knaben in einem weißen leuchtenden Engelskleidchen sich zu ihr niederneigen, er reichte ihr einen Apfel, so purpurglühend und goldglänzend, wie sie noch nie auf Erden eine Frucht erblickt hatte und sprach zu ihr: er ist von den Zweigen des Paradiesesbaumes, von Gottes Hand für dich gepflückt und wenn du ihn genießest, wirst du genesen von allen Uebeln des irdischen Lebens. Freudebebend nahm sie das köstliche Geschenk und als ihre Lippen die Frucht berührt hatten, da quoll ihr der süßeste Saft entgegen, der sie mit wunderbarer Stärke und himmlischem Wohlbehagen durchdrang. — Sie glaubte dieses Gefühl noch zu empfinden, als sie am Morgen erwachte und sich liegend fand auf ihrem harten Erdenlager, im einsamen Stübchen, zu welchem der erste Tagesstrahl sich mühsam über die alten Giebeldächer der düstren Straße hereinstahl.

II.

Die nächsten Tage des schönen Herbstes brachten der alten Liese am Thore reichlichen Gewinn und entschädigten sie für die leere Tasche an ihrem Geburtstag. Dennoch gedachte sie desselben immer wie eines Glückstages, an welchem sich ein geheimer Himmelssegen auf sie niedergesenkt habe. Mochten noch so viele Käufer an ihrem Korbe stehen bleiben und zu Dutzenden ihre schönen Aepfel daraus forttragen, ihre Augen leuchteten nur, wenn der kleine Karl ihr seinen Morgengruß bot oder des Nachmittags, aus der Schule kommend, mit seinem leichten Schritt über die Stufen des Thores zu ihr heruntersprang und sich sein Aepfelmahl bei ihr holte. Selten verstieg sich sein Einkauf über einen Groschen, aber der kleinste Gewinn von ihm schien der alten Liese ein größerer Reichthum zu sein, als

Digitized by Google

der blankeste Thaler, der hier und da zuweilen in ihre Hände fiel. Sorgsam knüpfte sie ihn immer besonders von dem übrigen Geld in ihr Taschentüchlein und wenn sie nach Hause kam, so legte sie ihn zu dem ersten Sparpfenning an ihrem Geburtstag in die kleine Kapsel am Kreuze. Sie glaubte nun einmal, der schöne Knabe, der ihr so tröstend nach so vielem Ungemach, an jenem Abend wie eine Engelserscheinung ihres Kindes genaht, müsse ihr Segen bringen. An Menschen, die ein viel beschäftigtes Leben führen, gehen dergleichen Dinge spurlos vorüber und es würde ihnen lächerlich vorkommen, auf solche kleine Ereignisse eine Wichtigkeit zu legen. Aber in einem einförmigen betrachtenden Tageslauf, wie der unserer alten Liese, da wird leicht jede Begebenheit bedeutsam und verwebt sich zu einem Faden unsers Lebensgeschickes. Außerdem war das liebe Gesicht des schönen Knaben der einsamen Alten ein wahrer Sonnenstrahl geworden; an das arme Gretchen band sie nur das Gefühl gemeinsamer Verlassenheit, aber die liebliche Gestalt des heitern Kindes kam ihr vor wie ein Freudenbote und Glückbringer aus einem schönern Leben, in dem keine Wolken und Stürme waren und das auch in das ihre einen sonnigen Strahl warf. Der Knabe war ganz zutraulich geworden und erzählte ihr von Vater und Mutter und dem prächtigen Hause, in dem sie wohnten; sie hätte ihn immer gerne Stundenlang mit Fragen an ihrem Korbe aufgehalten, aber trotz all' seiner Freundlichkeit und Zutraulichkeit zeigte er doch stets eine seltsame Hast bei seinem Apfelkauf, er biß, sobald er ihn in den Händen hatte, so schnell und so große Stücke heraus, daß man seinem feinen Mündchen gar nicht solche Begierde zugetraut hätte. Aber auch das schien Liese Vergnügen zu machen. „Gerade wie mein Karl, wenn er was in die Hände bekam," sagte sie, indem sie dem kleinen Apfelvertilger sehnsüchtig nachsah und es verwunderte sie nur, daß der Sohn eines so reichen Mannes nur stets ein so kleines Stück Geld zu seinem Aepfelvergnügen bekam. Sie fügte oft ein paar Stück als Geschenk hinzu und war glücklich, wenn er sie in die Tasche steckte oder auch manchmal unter seine Kameraden vertheilte.

Gleichwohl waren die Pfenninge und Groschen des Kleinen schon in der Kapsel zu der Höhe eines Thalers herangewachsen und Liese überzählte oft mit heimlicher Freude den kleinen ersparten Schatz. „Ich könnte wirklich geizig werden durch ihn, aber nein, das soll nicht geschehen," so sagte sie eines Tages und dann dachte sie einen lieblichen Gebrauch aus, der ihr als der schönste Segen ihres Reichthums erschien. Sie wollte dem armen Gretchen davon ein Paar Müffchen kaufen, für den schon heranschreitenden Winter, sie hoffte, auch noch ein Käppchen, mit schmalem Pelz besetzt, beifügen zu können, wenn sie in einen wohlfeilen Laden ginge. Schenken ist wohl für die meisten Menschen eine Freude, aber für den gutmüthigen Ar-

Digitized by Google

men gewiß eine wahre Seligkeit. Wenn Einer, der vielleicht von der Natur eine großmüthige, wohlwollende Seele empfangen, von den Verhältnissen getrieben wird, ängstlich zu sparen, zu bewahren, nur für das eigene Dasein zu sorgen, damit er Andern nicht zur Last falle, wie gehoben wird er sich fühlen, wenn er sich endlich auch einmal als ein Beschenkender; Freudespendender zeigen kann! Wahrlich, die Schweißtropfen der Arbeit und Entbehrung, welche auf der Gabe des Armen liegen, machen sie in meinen Augen köstlicher als das Geschenk des Reichen. Nimmer könnt' ich es zurückweisen, fühle ich doch, ich gebe, indem ich es annehme, doppelte Seligkeit und über das Scherflein der armen Wittwe im Evangelium ist der Segen des Heilandes ausgegossen.

So konnte denn auch die arme Liese kaum den Tag erwarten, wo sie ihr Gretchen endlich auch einmal mit etwas besserem als einem Apfel oder Birne beschenken würde. Sie hatte sich dazu den Geburtstag der Kleinen ausgewählt, der bald eintrat und den gewiß auch Niemand wußte und feiern würde, wie sie. Eines Morgens wanderte sie, noch in ziemlicher Frühe, durch den Park, um in dem andern Theile der Stadt ihren glänzenden Einkauf zu besorgen. In einem kleinen Beutelchen trug sie das Geld in der Hand und sah jeden Augenblick zu, ob es auch nicht verloren gehen könne. Da hörte sie in einiger Entfernung heftig streitende Knabenstimmen, unter welchen ihr eine ganz bekannt vorkam. Und sieh, da kam wirklich ihr kleiner Liebling mit einem Schulkameraden, welchen sie oft bei ihm gesehen, aus dem Gebüsch hervor. Die Knaben zankten so eifrig mit einander, daß sie nicht Acht auf die alte Liese hatten, die jetzt, dicht in ihrer Nähe, jedes Wort verstehen konnte. Was es gewesen, das sie gegen einander gereizt, konnte sie freilich nicht herausbringen, doch sie war von vorn herein auf ihres Lieblings Seite und nahm an: sein Kamerad müsse ihm schweres Unrecht gethan haben, daß er so erzürnt sei, ja daß er sogar die kleine Faust mit einer drohenden Bewegung gegen den Scheltenden aufheben konnte.

„O," rief dieser, „thu' nur nicht so groß! ich hab' Dich doch im Sack! wenn Du es mir zu arg machst, so geh' ich zu Deinem Vater und sag' ihm, daß Du immer das Geld aus Eurer Armenbüchse auf dem Schranke heimlich wegnimmst, wofür Du Dir die Aepfel und anderes Naschwerk kaufst, der wird Dich! — ich hab's ja oft geseh'n und Du kannst es nicht leugnen!"

Mit hochrothem Gesicht stand Karl vor dem Drohenden: „Hast Du denn nicht oft mitgegessen und hab' ich es nicht von Dir gelernt, es so zu machen, Du schlechter Angeber, Du!"

„Ja, ich!" entgegnete der Andere, „aber ich bin arm und mir ist es nicht zu verdenken, wenn ich mir einmal einen Pfenning nehme, der mir

Digitized by Google

im Weg liegt, Du aber haſt vollauf, Taſchengeld genug und doch ſtiehlſt Du Dir noch jeden Tag dazu, Du Nimmerſatt!“

Hier verloren ſich die Knaben hinter die Bäume und man konnte nicht wiſſen, ob ſie den unwürdigen Streit fortſetzen, oder ſich zu gegenſeitigem Beſten vereinigen würden. Die alte Lieſe aber ſtand eine Weile unbeweglich auf ihrem Fleck, es war ihr ein Meſſer durch ihr Herz geſtochen worden und das Geld in ihrer Hand fing an zu brennen, als ob es eine glühende Kohle ſei.

Alſo geſtohlenes Gut war dieſer Schatz, den ſie glückſelig bewahrt und dem Schutze des Heilandes anvertraut hatte! — geſtohlen, von dem Knaben, der nun ſchon Monate lang der Tagesengel ihres einſamen Lebens geweſen war! — So alſo können die Züge eines Engelsgeſichtes lügen! — Mit gebücktem Haupte, wie in einem ſchweren Traume, ging die arme Lieſe an dem Laden vorüber, wo ſie das Geburtstagsgeſchenk hatte kaufen wollen, ohne zu wiſſen, wie, ſtand ſie endlich wieder vor ihrer armen Wohnung und ſtieg mit wankenden Schritten die dunkle Treppe hinauf. Mit einem Blick, der wie ein rührendes Flehen zu dem Bilde des Gekreuzigten gerichtet war, legte ſie das Geld wieder an ſeine alte Stelle, ſetzte ſich mit verhülltem Antlitz daneben und überlegte. Sie dachte an das arme Gretchen, dem ſie eine ſo große Freude hatte machen wollen, die ſie nun verſchieben mußte, wenn — ſie ſchlug die klaren Augen auf und ſchaute vor ſich hin. Was kümmert's dich, woher der Knabe das Geld genommen? — Du haſt ihm deine Aepfel, deine ehrlich erworbenen Aepfel, dafür gegeben; was thuſt du Böſes, wenn du das Geld benutzeſt? es gehört dir, kein Menſch kann es dir ſtreitig machen, kein Richter, kein Geſetz dich verdammen! Und, war das Geld nicht für die Armen beſtimmt? und iſt dein Gretchen nicht arm? und biſt du nicht arm? — Am Ende hat auch das Kind ſo gedacht und iſt ſo böſe nicht, als es ausſieht. — Das Kind? o weh! das Kind! — Ja, Lieſe! könnteſt du das Kind reinſprechen, du gäbſt gern all deine Habe dafür! ſollte er dir wohl das Geld gegeben haben, weil du arm biſt? — O, nein! dazu ſchmeckten ihm die Aepfel allzu gut, ſetzte ſie mit bittrem Lachen hinzu, an die Armen hat er nicht gedacht, der ungenügſame Sohn des Reichen, die hat er beſtohlen, die Armen, die noch viel weniger haben als ich, die von Thüre zu Thür mit nackten Füßen, in zerriſſene Lumpen gehüllt, ſchleichen und das trockene Brod zuſammenbetteln müſſen, weil ſie kein Gewerbe haben, das ſie ernährt; die Fremden, die kein Dach haben, welche die Polizei aus dem Thore treibt; die Kranken, die auf faulem Stroh liegen und nach einem Labſal ſchmachten. Und dieſes Geld, das ihnen gehörte, ſoll ich brauchen?! Sie fuhr in die Höhe, ſie riß mit krampfhafter Hand das Kreuz von der Wand, ihr Auge funkelte vor Zorn. „Nimmer, nimmer!“ rief ſie heftig und laut. „O, du langmüthiger Hei-

Digitized by Google

land! der du Alles siehst und weißt, wie hast du so lange dieses Sündengeld bewahren können und hast es nicht in Asche und Staub verwandelt zu deinen Füßen!" — Ein Thränenstrom floß aus den Augen der aufgeregten Frau, sie drückte das heilige Zeichen, wie hülfeflehend, an ihre Lippen und es war, als ob mit dieser Berührung wieder Ruhe und Frieden zu ihr zurückkehrten.

„Bist doch immer noch der alte Brausekopf, der gleich mit Feuer und Schwert dreinfährt," setzt sie ihr Selbstgespräch fort, „das arme Kind! wie kannst du verlangen, daß es schon wissen soll, was du weißt? Es ist eben ein Knabenstreich, aber freilich ein böser und darf ihm nimmer so hingehen!"

Ob mein Karl auch so böse Streiche gemacht hätte? Vielleicht — ich war eine arme Frau, die ihm nicht auf allen Schritten und Tritten nachgehen konnte, weil sie ihre harte Arbeit hatte.

Und dann dachte sie an so manche Unbill ihres Kindes, die ihr Thränen gekostet, wie er unzufriedner wurde mit dem ärmlichen Loos, das ihm zu Theil geworden; wie er mehr haben wollte als ihm zukam; wie auch er die Reichen und Glücklichen zur Rechenschaft ziehen wollte und sich auflehnen gegen Gesetz und Obrigkeit; wie das weiter und weiter um sich griff in seiner Brust, bis sie endlich die Kugel der strafenden Gerechtigkeit durchbohrte. „O Gott, o Gott!" so rief sie überwältigt von diesen unvergeßlichen Erinnerungen, „rette der Mutter das Kind! das schöne, unschuldige Kind, das noch nicht weiß, was böse ist!"

Heute konnte die alte Liese nicht am Thore Aepfel verkaufen, sie war krank und mußte sich in's Bett legen. In der Nacht befreite sie ein sanfter Schlaf von ihren wachen, traurigen Gedanken; doch im Traume sah sie wieder ihren schönen Knaben, aber nicht wie damals im weißen Engelskleide, er war mit Ketten belastet wie ein Verbrecher und sah bleich und elend aus und seine Augen schienen sie zu bitten: rette mich! dahin haben mich deine schönen Aepfel gebracht!

III.

Es war ein kühler, nebeldüsterer Novembertag; kein Sonnenstrahl blickte aus den dunklen Schneewolken, die schwer und drückend am Himmel hingen und von den Bäumen tropfte es naß-kalt herunter auf das welke Laub am Wege. In den Mienen und Schritten der vorbeigehenden Menschen war etwas von der grauen Herbststimmung zu gewahren und auch die alte Liese saß schauernd und fröstelnd auf ihrem Platz am Thore und wickelte fester den alten, abgetragenen Mantel um sich. Das Leben schaute sie, wie der Tag, mit einem eisigen Blick an; stumm, fast mit einem Schauder, reichte sie den Begehrenden ihre Aepfel hin; es war ihr, als läge auf

Digitized by Google

ihnen ein verderblicher Reif! Ein Leichenzug kam durch das Thor und zog mit einer ernsten, gedämpften Trauermusik den Weg, längs dem Park vorüber, zum nahliegenden Kirchhof. Mit fast sehnsüchtigem Blick sah ihm die alte Aepfelfrau nach und dachte: „Der wird wohl wärmer da unten zugedeckt sein als Du, hier auf diesem harten, kalten Sitze! nun, die Zeit kömmt auch, wo du ruhen kannst da unten! Gott gebe uns Allen ein gnädiges Richterwort," setzte sie mit gefalteten Händen hinzu, als die Posaunentöne, durch einen Luftzug getrieben, schärfer herüberklangen, und dann, wie ein dumpfes Drohen, in der Ferne verhallten.

In diesem Augenblick fuhr Liese vor einer Stimme zusammen, die sehr im Gegensatz zu jenen Grabesklängen, wie ein helles Morgenglöckchen an ihrer Seite klang.

„Guten Morgen! Mütterchen," so sprach dieses wohlbekannte Stimmchen und Karl stand neben ihr und sah ihr mit dem unschuldigen Engelsauge freundlich in das Gesicht. Er war mehrere Tage ausgeblieben und Liese hatte schon gedacht, der Kamerad habe seine Drohung erfüllt und den Vater von dem Vergehen unterrichtet und dieser würde schon Mittel und Wege finden, es auf die rechte Weise zu ahnen. Doch, von alle dem stand nichts in dem heitern Gesicht des Kindes geschrieben und war nichts zu hören in dem zuversichtlichen Tone, womit er wieder sein Lieblingsgericht begehrte. Entweder es war Alles beim Alten geblieben, oder jene Mahnung war spurlos an seinem jugendlichen Leichtsinn vorübergegangen. Liese ließ die klaren ehrlichen Augen unter den finstern Brauen fest in den schönen Kinderzügen wurzeln und es war ihr einen Augenblick, als ob dieses Ansehen eine flüchtige Röthe auf die jungen Wangen hervorriefe und der freie Blick des blauen Auges sich senke. Sie faßte sich zusammen und reichte ihm freundlich die verlangten Aepfel, das Geld dafür aber schob sie zurück und sagte: „Ich möchte mir wohl etwas Anderes als Preis für diese Aepfel erbitten; willst Du mir den Gefallen thun, wenn Du Nachmittag von der Schule kömmst, einen Gang mit mir in meine Wohnung zu machen? Dort hab' ich Etwas für Dich!"

„Warum nicht? sehr gern!" rief der Knabe mit der schnell erregten Neugierde der Jugend, „was ist es denn, Mütterchen? doch was Gutes?"

„Ich denke ja," erwiederte die Alte und da ihr Blick, so oft sie in des Kindes Gesicht sah, nichts als Liebe und Güte ausdrückte: so war der Knabe völlig überzeugt, es warte dort ein schönes Geschenk auf ihn; hatte er doch nur zu gut bemerkt, wie er das Herz der alten Aepfelfrau gestohlen, mit seinem anmuthigen Wesen. „Also bis nachher!" rief er mit vergnügter Stimme und eilte davon.

Zur festgesetzten Zeit fand sich Karl wieder ein bei der Alten und diese führte ihn nach einer engen dunklen Straße, in welcher ihre Wohnung lag.

Digitized by Google

Er war noch nie in diesem Theile der Stadt gewesen, da seine Schritte von den sorgsamen Eltern wohl bestimmt waren. Man hatte ihn stets gewarnt vor dieser Straße, die berüchtigt war durch das sogenannte Lumpenvolk, dem sie zum Aufenthalt diente. Kein Wunder also, wenn ihm das Herz ein wenig beklommen wurde, als sie an den räucherigen, verfallenen Häusern vorüberschritten, an den in Lumpen gehüllten Gestalten vorbei, welche vor der Thüre ihr armseliges Tagewerk treiben und wo durch die trüben, zerbrochenen Fensterscheiben bleiche Kindergesichtchen neugierig nach dem feinen Herrlein schauten. Der Athem ging ihm ordentlich schwer in der beengenden Atmosphäre und er blickte schüchtern und bang nach seiner Begleiterin, als fürchte er, es könne ihm hier ein Leid angethan werden.

„Hier sieht es recht aus, als ob lauter Spitzbuben und Halunken da wohnten," sprach er leise, mit einem tiefen, furchtsamen Seufzer.

Die Alte lächelte. „Die Bösen, liebes Söhnchen, wohnen auch oft in Euren prächtigen Palästen; die Sünde gedeiht aller Orten, wo der liebe Gott nicht im Herzen wohnt. Glaub' nur, ein braves Herz kann ihm auch unter Lumpen und einem elenden Dache dienen. Komm nur, er schützt Dich bei mir! kann Dir nicht schaden, wenn Du die Wohnung der Armen kennen lernst."

Damit waren sie in eines dieser armen Häuser getreten und Karl war trotz der tröstenden Worte nahe daran, fortzulaufen, als sie über den kalten dunklen Hausflur schritten und ein so steiles schwankendes Treppchen heraufstiegen, daß er sich fest an das Kleid der Alten halten mußte, um nicht zu fallen in der dunklen Nacht.

Sie traten in ein kleines Zimmerchen, es war sehr rein gehalten, aber nichts darin zu sehen als ein schmales Bett, ein hölzerner Stuhl, eine alte Kiste und ein kleiner eiserner Ofen, in dem aber gewiß lange kein Feuer gebrannt hatte, denn eine feuchte Luft drang ihnen entgegen. Die Thüre war morsch und voller Ritzen, die Decke hing zerbröckelt herunter und die nassen Wände sahen so grau aus, daß der einzige Schmuck derselben, das schön geschnitzte Kruzifix, einen rührenden Eindruck machte in diesem Raum.

„Hier wohnst Du?" fragte Karl und sah beklemmt umher.

„Ja, mein Söhnchen!" sagte die Alte, „ich bin gar glücklich, ein so geräumiges Stübchen zu besitzen, Wenige, die in dieser Straße wohnen, haben es so gut wie ich. Heut' ist's zwar ein wenig kalt hier; aber zuweilen, des Sonntags, mach' ich mir ein Feuerchen an, da in dem Ofen, wo ich mir Kaffee koche und Aepfel brate; da solltest Du einmal kommen und sehen, wie gemüthlich es bei mir ist!"

Karl mochte sich nicht sehr nach dieser Gemüthlichkeit sehnen; er blickte mit einiger Ungeduld umher und fragte: „Was soll ich denn aber heute hier?"

Die Züge der alten Frau wurden wieder sehr ernst, sie nahm des Kna-

Digitized by Google

den Hand und führte ihn vor das Kruzifix, öffnete die Kapsel und nahm das Geld heraus. „Nimm es nicht übel, liebes Kind!“ sagte sie mit zitternder Stimme, „daß ich Dir dieses Geld wiedergebe, es ist der Erlös von den Aepfeln, welche Du so nach und nach bei mir gekauft hattest, ich hab' es mir als einen theuren Sparpfenning aufbewahrt; aber nun hab' ich zufällig gehört, daß Du all' dieses Geld aus der Armenbüchse Deiner Eltern gestohlen hast und nun kann ich es nimmer brauchen; denn es heißt: unrecht Gut gedeiht nicht! — es würde mir sein, als könnte sich Alles, was ich mir dafür anschaffte, zu einem Fluch verwandeln. Ich bin zwar arm; aber ich hab' nie einen gestohlnen Pfenning in meiner Tasche gehabt.“

Der Knabe stand, wie vom Blitz gerührt und wußte lange kein Wort hervorzubringen! — Mit tiefem Mitleid sah die alte Aepfelfrau auf den kleinen, vornehmen Sünder. — „Ich thue Dir doch kein Unrecht?“ fragte sie, „es verhält sich doch so, wie ich sagte?“

Gottlob! der Knabe war noch nicht geübt in der Sünde — er vermochte noch nicht zu lügen. Unter heißen Thränen gestand er der redlichen Frau sein Vergehen, wie er nach der Ausgabe seines reichlichen Taschengeldes doch noch immer Lust gehabt, sich Näschereien zu kaufen und ihn ganz besonders die schönen Aepfel am Thore unwiderstehlich gereizt hatten, so daß er sich nach dem Beispiel seines Kameraden jeden Morgen ein kleines Geldstück aus der immer vollen Büchse genommen, die auf dem Schranke seiner elterlichen Wohnstube stets offen für die armen Bettler an der Thüre gestanden. Die Büchse sei ja nie nachgezählt worden und seine Mutter habe sogar manchmal gesehen, wie er etwas herausgenommen und geglaubt: er bringe es dem Bettler, der draußen geklingelt und der dann, von ihm abgewiesen, mit leerer Hand dahinziehen mußte, während er den ungerechten Schatz in die Tasche steckte zu sträflichen Gelüsten. — O, des leichtsinnigen Menschenherzens!

„Aber nicht wahr, nicht wahr,“ rief die gute alte Liese, während ihr die heißen Thränen aus den ehrlichen Augen stürzten, auf das lockige Haar des Kleinen, „jetzt legst Du das Geld wieder an seine alte Stelle, oder bringst es sonst einem Aermeren als ich bin? o, nicht wahr, Du versprichst es mir, hier beim Kreuz unseres allbarmherzigen Heilandes, der Dir so wunderbar Dein ungerechtes Gut bewahrt hat, damit es wieder rechtlich werde; Du wirst niemals wieder begehren, was nicht Dein ist; Niemand verkürzen um das, was sein? — Sieh, ich bin eine arme unwissende Frau, die nicht gelernt hat, schöne Reden zu halten, der Pfarrer und Deine gebildeten Eltern, die würden Dir es gewiß viel begreiflicher machen, was Du gethan und was Du lassen mußt hinfort; aber ich mochte Dich nicht angeben; ich will schweigen und Dir vertraun und Dich beschwören bei meinem weißen Haar, das der Jammer um mein einziges Kind zu Schnee gebleicht

Digitized by Google

Die alte Aepfelfrau.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R L

Digitized by Google

hat, daß Du brav und gut werdest und die Sünde fliehst wie eine Schlange!“ — Hingerissen von wundersamen Empfindungen, zog der Knabe die welke Hand der Armen an seine kindlichen Lippen, er sank auf seine Kniee und das Haupt geneigt, that er ein ernstes, inbrünstiges Gelübde. Eine Erschütterung, wie nie in seinem Leben, war über ihn gekommen; er sah diese nackten, kahlen Wände, mit dem ernsten Bilde des Gekreuzigten daran, diese alte, dürftig gekleidete Frau, mit dem durchfurchten Gesicht, diese dunkle, verrufene Straße, an welche er mit scheuem Stolze stets vorübergegangen, ach! in welcher er nun so elend stand, gegenüber dieser Redlichkeit, dieser frommen Gottesfurcht, die in diesem Winkel verborgen und nur von dem Auge Gottes gekannt waren! Zum Erstenmal durchrieselte ihn eine Ehrfurcht vor der Armuth — von der, die unser Mitleid hervorruft; aber noch mehr vor jener heiligen Armuth, von welcher der heilige Franz von Assisi sagt: „daß sie die Königin der Tugend sei, ein Stand, der dem Himmel am ähnlichsten wäre.“

Wohl ist es so, wer arm sein kann mit freudigem Herzen und lieber Alles entbehren will als unrecht thun, oder auch nur Unrecht befördern, der ist der wahrhaft Reiche auf Erden. Diese Armuth dringt wie eine gesunde, stärkende Luft durch unsere Seele, sie reinigt sie von niedrigen Lüsten und macht sie fest und stark in den Versuchungen des Lebens.

Es war ein weiches, warmes, empfängliches Herz, das Herz dieses Knaben; es war dem reichen Boden jenes Ackers zu vergleichen, auf welchem jeder Same des Guten wie des Bösen schnell hervorbricht und Früchte trägt. Solche Herzen haben die schwersten Versuchungen zu gewärtigen; ein giftiger Hauch kann für immer diesen Boden verderben; aber eine starke Hand, welche treu und klug, tiefe Furchen durch ihn zieht, vermag ihn auch mit einemmal zu kräftigen und eine reiche Fülle herrlicher Gaben aus ihm hervorzuziehen. — Es war ein Segen für Karl, daß er daheim die tiefe Erschütterung, welche er in der Stube der Armuth empfangen, seiner zärtlichen Mutter nicht verbergen konnte und sie zur Vertrauten seines Vergehens und seiner Reue machte. Mit Schrecken und Schmerz vernahm die Mutter die Bekenntnisse ihres Kindes; sie wurde ihm, seit diesem Vorfall, eine ernstere, strengere Führerin, als sie früher gewesen; sie suchte ihn an Entbehrungen zu gewöhnen und vor der Verweichlichung zu schützen, welche nur allzuleicht in dem Schooße des Wohllebens eine Schlinge für junge Seelen werden kann.

Ihre Mühe blieb nicht umsonst und sie blieb der alten armen Aepfelfrau am Thore Zeitlebens eine Schuldnerin. Karl kam noch oft zu dieser hingesprungen und kaufte ihre schönen Aepfel; aber nicht mehr von gestohlenem Gelde und er blieb nach wie vor ein Freudenengel für ihr einsames Leben.

Auch das kleine Gretchen kam nicht zu kurz, sie erhielt von Karls Mutter

Digitized by Google

ein Paar der schönsten, weichsten Muffchen und ein zierliches Pelzkäppchen dazu, worin sie ganz glückselig ihrer lieben Base das Mittagsmahl zu ihrem Kaiserſitze trug, auf welchem in dem harten Winter die Krone ihrer redlichen Armuth ihr oft schwer genug gewesen wäre, wenn nicht die Sorge ihrer neuerworbenen Freunde sie geschützt hätte. Sie ließen ihr ein kleines Bretterhäuschen bauen, in welchem Frost und Wind sie weniger scharf berührten und in dem sie still geborgen dem neu erwachenden Glanz der wärmenden Frühlingssonne entgegenharren konnte. Wie dankbar empfand die gute Liese diese Wohlthat, welche sie eben so wenig erwartet als gesucht hatte und mit seligem Lächeln sprach sie oft vor sich hin: „Er war doch ein Glückstag, mein Geburtstag!“

Noch einige Jahre sah man die alte Aepfelfrau am Thore sitzen und ihre schönen Früchte verkaufen. Aber einst, an einem klaren Herbsttage, ähnlich dem, an welchem sie ihren Liebling gefunden und vielleicht, nach Gottes wunderbarem Rathſchluß, seine Seele gerettet hatte, stand sie nicht wieder auf von ihrem Sitze; man fand sie, eine stille Leiche, sanft an eine Säule ihres schönen Thores gelehnt, das Haupt emporgerichtet nach den weißen, glänzenden Wolken, die Hände starr und kalt, aber fromm gefaltet, als wäre ihre Seele mit einem andächtigen Gebete aufgefahren zu den Gärten des ewigen Lebens. Gewiß reichte ihr dort der schöne Engel ihres Traumes die goldne Paradiesesfrucht entgegen, welche dem frommen Glauben und dem gerechten Wandel hienieden verheißen ist.

Chinesische Schattenbilder.

Von F. Arand.

Tempel und Pagoden. — Die Betinsel. — Der Porzellanthurm.

Die wunderliche Eigenart des Chinesen drückt sich besonders in der religiösen Architektur aus. Wer kennt nicht die vielstockigen Pagoden, den Krimskrams und das Fächerwerk der chinesischen Thürme? Wie dem Chinesen von ächtem Schopf und Zopf alle tiefe Innerlichkeit abgeht, wie seinen Handlungen der ideale Schwung, seinem ganzen Leben die religiöse Weihe fehlt, so mangelt auch dem Charakter seiner Tempel der majestätische Ernst, der Typus der Begeisterung. Das Leben des Chinesen ist werkeltägig, seine Kunst ist es auch. Wie seine weltliche Fertigkeit im munteren Kleinkram, sein technisches Geschick in minutiöser Arbeit sich hervorthut, so zersprüht der Ausdruck seiner Andacht in kindischen Flitter. „Die chinesische

Digitized by Google

Einbildungskraft ist spielend, wo sie erheben soll, in's Breite schießend, wo sie in's Unendliche streben soll: sie erstickt im Fett ihrer bizarren Einfälle", so lautet das Urtheil eines neuern Schriftstellers.

Es ist begreiflich, daß im „Lande der Blumen," wie die Chinesen ihr Reich mit Wohlgefallen nennen, die Pflanzen und Blüthen auch in den Tempeln eine Rolle spielen. Für nichts aber zeigt der wohlbezopfte Bürger des himmlischen Reiches größere Vorliebe, als für verkrüppelte und widernatürlich gewachsene Pflanzen, wie er denn auch die Cultur der Zwergbäume besonders bevorzugt. Das Chrysanthemum, eine chinesische Lieblingspflanze, welche nach den Zwergbäumen den ersten Rang einnimmt, wird in phantastische Gestalten gezogen, bald Elephanten, Hirsche oder Pferde, bald eine fünf- bis siebenstockige Pagode darstellend: es ist, wie der Engländer Fortune bemerkt, die eigentliche „Jedermannspflanze," die ebenso gut im Garten neben der Hütte des Bürgers, als im Pallast der Mandarinen vorkommt, vornehmlich aber zur Ausschmückung der Tempel verwendet wird.

Unzählbar sind im „Reich der Mitte" die Tempelhallen und Pagoden, die Bethäuser und Klöster, überall und oft in dichten Gruppen erheben sie sich und verleihen von ihren Hügeln herab der Landschaft einen ganz eigenthümlichen Charakter. In der Residenzstadt Peking und deren Umkreis steigt die Zahl derselben, wenn man dem redseligen Mund der Chinesen glauben darf, bis gegen zehntausend. In der Theehügelkette des durch seine landschaftliche Schönheit und Fruchtbarkeit weitberufenen Wuischan berühmen sich die Himmelskinder, die gern runde Zahlen lieben, daß daselbst nicht weniger als 999 Tempelhallen und Klöster zu sehen seien. Es sind lauter Denkmale aus alter Zeit, die vielhundertjährigen Zeugen eines frommen, jetzt aber veralteten Gebrauchs: denn der heutige Chinese macht sich im Allgemeinen wenig aus der Religion und verrichtet die vorgeschriebenen Bräuche und Opfer großentheils aus überlieferter gedankenloser Gewohnheit. Sein religiöses Gefühl ist stumpf geworden, sein nüchterner Sinn, sein altkluger geriebener Welttrieb zumeist auf Genuß und Vortheil gewendet. Nur einige Beispiele dafür.

Ein chinesischer Opferpriester zündete, vor dem Altar seines Gottes Xam-ti sitzend, seine eigene Pfeife an und ließ die Rauchwolken, die er durch Nasenlöcher und Mund ausblies, gleichgiltig gegen seinen Götzen aufqualmen. Ein christlicher Missionär, Brouillon, der es mit ansah, stellte an ihn die Frage: „Glaubst Du Deinen Gott zu ehren, indem Du mit so wenig Ehrerbietung mit ihm verkehrst?" Darauf versetzte der Chinese kaltblütig: „Ich habe ebenso viel Recht, Rauch auszuathmen, als Xam-ti ihn einzuathmen." — Einem Andern redete Brouillon zu, er solle doch Idole aufgeben, an die er selbst nicht glaube, worauf er die bündige Antwort erhielt: „Verschafft mir ein sicheres Kostgeld, und ich gebe mich drein!" —

Digitized by Google

Von dem gleichen Gesichtspunkt betrachten die Chinesen die christliche Religion. Eines Tages hörte der erwähnte Missionär einer plaudernden Gruppe zu, welche in der wunderlichsten Weise ihre Meinungen über das Christenthum aussprach. Da erhob sich ein besonders pfiffiger Grützkopf, um seine Dorfgenossen, über deren Unwissenheit er mitleidig lächelte, über das wahre Wesen der fremden Religion aufzuklären. „Das versteht Ihr nicht," sagte er mit wichtiger Miene: „ich, der ich die Christen täglich sehe und täglich die Almosen der (gläubigen) Familie Tscham rühmen höre, muß das wissen. Die Religion des himmlischen Meisters *) besteht darin, daß man, sobald man ihr beigetreten ist, täglich Reis zu essen hat!" Dieser bauchdienerischen Weisheit ist es ganz entsprechend, daß der Begriff der Glückseligkeit in der chinesischen Zeichenschrift durch einen bildlichen Zug ausgedrückt wird, in dem ein offener Mund und eine mit Reis gefüllte Hand vereinigt sind. — Aehnliche Beobachtungen machte ein anderer Franzose, der zu Canton längere Zeit bei der französischen Gesandtschaft den Posten eines Sekretärs bekleidet hat. Er bemerkt unter Anderm: „Die Chinesen, die in den Tempel kommen, geberden sich, als ob sie zu Hause wären. Sie plaudern, sie lachen, sie verbrennen ihre kleinen Papiere, zünden ihre Weihrauchstöckchen an — und Alles ist gesagt; das ist eine so gewohnheitsmäßige Verrichtung wie das Theetrinken."

So viel gilt im Allgemeinen; natürlich gibt es im Besondern noch mancherlei löbliche Ausnahmen.

Neben der Staatsreligion, welche Confucius gestiftet hat, fand der aus Indien überkommene Cultus des Buddha oder Fo, der Buddhismus, große Verbreitung im Reiche der Mitte. Die Lehrer dieser Religion heißen Bonzen, und der Klöster, in denen sie wohnen, gibt es eine Unzahl. Ein Hauptsitz des Buddhismus ist die Insel Putu oder die Betinsel im großen Ozean, unfern den Ufern der Provinz Tschekiang. Die Bonzerie daselbst genießt eines großen Rufes im himmlischen Reiche, und die Tempel bilden noch das Ziel von Wallfahrten. Die malerische Schönheit der Landschaft erregte die Bewunderung des mehrerwähnten Reisenden Fortune: „Der mit Lotosblumen bedeckte See, die bewaldeten Gebirge, die alten Tempel und das herrliche Licht, welches ein reiner Himmel über die Scene ergoß, ließen mich fast glauben, daß ich mich an einem bezauberten Orte befand." Eine Gruppe von mehr als 60 Hallen und Klostergebäuden bietet sich dem Anblick des Ankömmlings dar und gewährt das Bild einer kleinen Stadt. Die buddhistischen Tempel gleichen sich fast alle wie ein chinesischer Zopf dem andern. Die Beschreibung derjenigen auf der Betinsel genügt daher für die übrigen im Reiche, und sie lautet in Kürze folgendermaßen: Im

*) So nennen die Chinesen die christliche Lehre.

Digitized by Google

Haupttempel sind die Statuen der „drei kostbaren Buddhas“ aufgestellt, welche die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft repräsentiren. Die drei ganz vergoldeten Statuen sind von einer kolossalen Größe; der Buddha in der Mitte hält seine Hände, würdevoll lächelnd, über dem majestätischen Bauch gefaltet, während die beiden andern den rechten Arm erhoben haben, zum Zeichen ihrer gegenwärtigen und zukünftigen Wirksamkeit. Vor jedem Götzen steht ein Altar, auf dem kleine Gefäße für die Opfer und Rauchpfannen für das stets brennende Rauchholz, Hiang, aufgestellt sind. Eine Menge anderer Gottheiten geringeren Rangs gruppiren sich um die drei Idole. Ein zweiter Saal ist der Göttin des Porzellans, der Kuang-yn, gewidmet. Ein dritter Saal bildet ein Pantheon voll häßlicher Idole: man sieht da fabelhafte Ungeheuer, die Götter des Himmels und der Erde, die Patrone des Krieges, der Artillerie, der Seidenmanufakturen, des Ackerbaus, der Arzneikunde, ferner Philosophen, Staatsmänner, Schriftsteller, Krieger von Auszeichnung, Alle in einem grottesken Durcheinander. —

Dem chinesischen Wesen eigenthümlich sind die Ahnentempel. Schon früher ist erwähnt worden,*) wie die Ahnenverehrung in China alle Verhältnisse des Lebens durchdringt und belebt, und wie jede Familie ihre Privat-Ahnenkapelle oder Nische im Hause hat. In ähnlicher Weise werden den um eine Stadt, um eine Provinz, um das ganze Reich verdienten Vorfahren öffentliche Tempel errichtet und in üblichem Geschmacke zur Verehrung ausgeschmückt. Der französische Capitän Montfort, der in chinesischer Tracht und unter dem Schutze eines musterhaften Zopfes einen Theil des himmlischen Reiches durchwanderte, beschreibt einen solchen Ahnentempel, den er in der Umgegend der Stadt Hang-tschen, in der Provinz Hunan, gesehen hat, ein mit reichen Zierrathen bedeckter Bau, von einem Garten voll heiliger Blumen umgeben: „Der Bonze, der die Aufsicht führte, ließ uns nach einander die drei Vorbereitungssäle mustern, welche dem Opferdiener als Reinigungsorte dienen, ehe er vor den Altar tritt, das heilige Messer in der einen, das Schlachtopfer in der andern Hand; sodann den Saal der Ahnentäfelchen, hernach den der Opferthiere; endlich einen letzten Saal, den merkwürdigsten von allen: es ist dies eine höchst einfache Nekropole (Todtenstadt), wo diejenigen bestattet sind, welche durch die Reinheit und Weisheit ihres Lebens verdient haben, in den Rang der Ahnen der Provinz erhoben zu werden. Ihre sterbliche Hülle ruht in einem abgesonderten Winkel, während ihr Name auf den Täfelchen des Opfersaals eingeschrieben ist. Dieser Tempel ist, wie alle chinesischen Pagoden, auf einer Anhöhe erbaut, von wo das Auge einen weiten Umkreis beherrscht.“ —

Eine besondere Schilderung verdient endlich, als Urbild und Musterbau

*) Vgl. Jugendblätter 1859.

Digitized by Google

des chinesischen Styls, die weltbekannte Pagode zu Nanking mit dem berühmten Porzellanthurm. Die Pagode führt den Namen Pao-gnen-tse oder Tempel der Erkenntlichkeit und wird von den Himmelskindern als Weltwunder gepriesen. Dieses chinesische Weltwunder ist nun aber vor wenigen Jahren bei einem Aufruhr zerstört, der Musterbau chinesischer Architektur ist eine Ruine geworden. Erweisen wir also der Ruine die letzte Ehre einer kurzen Beschreibung, wie wir sie nach den neuesten Reiseberichten ausgeführt finden: „Drei nach verschiedenen Himmelsgegenden gerichtete Pforten führten in das Innere; sie waren mit reichen Sculpturen versehen, eine Menge symbolischer Thiere darstellend, welche als die erkenntlichsten unter der unvernünftigen Creatur gelten. Innen thronten die bereits bekannten „drei kostbaren Buddhas," sowie die Statue der Göttin des Porzellans. Die Altäre von hölzernem Schnitzwerk, mit einem Hundert von kleinen Statuen belastet, sechs große Bronze-Vasen, eine Glocke von demselben Metall und ein enormes Gong (metallenes Schallbecken) bildeten die weitere Dekoration dieses Saales. Das Gebälk war mit glänzenden Farben bemalt, und Tapeten stellten die am meisten verehrten Genien der buddhistischen Mythologie dar. Der Porzellanthurm war mit der Pagode durch eine hölzerne Gallerie verbunden. Dieser achteckige Thurm erhob sich auf neun Stockwerken zu einer Höhe von 261 Fuß. Seinen Namen hatte er von dem glasirten Porzellangetäfel, womit die Mauern äußerlich vollkommen überkleidet waren, in grünen, rothen, gelben, weißen Farben. Die Dächer der einzelnen Stockwerke waren mit grün lakirten Ziegeln bedeckt, und jedes Dach mit einer Glocke behangen. Das oberste Dach trug einen Cylinder, auf dessen Spitze sich ein vergoldetes Ornament in der Form einer sehr regelmäßigen Birne befand. Auch eine große Aeolsharfe soll auf dem Thurme angebracht gewesen sein. Auf den 9 Stiegen las man ebenso viele Inschriften, in dieser Reihenfolge: „1) Dem Hervorragendsten in der Weisheit (Fo); 2) Himmel und Erde sind Offenbarungen; 3) der erlesenste Ort im All; 4) vier Meere ohne Wellen; 5) die fünf reinen und scharf bestimmten Stufen zur Vollkommenheit; 6) das lebendige Geschöpf des großen Fo; 7) die Wasserlilie der sieben Kostbarkeiten; 8) aller Orten dieselben Sitten; 9) weit sichtbar aus der weiten Ferne." — Das „kostbare gläserne Gotteshaus," wie die Porzellan-Pagode bei den Chinesen heißt, soll schon im dritten Jahrhundert errichtet, übrigens mehrmals restaurirt, und in ihrer letzten Erweiterung um das Jahr 1430 vollendet worden sein. Nun ist auch dieses Wunderwerk in Staub gefallen.

Digitized by Google

Eine Hirschjagd im Gebirge.

Von A. Pürscher.

In den Vorbergen der bayerischen Alpen liegt irgendwo ein prächtiges Schloß. Von einem mäßigen Hügel aus überschaut es das herrliche Thalgelände, welches ein rascher Fluß durchströmt und jenseits desselben erheben sich wieder sehr seltsam geformte Berge, an denen grüne Matten mit dunklem Nadelholz abwechseln. Da und dort schaut eine Sennhütte heraus, um die sich das weidende Vieh in verschiedenen Gruppen bewegt und ganz hinten, südlich, schauen gewaltige Bergriesen herüber, tief aus Tyrol und betrachten sich mit Vergnügen, wie es scheint, das reizende Thal, welches sich etwa eine Stunde weit in gerader Richtung erstreckt, mit seinen netten zierlichen Bauernhöfen, die überall unter dichtem Ahornschatten verborgen, durch ihren reinlichen weißen oder auch bunten Anstrich ein ungemein hübsches Landschaftsbild gewähren.

Dicht hinter dem Schlosse erstreckt sich der große Hof, den rechts die Brauerei, links die Oekonomiegebäude und die Schenke umgeben und dann beginnt der Park, der mit großer Kunst und vielem Geschmack angelegt, sich an den hier sehr nahe stehenden Bergen hinzieht. Drei Seen spiegeln dort die Berge wieder und da und dort, an den heimlichsten Plätzchen sind Ruhebänke angebracht, wo man entweder eine schöne Fernsicht genießt oder ganz versteckt im Gebüsche sich seinen Gedanken allein hingeben kann. Da ist's so ruhig, so stille! Nur die Wipfel rauschen oder der Häher schreit, und hoch, hoch in der Luft zieht ein Geierpaar mit unmerklichem Flügelschlage seine weiten Kreise und läßt von Zeit zu Zeit einen heißern Ruf hören. Unten im See springt vielleicht auch ein Fischlein, dem es so recht wohl ist, über's Wasser empor; das ist alles, was man in dieser köstlichen Einsamkeit zu hören bekommt.

Hinter dem Park dehnen sich weite, saftige Wiesen aus, in deren Mitte der Oekonomiehof steht mit seiner großen Stallung, auf hundert Kühe berechnet; ein Anwesen, wie der Bauer es nennt, das den Neid aller Oekonomen auf zwanzig Stunden in der Runde erregt, so solid und zweckmäßig ist es erbaut und so gut ist es verwaltet. Den Schluß gegen Osten machen wieder hohe Berge, die ganz nahe zu liegen scheinen, zu deren Spitze aber man vom Schlosse aus gute sechs Stunden zu gehen hat.

Soweit hier das Auge blickt, gehört Alles, Wald, Feld und Wiese dem Gutsherrn, dem Baron, der gewöhnlich den ganzen Sommer und Herbst mit seiner Familie hier zubringt. Und er ist ein gar freundlicher Herr; stets beherbergt das große Schloß eine Anzahl von Gästen, die bleiben kön-

Digitized by Google

nen, so lange es ihnen gefällt und ich kenne Einen, der bliebe gerne auch den ganzen Sommer und Herbst dort, wenn es ihm nur seine Geschäfte erlaubten!

Aber vier bis sechs Wochen bringt er dennoch alle Jahre in dem schönen Schlosse zu und er freut sich der herrlichen Natur, deren reiche Schätze hier mit so verschwenderischer Fülle ausgestreut sind.

Und so kehrte er denn auch in diesem Spätsommer eines Abends von einem längern Spaziergange zurück; die Sonne war bereits zwischen den westlichen Bergen hinabgesunken und der wolkenlose Himmel glühte in den herrlichsten Farben. Aus dem Thale unten läutete das Glöcklein der Capelle das Ave herauf, einzelne Landleute kamen still betend des Weges und boten ihm ihr herzlich gemeintes „Grüß Gott!“ — Oben in der Luft flogen große Dohlenschwärme und machten seltsame Evolutionen; wie auf Commando schwenkten sie rechts und links, in größter Ordnung und Stille, als wollten sie die feierliche Ruhe nicht stören, die über die ganze Landschaft ausgebreitet lag.

Im Schloßhofe aber herrschte ein reges Leben. Da stand die ganze Familie, der Baron, die Baronin und die vier Kinder, ein Knabe von vierzehn Jahren und seine drei jüngern Schwestern, um den Förster und in einiger Entfernung hatte sich die Dienerschaft versammelt, neugierig auf jede Bewegung der Herrschaft lauernd.

Kaum hatten die Kleinen den eintretenden Gast erblickt, so eilten sie mit frohem Jauchzen ihm entgegen und alle zugleich wollten ihm erzählen, was Wichtiges so eben gemeldet worden. Die feinen Silberstimmchen klangen so lustig und heiter durch die Luft, daß es eine Freude war, aber verstehen konnte man nicht, was sie sprachen. Endlich gelang es dem jungen Baron, seine Schwestern zum Schweigen zu bringen und nun erfuhr der Ankommende, daß der Förster die Meldung gemacht, er habe drei starke Hirsche, deren Spur er schon seit vierzehn Tagen bemerkt, im Angerholze am Krummbergkar gesehen und der Papa habe auf übermorgen eine Jagd auf dieselben anberaumt. Schon seien einige reitende Boten fortgeschickt worden, um einige Herren aus dem nicht sehr entfernten Städtchen zur Jagd einzuladen und die Jagdgehilfen seien bereits in's Angerholz hinauf, um die Hirsche zu beobachten und einzustellen.

„Und ich darf auch mitgehen,“ rief der junge Baron Karl, der bis jetzt nur auf Nußhäher und Eichkätzchen gejagt hatte, „ich darf auch mitgehen! Glauben Sie, daß ich einen Hirsch schießen werde?“ — „Gewiß, wenn Sie ihn treffen!“ war die Antwort, „denn auf's Treffen kommt Alles an.“ — „Aber Sie müssen auch mitkommen, Alles geht mit. Uebermorgen früh um zwei Uhr wird aufgebrochen und bis vier Uhr kommen wir auf den Platz.“ — „Ich bin aber kein Jäger.“ — „Das macht nichts, Sie

Digitized by Google

müſſen doch mitkommen! Nicht wahr, Papa, Mama, der Doctor muß auch mit?“ — „Natürlich,“ entgegnete der Baron und reichte dem Ankömmling die Hand und die Baronin that das Gleiche: „Freilich müſſen Sie mitgehen,“ ſagte ſie, „wenn Sie auch nicht ſchießen. Sie erzählen mir dann, wie es zugegangen iſt.“

Den ganzen Abend wurde nun die Hirſchjagd das einzige Thema des Geſprächs. Der Baron erzählte, wie er da und dort ſchon Hirſche erlegt und wie es dabei zugegangen. Der Förſter ging ab und zu, um die Befehle ſeines Herrn einzuholen; und es war ſpät, als ſich die Geſellſchaft trennte.

Am nächſten Tage wurden alle Vorbereitungen getroffen. Treiber aufgeboten, die Bergſchuhe in den Stand geſetzt. Die Doppelſtutzen ſorgfältig unterſucht und der kleine Baron Karl übte ſich auf dem Schießſtande im Schießen nach der Scheibe, denn er hatte zuvor nie mit Kugelgewehren geſchoſſen. Die erſten Verſuche fielen eben nicht zum Beſten aus, denn die Scheibe blieb längere Zeit unverſehrt, bis endlich eine und die andere Kugel traf und zuletzt gar zwei Schwarzſchüſſe herauskamen. Nun war Karl überzeugt, daß er jedenfalls einen Hirſch ſchießen werde, wenn ihm überhaupt einer zum Schuſſe kommen würde.

Nach dem Mittageſſen traf bereits der erſte Wagen mit Jagdgenoſſen ein; der Forſtmeiſter, der Rentbeamte und zwei Praktikanten. Mit Jubel wurden ſie empfangen und in die für ſie beſtimmten Zimmer geführt und am Abend ſah man beim Souper ein ganzes Dutzend jagd- und beutelluſtiger Männer vereint, die alle morgen früh ganz beſtimmt einen Hirſch zu ſchießen hofften. Die Gläſer kreiſten, man trank auf gutes Jagdglück und trennte ſich in der fröhlichſten Stimmung frühzeitig, denn um zwei Uhr Morgens mußte ſchon wieder aufgeſtanden werden. Der kleine Karl hatte es ſich nicht nehmen laſſen, daß er die Herren wecken dürfe, denn er war überzeugt, daß er zuerſt von Allen aufwachen werde. Und ſo war es auch: eigentlich hatte er gar nicht einſchlafen können, ſo ſehr freute er ſich auf die morgige Jagd.

Es war noch ganz finſter, als die Jäger ſich zum Kaffee verſammelten. Trotzdem aber war bereits der Küchenſeppl mit einem ſchweren Tragkorbe auf dem Rücken voraus unterwegs. Darin waren verſchiedene Flaſchen Wein, Liqueure, kalter Braten, Schinken und Brod ſorgſam verpackt, denn das Steigen macht Hunger und ein tüchtiges Frühſtück iſt dem Waidmann immer willkommen. Gegen halb drei Uhr wurde aufgebrochen. Voraus der Förſter mit ſeinen zwei Dachshunden, dem „Waldl“ und der „Dian“, als Führer. Im Oſten zeigte ſich kaum noch ein Anſatz von Helle. Am Oekonomiehofe vorüber führte der Weg und dann ging es über die Grafenwieſe. In der Entfernung ſah man ein Licht. Es kam vom Schäfer-

Digitized by Google

hofe. Dort waren die Knechte bereits auf und die Hunde bellten laut, als der Jagdzug durch die Umfriedung des Hofes ging. Und wieder kam ein Hof; dort schirrte der Knecht die Pferde ein; er mußte auf die Schranne fahren, um Getraide zu holen. Endlich ging's bergan. Die Bergstöcke kamen jetzt in Thätigkeit, denn der Weg wurde schwieriger; über Stock und Stein ging's vorwärts und es war gut, daß die Finsterniß nachließ. Ueber dem Krumbergkar zog sich bereits ein hellgelber Streifen und die Sonne mußte bald aufgehen. Da und dort hörte man auch schon einen Vogelruf und von den Bergen herab den Ton einzelner Kuhglocken.

Schweigend stieg man aufwärts; die Pfeifen wurden in die Taschen gesteckt, es galt die ganze Aufmerksamkeit, um keinen Fehltritt zu thun, zumal als der Förster plötzlich in das halbtrockene Bett eines starken Gebirgsbaches einlenkte und man nun von Stein zu Stein springend eine gute halbe Stunde aufwärts steigen mußte. Trotz der kühlen Morgenluft perlten doch die hellen Schweißtropfen auf den Stirnen der Jäger, denn eine solche Morgenpromenade strengt gewaltig an. Endlich langte die Gesellschaft auf eine breite Matte, die sich oben ziemlich steil eine gute Strecke den Anger hinanzog. Dort aber, wo der Wald wieder anfing, lag das Angerholz und dort sollte angestellt werden.

In dem Augenblicke, wo die Jäger das Holz erreichten, stieg auch die Sonne über die Berggipfel hervor und alle Spitzen und Joche strahlten wie vom lichten Gold übergossen. Im Thale unten herrschte noch tiefe Dämmerung; in den Schluchten hingen dichte Nebelmassen. Unwillkürlich blieb die ganze Gesellschaft stehen und betrachtete sich das herrliche Landschaftsbild. Der Förster aber mahnte zur Eile, um nicht den Vortheil des Windes zu verlieren, der jetzt scharf aus den Bergen herauswehte gegen die Jäger. Schlägt der Wind um, so wittert der Hirsch die Jäger und ergreift die Flucht. An demselben Tage bekommt man ihn nicht mehr zu Gesicht, noch weniger zum Schusse.

Die Schützen wurden jetzt angestellt. Der Förster hatte nicht nöthig, ihnen die tiefste Ruhe und Stille empfehlen zu müssen, denn mit wenig Ausnahme waren es lauter erfahrene Jäger. Den jungen Baron nahm der Förster zu sich. Dicht an der Schützenreihe zog sich ein steiler Graben herab, theilweise mit Unterholz und Laatschen bewachsen, rechts davon eine freie Matte, links niedriges Buschwerk. Oben am Grat des Krumbergkar waren die Treiber aufgestellt. Und nun herrschte im Berge wieder eine solche Ruhe, als ob weit und breit kein Mensch vorhanden. Die Schützen hatten sich jeder eine gute Deckung zu machen gewußt, um von den Hirschen nicht gesehen zu werden, denn der Hirsch ist ein gar scheues Thier. Das geringste Ungewöhnliche macht ihn stutzen und bringt ihn zur Flucht. Der Jäger darf z. B. kein Fleckchen Weiß an sich blicken lassen; der Rock muß

Digitized by Google

bis zum Halse zugeknöpft sein; er muß ruhig stehen, denn ein einziger Tritt auf einen dürren Ast, der mit einigem Geräusch zerbricht, würde den Hirsch verscheuchen.

Endlich hört man weit in der Ferne einen Ruf, dann wieder einen, dann mehrere zusammen — das sind die Treiber, die Jagd hat begonnen. Eine fieberhafte Aufregung bemächtigt sich des Schützen. Ober ihm raschelt es in den Zweigen: ein Eichkätzchen schaut neugierig herab auf den Menschen, der in so früher Morgenstunde schon hoch im Bergwald sich befindet. Der Jäger achtet des vorwitzigen Bürschleins nicht. Dort am Waldrande zieht ein Fuchs heraus! Gewiß weiß der Kamerad, daß er heute schußfrei ist, denn er kommt so vertraut und thut so unbefangen! Hui — macht er einen Satz: ein Mäuslein ist ihm zur Beute geworden. Dem Jäger lüstet es insgemein, Meister Reineke eines auf den Pelz zu brennen, aber — er darf nicht schießen, denn dann gute Nacht Hirsch. Und so muß er das Füchslein bei seiner Morgenpromenade ungestört lassen. Ein andermal will er jedoch dafür desto besser mit ihm abrechnen; jetzt erwartet er ja nur Edelwild! Vom Thale herauf läutet's; ganz leise nur dringt der Glockenklang zur Höhe herauf, aber weder Jäger noch Fuchs kümmert sich viel um das Läuten! desto mehr aber um das plötzlich laut werdende Anschlagen der Hunde! Reineke läßt Frühstück Frühstück sein und eilt windschnell in die Laatschen, der Jäger aber nimmt den Zwilling auf, um im ersten Moment losdrücken zu können.

Näher und näher kommt das Lärmen, da — ein Schuß! Wer hat geschossen? War's ein Schütze oder einer der Jagdgehilfen, welche die Treiber führen? Wer kann's wissen? Da wieder ein Schuß und wieder einer, zwei, drei in rascher Folge. Im Unterholz kracht's, Aeste brechen, im rasenden Laufe kommt ein gewaltiger Vierzehnender dahergesaust, aber, o weh! Er ist vorüber und außer Schußweite, bevor man ihn noch recht gesehen hat!

Und nun fallen abermals mehrere Schüsse, und sieh — dort am Graben macht ein großer Hirsch einen ungeheuren Satz — den Todessprung! Er ist weidgerecht auf's Blatt geschossen. Wie das edle Thier mit den Läufen um sich schlägt! Wehe dem Hunde oder dem Jäger, der sich ihm nahen würde! Doch da kommt der Förster und gibt ihm aus sichrem Rohr eine mitleidige Kugel in's Gehirn. Er ist todt.

Gleichzeitig ertönt von rechts ein Jubelgeschrei, der Baron hat einen Zwölfender erlegt, die Treiber bringen ihn zu dem andern herab, und auf den Hornruf des Försters sammeln sich jetzt die zerstreuten Schützen. Zwei Hirsche, Capitalhirsche, liegen im thauigen Grase, der dritte ist entwischt. Der Praktikant zwar und der Bergmeister behaupten jeder, ihn angeschossen zu haben. Man läßt deßhalb die Hunde auf die Spur und ein

Digitized by Google

Jagdgehilfe verfolgt den Flüchtling. „Weit kann er nicht sein," sagt der Bergmeister, „denn er hat gar zu stark geschweißt!"

Und nun geht's zum zweiten Frühstück. Es schmeckt Allen trefflich, wenn auch einige sehr ärgerlich sind über das Unglück, das sie gehabt. Dem Assessor haben die beiden Cäpseln versagt, als der Hirsch nur vierzig Schritte vor ihm stand! Der Herr Professor aus der Stadt hat gar zwei Hirsche auf sich ankommen sehen, ohne daß ihm einer in Schußnähe gekommen wäre, denn sein nächster Nachbar, der Verwalter hielt sich nicht ruhig und verscheuchte so das Wild! Auch Baron Carl war nicht sehr zufrieden mit seiner ersten Hirschjagd. Der Förster hatte sich mit ihm in die Laatschen gestellt, so daß sie fast bis zum Kopf in den Büschen steckten. Wirklich kam ihnen ein Hirsch an, der Förster, welcher den jungen Baron schießen lassen wollte, schoß nicht; der junge Baron aber verwickelte den Riemen seines Stutzens in den Laatschen und bis er ihn endlich herauf und in Anschlag brachte, war der Hirsch längst auf und davon! Und so hatte jeder der Schützen ein eigenthümliches Mißgeschick gehabt, bis auf den Baron und den Forstmeister.

Aber dennoch sprachen alle den Speisen und Getränken fleißig zu und der Küchenseppl hat heimwärts bei weitem leichter zu tragen gehabt als in der Frühe. Zwei Stunden lang ruhete man auf der schönen Matte, bis der Jäger mit den Hunden ziemlich müd zurückkehrte und entdeckte, daß der Hirsch nicht zu finden sei. Er habe offenbar den Weg über das Grat in das nächste Revier genommen und für heute sei da nichts mehr zu machen. Unterdessen hatten die Treiber zwei Tragen verfertigt; die Hirsche wurden aufgelegt und der Zug setzte sich heimwärts in Bewegung. Mit lustigem Singen und Jodeln ging's bergab bis zum Wildbach, wo man wieder sehr sorgfältig des Weges achten mußte, um nicht in's Wasser zu fallen. Der dicke Verwalter aber hatte trotz aller Vorsicht das Unglück, einmal zu kurz zu springen und kam statt auf den großen Stein in's Wasser, das ihm aber glücklicher Weise nur bis zu den Knieen ging. So kam er mit dem Schreck und einiger Abkühlung davon.

Die Sonne brannte bereits heiß, als die Jagdgesellschaft beim ersten Bauernhofe anlangte. Hier wurde ein Wagen genommen und die beiden Hirsche darauf gelegt. Den Wagen selbst schmückten die Treiber mit grünen Tannenzweigen und nun ging's wieder langsam vorwärts. Allenthalben liefen die Bauern und Kinder herbei, um die stattlichen Thiere mit den gewaltigen Geweihen anzuschauen, denn seit dem Jahre 1848 hatte man dort selten mehr Gelegenheit, solche Hirsche zu sehen; die Bauern hatten schonungslos den Wildstand beinahe vertilgt und es brauchte lange Jahre gewissenhafter Schonung, um ihn einigermaßen wieder herzustellen.

Weit außerhalb des Oekonomiehofes kam die Baronin mit den Kin-

Digitized by Google

dern dem Jagdzuge entgegen und die Mädchen fürchteten sich anfänglich vor den großen Thieren mit den vielspitzigen „Hörnern“. Jubelnd und singend ging's nun in's Schloß zurück, wo die Jäger rasch sich zum Mittagessen umkleideten, denn nach einer Hirschjagd im Gebirge kann man sich nicht im Jagdcostüme zu Tisch setzen, zumal wenn Damen zugegen sind, weil Joppe, Beinkleider und Bergschuhe gewöhnlich arg schmutzig werden, denn man kann sich den Weg in den Bergen nicht immer auswählen, wie man ihn gerade haben möchte.

Bald saß die ganze Gesellschaft wieder an der reichbesetzten Tafel des Barons und ließ sich das Mittagessen noch besser schmecken als das Frühstück. Wieder klangen die Gläser und der schäumende Wein perlte, Toaste auf die Dame des Hauses, die beiden glücklichen Schützen und auf künftiges Jagdglück wurden ausgebracht, bis endlich unten am Thore des Schlosses die Wagen vorfuhren und einer nach dem andern in verschiedenen Richtungen sich entfernte. Unten an der Biegung des Weges sah man sie noch, dann ward's wieder ruhig; drüben aber, jenseits des Söltenbergs, stieg eine graue Wolke auf, die sich rasch vergrößerte und ein prachtvolles Gewitter mit gewaltigen Blitzen und Donner zog über das Schloß hinweg. Am andern Tag regnete es in Strömen.

Gedenket der Armen am Tage der Freude.

Von Rey.

Willkommen Fest der Christenheit,
Du liebe, schöne Weihnachtszeit!
Wie zieht in's Herz von Groß und Klein
Die heil'ge Festes-Freude ein,
Weil er uns nun geboren ist,
Der Weltenheiland Jesu Christ. —
Wie sinnt die Mutter Tag für Tag,
Was wohl ihr Kind erfreuen mag;
Wie sorgt und schaffet sie im Haus
Und schmückt es hell und festlich aus;
Wie jubelt munntre Kinderlust;
Wie froh bewegt sich jede Brust,
Wenn in des Zimmers trautem Raum
Erglänzt der liebe Weihnachtsbaum.
Du heil'ges Fest der Christenheit,
Du liebe, schöne Weihnachtszeit,

Digitized by Google

Ja, in die Herzen groß und klein,
Ziehst du mit Glanz und Freude ein.
In alle Herzen? Nein, ach, nein!
Ich kenn manch Häuschen, arm und klein,
Da zog die Freude längst hinaus,
Da geht die Noth nur ein und aus,
Da glänzet in dem kalten Raum
Kein Licht am lieben Weihnachtsbaum,
Und, nur vom Mondlicht matt erhellt,
Vom Aug' die Schmerzenszähre fällt
Auf's kleine, letzte Stücklein Brod.
Ein Hausgenosse ist die Noth;
Der Gram, die Sorge, dumpf und schwer,
Wohnt in den Herzen, so hoffnungsleer.
Ach, wenn doch auch, wie in der Nacht,
Die uns das Heil der Welt gebracht,
Des Engels Trost, des Engels Wort
Herniederstieg an diesen Ort! —
O hört es Herzen groß und klein,
Ihr alle könnet Engel sein,
Wenn ihr von eurem Ueberfluß
Der Armuth reicht den Weihnachtsgruß.
Sucht euch ein armes Hüttchen aus,
Geht dann als Engel in dies Haus;
Wie einst der Herr vom geist'gen Tod,
So rettet hier von Erdennoth.
Dann wird das Fest vom Christkindlein
Für euch die schönste Weihnacht sein,
Und jede Thräne, die gestillt
Ihr habt als tröstend Engelbild,
Sie glänzt am ew'gen Weihnachtsbaum,
Wenn ausgeträumt des Lebens Traum,
Als Sonne in des Himmels Glanz,
Als Perle in der Engel Kranz.

Mädchen und Blumen.

Aus dem Englischen.

(Fortsetzung.)

Blumen in einem Ballsaal.

Viele Sommer waren gekommen und gegangen seit jenem heitern Tag in dem Wald, von welchem wir zuerst erzählten, und viele Kinder und Blu-

Digitized by Google

men, so schön und heiter wie die, welche wir beschrieben, hatten gelebt und geblüht und — waren verwelkt.

Es war ein schöner, ruhiger Abend gegen das Ende des Juni; das sanfte Mondlicht fiel auf die Straßen, und lieblicher noch auf die grünen Felder und Wiesen; aber es ist ein Haus in London, wohin unsere nächste Scene verlegt werden muß. Draußen war Alles still und heiter; in den Häusern herrschte Verwirrung und Aufregung. Da brannten helle Lampen, und man sah nichts als fröhliche Gesichter und Gestalten, während heitere Stimmen und leichtes Gelächter sich mit den Tönen der Musik vermischten.

Die bewunderte Schönheit dieses gedrängtvollen Ballsaals war ein junges Mädchen von kaum 17 Jahren. Mit verschwenderischer Pracht gekleidet, trug sie jedoch keinen Schmuck, sondern nur eine einzige Rose. Eine Art stolzer Selbstgefälligkeit zeigte sich in ihrer ganzen Erscheinung, während der unnatürliche Glanz ihrer Augen und das rasche Wechseln der Farbe andeuteten, daß ein geheimer Wurm an dieser schönen Blume nagte. Neben ihr stand ein andres Mädchen, welches ein oder zwei Jahre jünger schien. Sie war einfacher gekleidet und sah unzufrieden und unruhig aus, als wenn die Heiterkeit um sie her nicht im Stande sei, ihr Herz zu befriedigen. Einmal oder zweimal sprach sie zu einer Freundin neben ihr, mit einem Seufzer von der Eitelkeit der Vergnügungen, während doch ihre Gegenwart ihren Worten widersprach.

„Natürlich," erwiederte ihre Begleiterin, „Du kannst nicht erwarten, Dich so zu vergnügen wie Laura, welche so schön ist und so bewundert wird." Helene erkannte die Richtigkeit dieser Bemerkung und erröthete tief.

„Sehr wahr," sagte sie, „aber sogar Laura sieht müde aus."

Der Eintritt Neuankommender veranlaßte einige Aufregung und ein Geflüster ging von Mund zu Mund: „Das ist sie, die mit den großen, gedankenvollen Augen — das ist unsere junge Dichterin!"

„Es ist Florence!" sagte Helene zu ihrer Schwester.

„Und wie verändert, wie lieblich sieht sie aus! Hast Du jemals etwas gesehen, was besser kleidete als der Lorbeerkranz auf der hohen weißen Stirn, der Lorbeer, wornach sie strebte und welchen sie errungen hat? Aber sie sieht gar nicht stolz aus, sondern kindlich wie immer."

„Diese Stimme kenne ich!" rief Florence Delmont, sich von der Gruppe losreißend, welche sie bewundernd umstand, und beide Hände ihrer alten Freundin und Spielgefährtin entgegenstreckend. „Meine liebe Helene! Was für ein unerwartetes Vergnügen ist das! Und Laura auch! Wie geht es Euch?"

„Ich befinde mich sehr wohl," sagte Helene, ihre warme Begrüßung erwiedernd; „aber die arme Laura leidet viel, und würde heute Abend zu

Digitized by Google

Haus geblieben sein, wenn sie dem Rath des Arztes gefolgt wäre; freilich man sieht es ihr nicht an," fuhr sie fort, einen Blick voll schwesterlichem Stolze auf Laura's schönes, hochgeröthetes Angesicht werfend. „Aber wie schmal Du aussiehst, Florence!"

„Sie sagen, daß ich zu viel studire — aber was kann ich thun? es heißt irgendwo, es ist besser sich anzustrengen als immer zu rasten!"

„Ich bin gewiß," sagte Helene, „es ist nicht recht, sich zu sehr anzustrengen zu einem blos irdischen Zweck.

„Das ist grade wie vor alten Zeiten!" rief Florence lachend. „Predigt sie noch so viel wie früher Laura?"

Laura antwortete unzufrieden: „O, ich bin überzeugt, sie greift sich noch mehr an mit ihren Kleinkinderschulen und Sonntagsschulen und wie sie alle heißen; sie würde die ganze Welt zu einem Seminar machen, wenn sie könnte."

„Wir haben alle unsere Mission," sagte Florence gedankenvoll.

Helene dachte, es müsse der grüne Lorbeer sein, welcher sie blaß mache; aber sie war nicht die Einzige, deren Blicke theilnehmend auf der jungen Dichterin an diesem Abende ruhten, als sie so stand und die Huldigungen annahm, welche sie durch ihre Talente gewonnen.

„Wie sonderbar ist es doch," sagte ein Mann, „daß sich der Tod immer die lieblichsten und besten aussucht!"

„Das ist wahr," entgegnete ein Anderer, „aber darf ich fragen, was Dich auf solche Gedanken bringt hier in einem Ballsaal?"

„Die Erscheinungen, welche seinen höchsten Schmuck ausmachen. Ich zweifle, ob Laura Bennet oder ihre Freundin Florence Delmont lange leben werden."

„Das wäre traurig für ihre Eltern, besonders für die Letzteren. Wenn sie am Leben bleibt, wird Florence Delmont noch Ruhm ernten."

„Aber sie wird nicht leben bleiben!" behauptete der erste Sprecher. „Ich kannte ein ähnliches Mädchen. Dasselbe geistvolle Gesicht, die großen Augen, dieselbe breite reine Stirn, dasselbe süße Lächeln — und ach dieselbe zusammengesunkene Gestalt. Sie war auch sehr geistreich, aber sie starb sehr bald, der Geist überwältigte die schwache Hülle."

„Das arme Geschöpf," dachte Helene, welche von ihrem Platz aus unwillkürlich den letzten Theil des Gesprächs gehört hatte. „Wie schrecklich, so schnell abgerufen zu werden ohne einen Augenblick Vorbereitung für die Ewigkeit! Geistreich zu sein ist eine gefährliche Gabe; und ich bin viel besser daran, bei meinen Schulen und meinen armen Leuten, und werde sehr froh seyn, wenn wir wieder zurück auf's Land gehen, denn dann wird vielleicht Laura genesen."

Dieser Wunsch fand ein Echo in dem Herzen der Frau Bennet, so

Digitized by Google

ſtolz ſie auch war auf die Senſation, welche ihr Liebling durch ihre Erſcheinung überall hervorrief. Aber weder ſie noch ihre Freundin Delmont konnten ſich entſchließen, London jetzt ſchon zu verlaſſen.

„Die arme Florence!“ ſagte die letztere; „wie kann ich ſie von hier hinwegführen, wo ſie ſo bewundert wird und ſie auf dem einſamen Lande vergraben, obgleich ſie mehr als ein Dutzend Einladungen hat, wenn ſie ſie annehmen wollte; aber ſie will lieber bei uns bleiben, ſagt ſie.“

„Es iſt daſſelbe mit Laura. Sie lebt eigentlich nur von der Aufregung. Ich denke, ich werde ſie nach einem der beſuchteſten Badeorte bringen, wenn die Saiſon hier vorüber iſt. Der Arzt empfiehlt Ruhe und Landluft; aber ſie ſelbſt ſagt, das würde ſie in einer Woche tödten.“

„Liebe Mutter,“ flüſterte Helene, „es wird ſo ſpät, und wir verſprachen Papa nicht lang auszubleiben.“

„Aber Laura wünſcht noch einen Tanz.“

„O nicht heut Abend, liebe Schweſter, es erhitzt Dich zu ſehr.“

Laura lachte, als ſie ihrem Tänzer die Hand reichte, indem ſie erklärte, ſie finge ſo eben an zu genießen; und einige Augenblicke ſpäter wurde ſie beſinnungslos aus dem Saal getragen. Es war Laura Bennets letzter Ball!

Einer nach dem Andern von den Gäſten verabſchiedete ſich, die Lampen wurden ausgelöſcht, die graue Dämmerung brach an und erhellte den verlaſſenen Ballſaal. Die Blumenkränze an der Wand und den Säulen, welche vor ein paar Stunden ſo ſchön und heiter ausſahen, waren alle verwelkt.

Blumen im Hauſe ſind die lieblichſten.

„Ich wünſchte, Du gingeſt heute nicht in die Schule,“ ſagte Laura in einem unzufriedenen Ton, zu ihrer Schweſter ein paar Wochen nach ihrer Rückkehr auf das Land.

„Möchteſt Du gern ausgehen?“ fragte Helene.

„Ich weiß es nicht; die Luft iſt ſo drückend heiß.“

„Es wird Abends ganz kühl werden und dann werde ich ganz für Dich da ſein. Aber nun muß ich wirklich gehen, wenn Du mich nicht brauchſt.“

„Ich brauche Dich gar nicht, wenn Du nicht gerne bleibſt,“ ſagte Laura empfindlich. Helene zögerte.

„Du brauchſt ja nicht ſo lang auszubleiben,“ ſagte Frau Bennet.

„Nein, Mama, wenn alles gut geht. Aber ich verſprach die alte Sara heut zu beſuchen, und die Wittwe Lucas; und dann iſt Lanes kleines Mädchen ſehr krank, man ſagte mir, ſie ſei ganz bewußtlos.“

„In dem Fall ſehe ich nicht ein, was Du dem armen Kind ſein kannſt. Und was die Andern betrifft, könnteſt Du das Mädchen ſchicken.“

Digitized by Google

„Ja das könnte ich, aber ich möchte doch lieber selber gehen.“

„Ich glaube,“ sagte Laura, „Helene denkt mehr an diese alten Frauen und kranken Kinder als an mich.“

„Aber sie sind alle krank, liebe Laura,“ erwiederte ihre Schwester sanft.

„Das bin ich auch.“

Helenen that das Herz weh, als sie ihr blasses Gesicht ansah. „Gewiß, ich muß das Mädchen schicken,“ dachte sie „und ich brauche nicht in die Schule zu gehen, es wird nur sonderbar aussehen, wenn ich es nicht thue. Und wenn ich zu Haus bleibe, so wette ich zehn gegen eins, Laura wird mich nicht das Geringste für sie thun lassen.“

Helene sollte es demungeachtet versucht haben. Und die Zeit und die Mühe, welche sie bei einem mißverstandenen Pflichtgefühl ihren Schülerinnen und nachher einer der geschwätzigsten alten Frauen des Dorfes widmete, würde für ihre kranke Schwester besser angewendet gewesen sein.

„Wenn es ein Vergnügen wäre,“ sagte Helene, „wollte ich es Dir gern zum Opfer bringen, meine liebe Laura; aber ich kann das nicht aufgeben, was ich für recht halte.“

„Die Leute haben verschiedene Begriffe über Recht und Unrecht,“ sagte Frau Bennet. Aber Helene sah ihres Vaters beifälligen Blick und war befriedigt. „Fünf ewig lange Stunden bis zum Mittageſſen!“ hörte sie Laura seufzend rufen.

„Nur fünf Stunden,“ rief die thätige, gesunde Helene, als sie ausging, um ihre Pflichten zu erfüllen. „Ich werde nicht halb das thun können, was ich sollte.“ Aber sie fühlte sich an diesem Morgen nicht so glücklich wie gewöhnlich: die Erinnerung an Laura's blasses Gesicht verbitterte und verdarb ihr all ihr Vergnügen. Das kam daher, weil sie so unzufrieden war mit sich selbst. Die meisten unserer Leserinnen müssen dies Gefühl kennen und daß es die Macht zu haben scheint, sogar den hellsten Sonnenschein zu verdunklen. Es ist unmöglich, dem Geflüster eines unruhigen Gewissens zu entgehen, und seine Schatten werden nur durch das Lächeln der Versöhnung zerstreut.

Nicht weit von ihrem Hause begegnete Helene Frau Seymour und ihrer Tochter. Die Erstere saß in ihrem Rollstuhle sorgfältig eingewickelt, während die Letztere neben ihr herging, aussehend wie das Bild des ruhigen Glücks.

„Ich dachte, Du seiest nach der Blumenausstellung gegangen,“ sagte Helene, „ist dies nicht der Tag, wo sie stattfindet?“

„Ja, sie ist heute,“ erwiederte Clara lächelnd; „aber ich habe mich anders besonnen.“

„Die Wahrheit ist,“ sagte Frau Seymour, „ich äußerte zufällig den Wunsch heute Morgen, an die Luft zu kommen, und das liebe Kind

Digitized by Google

bildet ſich ein, wenn ſie nicht mit mir wäre, der Stuhl würde ſicher umgeworfen werden, oder irgend etwas Anderes würde mir zuſtoßen; nicht wahr, Clara?“

„Ich weiß, daß Du dieſe gute Luft ohne mich nicht halb ſo genießen würdeſt, liebe Mama,“ erwiederte ihre Tochter heiter, „läugne, wenn Du es kannſt!“

„Ich will es gar nicht läugnen. Du biſt mir Alles in der Welt, Clara, aber gerade die Liebe macht mich ſelbſtſüchtig. Ich hätte darauf beſtehen ſollen, daß Du gingeſt.“

„Aber was wollen wir mehr, wenn mein Zuhauſebleiben uns Beide glücklich macht? ach tauſendmal glücklicher als alle Blumenausſtellungen in der Welt,“ rief Clara, indem ſie ſich niederbeugte, um ſie zu küſſen. „Und nun wollen wir nicht mehr davon ſprechen.“

„Ach,“ dachte Helene, „wenn Laura ſo dankbar wäre, wie Clara's Mutter, würde es leicht ſein, für ſie ein Opfer zu bringen; aber ſie würde den ganzen Tag nur gemurrt haben.“ Helene vergaß, daß die Pflicht immer dieſelbe bleibe, in welchem Geiſt die Ausübung derſelben auch immer angenommen wird. Es iſt gewiß immer angenehmer, denen zu dienen, welche ſanft und dankbar ſind, aber es iſt uns geboten, Gutes zu thun, ſelbſt denen, welche uns haſſen und uns verfolgen.

„Lucie Neville war geſtern bei uns,“ ſagte Clara, „ſie iſt viel beſſer und hat uns verſprochen, bald wieder zu kommen. Lucies Gegenwart macht mich immer glücklich. Ich wünſche oft, ich möchte ſo gut ſein, wie ſie; aber ich ſehe, Du biſt eilig, Du haſt gewiß irgend ein Werk der Barmherzigkeit vor, doch unſere erſte Pflicht iſt im Hauſe,“ fügte Clara mit einem Blick auf ihre kranke Mutter hinzu, „und ich darf hier nicht länger ſtehen, ſie möchte ſich erkälten.“

Helene ging weiter, über die Worte nachdenkend, welche ihre Freundin ſo eben ausgeſprochen hatte. „Unſere erſte Pflicht iſt zu Hauſe,“ und ſie fing an ſich zu fragen, ob ſie wirklich ſo gut ſei, wie Jedermann dachte. Die Schulkinder Helenens ſchienen gerade an dieſem Morgen beſonders widerſpenſtig, die alte Sara war in einer ihrer böſen Launen und die Wittwe Lucas konnte von nichts ſprechen als ihren Leiden und Schmerzen. Frau Lanes kleines Mädchen war nicht im Stande, die Stimme ihrer Lehrerin zu unterſcheiden; und Helenen kam es beinahe ſo vor, als vermehrte ihre Erſcheinung den Schmerz der armen Familie. „Und was Gutes hab ich denn heut gethan?“ fragte ſie ſich, als ſie ihre Schritte heimwärts wandte.

Bis Helene ihre Wohnung erreichte, hatte ſie den feſten Entſchluß gefaßt, nicht wieder Laura zu verlaſſen, bis ſie beſſer ſei, ſondern ſie wollte

Digitized by Google

verſuchen, ob ſie ihr nicht die langweiligen Morgen angenehmer machen könne: aber ihr Entſchluß kam zu ſpät.

„O Fräulein Helene!“ rief das Mädchen, „ich bin ſehr froh, daß ſie zurückgekommen ſind.“

„Iſt etwas geſchehen? iſt etwas mit meiner Schweſter Laura? o wenn ſie todt wäre,“ ſagte Helene, indem ſie ihre Hände erſchrocken zuſammenſchlug. Gott allein ſah die Angſt ihres Herzens, aber er bewahrte ſie in ſeiner Gnade vor einer ſolchen Erfahrung. Es ſtellte ſich heraus, daß Laura, nach einer unvermeidlichen Abweſenheit ihrer Mutter, von derſelben beſinnungslos auf dem Boden liegend, gefunden ward, und obgleich man die wirkſamſten Mittel angewendet hatte, ſo war ſie nicht wieder zum Bewußtſein gekommen. Helene hörte ihre Mutter weinen über ihrem Lieblingskind und es erſchütterte ſie tief.

„Ach Helene,“ ſagte Frau Bennet, ihr bleiches Geſicht bei ihrem Eintritt erhebend, „wenn Du nur zu Haus geblieben wäreſt!“ Ihr Vater zog ſie zärtlich an ſich und ſie weinten zuſammen.

„Wir können nur thun, was uns gut ſcheint, und nicht das Ende vorausſehen,“ flüſterte er gütig; aber Helene fühlte, daß ſie nicht recht gethan hatte, und neben dem Bett ihrer Schweſter niederknieend, weinte ſie bitterlich.

Es iſt wahr, Helene hatte ſich bemüht, Gutes zu thun an dieſem Tag, aber nur zur unrechten Zeit. Es iſt oft richtig bemerkt worden, daß wir die Pflichten, welche uns am nächſten liegen, am leichteſten überſehen und vernachläßigen. Handlungen der Barmherzigkeit hören auf, verdienſtlich zu ſein, ſobald wir darüber eine Pflicht in unſerer eigenen Familie vernachläßigen!

Die Roſe verwelkt.

Laura Bennet hatte ſich kaum von dieſem plötzlichen Anfall erholt, als ſie von einem Fieber befallen wurde, welches bald ihre wenigen übrig gebliebenen Kräfte aufzehrte. Helene wachte Tag und Nacht bei ihr, von ihr ungeſehen und ungehört, ihren Phantaſien lauſchend, in welchen Laura häufig klagend Helenens Namen nannte. Zuweilen fragte ſie, wann Helene nach Haus komme, denn es ſei ſo traurig allein zu ſein, und daß ſie wünſche, es gäbe nicht ſolche Dinge wie Schulen in der Welt. „Es wäre ebenſo gut, ich hätte keine Schweſter,“ ſagte ſie im Delirium.

Es dauerte viele Tage, ehe ſie ihr Bewußtſein wieder gewann, und als die Heftigkeit des Fiebers ſie verlaſſen hatte, war ſie ſo hülflos wie ein Kind. Helene wagte nicht zu ſprechen und konnte nur ihre Zärtlichkeit zeigen durch die unermüdeſte Aufmerkſamkeit. Herr und Frau Bennet fühlten, daß das Leben ihres Kindes gleichſam nur an einem Faden hinge,

Digitized by Google

welcher jeden Tag feiner und feiner wurde, und welchen die leiseste Aufregung in einem Moment zerreißen könnte; während Laura nur daran dachte, bald wieder gesund zu werden, und im Herbst nach einem besuchten Badeort zu gehen.

„Mama," sagte sie eines Abends mit schwacher Stimme, „Du weißt nicht, wie dankbar ich seit meiner Krankheit bin."

„Und warum dankbar?" fragte Frau Bennet, während sich Helene vorbeugte, um die Antwort zu verstehen.

„Ich mußte immer denken, daß es die Blattern hätten sein können, wie sie meine Cousine hatte, ich, ich — wäre lieber gleich gestorben, als so auszusehen wie sie."

„Still, still, meine Laura! Du mußt Dich nicht aufregen!"

„Bin ich sehr verändert, Mama?" fragte die Kranke ängstlich.

„Nein, nicht viel; nur blässer natürlich."

„Und magerer," sagte Laura auf ihre beinahe durchsichtigen Hände sehend, und über den Contrast lachend, wenn Helene sie zärtlich in die ihrigen nahm und sie an ihre Lippen drückte.

„Du läßt mich jetzt niemals allein, Helene!" sagte ihre Schwester!"

„Nein, nie wieder, liebste Schwester!" Helene sah ihrer Mutter warnenden Blick und überwand ihre Bewegung.

„Ich danke Dir," sagte Laura, „es ist sehr gütig von Dir," und sie schloß die Augen und lehnte sich müde zurück.

Helene wußte, daß wenig Hoffnung sei, und daß dieselbe darauf beruhte, daß sich ihre Schwester vollkommen ruhig verhielt. Sie hörte die Wärterin zu Jemand sagen, daß Laura plötzlich dahin sein könne, in einem Moment, wie ein Licht verlöscht; und doch wagte Niemand ein Wort mit ihr zu reden von himmlischen Dingen. Wie bereute es Helene, daß sie früher sich nicht bemüht hatte, Laura's Aufmerksamkeit auf solche Gegenstände zu lenken, und nun war es vielleicht zu spät!

Eines Morgens, als Laura besser schien, brachte Helene ihr Gebetbuch und fragte sie, ob sie ihr daraus etwas vorlesen dürfe? was ihre Schwester zögernd bejahte. Als das Buch bei Seite gelegt war, blieb sie noch in einer vorwärts gebeugten Stellung und sah gedankenvoll aus, während Helene sie ängstlich beobachtete.

„Ich dachte so eben," sagte Laura endlich — und dann hielt sie an.

„Nun, Liebe," erwiederte ihre Schwester, „warum sprichst Du nicht?"

„Weil ich nicht ganz sicher bin, ob blau nicht zarter sein würde — nur rosa würde mich weniger blaß aussehen lassen. Was denkst Du, Mama; soll Susanne meine Hauben mit blau oder rosa garniren?"

„Ich denke, daß Dich rosa am besten kleiden würde," erwiederte ihre Mutter; „aber Du kannst beides versuchen, und sehen, welches Du vorziehst."

Digitized by Google

Helene wandte ſich mit einem Seufzer ab.

Als Laura an dieſem Abend ein wenig beſſer ſchien, zog ſich Frau Bennet zurück, um zu ruhen und überließ es ihrer jüngſten Tochter, die Wache zu übernehmen. Es iſt traurig in dem Zimmer der Krankheit und des Todes zu wachen. Helenens Thränen fielen ſchnell und ſchweigend auf das aufgeſchlagene Buch, welche ſie getröſtet haben möchte, wenn ſie im Stande geweſen wäre, zu leſen. Ihre Gedanken wanderten zurück zu tauſend kleinen Dingen und Ereigniſſen, unfreundlichen Worten, welche ſie ungeſagt und Handlungen, welche ſie ungeſchehen zu machen wünſchte. Vor ihr, auf dem Tiſch, und in dem Krankenzimmer ſtand eine halbverwelkte Moosroſe, welche Clara Seymour geſandt hatte. Laura's Blick ruhte auch darauf, und ſie bat Helene, ſie ihr zu geben.

„Ich liebe ſo ſehr dieſen ſchwachen Geruch," ſagte ſie; „und dann iſt es meine Blume. Erinnerſt Du Dich, Schweſter, des Tages, als ich ſie wählte, und wie bald ſie verwelkte?" fügte Laura gedankenvoll hinzu. „War es wirklich ein Bild von mir? O Helene, wenn ich dahin welken und ſterben ſollte wie dieſe Roſe?"

Fürchtend, ſie aufzuregen und nicht wiſſend, was ſie ſagen ſollte, antwortete Helene ihr blos durch Thränen und Küſſe, und die Gelegenheit ging vorüber! Frau Bennet, welche zu ängſtlich war, um lange wegzubleiben, kam bald nachher, und Helene ging in ihr eignes Zimmer, von welchem ſie jedoch eilig gerufen wurde, wegen des plötzlichen erſchreckenden Wechſels, der an Laura zu bemerken war. Der Arzt wurde geholt, aber menſchliche Hülfe war vergebens, und in wenigen Stunden hatte ſie aufgehört zu athmen.

Die Sommerſonne ſchien hell in das Zimmer des Todes und auf das blaſſe Geſicht der entſchlummerten Laura. Eine verwelkte Roſe lag neben ihr auf dem Kiſſen. Das junge, ſchöne, geliebte Weſen, das Kind der Welt, war für immer dahin! Wohin? Wer kann dieſe feierliche Frage beantworten?

Der Menſch iſt in ſeinem Leben wie Gras, ſagt der Pſalmiſt, wie eine Blume des Feldes. Wenn der Wind darüber gehet, ſo iſt ſie nimmer da, und ihre Stätte wird nicht mehr gefunden. Aber des Herrn Wort währet von Ewigkeit zu Ewigkeit, und ſeine Barmherzigkeit für die, ſo ihn fürchten. (Fortſ. folgt.)

Digitized by Google

An Maria.

Nach einem alten lateinischen Kirchenliede. Von Dr. Friedrich Beck.

Ruhm der Auserkornen,
Schmuck der Lichtgebornen,
Sei gegrüßt, Maria!
Im Gemüth der Deinen
Laß dein Licht erscheinen,
Süßeste Maria!

Quell der reinsten Freuden,
Unſ'rer Erdenleiden
Sei gedenk, Maria!
Jedes Makels Flecken
Wolleſt du bedecken
Gnädig, o Maria!

Schenk' uns armen Sündern,
Eva's schwachen Kindern
Ganz dein Herz, Maria!
Daß wir einſt nicht dulden
Flammenpein der Schulden,
Steh' uns bei, Maria!

Merkwürdigkeiten auf Ceylon.

Von Arthur.

1. Die weinenden Muſcheln.

Unter allen Inseln, die in den Oceanen schwimmen, ist wohl die Insel Ceylon, die Heimath und die feste Burg des Buddhismus, eine der merkwürdigsten. Von ihr hat nun ein Engländer von hervorragender Bildung und Stellung, Emerson Tennent, eine umfassende und anschauliche Beschreibung geliefert, welche reich an interessanten Eigenthümlichkeiten ist. Darunter gehört der Bericht von den „weinenden Muſcheln."

Bei Batticoloa nämlich ist ein See, aus dessen Tiefe an mehreren Stellen musikalische Töne gehört werden, am vernehmlichsten in dem Bereich zwischen dem Hafendamm und einem Felsen, welcher den Canal, zwei bis dreihundert Ellen ostwärts, durchschneidet. Diese Töne, den schwachen süßen Klängen einer Aeolsharfe vergleichbar, werden bei Nacht gehört und zwar

Digitized by Google

besonders deutlich zur Zeit, wenn es dem Vollmond zugeht. Auch wollen die umwohnenden Fischer bemerkt haben, daß man sie nur während der trockenen Jahreszeit vernehme, während sie sofort aufhören, wenn der See durch die frischen Gewässer nach dem Regen anschwelle. Einige Eingebornen vermuthen, daß dieselben von einem dieser Oertlichkeit eigenthümlichen Fische herkommen; die Fischer aber glauben, die Töne rühren von einer gewissen Gattung von Muscheln her, den von ihnen sogenannten „weinenden Muscheln." Durch die Aussagen der Eingebornen begierig gemacht, nahm Tennent eines stillen Abends, als der Mond aufgegangen war, ein Boot und ließ sich von einigen Fischern an die bezeichnete Stelle geleiten. Er erzählt: „Wir ruderten etwa zweihundert Ellen nordöstlich des Damms an dem Fortthor vorüber; dort war kein Windhauch, und kein Wellchen ließ sich vernehmen, mit Ausnahme derer, welche durch die Bewegung unserer Ruder hervorgebracht wurden, und als wir an dem erwähnten Punkte ankamen, hörte ich deutlich die vielbesprochenen Töne. Sie drangen aus dem Wasser herauf gleich den sanften Lauten einer Musikſaite oder den schwachen Schwingungen eines Weinglases, wenn man mit nassen Fingern seinen Rand reibt. Es war nicht blos ein gedehnter Laut, sondern eine Menge zarter Töne, jeder hell und deutlich an sich selbst; der lieblichste Discant mischte sich mit dem tiefsten Baß. Als ich das Ohr an das Holzwerk des Bootes legte, wurde die Vibration durch Leitung an Umfang höchlich vermehrt. Die Töne schwankten auf unserer Fahrt über den See in verschiedenen Punkten beträchtlich, als ob die Zahl der Thiere, von denen sie herrührten, an einzelnen Stellen größer sei als an andern. Hin und wieder ruderten wir gänzlich außerhalb des Hörkreises der Töne, wenn wir aber an die ursprüngliche Stelle zurückkehrte, so erneuerten sie sich plötzlich wieder." Das ist in stillen Vollmondnächten der Klagegesang der weinenden Muscheln.

2. Der Schlangenstein der Tamulen.

Eines Tages, es war im März 1854, ritt ein Freund Tennent's in Begleitung mehrerer anderer Beamten in der Nähe von Bintenne einem Dschengelpfad entlang, als sie zwei Tamulen auf sie zukommen sahen. Plötzlich entfernte sich der eine derselben, in den Wald hinein rennend, und kam bald darauf mit einer Cobra de Capello, einem höchst giftigen Reptil, wieder zurück. Diese Schlange vermag im Zustand der Wuth ihren Kopf in die Gestalt eines hohen Hutes aufzublähen; der Tamule hatte sie aber vorsichtig so an Kopf und Schwanz gepackt, daß sie ihre Kraft nicht ausüben konnte. Dieser rief nun seinem Gefährten zu, er möchte ihm helfen, das Thier in den Korb zu legen und einzuschließen. Während sie mit dieser gefährlichen Arbeit beschäftigt waren, vergaß der Tamule einen Augen-

Digitized by Google

blick seine Vorsicht, indem er die Schlange so ungeschickt anfaßte, daß diese frei genug wurde, um ihn am Finger zu packen und denselben mehrere Sekunden lang festzuhalten. Der Tamule empfand einen augenblicklichen Schmerz, und das Blut floß aus der Wunde. Eilig riß jetzt dessen Gefährte sein Gewand auf und langte zwei Schlangensteine heraus, jeder von der Größe einer Mandel, welche er in die beiden von der Schlange eingebissenen Wunden des Fingers legte. Die Substanz dieser Steine ist ungemein leicht; sie haben ein tiefes Schwarz und sind fein polirt. Sie fügten sich fest an die wunden Stellen an und saugten durch ihr poröses Gewebe rasch das herausquellende Blut auf. Drei oder vier Minuten lang hingen die Steine zäh an den verletzten Punkten, und während der Zeit rieb der Freund des Verletzten den Arm desselben von der Schulter abwärts nach den Fingern zu. Zuletzt fielen die Schlangensteine von selbst ab. Der Schmerz und die Gefahr war nun gehoben: der Tamule drehte die Finger übereinander, bis die Gelenke krachten, und schritt dann mit dem Gefährten, unbekümmert um die Wunde, seines Weges weiter.

3. Schlangen als Hauswächter.

Emerson Tennent berichtet, daß es im Innern der Insel Ceylon manche reiche Einwohner gebe, welche zur Hut ihrer Häuser nicht Hunde, sondern gezähmte Brillenschlangen halten. Sie kriechen frei in Haus und Hof herum und kennen die Bewohner des Hauses gerade wie der Hund. Diesen thun denn auch die gezähmten Bestien kein Leid, dagegen können sie den Fremden, der unvorsichtig eindringt, leicht durch einen gefährlichen, ja tödtlichen Empfang überraschen. Gewiß eine wunderliche Liebhaberei und eine seltsame Art von Hauswächtern!

Charaden.

Von F. P.

1.

Mein Erstes: ein Vogel, der sterbend singt;
Mein Zweites: wie richtiges Silber klingt;
Mein Ganzes: ein Künstler, der früh gestorben,
Jedoch sich unsterblichen Ruhm erworben.

Digitized by Google

2.

Mein Erstes ist gewiß nicht klein;
Mein Zweites stärkt dich in Gefahren;
Mein Ganzes lehret dich verzeih'n,
Wenn dir ein Unrecht wiederfahren.

3.

Die ersten Beiden tritt immer dein Fuß;
Mein Drittes ist Wasser und doch kein Fluß;
Mein Ganzes durchströmet der mächtige Rhein;
Nun, Kinder rathet, was kann dies sein?

4.

Die erste Silbe verneint;
Die zweite Silbe vereint;
Das Ganze aber ist schwer zu zähmen,
Gibt Vater und Mutter viel Grund zu grämen,
Doch wird es auch im Preußenland
Gar oft als Schmeichelwort genannt.

5.

Mein Erstes ist der Mensch, der keine Fessel kennt;
Mein Zweites ist ein Haus, das man ein Schloß auch nennt;
Mein Ganzes ist der Name einer Stadt,
Die einen schönen Dom und schöne Lage hat.

6.

Das Erste ist blendend weiß;
Die Zweiten tönen nur leis;
Das Ganze — das Frühlingskind,
Es blühet und welkt geschwind.

7.

Mein Erstes ist ein Fluß, mein Zweites eine Masse;
Mein Ganzes eine Stadt gen Salzburg an der Straße.

8.

Die erste Silbe eröffnet den Reih'n
Von vierundzwanzig Geschwisterlein;
Die Zweite im Wald und auf Bergeshöhn,
Erfüllet die Luft durch lautes Getön,
Das Ganze beut, ungebeugt manches Jahr
Dem brausenden Sturmwind die Krone dar.

Digitized by Google

Wind, Bentel und Windbentel.

Eine Studentengeschichte von Dr. Ludwig Lang.

I.

Auf dem Seebauernhofe in Bergheim ging es am achten August schon in aller Frühe merkwürdig lebendig zu. Mutter Lene, die Bäuerin, eine dicke kleine Frau — die Gutmüthigkeit leuchtete ihr aus den blauen Augen und aus allen Zügen, die außer den vollen runden Backen noch sichtbar waren, zum Lachen anmuthig hervor — schob sich jetzt aus der Küche in die Stube, dann aus der Stube die schmale Stiege hinauf in die „gute Stube," wo die großen roth, blau, grün und gelb bemalten Leinwand- und Gewandkästen stehen, suchte aus einem derselben ein zwar nicht sonderlich feines, aber schneeblührieselweißes Leintuch heraus, legte es auf den großen eichenen Tisch in der Mitte der Stube und kugelte wieder die Stiege hinab in die Küche. Da handirte Gretel, die älteste Tochter, mit Milch und Mehl, Butter und Eiern, und die Mutter sah ihr zuerst eine Zeit lang auf die Finger, nahm darauf einen Kochlöffel zur Hand und gab der Katze, die mit hochgehobenem Schweife auf der Anrichte herumstrich und sehnsüchtige Blicke nach der Milchschüssel warf, eine derbe Mahnung auf den schwarz glänzenden Pelz, benützte aber sofort das Strafwerkzeug, um der Tochter zu zeigen, wie der Teig zu den Nudeln gerührt werden müsse.

Indessen sott die Milch im Kessel und drohte überzulaufen. Gretel hob ihn rasch vom Feuer und setzte ihn auf den Heerd. Das mußte ein Zeichen für den an der Küchenthür lauernden Seppel sein; denn der kleine Kerl schrie auf einmal aus Leibeskräften in den Stall hinein: „Hanns! Rösel! d'Suppen!" Und in die Tenne: „Görgl, d'Suppen!" Und in den Hof hinaus: „Miezel, d'Suppen!" Und zuletzt in die große Stube: „Michel, Lene, d'Suppen!" Und der Hanns, die Rösel, der Görgl, die Miezel kamen nach und nach in die Stube gerückt, wo Michel und Lene, die älteren Geschwister des Schreiers, sich schon an den Tisch postirt hatten. Aber die zwei mußten gleichwohl wieder aufstehen, denn die Mutter Lene kommandirte: „Seppl, bet'!" Und da stellte sich der Seppel, der kleinste, vor das Crucifix hin, das in der Ecke oben über dem Tisch hing, und betete ein kurzes aber schönes und altes Morgengebet, dann ein Vaterunser und Ave Maria und den Vers: „Komm Herr Jesu, sei unser Gast und segne, was Du uns bescheeret hast!" Jetzt erst setzte sich die ganze Gesellschaft zum Essen, griff nach den Löffeln und langte in die Schüssel.

Indessen die Leute alle mit einander in die Wette löffelten, läutete es zum zweiten Mal in die Messe. Da ging es mit dem Essen etwas geschwinder, bei der Mutter Lene aber, bei der Obermagd Rösel, bei der

Digitized by Google

zweiten Magd Miezel und den Kindern mit Ausnahme der Gretel noch geſchwinder, denn die hatten alleſammt in die Kirche zu gehen. Die dicke Bäuerin war zuerſt fertig, und ſie hatte ſchon die Pelzhaube aufgeſetzt und den Roſenkranz vom Brett unter dem Crucifix heruntergelangt, als der kleine Seppel noch immer mit dem Löffel in der großen Schüſſel herumfuhr, um jedes letzte Bröcklein noch zu erwiſchen, denn er hatte einen merkwürdig guten Appetit, der kleine Seppel, ſo klein er war! Dafür hatte er ſeine Zipfelhaube und ſein Gebetbüchlein ſchon im Sack, brauchte alſo keine Zeit zu verlieren, um ſie zu ſuchen, der Janker lag ſchon auf der Bank hinter ihm, ſo daß er ihn nur anzuziehen brauchte, und daß er keine Schuhe an hatte, das kümmerte ihn nicht viel, denn wenn die Mutter dieſes auch nicht litt, daß er barfuß in die Kirche ging, ſo rechnete er darauf und hoffte es ſo einzurichten, daß ſie es nicht ſähe.

Indeſſen die Seebäuerin mit den Kindern und der Röſel und Miezel in der Kirche war, machte ſich der Oberknecht Hanns im Stalle mit zwei prächtigen Braunen zu ſchaffen, ſtrigelte ſie von Fuß bis zum Kopf und nahm darnach das Lederzeug vor, das er aus einem Kaſten holte. Denn es war das feſttägliche Geſchirr, hing alſo nicht wie das werktägliche an einem hölzernen Nagel im Stall. Dazu pfiff er die Melodie des Liedes: „Weißt Du, wie viel Sternlein ſtehen hoch am blauen Himmelszelt ꝛc.“ und wenn er zu der Stelle kam, wo ſie in eine andere Tonart übergeht: „Gott der Herr hat ſie gezählet ꝛc.“ dann drückte er mit der Glanzbürſte ſtärker an, und es war, als müßte unſer Herrgott ſelber eine Freude daran haben, wie blank das Geſchirr wurde, und wie die Zindeln am Kummet zu glänzen anfingen!

Nun ſehe ich meinen jungen Leſern an, daß ſie wiſſen möchten, wozu alle dieſe Umſtände auf dem Seebauernhofe gemacht wurden? Das werden wir am Beſten erfahren, wenn wir uns an die Seebäuerin halten. Sie knieete während der Meſſe recht andächtig in ihr Gebet vertieft, und was ſie da dachte, können wir nur errathen. Sie hatte aber die Gewohnheit, nach der Meſſe auf dem Kirchhof zu warten, bis der Herr Pfarrer aus der Sakriſtei trat; da bekam er dann jedesmal zu hören, was ſie Liebes oder Leides auf dem Herzen hatte. In den letzten Jahren war es reichlich mehr des Traurigen als des Luſtigen geweſen, was ſie ihm erzählt hatte; denn der Seebauer hatte eine lange und ſchwere Krankheit durchgemacht und war ſchließlich daran geſtorben; das hatte für gar viele, viele Tage Stoff zu allerlei Erzählungen und Klagen von Seiten der Mutter Lene und zu frommen und troſtreichen Reden von Seite des Herrn Pfarrers gegeben. Seit vier Wochen aber trug die Seebäuerin den Kopf merklich höher als vorher und noch ein wenig höher als bisher trug ſie den Kopf an dieſem achten Auguſt, wo ſie den Herrn Pfarrer auch wieder wie ſonſt an der

Digitized by Google

Sakristeithür erwartete, und, als er herausgekommen war, sagte: „Heute kommt mein Andreas, Herr Pfarrer!“

„Ja, Seebäuerin, heute ist die Preisvertheilung in der Stadt, und der Andreas wird mit einem Preis kommen.“

„Ja, Hochwürden Herr Pfarrer, und da hole ich ihn mit der Gretel an der Eisenbahn ab. Der Hanns führt uns mit den zwei Braunen in dem neuen Wägelchen an die Station, und hören Sie Herr Pfarrer, der Sohn von unserem vorigen Herrn Landrichter, der jetzt so ein Rath — wie heißt man es denn?...“

„Regierungsrath“ —

„Ja, der Regierungsrath in der Stadt ist, dem sein Sohn kommt auch mit dem Andreas heraus, denken Sie sich, Hochwürden Herr Pfarrer, was das für eine Ehre für den Seebauernhof ist! Ich habe schon gemeint, es schicke sich nicht, und habe es dem Andreas durch die Gretel schreiben lassen, aber der junge Herr thut's nicht anders, hat der Andreas geschrieben. Es ist mir ganz spassig, daß so ein vornehmer junger Herr in einem Bauernhof logieren soll. Aber gelt, den Andreas darf ich schon gleich zu Ihnen schicken mit seinem Preisbuch, Hochwürden Herr Pfarrer?“

„Ja schickt ihn nur, Seebäuerin, es wird mich recht freuen. Ich bin begierig zu sehen, ob der Andreas noch ein so frommer, bescheidener Knabe ist, wie er im vorigen Jahre war.“

Mit diesem Bescheid kugelte die Seebäuerin wieder heim und war nicht wenig froh, daß der Andreas gleich zum Herrn Pfarrer gehen dürfe. Aber der Gedanke an den Sohn des Regierungsrathes brachte sie wieder auf andere Ideen, und auf dem Hof angelangt, stieg sie die Treppe hinauf und nahm vom eichenen Tisch in der guten Stube das Leinenzeug, überzog damit das Bett und schaute sich, nachdem dieses und jenes in Ordnung gebracht war, in der Stube um, ob Alles am rechten Orte sei. Der Spiegel hing schief, der mußte noch ein wenig zurecht geschoben werden; einige geschliffene Gläser, die auf der Kommode standen, waren von Fliegen beschmutzt, die mußten geputzt werden; die Bilder des Königs und der Königin waren auch nicht ganz sauber; und auf den braunhölzernen Rahmen lag ein wenig Staub. Bis auf das wächserne Christkindlein, das auf einem niedrigen Kleiderkasten stand, erstreckte sich die Sorgfalt der Mutter Lene; sie legte ihm die Locken vom feinsten Flachs, die im Laufe der Zeit ein wenig in Unordnung gekommen waren, wieder zurecht und ordnete die Falten seines seidenen Kleidchens. Kurz, kein Mangel, der in der Prunkstube war, entging ihrem forschenden Auge, und sie dachte dabei immer an den Sohn des Regierungsrathes, nicht minder aber auch an den Andreas, dem jener die Ehre erwies, ihn zu begleiten. So ein Preis von der lateinischen Schule, dachte sie sich, muß doch etwas Prächtiges sein, daß sogar der Sohn eines

Digitized by Google

Regierungsrathes meinen Buben gerne hat, weil er einen solchen Preis bekommen hat!

Ueberdem ging es nahe an Mittag, und die Seebäuerin hatte wieder in der Küche vollauf zu thun. Die Gretel hatte inzwischen den Teig zu den Kücheln glücklich fertig gebracht und in der Nähe des Heerdes hingestellt, damit er da ordentlich gehe; die Nudeln für die Ehehalten waren bereits fertig gebacken, und das Fleisch im großen Topf sott auch schon was es konnte. Der Oberknecht Hanns und die erste Dirne, die Rösel, der Görgel, der auf der Tenne handtirte, und die Miezel, die in der Küche zwei Hühner rupfte, sahen mit großer Befriedigung den Fleischtopf an dem Platz stehen, den er sonst nur an den hohen Festtagen, und an der Kirchweih und bei anderen festlichen Anlässen einnahm, und indem sie bei gelegenheitlichem Zusammentreffen diese angenehme Wahrnehmung untereinander austauschten, wußten sie für eine so ungewöhnliche Erscheinung sich keinen anderen Grund zu denken, als daß heute die Bäuerin recht spendirlich aufgelegt sei, weil halt der Andreas mit einem großen Preisbuch aus der Stadt komme. Und so war es auch: die Seebäuerin wollte schon zu Mittag ihre Ehehalten, indem sie ihnen Fleisch gab, an der innerlichen und herzlichen Freude Theil nehmen lassen, die sie über die Wiederkunft ihres Sohnes verspürte. Kinder, eine Mutter hat ein unendlich weites Herz und ist voll unendlichen Glückes, wenn ihr brav seid und ihr Freude macht!

Das Mittagessen war vorüber, und die Dienstboten gingen wieder den ihnen angewiesenen Geschäften nach; der Oberknecht Hanns verfügte sich in die Kammer über dem Stall und holte aus dem Kleiderkasten seinen neuen Rock, den er sich zur vorigen Kirchweih hatte machen lassen, auch die gleichfalls neue Lederhose, den neuen Hut mit der goldnen Troddel und die rothe Weste mit den Zwölfer-Knöpfen daran und die blank gewichsten Sonntagsstiefel; denn, wohlgemerkt, ein Oberknecht auf dem Seebauernhof hat einen stattlichen Lohn und bekommt, wenn er brav ist, am Nikolaustag noch jedesmal eine ansehnliche Verehrung in Geld, und der Hanns war überdieß ein Bursche, der keinen Groschen zu viel für Trinken und Kegelspiel ausgab, sondern seine Sache hübsch zusammenhielt und sich nur darauf etwas zu Gute that, in seiner Sonntagskleidung wie ein Bauernsohn, der er auch war, aufzutreten und dem Hause, in welchem er diente, Ehre zu machen.

Als nun alle diese Geschichten auf der Bettstelle beisammen lagen, und der Hanns sich eine kurze Weile an ihrem Anblick und der Freude, sie heute mit gutem Grunde tragen zu dürfen, erlabt hatte, ging er in den Stall hinunter, um die zwei großen starken Braunen in das Geschirr zu stecken, das er Vormittags mit so großem Fleiße aufgeputzt hatte. Dann zog er aus dem Wagenschoppen das neue Wägelchen, an dem kein Flecklein Staub oder Schmutz saß, das Spritzleder vorne und die Lederdecke über

Digitized by Google

den Hintersitz waren natürlich auch so blank wie möglich. Es war eine wahre Freude, dieses Fuhrwerk anzuschauen, und vielleicht eine noch größere darin zu fahren! Darauf kleidete sich der Hanns um, und als dieses geschehen war, führte er die Pferde aus dem Stall und spannte an.

Inzwischen hatte die Mutter Lene zur Gretel gesagt: „Du, zieh' Dich an, der Hanns spannt ein!“ Die Gretel war in die Kammer gesprungen, der Michel und die Lene aber hatten lange Gesichter geschnitten, und der Seppel seine lustigen Züge zum Weinen verzogen; er wäre gar zu gerne mitgefahren, der kleine Kerl! die Mutter aber sagte: „Seppel, wenn Du jetzt brav bist, so darfst Du morgen mit dem Andreas und seinem großen Preisbuch zum Herrn Pfarrer gehen; der schenkt Dir gewiß ein Bildel.“ Da schob der Seppel sein Mäulchen wieder zurecht, wischte sich die Augen und packte während sich der Michel hinaus machte, um dem Hanns bei'm Einspannen zu helfen, die Lene bei der Schürze und zog sie in den Garten hinaus, wo ein Baum mit prächtigen Blutbirnen steht, und das sind Blutbirnen! Wer von meinen jungen Lesern in den nächsten zehn Monaten kein einziges Mal ungehorsam ist, kein einziges Mal den Eltern Verdruß gemacht hat und darüber ein glaubwürdiges Zeugniß beibringen kann, der soll sich bei mir melden, und ich führe ihn am 9. oder 10. August auf den Seebauernhof und werde ihm von der Mutter Lene auswirken, sich von diesen Blutbirnen so viel herunter zu holen, als er nur mag, vorausgesetzt, daß sie schon so reif sind, wie am achten August in dem gesegneten Jahr, von welchem in dieser wahrhaften Geschichte die Rede ist.

Es war ungefähr ein Uhr, als die Seebäuerin mit der Gretel auf das neue Wägelchen stieg, der Hans das Spritzleder über ihre Füße zog und sich dann vorne auf das Brett schwang, die Zügel anzog, mit der Zunge schnalzte und die zwei prächtigen Gäule mit einer kunstrechten Wendung durch das Hofthor auf das Sträßchen hinauslenkte, sicher, ruhig und stolz wie ein König! Da trabten sie nun hin, wieherten, schnaubten und stampften, schlugen ein Bischen an die Stränge, schüttelten die Mähnen, bliesen den Dampf aus den Nüstern, spitzten die Ohren, knirschten in den Zügel, kurz benahmen sich wie ein Paar recht hoffärtige übermüthige Pferde, bis sie ein Stündchen gelaufen waren, und es allmälig wohlfeiler gaben. Denn die Mittags-Sonne brannte ihnen hübsch auf den Pelz, und auf ihrer glänzend braunen Haut zeigten sich dunkle Schweißtropfen, die nach und nach in Bächlein an den feisten Seiten herunterliefen, und unter dem Geschirr erschien es sogar weiß. Der Hanns aber regierte sie mit seiner gewaltigen Faust, daß sie keinen unrechten Schritt thaten und hübsch im Trabe blieben, blies dazu aus seiner silberbeschlagenen kurzen Pfeife, die er sich sonst nur an den Sonntagen, heute aber der festlichen Fahrt und dem Andreas zu Ehren erlaubte, blaue Wölkchen in die Luft und zeitweise auch

Digitized by Google

um die Nasen seiner zwei Passagierinnen, und wenn die Pfeife ihn nicht gehindert hätte, so hätte er auch gepfiffen, so vergnügt war er. Und hinter ihm saß die Mutter Lene voll seliger Mutter-Freude, und die gute Gretel freute sich kindisch auf den Studenten. Dabei merkten sie die Stöße nicht, die ihnen auf dem holperigen Weg von dem mit Federn nicht sonderlich luxuriös ausgestatteten Wägelchen zu Theil wurden, sondern dachten immer nur daran, wie schön es sein werde, wenn sie wieder zurückführen, und der Andreas säße zwischen ihnen und hätte sein dickes Preisbuch unter dem Arm!

Also ging es nun weiter ein paar Stündchen bis zur Eisenbahn, der Hanns lenkte mit seinem Fuhrwerk hinter den Bahnhof ein und hielt am Wartsaal still, gleich als wenn er schon hundertmal da gewesen wäre, während es doch wahrhaftig zum ersten Mal war, weil im vorigen Jahre diese Strecke der Eisenbahn noch nicht dem Verkehr übergeben, zu Ostern aber der Andreas wegen Krankheit nicht nach Hause gekommen war. Unter der Bedingung, daß er auf dem Brett sitzen bliebe, bekam er von Mutter Lene die Erlaubniß, sich ein Krüglein Bier oder zwei geben zu lassen, bis der Zug käme. Sie selbst kugelte in die Restauration, und die Gretel schritt schüchtern hinter ihr drein. Die Seebäuerin führte nämlich nichts Geringeres im Schilde als sich — es war weiß Gott schon wie lange her, daß sie in keinem Wirthshaus mehr gewesen war — Kaffee geben zu lassen. Das geschah auch wieder nur dem Andreas zu Ehren! Der Kaffee war freilich so schlecht und so theuer, wie er in einer Eisenbahn-Restauration nur immer sein kann, aber darum kümmerten sich die Seebäuerin und ihre Tochter, die sonst auf einen guten Käffee etwas hielten, dießmal nicht sonderlich viel, vor lauter Freude über den Andreas und sein Preisbuch.

Woran die zwei Weiblein bisher in ihrer Herzensfreude noch gar nicht gedacht hatten, das kam jetzt, nachdem der Kaffee getrunken war, zur Sprache: nämlich die Sitzordnung während der Heimfahrt. Zu viert hatten sie auf dem einzigen Sitz nicht Platz, das war sicher; denn es blieb neben der Mutter Lene ohnehin nicht mehr viel übrig. Den Andreas vorne auf das Brett zum Hanns sitzen zu lassen, das war der Mutter nicht recht; denn sie hätte den Buben gar zu gerne neben ihr gehabt; den jungen Herrn Regierungsrath aber vornehin zu postiren, das ging wider den Respekt. Indessen die zwei noch darüber rathschlagten, hörten sie von ferne her einen gellenden Pfiff, und der Hanns kam, die Zügel in der einen, das Bierglas in der andern Faust an die Thür und rief herein: „Die Eisenbahn kommt, der Telegraph hat schon alle zwei Arme ausgestreckt!“

Bei dieser Ankündigung fuhr die Mutter Lene vom Stuhl auf und rannte hinaus; die Gretel hinter ihr drein. Und richtig kam bald darauf die Lokomotive herangedampft, langsamer und langsamer, als gedenke sie

Digitized by Google

da ein Bischen auszuschnaufen, und endlich stand sie still, und die ganze lange Wagenreihe hinter ihr auch, und die Condukteure machten die Wagenschläge auf und schrieen: „Zehn-Minuten Aufenthalt!“

Die kleinen schwarzen Augen der Seebäuerin und die großen blauen der Tochter hatten genug zu thun; denn es war keine Kleinigkeit, unter der Unzahl von Menschen, die aus den Wagen sprangen und der Restauration zueilten, um in aller Geschwindigkeit eine Tasse Kaffee zu schlürfen oder ein Glas Bier hinunter zu stürzen, den Andreas und den jungen Herrn herauszufinden. Der guten Mutter Lene wurde von all dem Treiben und Jagen und Stoßen und Drängen — einige Herrn, die zur Linken an ihr vorbeirannten, drehten sie rechts herum, und ein Paar Andere drehten sie links — ganz wirblich im Kopf, und sie war darum herzlich froh, als der Andreas endlich auf sie zugesprungen kam und schrie: „Grüß Gott, Mutter, wo ist der Hanns?“

„Grüß Dich Gott auch, hinter dem Haus ist der Hanns,“ sagte sie und nahm den Andreas bei der Hand. Aber der machte sich gleich wieder los und sagte eilig: „Ich muß mich nach Fritz umschauen, der hat gesagt, er wolle unser Gepäck sich aus dem Packwagen geben lassen. Und fort stürmte er an der Wagenreihe hinauf bis zum Packwagen. Da hatte ein Kofferträger schon das Köfferchen des jungen Herrn an der Hand und die Waschkiste des Andreas auf der Schulter und brachte sie auf das Wägelchen, wo der Hanns sie hinter dem Sitz auflud und gut verdeckte. Dann sprang der Andreas erst wieder zur Mutter, und der Fritz hinter ihm drein, und dieser zog sein Käppchen, bot der Seebäuerin die Hand und sagte: „Ich bin halt so frei, weil Sie's erlaubt haben.“ Und sie sagte darauf: „Wenn es Ihnen nur gut genug ist auf dem schlechten Seebauernhof,“ und so ging es an ein Gerede und ein Fragen und Verwundern, bis man in der Restauration wieder beisammen saß, und der Andreas und der Fritz sich den schlechten Kaffee recht gut schmecken ließen.

„Jetzt fahren wir halt heim in Gottes Namen,“ sagte die Seebäurin nach einer Weile und dachte mit schwerem Herzen wieder an die Angelegenheit wegen der Sitzordnung. Der Hanns aber half ihr glücklich daraus. „Da setzt sich halt die Gretel zu mir auf's Brett,“ meinte er, und damit war die Sache abgethan. Mutter Lene nahm mit ihrem Buben und ihrem Gaste den gepolsterten Sitz ein, die zwei Braunen zogen an und fuhren wie das Wetter — denn heimwärts ziehen, was rechte Pferde sind, immer schärfer — das Sträßchen hinauf, und das Wägelchen schnellte über die Steine und Vertiefungen im Wege hin, daß die Passagiere mitunter hoch aufhüpften, und die Gretel keine kleine Mühe hatte, sich auf dem Brett zu erhalten. Der junge Herr Fritz hatte seine größte Freude an diesem Gepolter und schnatterte in Einem fort, fragte die Bäuerin über dieses und

Digitized by Google

jenes, nach allen Buben und Mädchen im Dorfe, nach dem Müller, in deſſen Mühlbach er vor zwei Jahren das letzte Mal gefiſcht, nach dem Revierjäger, mit dem er in den Wäldern herumgeſtrichen war, zuletzt auch nach dem Herrn Pfarrer. Der Andreas aber war merkwürdig einſilbig, fragte nach Nichts, ſondern ſah nur immer vor ſich hin auf die Vorberge, die ſchon ganz ſchwarz im Schatten ſtanden, während die höchſten Berge weiter hinten noch im Sonnenlichte glänzten. Er lachte auch nur ein einziges Mal, als nämlich ein Aſt von den dicht am Weg ſtehenden Bäumen dem plaudernden Fritz die Kappe vom Kopfe riß, und der Hanns halten mußte, ſie zu holen.

Schon ſchimmerten die fernen Berge in jenem wunderherrlichen Roſa, das ſie an heiteren Abenden zu verklären pflegt, als der Kirchthurm von Bergheim aus dem Thal auftauchte, und der Hanns mit einem gellenden Juhſchrei das Echo der Wälder weckte. Noch raſſelte das Geſpann über eine kleine Brücke, bog dann in eine Dorfgaſſe ein, jagte einige Dutzend Enten in die Pfützen rechts und links und bog mit demſelben majeſtätiſchen Ruck, mit dem es Hanns herausgelenkt hatte, wieder in das Gehöfte ein. Da ſtanden die dampfenden Gäule am Stalle ſtill, die Geſchwiſter zappelten unter der Hausthür und klatſchten in die Hände, und die Dienſtboten drängten ſich um den Wagen, der dicken Bäuerin herunterzuhelfen und dem Andreas die Hand zu ſchütteln. Den jungen Herrn Regierungsrath trauten ſie ſich natürlich nicht anzurühren, ſondern betrachteten ihn nur ſo von der Seite mit ſcheuer Ehrfurcht.

Bis die Begrüßung vorüber war, hatte der Hanns das Köfferchen des jungen Herrn in die gute Stube getragen und die Waſchkiſte des Andreas in die Kammer neben dem Schlafgemach der Bäurin, in welchem der Student bei dem Bruder Michel ſein Nachtquartier angewieſen bekam. Dann ſetzte ſich die ganze Familie nebſt dem Stadtgaſt um den Tiſch in der Stube und beſah das große Preisbuch des Andreas, welches mit ſeinen ſchönen Bildern große Bewunderung erregte. Mit dem Beſchauen derſelben vertrieb man ſich die Zeit bis zum Eſſen. Vor dieſem aber kam noch das Licht auf den Tiſch, denn leider wird es im Auguſt bald nach ſieben Uhr, ganz beſonders aber in einer Bauernſtube, die nur kleine Fenſter und vor denſelben einen mächtigen Baum ſtehen hat, ſchon finſter. Beim Meßner muß es auch ſchon ſo geweſen ſein, denn der fing über eine Weile Ave Maria zu läuten an, bei deſſen Klang die Buben von der Bank herunterrutſchten, der Herr Fritz auch von ſeinem Lederſtuhl, Mutter Lene und Gretel von ihren hölzernen Stühlen aufſtanden, die Dienſtboten in die Stube trollten und Alle mit einander andächtig zu beten begannen.

Gleich nach dem Beten aber kam die Suppe, oder vielmehr zwei: näm-

Digitized by Google

lich eine kostbare Milchsuppe für die Bäuerin, die Kinder und die Ehhalten, und eine Fleischsuppe mit geschnittenen Nudeln darin für den Studenten und seinen Kameraden. Und wie sie Alle vorher fleißig und in Einem Tone gebetet, so löffelten sie nun auch Alle miteinander und zwar mit allem Eifer, das können sich meine jungen Leser vorstellen, die Alle einen guten Appetit haben, hoffe ich! Der Seppel, aber der kleinste, schnatterte eben so fleißig, als er aß. Er machte Späße und Witze, so gut er eben konnte, denn er hatte das Privilegium dazu, und die Kinder und Dienstboten, mitunter auch die Mutter Lene lachten darüber. Es war ein recht vergnügtes Abendessen.

Es wäre aber wirklich Jammerschade gewesen, wenn es mit der Suppe schon sein Ende erreicht hätte. Der Milchsuppe folgte eine ansehnliche Schüssel der besten Küchel und eine andere mit Zwetschgen und Hutzeln und der dazu gehörigen Brühe für die Kinder und Ehhalten, und der geschnittenen Nudelsuppe folgte ein Teller, auf welchem zwei herrlich gebratene Hühner lagen, und eine Schüssel mit Salat. Der Andreas sagte ganz gerührt: „Aber Mutter, gar an einem Werktag Hendel! das ist ja aus der Weis'!“ Und der Herr Fritz beeilte sich hinzuzufügen: „Ja das ist zu viel, Frau Seebäuerin!“ — als wenn man ihm zugemuthet hätte, die zwei Hendel allein zu essen! In seiner Verlegenheit aber warf er sehr gierige Blicke auf die zwei prächtigen Hühner, und man konnte es fast sehen, wie ihm dabei das Wasser im Mund zusammenlief. Die Gretel transchirte sie und machte ihre Sache recht gut; warum? sie lernte ja eben auf der Post das Kochen, und weil sie ihre Sachen so gut gemacht hatte, bekam sie von der Mutter ein Füßlein, ein Büglein und einen Kragen sammt Kopf zugetheilt, und die Studenten durften nehmen, was sie mochten und griffen natürlich wacker zu.

Als die Hühner verspeist waren, erschienen auch zwei Krüglein Bier, und man sah es dem Fritz ordentlich an, daß er mit der Bewirthung im Hause des Schulkameraden höchst zufrieden war und sich ein wahres Schlaraffenleben versprach. Waren aber nun bisher die Kinnbacken mit Kauen beschäftigt gewesen, so wurden jetzt andere Forderungen an die Zunge gestellt. Der Andreas, der, wie erwähnt, von der Station bis nach Bergheim so schweigsam gewesen war, wurde jetzt mittheilsamer; im elterlichen Hause, im Kreise der Geschwister, die ihn allesammt mit so lachenden herzlichen Blicken anschauten und ihn, wenn es nur irgend gegangen wäre, vor lauter Liebe und Freude angebissen hätten, gingen ihm das Herz und der Mund auf. Es gibt eben nichts Schöneres, Herrlicheres und Herzerquickenderes als das Elternhaus. Wer nie aus demselben hinauskommt, dem wird es gleichgültiger, und er meint, es sei nichts Besonderes daran, aber wer nach langer Abwesenheit — und wie lange ist nicht ein Schuljahr! dorthin zurück-

Digitized by Google

kehrt, der weiß es zu schätzen und fühlt es tief, was es Großes und Liebes und Heiliges um das Elternhaus ist!

Lassen wir nun Andreas erzählen, wie es ihm in der Schule, beim Instruktor, bei seiner Haus- und Kostfrau und mit seinen Kameraden ergangen ist. Fritz wirft auch manchmal ein Wörtchen dazwischen und nimmt, nachdem Jener fertig geworden, seiner Seits den Faden des Gespräches wieder auf, indem er von Vater und Mutter und Geschwister, vom Spitzel, den die Seebäuerin sehr gut kennt, weil er auf dem Seebauernhof aufgewachsen und dann in die Landrichterfamilie übergetreten ist, von der Köchin Maria, die eine Verwandte der Seebäuerin ist, und nachher auch vom alten Bedienten Johann und vom Canarienvogel erzählt. Alle diese Geschichten sind für meine jungen Leser nicht sonderlich interessant; dafür will ich ihnen erzählen, was ich von den beiden Knaben weiß.

II.

Ueber den Seebauer-Andreas hatte, als seine Schulzeit in Bergheim zu Ende ging, der Herr Pfarrer, der seiner Zeit auch Professor gewesen war, das Urtheil gefällt, er habe zwar nicht überflüssig viel, aber doch gerade so viel Talent, um bei gehörigem Fleiße einen rechten braven Studenten abzugeben. Und die Seebäuerin, deren Mann eben damals gestorben war, hatte gemeint, weil der Michel jetzt doch heranwachse und seine vierzehn Jahre alt sei, und die Gretel mit ihren fünfzehn Jahren ihr auch schon unter die Arme greifen könne, so könne man es ja probiren und den Andreas zum Studiren schicken; „'s Geld dazu haben wir ja, Gott sei's gedankt, und wenn der Bub' nur was Ordentliches lernen will, das Essen und die Gewandung wollen wir ihm schon herschaffen," sagte sie. Also kam der Andreas zum Studiren in die Stadt, nachdem der Herr Kaplan ihm den nöthigen Vorunterricht gegeben und ihm die fünf Deklinationen, nebst einigen Begriffen vom Conjugiren und von der Kunst, einen kleinen Brief oder Aufsatz zu schreiben, mit einiger Mühe beigebracht hatte.

Nun war der Andreas von Gemüth ein seelenguter Knabe, ein bischen einfältig zwar, so daß seine Schulkameraden in Bergheim ihn oft zum Besten hatten, und er meistens die Zielscheibe ihrer muthwilligen Streiche abgeben mußte, aber mit einem großen Eifer für das Studiren und mit einer gewissen Abneigung gegen das Bauernwesen erfüllt. Als er in die lateinische Schule kam und unter die Knaben hinein, welche zum größten Theil in der Stadt aufgewachsen und unterrichtet waren, ging es ihm Anfangs recht hart, denn die Stadtschüler halten sich in der Regel, mit großem Unrecht, für viel vornehmer und gescheider als die Knaben, die vom Lande hereinkommen, und spielen diesen gerne allerhand Schabernack. Der Andreas aber war gar nicht der Mann dazu, ihnen Gleiches mit Gleichem zu vergelten, und

Digitized by Google

mußte sich eine Zeitlang recht viel gefallen lassen. Das wurmte ihn schrecklich und in schwachen Augenblicken bereute er es, daß er sich in die Stadt hatte schicken lassen; wenn er sich aber besann, daß er halt gar nicht gerne ein Bauer werde, und daß ihm die Stadt mit ihren großen, schönen Straßen, den prächtigen Schaufenstern an den Läden und allen andern Herrlichkeiten so wohl gefielen, da beschloß er wieder, gute Miene zum bösen Spiel zu machen und sich nichts verdrießen zu lassen.

Was Andreas von den fünf Deklinationen und deren Genus- und Casusregeln und von den Kunststücken mit der Comparation der Adjektiva beim Herrn Kaplan in Bergheim gelernt, das half ihm dazu, daß er sich in seinen Scriptionen ein gutes Vierteljahr unter den Ersten hielt und wenn er im Anfang seinen Aerger darüber, daß seine Mitschüler ihn so oft auslachten und ihn nur immer den dummen Bauernbuben hießen, der rothen Dinte des Herrn Professors entgelten ließ, der ihm eine Unzahl von Böcken anstreichen mußte, so brachte er es doch dahin, daß er am Ende des ersten Semesters der sechste unter dreißig Mitschülern war und zu Ostern mit dem Stellwagen einen triumphirenden Einzug in Bergheim hielt. Im zweiten Semester aber kamen die Geheimnisse der Conjugative und um Pfingsten gar die unregelmäßigen Perfecte und Supine an die Reihe, und da hatte die rothe Dinte noch mehr Arbeit. Die deutschen Aufsätze wollten auch nimmer gerathen, weil der Andreas im Geist immer auf den Feldern von Bergheim herumschweifte, und die dumpfe Schulstube ihm gar nicht gefiel, und in der Arithmetik waren die Hexereien, die man mit der Multiplication und Division der Brüche zu machen hat, vollends gar nicht nach seinem Geschmack. Was schließlich die Geographie betrifft, so dachte er, wenn von Gebirgen die Rede war, an das herrliche Thal, in welchem Bergheim liegt, und statt sich die Länge und Richtung des Laufes von der Donau und vom Rhein, Seine und Wolga zu merken, verlor er sich in Erinnerungen an den Forellenbach in Bergheim und an die Weiher, in denen er daheim Krebse und Frösche gefangen. Dafür that er es in der Religion allen Anderen bis auf Einen zuvor und dieser Eine war der Sohn seiner Kostfrau, der zwar beim mündlichen Ausfragen den Katechismus nicht besser herzusagen wußte, aber in den Scriptionen sich geschickter und aufmerksamer erwies.

So ging das erste Schuljahr zu Ende und Andreas kam mit einem passablen Zeugniß, in welchem der zehnte allgemeine Fortgangsplatz und die erste Religions-Note verzeichnet standen, nach Hause. Der Herr Pfarrer war mit ihm und seinen Fortschritten ganz zufrieden und weil der Herr Pfarrer es war, so war es die Seebäurin auch. „Es kann nicht Jeder einen Preis bekommen," sagte er zu ihr, „und wenn der Andreas nur brav und fromm bleibt und dabei doch was Tüchtiges lernt, so ist es ganz gleich,

Digitized by Google

ob er der Erste oder der Zehnte ist.“ Daher genoß der Andreas die Freuden der Vakanz in vollen Zügen und es ist gar nicht zu beschreiben, wie froh und glücklich er war.

Ich muß es ihm aber auch zum Lobe nachsagen, daß er, als die Vakanz zu Ende war, nicht ungern zu seinen Studien zurückkehrte, zumal da die Mutter Lene und die Gretel ihn begleiteten. Diese Gelegenheit benützte die Seebäuerin, um der braven Hausfrau ihres Andreas, der Frau Aktuarin Beutel, indem sie ihr einige mächtige Stücke Butter und Schmalz, einen großen Korb voll Eier, einen Scheffel Kartoffel und eine ungezählte Menge Aepfel und Birnen mitbrachte, ihren Dank und ihre Anerkennung für die gute Aufsicht und Pflege auszusprechen, die sie dem Buben hatte angedeihen lassen. Dabei ließ sie einfließen, daß es ihr eine rechte Freude machen würde, wenn die Frau Aktuarin mit ihrem Büblein im nächsten Jahr auch in die Vakanz auf den Seebauernhof kommen wolle, falls es ihr in einem Bauernhause nicht zu schlecht wäre, und die Frau Aktuarin sagte darauf: Sie werde schon so frei sein und wenigstens den Karl hinausschicken, weil sie selbst verschiedener Umstände halber die Stadt nicht leicht werde verlassen können. So leicht die Frau Aktuarin die Einladung der Seebäuerin aufgenommen und vielleicht am nächsten Tag schon vergessen hatte, so thaten dafür die Worte der Seebäuerin bei Karl eine um so größere Wirkung. Der kleine Bursche war in seinem Leben noch nicht weiter als auf eine oder zwei Stunden vor die Stadt hinausgekommen; ein paar Tage aber in einem Bauernhaus unter Pferden und Kühen, Hühnern und Gänsen zuzubringen, schien ihm der Gipfel der Seligkeit zu sein. Jetzt war ihm diese Aussicht so nahe gerückt, und er nahm sich vor, durch den größten Fleiß und die pünktlichste Folgsamkeit sich von seiner Mutter die Erlaubniß zu einem Besuch auf dem Seebauernhof in der nächsten Vakanz zu verdienen.

Hatte es Karl Beutel schon bisher nicht an Fleiß und Eifer fehlen lassen — er war nur um zwei Plätze hinter seinem Mitschüler Andreas zurückgeblieben — so ging er jetzt mit einem wahren Heißhunger an seine Studien. Da überdieß die zwei Knaben einen Instruktor erhielten, der es gründlich verstand, die noch in ihnen schlummernden geistigen Kräfte zu wecken und zu erhöhter Thätigkeit anzuregen, so brachten sie allmälig einen Vormann nach dem andern hinter sich, und Karl, der unter dieser Anleitung rascher noch als Andreas faßte und das Erfaßte sicherer und geschickter anzuwenden verstand, war am Ende des ersten Semesters der Zweite im Fortgang, während Andreas es nur bis zum fünften Platz gebracht, also noch keine Aussicht auf einen Preis hatte. Nun aber war in diesem, je weiter er allmälig hinauf rückte, der Ehrgeiz erwacht, und was er im vorigen Jahr für etwas ganz Unmögliches und Wunderbares gehalten

Digitized by Google

hatte, nämlich einen Preis zu bekommen, das schien ihm jetzt noch ziemlich leicht erreichbar, und er studirte daher mit der größten Anstrengung um auch einen Preis zu erringen, wie sein kleiner Freund.

Doch nein, ich kann eigentlich nicht sagen, daß die beiden Knaben Freunde waren. Karl war zwar dem Andreas mit größter Liebe zugethan, und wenn ich auch nicht in Abrede stellen kann, daß die stille Hoffnung, die er auf die Vakanz in Bergheim nährte, ihn nicht wenig dazu antrieb, sich dem Andreas gefällig zu erweisen, ihm bei seiner Arbeit an die Hand zu gehen, ihm seine bessere Einsicht in dieser oder jener Sache mitzutheilen, ja sogar — und das war ein großer Fehler, wozu er sich verleiten ließ — ihm bei den Scriptionen heimlich zu helfen, so ist doch gewiß, daß Karl eine wahre, uneigennützige Liebe und Anhänglichkeit an Andreas hatte und ihm deßwegen schon Alles that, was er ihm nur an den Augen absehen konnte. Wenn er aber dann meinte, der Andreas solle mit ihm und seiner Mutter etwa einen Spaziergang machen oder in eine Kirche gehen oder in den Freistunden mit ihm spielen, so geschah dieß schon nach dem ersten Vierteljahr dieses zweiten Studienjahres gar nicht mehr, und Karl mußte einmal mit großem Schmerz die Entdeckung machen, daß Andreas einen Freund hatte, der ihm viel lieber war.

Der Landrichter in Bergheim war gerade zu der Zeit, als Andreas und Karl die lateinische Schule zu besuchen anfingen, als Regierungsrath in die Stadt versetzt worden. Sein einziger Sohn Fritz hatte, während jene ihr erstes Studienjahr durchmachten, Privatunterricht genossen; dann war er zu ihnen in die zweite Klasse eingetreten. Daß unter allen seinen Mitschülern Andreas der Einzige war, den er bereits kannte, brachte ihn diesem schnell nahe, und weil Andreas in das lateinische Schulwesen schon besser eingeschlossen war, so hatte er oft Gelegenheit, Fritz einen Rath zu geben oder ihn über etwas aufzuklären, und daher schloß sich dieser immer fester an ihn an und zeichnete ihn vor allen seinen Mitschülern aus. Das gab dann auch Veranlassung, daß Andreas öfter zu Fritz kam, und der Herr Regierungsrath sah es gerne, daß sein Sohn mit dem sittsamen Landsmann umging, lud diesen öfter zu Tische und nahm ihn im Sommer zu Spaziergängen und Ausflügen mit. Dabei gewann der Bauernbube zusehends an städtischem Schliff, und das wäre ganz in der Ordnung gewesen, denn Wohlgezogenheit und feines Betragen steht einem kleinen Studenten überaus wohl an, und die Leute ersehen daraus, daß, wie es in einem lateinischen Spruche heißt, die Wissenschaft die Sitten verfeinert.

Bei unserm Andreas jedoch fiel dieß nicht ganz so aus. Er that sich vor Allem seinen Mitschülern gegenüber auf den Umgang mit dem Sohne eines Regierungsrathes sehr viel zu gute und ließ es sie merken, daß er mit die-

Digitized by Google

ſem am liebſten verkehrte. Fritz ſeinerſeits ſpielte in der Klaſſe eine große Rolle. Sein Mundwerk beſonders hatte er nicht umſonſt und machte bei jeder Gelegenheit davon einen ausgedehnten Gebrauch; wenn es einen Streit gab, hatte er immer Recht, weil er immer das letzte Wort hatte und den Mund am weiteſten aufthat. Auch war er, der einzige Sohn vermöglicher Eltern, reichlich mit Taſchengeld verſehen und gegen ſeine Mitſchüler ſehr freigebig damit. Hatte Einer ein Heft verloren, ſo kaufte ihm Fritz ein anderes, das einen farbigen Umſchlag mit Bildern und Verſen haben mußte; auch kam es ihm nicht darauf an, Einem ein verlornes Schulbuch wieder zu kaufen. Vier von ſeinen Mitſchülern bekamen Dintenzeuge — nicht ſo gewöhnliche beinerne Gefäſſe mit einer Spitze unten, die man am Anfang der Schulzeit mit großem Lärm in die Schulbank ſtößt, ſondern zierliche Käſtchen mit einer Feder zum Auf- und Zuklappen verſehen — und einigen der Aermſten erwirkte er Unterſtützungen von ſeinem Vater. Auch dadurch erwarb ſich Fritz ein großes Anſehen in der Klaſſe, führte das große Wort in derſelben, und wenn es einmal hieß: der Wind hat das geſagt, oder der Wind meint es müſſe ſo ſein, ſo war es auch ſo, und es galt kein Widerſpruch mehr.

Mit ſeinem Profeſſor jedoch ſtand Fritz bei weitem nicht auf ſo gutem Fuße. Dieſer hatte vielmehr gerechte Urſache über ihn zu klagen, da er häufig in der Klaſſe mangelhaft vorbereitet erſchien, ſeine Hausaufgaben leichtſinnig bearbeitete und in den Scriptionen die ärgſten Böcke ſchoß, weil er die Regeln, um die es ſich handelte, entweder nicht wußte, oder nicht beachtete. Es wäre aber in allen dieſen Sachen noch ſchlimmer um ihn geſtanden, wenn nicht Andreas häufig Mittel gefunden hätte, ihm zu helfen. Solch eine Aushilfe trug ihm regelmäßig ein Geſchenk, oder wenigſtens einen Lobſpruch von Fritz ein, und wenn dieſer unbeſtritten die erſte Rolle in der Klaſſe ſpielte, ſo ſpielte Andreas als ſein erklärter Kamerad und intimſter Freund entſchieden die zweite. Der Körpergröße nach hätte es jedoch umgekehrt ſein müſſen; denn Andreas hatte von Bergheim eine anſehnliche Leibeslänge mit hereingebracht, und ſie war unter der guten Pflege der Frau Beutel noch anſehnlicher gediehen, ſo daß er der größte Knabe in der Klaſſe war. Um ein paar Zoll war Fritz nebſt einigen andern Mitſchülern kleiner als Andreas. Dieſer hieß übrigens jetzt, ſeit ihn Fritz unter ſeine Protection genommen hatte, nicht mehr der Bauernbube, und die ſpekulativen Köpfe in der Schule mochten es am wenigſten mit ihm verderben, denn wer ihm ein unrechtes Wort ſagte, der hatte es mit Fritz zu thun.

Einer der Kleinſten in der Klaſſe und um ein Ziemliches kleiner als unſere beiden Helden war Karl Beutel, aber auch einer der ſittſamſten und fleißigſten. Dieſer ging ſo ſeinen eigenen Weg ſtill dahin, ſchmeichelte dem

Digitized by Google

die Klasse beherrschenden Fritz nicht, obwohl ihm bei seiner Armuth da und dort ein Gröschlein aus dessen stets offener Börse recht gut gethan hätte; er war gegen alle Mitschüler freundlich und gefällig, wandte aber seine vorzüglichste Theilnahme und Aufmerksamkeit seinem Zimmerkameraden Andreas zu, wie wenig es dieser auch verdiente. Denn ich muß es sagen, daß der lange Andreas oft recht schnöde gegen den kleinen Karl verfuhr, und dessen Hilfe- und Dienstleistungen so aufnahm, als könne es gar nicht anders sein. Was Karl mit seinem weichen Gemüthe unter dieser Kälte seines Schulkameraden und Hausgenossen litt, ist nicht zu beschreiben, und wenn er über diesen recht unmuthig wurde, da dachte er sich: Wahrhaftig, hätte die Seebäuerin nicht gesagt, daß ich sie in der Vakanz besuchen soll, ich gäbe dem Andreas gar kein gutes Wort mehr! Aber solch ein Zornausbruch dauerte bei dem kleinen Karl nie lange; wenn es sich traf, daß Andreas bei Verfertigung einer Hausaufgabe an der Feder kaute und absichtlich oder unabsichtlich vor sich hinbrummte: „Da kenne ich mich gar nicht mehr aus!“ Dann war sein Kamerad doch immer wieder bei der Hand und half ihm aus der Verlegenheit.

So klein der Karl war und so wenig er in der Klasse Aufsehen machte — außer etwa, wenn er in einer Scription mit Glanz der Erste wurde, oder der Professor sagte: „Der Beutel ist doch der Fleißigste und Aufmerksamste unter Euch allen!“ so hatte er doch auch einige Mitschüler, die ihn gerne hatten und ihn gegen die Neckereien Anderer in Schutz nahmen. Unter diesen näheren Kameraden des Karl war einer, welchem der Professor des vorigen Jahres beim Klassen-Spaziergang wegen seiner witzigen Einfälle und seiner Fertigkeit, alle möglichen Gesichter zu schneiden, den Bajazzo genannt und der diesen Namen seitdem behalten hatte. Er war arm wie Karl Beutel, aber eben so fleißig und aufmerksam, weßhalb die Zwei im zweiten Semester dieses zweiten Jahres beständig um den ersten Platz rangen, so daß, wenn Beutel ihn nicht gewann, gewiß Bajazzo ihn einnahm. Dieser Letztere durchschaute gut, wie Fritz in seinen Fortschritten in der Klasse sich eigentlich auf Andreas und dieser auf Karl sich stützte und so einer den andern vorwärts brachte. Nicht nur huldigte er der Herrschaft Wind's nicht und widersprach ihm keck, so oft er etwas Unrechtes oder Ungehöriges that oder sagte, sondern er war auch das Haupt und der Führer der kleinen Parthei in der Klasse, welche die Oberherrlichkeit des Fritz gar nicht oder nur widerwillig anerkannte und da er ein ziemlich derber, gewandter und kräftiger Bursche war, so hielt es Fritz nicht für gerathen, ihm gar zu offen entgegen zu treten. Dem Bajazzo aber that es weh, daß sein kleiner, schmächtiger Freund Karl von Fritz Wind und Andreas Heider so von oben herab behandelt wurde und wenn er auch jede Gelegenheit benützte, ihn gegen diese Zwei in Schutz zu nehmen, so be-

Digitized by Google

ſchloß er doch bei ſich, irgend einen Anlaß beim Schopf zu ergreifen, um dem Fritz, noch mehr aber dem Andreas, der bei weitem unfreundlicher gegen ſeinen Mitſchüler war als jener, einen Poſſen zu ſpielen.

In der Mitte des Sommers führte der Profeſſor ſeine Schüler ſpaziren. Lange ehe er auf dem beſtimmten Sammelplatz erſchien, waren die jungen Leute ſchon Alle beiſammen und hatten die Augen nach dem Thor gerichtet, aus welchem er kommen ſollte. Als er endlich zur feſtgeſetzten Stunde, um ſechs Uhr, eintraf, liefen ſie ihm Alle entgegen und ſchrieen einſtimmig: „Guten Morgen, Herr Profeſſor!“ — „Heute wird ein ſchöner Tag, Herr Profeſſor!“ ſagte Einer, und: „Ja der Barometer iſt bedeutend geſtiegen,“ ſetzte ein Anderer mit wichtiger Miene hinzu. „Und ich habe einen Regenſchirm bei mir, damit es gewiß nicht regnet,“ fügte der Profeſſor bei. Der Bajazzo aber ſagte: „Ich weiß auch ein gutes Zeichen, Herr Profeſſor: Mein Froſch ſitzt ganz oben auf ſeiner Leiter und das bedeutet auch ſchönes Wetter, hat meine Hausfrau geſagt.“ Dabei ſchleuderte er ſeine Mütze hoch in die Luft und fing ſie am Schild mit den Zähnen wieder auf, daß die Knaben Alle lachten; dann warf er ſie auf einen nahen Grasplatz und machte einen Purzelbaum darüber, ſo daß ſie ihm auf dem Kopf ſaß, als er wieder auf die Beine zu ſtehen kam. „Es hat auch gethaut, das bedeutet abermals ſchönes Wetter, juche!“ ſchrie er und ſchwenkte die naſſe Mütze.

„Vorwärts!“ kommandirte der Profeſſor. Der Bajazzo nahm deſſen Regenſchirm, ſchulterte ihn und ſetzte ſich an die Spitze des Zuges, indem er ſang: „Wer Leib und Seel' erhalten will, der nehme ſeinen Stab,“ — dabei ſtreckte er den Regenſchirm aus, wie der Regimentstambour ſeinen Stab, und die Kameraden lachten wieder und ſagten: „Der Bajazzo iſt heute noch beſſer gelaunt, als ſonſt!“

Was war das aber auch für ein luſtiger Gang an dem herrlichen Morgen zwiſchen mächtigen Bäumen, an deren ſaftig grünem Laub die Thautropfen im Sonnenſchein glitzerten, ehe ſie vergingen, an Wieſen und Aeckern vorbei, an denen jedes Grashälmchen und jede Aehre wie mit Diamanten beſetzt flimmerte, unter einem herrlichen wolkenloſen, tiefblauen Himmel! Die munterſten der Knaben jagten Schmetterlingen und Käfern nach und liefen an den Abhängen auf und ab, voltigirten über Zäune und Gräben und ſchloßen ſich dazwiſchen auf einige Zeit dem Bajazzo an, welcher Anderen, die von Anfang an ſich zu ihm gehalten hatten, luſtige Schnurren erzählte und dabei manchen ſelbſtfabricirten Witz zum Beſten gab.

Fritz Wind und Andreas Heider ſpazirten ganz allein mit einander, denn ſie waren in einer wichtigen Verhandlung begriffen. Je weiter ſie nämlich in die friſche, freie Gottesnatur hinauskamen, deſto deutlicher ſtellten ſich Fritz jene Jahre wieder dar, die er auf dem Lande verlebt hatte und in überſtrömender Sehnſucht nach dem ſchönen freien Landleben ſagte

Digitized by Google

er plötzlich zu Andreas: „Du hör' einmal, Du könntest mich wohl in die Vakanz nach Bergheim mitnehmen, wenn es Deiner Mutter recht ist."

„Ja," sagte Andreas darauf, „wenn es nur Deinem Vater auch recht ist."

„O, der hat nichts dagegen," versetzte Fritz bestimmt.

„Und wenn es nur Dir auf unserem Bauernhof gut genug ist," wendete Andreas wieder ein.

„Sorge Dich nicht darum," versetzte der Andere; „wir sind ja unser zwei, da wollen wir uns die Zeit schon vertreiben und Deine Mutter ist eine gar so brave Frau, ich habe sie recht gerne."

Diese Versicherung des pfiffigen Kameraden that dem Andreas sehr wohl, denn er hielt auf seine gute Mutter etwas und es freute ihn herzlich, daß der Fritz gesagt hatte: „Sie ist eine brave Frau, ich habe sie recht gerne."

Daraus entspann sich dann eine lange Unterhaltung, wie sie die Vakanz auf dem Seebauernhof miteinander zubringen wollten. „Um sechs Uhr stehen wir auf, nicht früher," sagte Andreas.

„Nein, für keinen Fall früher, eher später; dann gehen wir zum Revierförster, daß er uns in den Wald mitnimmt."

„Nein," entgegnete Andreas; „nach dem Frühstück gehen wir in die Messe."

„Ja so, in die Messe, meinetwegen. Dann gehen wir zum Drechsler und schauen ihm zu, wie er Kegel macht."

„Nein, nach der Messe gehen wir nach Hause und nehmen unsere Bücher vor, damit wir nicht vergessen, was wir heuer gelernt haben."

„Warum nicht gar?" eiferte Fritz, „die Bücher laufen uns nicht davon."

„Nein, nein, das muß sein; ich habe im vorigen Jahre auch von der Messe bis zum Mittagessen meine Grammatik hergenommen und bin dreimal in der Woche noch zum Herrn Kaplan gegangen."

„So? höre, das ist langweilig. Ich will mir ein Bischen Lernen gefallen lassen, wenn es etwa regnet und man nicht hinaus kann. Aber den ganzen Vormittag und alle Tage lerne ich nicht."

So verhandelten die Knaben miteinander, und indem der Eine von den Vorschlägen des Andern Dieses oder Jenes vernahm, brachten sie einen ganz hübschen Plan für ihre Ferienfreuden zusammen. So viel aber wurde festgestellt, daß jedenfalls die Nachmittage entweder zu Ausflügen nach einem eine halbe Stunde entfernten Dorf, wo auch ein Schulkamerad wohnte, oder zu Spaziergängen mit dem Herrn Pfarrer oder Kaplan, auch zu Besuchen in der Nachbarschaft, beim Schmid, beim Säg- und Mahlmüller, mitunter beim Nachtwächter, der sich mit Marderfangen und Vögelausstopfen abgibt, und anderen solchen Professionisten verwendet werden müsse. Ueberdieß ver-

Digitized by Google

sprach das Abnehmen der Blut-, Pfund- und Salzburger Bienen, der Kaiseräpfel und Brätlinge, der Zwetschgen, Pflaumen, Mirabellen, Reineclauden, Hasel- und Wallnüsse im großen Garten und Anger des Seebauernhofes eine unendliche Menge von Vergnügungen, ungerechnet das Reiten auf den Ackergäulen und den Antheil, welchen Knaben an den sämmtlichen Arbeiten der Landwirthschaft nehmen können. Fritz schwamm in Entzücken über all die Aussichten, und Andreas wurde immer beredter in deren Schilderung und weitläufigster Ausmalung.

Zwei oder drei Schüler, unter diesen Karl Beutel, hielten sich an den Professor, der ihnen von fernen Ländern und Städten, bis in das Alterthum hinein, wo die Römer die Herrn der Welt waren, allerlei Merkwürdiges und Wundersames erzählte, ihnen, als sie einen Eisenbahndamm passirten, eine faßliche Erklärung der Dampfkraft und der Einrichtung einer Lokomotive gab, ihre Fragen über Dieses und Jenes beantwortete, und dem Einen oder Andern auch eine gute Mahnung und Lehre zu Theil werden ließ. Denn wie ein Gang in die schöne Gotteswelt hinaus jedes Menschen Herz ganz besonders anregt und mittheilsam macht, so ergeht es auch einem Professor, den auf einem Gang über Land lernbegierige und folgsame Schüler umgeben. Das Herz geht ihm auf, und er ist da, während er in der Schule immer die strenge Seite herauskehren muß, was er gerne das ganze Jahr hindurch wäre: milde und freundlich.

Unserem Professor ging der Stoff zu seinen Mittheilungen und Bemerkungen noch lange nicht aus, als der Bajazzo seinen Vorrath an Witz und Schnurren bereits erschöpft hatte. Daher verlor er einen seiner Anhänger um den andern, der sich dann an den Nachtrab anschloß, und endlich kam Bajazzo selbst mit den letzten seiner Zuhörer und Begleiter zum Professor und verlegte sich jetzt auf das Fragen, während er im Vortrab den Lehrer und Alleswisser gespielt hatte. Da er ein wißbegieriger Knabe war und allerlei Sachen auf's Tapet brachte, woran die Anderen bisher noch gar nicht gedacht hatten, so hatte der Professor Veranlassung, manches andere Thema zu berühren, und er mußte, da sich allmälig die Mehrzahl seiner Schüler um ihn sammelte, seine Stimme bedeutend erhöhen, um sich Allen verständlich zu machen. Er that es aber gerne, denn es freute ihn herzlich, so wißbegierige Schüler zu haben. Der Bajazzo warf dann wieder einen seiner Witze dazwischen und machte sich nicht sonderlich viel daraus, wenn sie jetzt weniger Anklang und Beifall fanden. Als einmal der Professor sagte: „Du bist doch immer der Hanswurst, wirst aber hoffentlich gesetzter werden?“ versetzte er. „Ja, Herr Professor, das kommt mit den Jahren, sagt meine Hausfrau,“ und seine Mitschüler lachten wieder, denn es war seine Gewohnheit, seine eigenen Aeußerungen und Meinungen durch das Zeugniß seiner Hausfrau zu bekräftigen.

Digitized by Google

Ueber all diesem Diskuriren, Fragen und Antworten ging es gegen Mittag, und man langte am Ziele des Ausfluges an. Die Knaben waren müde und warfen sich auf die Bänke hin. Während das Mittagessen bereitet wurde, das schon Tags vorher bestellt worden war, zog der Professor ein Buch aus der Tasche und las einige kleine unterhaltende Geschichten vor. Dann gab er den Durstigen die Erlaubniß, Wasser oder etwa auch ein Glas Bier zu trinken. Als er aber merkte, daß einige unruhige Köpfe wieder in die Höhe wollten, langte er ein anderes Büchlein heraus, das Mährchen und Erzählungen von Schubert enthielt. Darin steht eine wunderbare Geschichte „von der großen Bratwurst," eine so spannende, interessante Geschichte, daß keiner von den Knaben mehr an das Fortgehen dachte, sondern mit der größten Aufmerksamkeit am Munde des Professors hing. Als aber die Geschichte ihrem Ende sich zuneigte, erschien die Tochter des Wirthes, stieß zwei große Tische an einander, breitete über dieselben ein Tischtuch, schleppte Teller und Bestecke herbei und legte zu jedem Gedeck ein Stück Brod. Dann ließ der Proffessor die Schüler an dem gedeckten Tische Platz nehmen, den Bajazzo unten, während er selbst oben saß; Fritz und Andreas machten sich an seine Seite, Karl neben Andreas. Da sagte der Professor lachend: „Linder, Du sitzest ja oben!"

„Nein, Herr Professor, ich sitze unten. Das ist gerade wie mit dem Lieutenant — Herr Professor, darf ich Ihnen die Geschichte vom Lieutenant erzählen? Aber Sie kennen sie vielleicht schon?"

„Nur zu, erzähle!"

„Also!" sagte der Bajazzo, räusperte sich und tupfte dem zunächst Sitzenden auf den Arm: „Sperr Okulos! Bei einem General waren eine Menge Offiziere zum Essen eingeladen, Oberstlieutenants, Hauptleute, Majors, es werden wohl auch Doktors dabei gewesen sein, aber nur ein einziger Lieutenant. Der Lieutenant kam unten an das Ende der Tafel zu sitzen, gerade dem General gegenüber, wie ich dem Herrn Professor gegenüber sitze. Auf einmal — es war die Suppe noch nicht da, gerade wie bei uns — stand der Lieutenant auf, indem er sagte: „Ich bitte um Entschuldigung, Herr General, ich sitze ja oben, ich kann aber nichts dafür, ich weiß nicht, wie es gekommen ist, ich bitte noch einmal um Entschuldigung!" ging er zum General, wie ich jetzt zum Herrn Professor gehe, der General aber sagte: —

„Beruhigen Sie sich, Herr Lieutenant," fiel der Professor ein, „wo Sie sitzen, ist immer unten!" Darüber lachten die Knaben unbändig zusammen; die Geschichte und ihre dramatische Darstellung hatte ihnen ausnehmend gefallen. Der Professor aber bemerkte: „Wenn Du auch unten sitzest, Linder, so bist Du doch der Erste nach mir in der Klasse, und ich hoffe, Du wirst es auch bleiben!"

Digitized by Google

„Ja," ſagte Bajazzo, „ich habe es ſchon im Sinne, aber wenn die Suppe noch länger ausbleibt, ſo weiß ich nicht, ob ich es erlebe, daß ich den erſten Preis bekomme, denn ich bin ſchon halbtodt vor Hunger!"

Nach einer kleinen Weile erſchien doch die Wirthstochter mit einer großen Suppenſchüſſel unter der Hausthüre und ſchritt dem Garten zu. „Die Zeit bringt Roſen, ſagt meine Hausfrau, und Suppen auch!" ſchrie der Bajazzo und nahm den Löffel zur Hand, legte ihn aber wieder weg, als der Profeſſor die Schüler ermahnte, ein Tiſchgebet zu ſprechen. Karl Beutel war der Einzige, der im Beſitz der Kenntniß eines lateiniſchen Tiſchgebetes war, und betete ſchüchtern zuerſt, dann mit immer feſterer Stimme: Benedicite. Oculi omnium in Te sperant, Domine etc. Die prächtige Suppe mit den Fleiſchknödeln mundete trefflich. Als ſie verſpeist war, ſagte Bajazzo: „So, jetzt können wir ſchon wieder warten, bis was Anderes kommt." Er und ſeine Kameraden vertrieben ſich die Zeit damit, den Hühnern, die herangetrippelt kamen, Brodkrummen hinzuwerfen. Ein majeſtätiſcher Hahn mit einem prächtigen Schweif fand ihren beſonderen Beifall und ſie ergötzten ſich daran zu ſehen, wie auf ſein Krähen immer mehr und mehr Hühner herbeigelaufen kamen. „Wer von Euch weiß," fragte Bajazzo, „warum der Hahn die Augen zumacht, wenn er kräht?" Und als Keiner Beſcheid wußte, antwortete er ſelbſt: „damit die Hennen ſehen, daß er ſeine Sache auswendig kann."

Bajazzo war wieder im Zug und machte ſeine Schnurren, bis Fleiſch und Gemüſe für die Einen, Braten und Salat für die Andern, eine Mehlſpeiſe für eine dritte Abtheilung aufgetragen wurde. Als die Mahlzeit vorüber war, unterhielt man ſich mit Räthſelfragen, die der Profeſſor aufwarf, wobei er aber Bajazzo verbot, nach ſeiner Gewohnheit vor allen Anderen drein zu ſchreien. An ſeiner Stelle war nun Andreas ſehr vorlaut und zeigte das Beſtreben, durch ſchnelles Beantworten der Fragen den Bajazzo aus dem Sattel zu heben. Es gelang ihm aber nur dann, wenn Karl ihm die Antwort leiſe in's Ohr ſagte. Das Sitzen behagte übrigens den Knaben auf die Länge nicht; es wurden Spiele gemacht, bei denen ſie laufen und ſpringen konnten; wie „Schneider, leih' mir die Scheer," oder „Fürchtet Ihr den ſchwarzen Mann?" und dergleichen. Darauf folgten zur Erholung und Abkühlung wieder Fragen und Antworten. Als dieſes eine Weile gedauert hatte, und Andreas durch vorlautes Verſichern, daß er Beſcheid wiſſe und durch Verfehlen der Antworten ſich mehrmals lächerlich gemacht hatte, während er nur einen treffenden Beſcheid geben konnte, wenn Karl oder Fritz ihm einflüſterten, — rief Bajazzo: „Ich will auch einmal eine Frage ſtellen. Was machen Wind und Beutel miteinander?"

Nach einigem Beſinnen rief Einer: „einen Windbeutel!" Und die Anderen riefen es lachend nach. Andreas wurde blutroth vor Verlegenheit,

Digitized by Google

und der Professor äußerte: „Heider, Du magst Dir merken, daß es nicht gerathen ist, mit einer Fertigkeit zu prahlen, die man nicht besitzt. Ich habe schon öfter wahrgenommen, daß Du mehr aus Dir machst, als an Dir ist; nimm Dich in Acht, daß dieser Fehler nicht die Oberhand gewinne!“

Dann wurde zum Aufbruch gemahnt, und die ganze Caravane zog wieder, aber auf einem Umweg, der eine nochmalige Einkehr nöthig machte, zur Stadt zurück. So munter und lärmend sie morgens den Sammelplatz verlassen hatten, so still langten sie wieder bei demselben an. Einige Knaben schleppten sich nur mehr ganz mühsam dahin; bei Allen aber machte sich die Müdigkeit geltend, und Jeder war froh, als er bei einbrechender Dämmerung seine Wohnung erreicht hatte und der Ruhe pflegen konnte. Glücklicher Weise hatte Keiner an seiner Kleidung etwas zerrissen, Keiner eine Unart begangen; Jeder konnte mit ruhigem Gewissen zu Bette gehen, und in gar mancher jungen Seele fanden die Erlebnisse dieses schönen Tages in einem Traume ihren Nachklang. Es war, glaube ich, nur Einer, der weniger froh als die Andern sich an diesen Spaziergang erinnern machte, und dieser Eine war Andreas, den der „Windbeutel“ gewaltig wurmte.

Ich weiß nicht, welchen Entschluß er an diesem Abend noch vor dem Schlafengehen gefaßt haben mag, aber so viel ist sicher, daß vom nächsten Tage an eine gewisse Bitterkeit im Benehmen gegen seine Mitschüler zu bemerken war, und daß der kleine Karl sehr viel von seiner üblen Laune zu leiden hatte. Während er diesen keines einzigen herzlichen Wortes, kaum eines Blickes würdigte, ihn nie mehr um seine Hilfe ansprach und die freundlich angebotene zurückwies, hielt er sich ausschließlich nur an Fritz, bearbeitete mit diesem gemeinschaftlich seine Hausaufgaben und brachte nur bei ihm seine Freistunden zu. Aber schenken ließ er sich auch nichts mehr von ihm wie früher, wo er bald ein Kleidungsstück, bald ein Heft, bald einen Stahlfedernhalter von ihm bekommen hatte. Karl bemerkte diese auffallende Veränderung im Benehmen seines Zimmerkameraden um so schmerzlicher, als er nun die noch immer bisher leise genährte Hoffnung auf die Vakanz in Bergheim aufgeben mußte. Die Frau Aktuarin merkte es aber auch, und als es Andreas einmal gar zu bunt damit trieb, fragte sie ihn ernstlich, was er gegen Karl habe?

„Meine Kameraden sagen, ich sei ein Windbeutel, weil der Wind und der Beutel mir helfen,“ entgegnete er mürrisch.

„Warum bist Du aber gegen den Wind nicht so unfreundlich, wie gegen Karl?“

Nach einigem Zögern antwortete er: „der Fritz ist mir halt lieber.“

„Das weiß ich wohl,“ sagte die Frau Aktuarin; aber Du scheinst es vergessen zu haben, daß mein Karl Dir so und so oft in Deinen Arbeiten,

Digitized by Google

ja ſogar in den Scriptionen geholfen hat, und daß Du zum größten Theil ihm den Platz verdankſt, den Du in der Klaſſe einnimmſt.“

Da kehrte ſich Andreas um, und indem er brummte: „Ich brauche ihn nimmer!“ ging er davon. Die Frau Aktuarin aber dachte bei ſich: Sieh' mir einmal ein Menſch den undankbaren, hochmüthigen Burſchen an! Es wird ſich wohl noch zeigen, was er an der Freundſchaft dieſes Fritz hat, der nicht umſonſt Wind heißt.

Und es zeigte ſich. Ganz nahe am Ende des Schuljahres fand noch eine wichtige lateiniſche Scription ſtatt, in welcher eine Reihe von Regeln und Beiſpielen, welche der Profeſſor während des Schuljahres eigens dictirt hatte, zur Anwendung kommen ſollte. Fritz ſetzte auf den Erfolg dieſer Scription die Hoffnung, im allgemeinen Fortgang noch um einige Plätze hinaufzurücken, da ſeine Vorgänger nur wenig von ihm verſchieden waren. Der Umgang mit Andreas, welcher immer unter den Erſten war, hatte für ihn wenigſtens das Gute gehabt, daß er ſich bemühte, nicht gar zu weit hinter ihm zurückzubleiben. Auch Andreas hatte alle Urſache, ſich auf das Sorgfältigſte auf dieſe Scription vorzubereiten, da ſie darüber entſcheiden konnte, ob er den dritten oder vierten Fortgangsplatz erhalte, und endlich für Karl ſelbſt handelte es ſich um den erſten oder zweiten Preis. Wenn gleich dieſe entſcheidende Scription ſchon ſeit Langem verkündigt war, hatten doch weder Andreas, noch Fritz noch Karl daran gedacht, die in Rede ſtehenden Regeln und Beiſpiele gründlich zu wiederholen, als erſt am Tage vor der Scription, weil ſie dieſelben hinlänglich gut zu wiſſen glaubten.

Als nun Andreas aus der Klaſſe, in welcher der Profeſſor neuerdings auf die bevorſtehende Scription aufmerkſam gemacht hatte, nach Hauſe kam, wollte er das Heft zur Hand nehmen, in welchem die dictirten Regeln und Beiſpiele ſtanden. Aber zu ſeinem immer ſteigenden Schrecken konnte er dieſelben nirgend finden, ſo emſig er auch ſeinen ganzen Kram an Büchern und Heften durchſtöberte. Eine Stunde ſchon hatte er mit dem Suchen verloren; Karl bot ihm ſeine Hilfe an, er aber brummte: „Ich brauche es nicht.“ Dann kam der Inſtructor, der auch eine Stunde in Anſpruch nahm. Kaum war dieſer fort, ſo eilte Andreas zu Fritz, um ihn zu bitten, er möchte ihm das Heft leihen. Fritz aber lachte ihm, als er ſein Anliegen vortrug, geradezu in's Geſicht und ſagte: „Ich weiß gar nicht, wie Du mir vorkommſt? Bei Dir handelt es ſich höchſtens um Einen Platz, bei mir um drei oder vier, und ich muß es Dir nur ſagen, daß mein Vater erklärt hat, er werde mich nicht nach Bergheim gehen laſſen, wenn ich nicht noch um einige Plätze weiter hinauf komme.“

Andreas bat dringend und immer dringender, es half nichts. Voll Aerger kam er nach Hauſe, warf die Thüre ſeines Zimmers mit einer ſolchen Heftigkeit zu, daß die Frau Aktuarin zürnend über dieſe Ungezogenheit

Digitized by Google

herbeikam, und ſetzte ſich an den Tiſch, wo er den Kopf in die Hand ſtützte, und dumpf vor ſich hinbrütete. Karl war eben mitten in der Wiederholung begriffen. Als er die Verzweiflung ſeines Kameraden ſah, bot er ihm neuerdings ſein Heft an, und Andreas war ſo gnädig es anzunehmen. Es ſtellte ſich aber heraus, daß er vom Inhalt deſſelben viel weniger mehr wußte, als er ſich eingebildet hatte, und gewöhnt gegen Karl keine Rückſicht zu nehmen, behielt er das Heft, bis er die ganze Aufgabe durchgegangen hatte und zu Bette ging. Jetzt erſt mußte ſich Karl an die Vollendung ſeines Studiums machen, und der arme kleine Menſch blieb bis tief in die Nacht hinein ſitzen und ſtand des andern Morgens um eine Stunde früher auf als ſonſt, um fertig zu werden.

Auf Andreas machte dieſer Vorfall einen tiefen Eindruck, und er begann Zweifel an der Aufrichtigkeit der Freundſchaft Fritzens zu hegen und damit die aufopfernde Treue ſeines Zimmerkameraden zu vergleichen. Jetzt beſann er ſich auch darauf, daß Fritz, ſeit aus Bergheim die Einwilligung der Seebäuerin eingetroffen war, ihn aufzunehmen, ſich mitunter recht herriſch und übermüthig gegen ihn benahm. Die Rollen, welche die beiden Knaben früher geſpielt, waren jetzt vertauſcht. So lange Fritz den Andreas gebraucht hatte, um in der Klaſſe zurecht zu kommen, war er recht artig und freundlich gegen ihn; dann hatte er um ein Bedeutendes nachgelaſſen. Seit jedoch der Plan, die Vakanz in Bergheim betreffend, im Werke war, hatte er wieder beſſere Saiten aufgezogen und Andreas durch Schmeichelei von Neuem geködert. War die erſte Regung ſeines Gemüthes gegen den Landsmann wirklich Dankbarkeit für geleiſtete Dienſte geweſen, ſo hatte ſich dieſelbe, ſeit er eine ſo große Rolle in der Klaſſe ſpielte, und die Hoffart ſich ſeiner bemeiſterte, in Eigennutz verwandelt. Aber von der Zeit an, als er in der Klaſſe allein ziemlich gut fortkam und die Gewißheit hatte, daß ihm eine angenehme Vakanz geſichert ſei, benahm er ſich gegen den Andreas ziemlich ſchnöde, um ſo mehr, als dieſer oft recht linkiſch und einfältig ſich ſtellte und von ſeinem pfiffigen Kameraden bei jeder Gelegenheit, wie man ſagt, über den Löffel barbirt wurde.

Nach alldem war es nicht zu verwundern, daß Andreas gegen Fritz etwas kühler wurde und ſeiner Mißſtimmung mitunter Luft machte. Daher fehlte es in der letztern Zeit nicht an Streitigkeiten zwiſchen den beiden Knaben, die früher Ein Herz und Eine Seele geweſen waren, und Andreas bereute es ſogar manchmal, daß er ſeinem Kameraden von der Mutter die Erlaubniß ausgewirkt hatte, mit ihm nach Bergheim zu kommen. Indeſſen war die Sache nicht mehr zu ändern, und die zwei Knaben begaben ſich unmittelbar nach der Preiſevertheilung zur Eiſenbahn. Karl begleitete ſie, freilich mit ſchwerem Herzen. Erſt in den letzten Tagen hatte ſeine Mutter geſagt: „So weh es mir thut, daß ich Dich um eine Freude

Digitized by Google

bringen muß, nachdem Du das ganze Jahr hindurch so brav gewesen bist, so kann ich Dich doch nicht nach Bergheim gehen lassen; Andreas hat keine Erwähnung mehr davon gethan, die Seebäuerin auch nicht, und da er ohnehin den Fritz mitnimmt, so wäre es unbescheiden, wenn Du auch mit kämst." Und der kleine Karl hatte es eingesehen und sich, wenn auch mit blutendem Herzen, darein ergeben, den schönen süßen Hoffnungen, die er seit dem Beginne des Schuljahrs genährt, zu entsagen. Ja er hatte sich vorgenommen, gegen Andreas sich gar nichts merken zu lassen, und zum Beweis, daß er sich nichts daraus mache, begleitete er ihn und Fritz zur Eisenbahn. Als jedoch Andreas und Fritz kurz und kalt von ihm Abschied nahmen, wurde ihm doch das kleine Herz recht schwer, und indem er zu seinen Schulkameraden sagte: „Bleibt halt gesund und unterhaltet Euch gut," traten ihm die Thränen in die blauen Augen. Fritz sah das nicht, wohl aber Andreas, und es ging ihm ein Stich durch's Herz.

In Begriff, an die Kasse zu gehen, geriethen die zwei Reisenden wieder in Streit. Andreas wollte aus Sparsamkeit, die er von dem Vater ererbt hatte, auf einem Platze dritter Klasse fahren; Fritz war aber auf die zweite capricirt und setzte wie gewöhnlich seinen Willen durch, nicht ohne daß Andreas während der Fahrt mit ihm haderte, worauf denn Fritz in der Hitze des Streites ihm zu verstehen gab, daß er seine Begleitung für eine große Ehre zu halten habe, weil er eigentlich doch nur ein dummer Bauernbube sei.

So ständen die beiden Knaben eben nicht im besten Einvernehmen miteinander, als sie von der Mutter Lene an der Eisenbahnstation in Empfang genommen wurden. Je näher Andreas der Heimath kam, desto schwerer fiel es ihm auf's Herz, daß er den kleinen gutmüthigen Karl so schmählich hatte sitzen gelassen; daher war er, wie erwähnt, auf der Heimfahrt so stille, und noch in der Nacht, ehe er einschlief, machte er sich seine Gedanken darüber, daß es Karl am Ende doch besser mit ihm meine als Fritz, und es viel mehr um ihn verdient hätte, die Freuden der Vakanz mit ihm zu theilen. (Schluß folgt.)

Abu Zeid als Schulmeister zu Hims.

Von F. A.

Der witzreichste Dichter Arabiens ist Hariri, dessen Makamen unser sprachgewandter Dichter Rückert mit freier meisterhafter Nachbildung in deutsches Gewand übertragen hat. Es kann kaum etwas Wunderlicheres, Launigeres, Abenteuerlicheres erdacht werden, als die Makamendichtung, welche

Digitized by Google

unter dem Titel bekannt geworden: „Die Verwandlungen des Abu Seid von Serug.“ Sie gewinnt aber eine höhere Bedeutung durch ihren culturgeschichtlichen Werth. In diesen Makamen hat Hariri uns ein ansprechendes Gemälde arabischer Sitte und arabischer Bildung aufgestellt. Abu Seid, der immer wandernde, erscheint als der Meister des Wortspiels und des Sprachwitzes, unerschöpflich in neuen Wendungen und Verkleidungen, spitzfindig in Anspielungen, künstlich und ausschweifend im Bilderschmuck, ganz wie es der phantastische Geschmack seines Volkes verlangt.

Die arabische Liebhaberei für das Wortspiel und den Sprachwitz hat ihren ganz natürlichen Grund. Er liegt zunächst in den eigenthümlichen Sittenvorschriften des Islam, welche Wein und Spiel, Musik und Tanz verbieten und der Geselligkeit fast nur das Gespräch, zumal unter den Zeltbewohnern, übrig lassen. Die klimatischen Verhältnisse thun das Uebrige. Denn die große Hitze, die während des Tages zur Ruhe lockt, verweist die Geselligkeit auf die Kühle der Nacht. Die Nacht- und Mondscheingespräche bilden daher auch ein wesentliches Element in dem geselligen Leben der Araber. Eine weitere Förderung bietet die Moschee. Die Moschee dient zum Versammlungsort für die gelehrte und gebildete Welt, die in der Zwischenzeit der Gebetstunden dort der Unterhaltung pflegt. Da aber, wie Rückert treffend bemerkt, der Stoff dieser Gespräche schon in der ursprünglichen Wüste nur ein sehr beschränkter ist und dies immer mehr wird, je mehr die eigenen Volks- und Stammesinteressen erlöschen, so gewinnt bei Zeiten die Form die Oberhand; die Sprache fängt an, über sich selbst zu sprechen, und für Spiel, Schauspiel und Saitenspiel stellt sich das Wortspiel ein.

Diese Kunst des Wortspieles ist nun in den Makamen des Hariri unvergleichlich und bis zur Verschwendung geltend gemacht, und Abu Seid, der Held der Schwänke, zeigt sich darin als Vertreter der arabischen Bildung. Wer ist Abu Seid? fraget ihr. Das soll mit wenig Worten gesagt werden.

Abu Seid lebte in behaglichem Wohlstand zu Serug, seiner Vaterstadt, allgemein geehrt und um seiner Freigebigkeit willen beliebt. Er berühmt sich selbst:

„Mein Haus war ein Zusammenfluß
Der Gäst' aus allen Landen,
Wo offen weit die Thore stets
Und frei die Güter standen.“

Da brach ein feindliches Griechenheer ein, eroberte und verwüstete Serug, und Abu Seid, der eben noch im Glücke Prangende, verlor Haus und Habe und Heimath. Zum Bettlerstabe muß er greifen und auf unsteten Wanderungen sein verarmtes Leben weiter fristen. Jetzt aber gerade begann der

Digitized by Google

Reichthum seines Geistes sich zu entfalten: sein Witz und seine Bildung wurden sein Brod. Er nahm sich die Vorliebe seiner Landsleute für das Wortspiel und den Sprachwitz zu Nutze und zog als arabischer Improvisator, von seiner Kunst lebend, durch Städte und Wallfahrtsorte, durch Meer und Wüste. Ueberall schloß er sich größeren Gruppen, Versammlungen, Karawanen an und überall bezauberte er durch seine sprudelnde Laune. Unerwartet kommt und verschwindet er: „rascher als der Wolkenzug — und überraschender als Heuschreckenflug — muntrer als das Reh im Mondschein — und lebhafter als die Eidechs' im Sonnschein." Er kann deßhalb auch von sich sagen: „Ich bin der alte Wunderreich — der Ueberall und Nirgendheim." Meist aber gibt er sich zu erkennen als „Haupt der Ränk- und Schwänkemacher," und in dieser Eigenschaft bringt es der Schalk bis zur höchsten Würde: er reist und schaltet als „König der Landfahrer" und trägt „Bettlerkönigs Krone." Freilich erweist sich auch, dem entsprechend, seine Lebensregel oftmals als eine rechte Zigeunermoral. Sein Mißgeschick hat die menschenfreundliche Gesinnung seiner Jugend verdüstert, und er, der Heimathlose, der Gewalt erlitten, glaubt jetzt auch kein Mittel der List und Dreistigkeit verschmähen zu müssen, um sein Lebenslos zu erheitern. Aus diesem störenden Mißton klingt jedoch immer wieder ein rührender Natur- und Herzenslaut hervor, der durch das ganze Gedicht hindurchzieht: das Heimweh, die elegische Klage um ein verlornes Jugendparadies und um ein verlornes Vaterland. Plötzlich bricht es manchmal mitten zwischen seinen Eulenspiegelstreichen und possenhaften Einfällen hindurch und hebt den ergrauten Schelmen aus seinen Irrfahrten wieder zu sich selbst und in eine reinere Höhe. So gedenkt er einmal seiner Heimath mit folgender schöner Gasele:

„Mein Geburtsland ist Serug,
Wo mein Glück einst Wogen schlug;
Ein Gefild, in welchem du
Alles findest all genug;
Dessen Brunn ist Selsebil*),
Fülle, die erschöpft kein Krug.
Auf der Weide geht das Lamm,
Zwischen Blumen geht der Pflug.
Durch die Häuser wandeln Söhne,
Wie durch Lüft' ein Sternenzug.
O des Anblicks dieser Flur,
Deren Duft macht jung und klug!
O der Blüthen, wann der Schnee
Schmilzt vom sanften Hügelbug!

*) Selsebil, eine der Quellen des Paradieses, nach arabischer Anschauungsweise.

Digitized by Google

Wer es sieht, der spricht: das Eden
Dieser Erden ist Serug.
Und deß Gram versieget nie,
Den das Glück daraus verschlug;
Wie mir's ging, seit nackt von dort
Mich vertrieb das Volk Olug*).
Seitdem ungehemmet ging
Meines Seufzers Odemzug,
Und die Thräne fließt, wie mich
Heimwärts trägt Gedankenflug."

Seine Sehnsucht blieb nicht ungestillt: Serug wird befreit, und Abu Seid kann in seinen alten Tagen wieder in die geliebte Vaterstadt zurückkehren. Da geht er ernst und reuevoll in sich; er zieht sich von dem bewegten Welttreiben gänzlich zurück, wird Imam (Vorbeter) der Gemeinde und beschließt sein Leben im Dienste der Moschee, beschaulich und erbaulich. Das ist in Kürze seine Geschichte.

Abu Seids Wanderfahrten sind zugleich arabische Sittenschilderungen, und diese bunten Streif- und Sittenzüge bilden eben den Inhalt der Makamen des Hariri. Makame bedeutet eine Unterhaltung und weiterhin dann eine Erzählung; die Form derselben ist die sog. Reimprosa, in welche zur Abwechslung Gaselen**) eingeflochten sind. Die Verwandlungen des Abu Seid sind nur eine Reihe solcher lose an einander geknüpfter Scenen und Abenteuer, es sind, wie der Dichter selbst sie einführt: „einige und vierzig Makamen, gewebt aus Ernst und Scherz — gegossen aus Gold und anderem Erz — gedichtet aus dünnen Fäden und dichten — geschichtet aus bunten und lockern Geschichten — voll mannigfaltiger Ereignisse — und unvergleichlicher Gleichnisse — besetzt mit den Edelsteinen des Ausdrucks — gestickt mit den Perlen des Gedankenausschmucks — bereichert mit Räthseln und Sprichwörtern — Redespitzen und Stichwörtern — Schriftstellen und Gemeinplätzen — und besondern Sprachschätzen — abwechselnd mit muntern Ausbrüchen — und feierlichen Aussprüchen — mit Possen der Vertraulichkeit — und Glossen der Erbaulichkeit — mit Witzreden, welche lachen — und Strafreden, die weinen machen." — Abu Seid überrascht die Einbildungskraft der Araber und der Nichtaraber durch immer neue Kunstgriffe, indem er in allen erdenklichen Masken und Verkleidungen zum Vorschein kommt, indem er, um mit Hariri's eigenen Worten zu reden: „heut im Gewand eines Poeten auftrat — morgen den Mund eines Propheten aufthat — hier erschien mit der Würde des Emirs — und dort mit der Bürde

*) Die Griechen.

**) Gasele heißt bekanntlich jene orientalische Dichtform, welche auf einen einzigen durchgehenden Reim gebaut ist, wie das obige Gedicht von der Heimath.

Digitized by Google

des Fakirs; — nur daß immer — in seinem wechselnden Farbenschimmer — in seiner Verwandlungen Truggestimmer — er sich zeigte sagenmundig — redekundig — witzig und bündig — spitzig und fündig."

Und so finden wir denn eines Tages den wander- und wandellustigen Alten zu Hims im Gewande eines Schulmeisters mitten unter einer muntern Kinderschaar. Wie er sich hier geberdet, spricht und neckt, Ernst mit Scherz mischt und zuletzt sich zu erkennen gibt, prägt an einem Beispiel sein ganzes Wesen aus, und diese eine Scene mag als Probe für die übrigen dienen. Der Dichter Hariri erzählt:

„Mich zog ein Verlangen bergauf und thalab — nach Halab*), — und ich war damals munter und aufgeräumt — wohlgesattelt und aufgezäumt — rasch wie ein Vogel auf seinem Gefieder: — so ließ ich mich in den Lustgärten dort nieder — in der Mitte von Wonnen und Freuden — Bronnen und Gebäuden — und begann meinen Wunsch zu letzen — und meinen Durst zu netzen. — Dann schwang nach kurzer Rast — auf dem grünen Ast — der ungeduldige Rabe des Zuges — sich auf zur Lust des Weiterfluges — und ich schritt mit Tagesanbruch zum Aufbruch, — zum Abzug mit gutem Anzug und Aufzug.

„Ich war von Uebermuth versucht — mein Wanderschiff zu steuern in die Bucht — von Hims**), das berühmt ist durch die Zucht — von Thorheitsgewächs und Narrheitsfrucht. — Als ich nun abgestiegen war vor ihren Thoren — und mich umsah nach einer Probe von ihren Thoren, — erblickte ich nebenaus auf einer Grüne — aufgeschlagen eine Lehrbühne — von einem Scheich, der, zu schließen nach seinen Schläfen, — über den Schaum hinaus war gelangt zu den Hefen: — umgeben von einem Rudel Knaben — durcheinander wie Tauben und Raben, — wie kleine und große Buchstaben.

„Ich nahte mich und führte im Schilde nichts Schlimms — als nur die Absicht, zu erforschen die Weisheit von Hims. — Er aber war keiner von den Gastverhöhnern — und erwiderte meinen Gruß mit einem schönern — und hieß mich niedersitzen in Mitte der Heerrunde — und fuhr mit Würde fort in der Lehrstunde, — indem er deutete mit dem schwanken Stäbchen — nach einem schlanken Knäbchen — rufend: du Rehkälbchen — du Seeschwälbchen — auf! und zeige mir Glied für Glied — zwischen G und Gh den Unterschied! — Worauf jener anhob ohne Zaudern — und vortrug ohne Schaudern:

---

*) Aleppo.

**) Hims oder Emessa, eine Stadt in Syrien, gilt demnach für das arabische Schilda, die Heimath der weltberühmten Schildbürger.

Digitized by Google

Zeichen ſind des Korans Verſe Gläubigen;
Doch was an dir iſt, mußt du uns zeigen.
Teichen ſüßen Waſſers fehlts an Fiſchen nicht,
Guten Oefen fehlt es nie an Teigen.
Reichen dünken ſich die Bettler gleich, wenn ſie
Trunken ſich die Hand gereicht zum Reigen.
Eichen haben feſte Wurzeln tief im Grund,
Nur dem Schilfrohr iſt das Schwanken eigen.

„Der Lehrer ſprach: Brav, mein Paviänchen, — mein Goldhähnchen und Silberfaſänchen! — Ich finde keinen Unterſchied zwiſchen deiner Eigenſchaft und einem Eichenſchaft; — du verſprichſt zu werden kein ſchwacher Schwager — ſondern ein wacher Wager — und jacher Jager — an den ſich wagt kein Widerſacher und Widerſager. —

„Dann rief er: Maikätzchen — Schreimätzchen! — Und Antwort gab ihm ein Junge wie ein Schätzchen. — Der Lehrer ſprach: Komm und entwickle mir geſcheidt — zwiſchen D und T den Unterſcheid. — Und heranſtob jener wie ein Düftchen — und anhob er wie ein Lüftchen:

Beiten iſt ein Wort für weilen, alt und gut;
Wähle nach Gefallen zwiſchen beiden.
Leiten ſollſt du die Verirrten auf den Pfad,
Und mitleidig tröſten, die da leiden.
Weiten Ländern ziehet zu ein Stamm, wann eng
Werden für ſein Vieh der Heimath Weiden.
Saitenſpiel und Wein ſtell' auf die Seit', und fromm
Kleide dich in Wolle, nicht in Seiden.

„Der Lehrer ſprach: Du Witzzunge, du Blitzjunge! — ich ſehe, du biſt von den Geſcheitern, — die unterſcheiden zwiſchen Prügeln und Scheitern. — Dann rief er: Ringglöckchen — Springböckchen — mit dem Klingg'öckchen! — Und ihm gab Antwort ein Junge friſch wie ein Funke, — wie ein Vogel, der auffliegt vom Trunke. — Der Lehrer ſprach: Du in der Wiſſenſchaft kein Lai — ſondern ein Leu, — ſage mir den Unterſchied zwiſchen ei und eu! — Und jener räuſperte ſich gründlich — und äußerte ſich bündig:

Eitern muß die Wund', in welcher ſteckt der Pfeil;
Herbes Gras gibt ſüße Milch in Eutern.
Leitern dienen zu beſteigen hohen Baum,
Noten, dunkle Texte zu erläutern.
Heitern Sinnen iſt die Schöpfung angenehm,
Und verdrießlich dumpfen Bärenhäutern.
Reitern muß der Bauersmann das Korn, der Fürſt
Führt den Krieg mit Reitern oder Reutern.

Digitized by Google

„Der Lehrer ſprach: Trefflich, mein Lämmchen! — vortrefflich, mein Stämmchen! — übertrefflich, unübertrefflich, mein Flämmchen! — Dann rief er: Neuntödter, — Leuntödter! — Da ſtellte ſich ein Knabe wie ein Baumſchröter. — Der Lehrer ſprach: Du, den ich mir erkür' und erkor, — deſſen Verſtand ſprengt Thür und Thor, — ſage mir den Unterſchied von Für und Vor! — Worauf ſich jener zurecht ſetzte — und ſeine Zunge zum Gefecht wetzte:

Vorſprach' halt im Vorübergeh'n vor'm Nachbarsthor,
Fürſprache ſuch' im Himmel dir und im Palaſt.
Vorliebe für die eignen Kinder ziemt dem Mann,
Fürlieb mit dem ihm Vorgeſetzten nimmt ein Gaſt.
Vorwitz iſt lächerlich, wenn er für Witz ſich hält.
Vorſicht und Fürſicht iſt des Schiffes Steu'r und Maſt:
Gott ſieht für dich, wo du nicht ſiehſt und ſieht vor dir;
Heil dir, daß du den Für- und Vorherſeher haſt!

„Da rief der Lehrer: Heil dir, mein Stolz, — du grader Bolz — aus gutem Holz! — Du brauchſt für deinen Mund keinen Vormund; — für dich geſchaart ſtehn Engel im Hintergrund und im Vorgrund; — ich fürchte nicht für dich, — denn vor dir fürchten die Furchtbaren ſich. — Dann rief er: Tugendkämpfer, — Jugenddämpfer! — thue hervor mit Ruhe, — was du gethan haſt in deine Truhe! — Da kam ein Wichtchen — wie ein Irrlichtchen — und ſprach mit verzogenem Geſichtchen:

Wenn du nicht der Gier die Augen zugethan,
O, ſo iſt's um deines Herzens Ruh gethan.
O, wie lang oft und wie langſam wird bereut
Manches, was da war in einem Nu gethan.
Pilger, übel geheſt du den weiten Weg,
Wo du nicht das Steinchen aus dem Schuh gethan.
Wer bei Zeiten aufbricht, kehrt bei Zeiten ein;
Was einmal muß ſein, wird nie zu fruh gethan.
Seele, mach dich leicht! denn dort, wo jede trägt,
Nimmt dir kein Andrer ab, was du gethan.

„Der Lehrer ſprach: Gut, mein Bengel, — mein Lilienſtengel! — hoch haſt du geſchwungen deinen Schwengel; — dein Pfund beſteht die Probe, — ich beſiegle deinen Mund mit meinem Lobe. — Dann rief er: Nun, du Spitzfund! — du Witzmund! — du Blitzkund! — Flußader meiner Freude, — Schlußquader am Gebäude! — du Simpel, du Gimpel, du Gelbſchnabel! — warſt du bei der Sprachverwirrung von Babel? — ſo ſag es unerblödlich, — was iſt der Unterſchied zwiſchen redlich, räthlich und röthlich? — Da reckte ſich ein Männchen, — ſtreckte ſich um ein Spännchen, — ſtreckte ſich hin wie ein Tännchen, — erkeckte ſich und leerte ſo ſein Kännchen:

Digitized by Google

Redlich kommt von Reden her,
Doch im Handeln sei du redlich.
Räthlich ist von Rath genannt;
Thoren rathen, ist nicht räthlich.
Röthlich ist nicht weit von roth:
Meines Meisters Bart ist röthlich.

„Da rief der Lehrer: Wie ordentlich! — außerordentlich! — meisterhaft! — musterhaft! — du Flegel! — du trifft die Kegel nach der Regel, — ich streiche vor dir die Segel. — Du hast dem Werk die Kron' aufgesetzt — und deines Lehrers Augen mit Freudenthränen genetzt. — Du lügst um zu leimen — und rügst um zu reimen; — du gehörst zu den Philologen, — die so heißen, weil viele logen.

„Und so hab ich nun dir und deinen Genossen — die Schreine mit den Perlen des Wissens erschlossen — und die Wolken mit dem Strome der Weisheit ergossen, — auf daß ihr, vom Himmel begnadet, — mit Lust darin gebadet, — des Staubes und Schmutzes der Unwissenheit euch entladet. — Ich habe nach dem Maße meiner Kräfte — euch polirt wie Lanzenschäfte — und wie Schwerter versehn mit dem Hefte, — daß ihr brauchbar seiet zu jedem Geschäfte. — Ihr habt die Blüthen der Sitte gepflückt — und euch mit dem Schmuck der Bildung geschmückt. — Das gedenket mir und vergesset es nie auf der Erde — wie ich euer gedenken und nie vergessen werde; — und fest stehe in Unwankbarkeit — in euren Herzen gegen euren Lehrer die Dankbarkeit.

„Jetzt singet, zu der Lehrstunde Schlusse — die Vaterstadt an mit dem Gruße — des Liedes, das auf jedem Tone — zur Ehre von Hims trägt von H eine Krone! — Da verschlang sich der ganze Rudel — in einen Strudel — und sie sangen mit feierlichem Gedudel:

Heil'ge, hohe, Himmelsheimath, hehre Hims,
Heil! du hast den Herrn zum Huldverheißer.
Heitre Hügel, heimlich hohles Heimgeheg!
Höhn' euch herb kein harscher Hauch noch heißer!
Holder Hirsche Heerde hütet hier der Hirt,
Hoffnungshalm erhabner Herrscherhäuser.
Heissa, hussa, hurra, hu, hihi, haha,
Halle hell, bis Herz und Hals ist heiser.

„Dann stob der Schwarm aus einander, — und ich blieb mit dem Scheich selbander. — Der zog aus seinem Gesicht hinweg eine Falte — und war Abu Seid, der alte. — Ich war verwundert und erstaunt; — er aber sprach munter und froh gelaunt: — Steck ein deines Schwertes Schärfen — und behalt für dich, was du mir vor willst werfen. — Denn vernimm — und denke von mir nicht schlimm:

Digitized by Google

So gethan iſt dieſe Zeit,
Daß die Weisheit büßt die Starrheit
Ihres Kopfes, wenn ſie nicht
Geh'n will in den Dienſt der Narrheit.

„Uebrigens was iſt hehrer — als ein Lehrer, — der ein Vater iſt, nicht des Fleiſches und Geblütes, — ſondern des Geiſtes und Gemüthes? — Und wo iſt anmuthiger ein Stand, als deſſen, der ſteht — in der Mitte von der Jugend Roſenbeet, — deſſen Anhauch den Greis erfriſcht — und in ſeinen Froſt ſanfte Wärme miſcht? — Oder welcher Beruf — iſt förderlicher zu des Ruhmes Behuf, — als der Weisheit Korn, das unvergängliche, — zu ſtreu'n in das Land, das friſchempfängliche, — daß es aufgeh und Ernte trag' überſchwängliche, — wenn die Jugend den Klang deiner Rede bewahrt in tiefern — Herzen, wie die Züge deiner Schrift auf Schiefern, — um ſie der Nachwelt zu überliefern! — Das ſchreib auf und leg' es auf dein Geſims, — was ich zu dir geſprochen vor den Thoren von Hims!"

Der Kaffee.

Ein cultur-hiſtoriſches Bild. Von Rey.

Hinter flachen, ſandigen Geſtaden dehnen ſich die kahlen Bergränder des arabiſchen Felſenplateaus in trauriger Einförmigkeit aus. Baumloſe Einöden wechſeln mit unabſehbaren Sandfeldern, durchglüht von der Tropenſonne und überwölbt von einem ewig wolkenloſen Himmel. Nur hie und da entringt ſich eine Quelle dem felſigen Boden und umgürtet ſich mit einem grünen Anger, den ſchlanke Palmen mit ihren breiten Blättern überſchatten. Von dem Winde träumeriſch bewegt, wiegen ſich die Palmwedel über dem Ziegenhaarzelte des Beduinen. Das dünnhalſige, ſchlanke, arabiſche Roß, an einem Pfahle vor dem Zelte angebunden, ſenkt ſchlaff den Kopf mit den lebhaft glänzenden Augen zu Boden, während neben dem windſchnellen Renner das Schiff der Wüſte, das langhalſige, häßliche Kameel ſich hingelagert hat, die Augen halb zum Schlummer geſchloſſen und von der gelbſchimmernden Wüſte, von Oaſenſchatten und Quellengemurmel träumend. Ewiges Schweigen herrſcht in der Wüſte, über der die glühendheiße Luft unbeweglich ſteht, lautloſe Stille wohnt auch in dem Haarzelte des ſchwarzbraunen Beduinen. Die Beine untergeſchlagen, ſitzt der Sohn der Wüſte auf einem Teppiche am Boden. Das dunkle Feuerauge ſinnend geſenkt, ſteigen in regelmäßigen Pauſen aus der langen Schlauchpfeife duf-

Digitized by Google

tende Tabakswolken empor, phantastisch sich ringelnd, sich hebend und senkend, wie die Gedanken des einsamen, schweigenden Beduinen. Süße, lockende Bilder von der Pracht der fernen Städte, von seiner Pilgerfahrt nach Medinas und Mekkas Heiligthümern, ziehen wie Mährchengestalten an seinem geistigen Auge vorüber. Düstere Erinnerungen an die Gespensterkaravane, die mit rasselnden Todtengebeinen an ihm vorüberzog, an die Schrecken des Durstes und die lügenhaften Wasserspiegelungen der Wüste, an den Gluthhauch des Samum, an die Gefahren seines Räuberlebens, wo er mit hochgeschwungener Flinte die Karavane überfallen und ausgeplündert hatte, schleichen an den Lagen seines Nomadenlebens vorüber. Da bewegt sich leise die Teppichwand, welche das Zelt in zwei Zimmer scheidet; Zuleima, sein Weib, schlank wie eine Antilope, mit den tiefsinnenden dunklen Augensternen, tritt demüthig, die langen Augenwimper gesenkt, vor ihren Herrn, ihm eine Tasse schwarzen Kaffee in einer metallnen Schaale reichend, damit er sich nicht die Finger verbrenne. Behaglich schlürfet der Beduine den Trank der Bohne; er bildet ja außer Datteln und magerm Maismehlbrei seinen einzigen Genuß, dem er und seine Familie sich leidenschaftlich hingibt, weßwegen auch der Mörser, der die gerösteten Bohnen zermalmt, ohne Unterbrechung arbeiten muß.

Doch verlassen wir das Zelt der Oase und wandern wir dem Süden der Halbinsel zu. Die trostlose Einöde weicht allmählich einer pflanzengrünen Bodendecke. Wir betreten das sogenannte glückliche Arabien. Balsamsträucher duften, Palmenwälder lagern sich am Fuße kahler Berggüge, Durrahfelder bedecken die Hügel und an den Bergterrassen, die sich vor uns aufgipfeln, rauschen Yemens weltberühmte Kaffeepflanzungen. Fünfzehn bis dreißig Fuß hoch ragen die Stämme der Kaffeebäume mit ihrer rissigen, graubraunen Rinde empor. Die zahlreichen, gegenständigen Aeste breiten sich weit aus oder sind überhängend, und die immergrünen, lorbeerartigen Blätter blitzen wie Silber, wenn der Wind die hellere Unterseite emporhebt. Wie bei uns der Mai die Obstbäume mit Blüthenschnee bedeckt, so hüllt auch der Frühling die Kaffeegärten in duftige Schneeflocken ein. Aus jedem Blattwinkel brechen dann die weißen Blüthenbüschel hervor und füllen die Luft mit würzigem Wohlgeruche. Wie herrlich muß ein Morgen, wie entzückend ein Abend unter diesen Blüthenbäumen sein. Doch die Blüthen welken, die Blumenblätter fallen ab, die nun der Wind vor sich her wirbelt, und es zeigen sich kleine, grüne Fruchtknötchen. Die Hitze steigt von Tag zu Tag und die Knötchen schwellen an, besonders wenn dem Baume reichliche Wassernahrung zugeführt wird, denn Feuchtigkeit ist zum Gedeihen der Frucht unentbehrlich, daher wählt der Kaffeegärtner nur solche Terrassen, auf denen häufig Regen fällt, oder er sammelt auch das Wasser auf der obersten Terrasse in Cisternen, aus denen er es durch

Digitized by Google

Wassergräben von Terrasse zu Terrasse leitet. Bald prangt der Baum mit scharlachrothen Kirschen, die sich nach und nach, je mehr sie reifen, dunkelviolett färben. Während jedoch die Früchte noch der Hände warten, die sie pflücken sollen, brechen schon die Blüthenbüschel einer zweiten Ernte hervor, so daß zwischen dem dunklen Laube weiße Blüthen neben hochrothen und violetten Früchten hervorschauen. Endlich ist es Erntezeit. Reges Leben entfaltet sich nun in den Kaffeegärten, Weiber und Kinder ziehen hinaus, um von Matten und Teppichen die eingeschrumpften Früchte aufzulesen, welche der Araber von dem Baume geschüttelt hat. Bäume an sonnigen Orten und hinreichend bewässert, liefern wohl an 3 bis 4 Pfund Samenkerne. Diese sind jedoch von einem schleimigen, widerlich süßen Fleische umgeben. Deßhalb breitet der Araber die geernteten Früchte 6 bis 8 Monate lang täglich auf trockene Decken aus, bis das Fleisch zu einer harten Schale zusammengeschrumpft ist, welche dann eine steinerne Walze zerbricht, so daß die Samenkerne frei werden. Nachdem die gelben oder grünlichen Bohnen, in luftigen Säcken aufgehangen, hinreichend ausgetrocknet sind, werden sie in Binsenballen verpackt und nach Beit al Faki geschafft, von wo sie durch die egyptischen und kleinasiatischen Karavanen nach den übrigen Ländern des Orients geführt werden, denn von den 12 Mill. Pfd. Mokkakaffee finden nur wenige einen Weg nach Europa.

Die Heimath des Kaffeebaumes sind die Terrassenländer des obern Nilthales, wo der schwarzbraune Gallas noch in thierischer Rohheit haust. Dort wird der Baum wildwachsend angetroffen. Wie er seinen Weg nach Arabien gefunden hat, ist unbekannt geblieben. Die Sagen der Araber erzählen, daß ein Hirtenknabe die eigenthümlich aufregende Kraft des Kaffee entdeckt habe. Seine Ziegen zeigten sich nämlich nach dem Genusse der Kaffeebaumblätter sehr aufgeregt; neugierig, hievon die Ursache zu entdecken, kaute er selbst einige Blätter und als er eine angenehme Aufregung fühlte, wiederholte er den Genuß täglich. Von dem Genusse der Blätter schritt man später zu dem der Bohnen. Die Perser geben sogar dem Kaffee eine himmlische Weihe dadurch, daß sie behaupten, der Erzengel Gabriel habe den Propheten Muhamed mit einer Tasse Kaffee geheilt. Die Sunniten nennen den Mufti von Aden, Gemal Eddin, der 1450 lebte und den Gebrauch des Kaffee bei den Abbyssiniern kennen gelernt hatte, als den ersten, welcher diese Sitte in ihre Heimath verpflanzt habe. Deßhalb schließen sie seinen Namen täglich in ihr Morgengebet ein, indem sie dem Mufti für seinen Dienst das Paradies wünschen.

Da Muhamed den Genuß des Weines verboten hatte, so trat der Kaffee wegen seiner aufregenden Kraft an die Stelle des Traubensaftes und bald war er in Egypten und Arabien so heimisch geworden, daß sogar in den Moscheen beständig Kaffee gebrant und die Vertheilung des schwar-

Digitized by Google

zen Trankes an die Gläubigen als eine Religionspflicht betrachtet wurde, da man allgemein annahm, daß der Genuß desselben die Andacht beförderе. Bald aber erhoben sich Gegner und eine harte Verfolgung begann. Zwei Aerzte in Mekka traten 1511 zuerst gegen die Kaffeetrinker in die Schranken. Sie beschuldigten den Kaffee, daß er die Andacht störe, die Gemüther aufreize und so dem Glauben gefährlich werde. An dem strenggläubigen Emir Khair Bey fanden sie einen Bundesgenossen, der durch eine Versammlung von Aerzten, Juristen und Geistlichen über die Frage, ob der Kaffee vom Koran verboten und also ein Feind des Glaubens sei, oder nicht, entscheiden ließ. Lange schwankten die Kaffeerichter, bis endlich ein Arzt aus eigener Erfahrung versicherte, daß der Kaffee trunken mache. Augenblicklich wurde nun das Kaffeetrinken mit dem Anathema belegt und der Arzt sofort gesetzlich bestraft, weil er sich durch den Genuß des Kaffee gegen den Koran versündigt habe. Doch der Sultan von Cairo verlachte die Beschlüsse dieser Versammlung und jener strenggläubige Arzt mußte sogar, als Selim I. 1516 Mekka besuchte, sein Haupt auf den Block legen.

Zwanzig Jahre später wurde Cairo der Schauplatz einer wilden Kaffeerevolution. Ein muhamedanischer Mönch durchzog predigend die Straßen der Stadt, heftig gegen den Kaffee eifernd, den er ein Gift für die Seele, einen sündhaften Trank, ein Werk der Gottlosigkeit nannte. Wildes Geschrei erfüllte die Straßen, die erhitzte Menge stürmte die Kaffeehäuser, zertrümmerte die Tische, und richtete seine Wuth vorzüglich gegen die Tassen und Kaffeekessel. Die Mamelucken rückten in geschlossenen Reihen gegen die Tumultanten vor, aber der Aufruhr wuchs von Stunde zu Stunde, die stolzen, nie besiegten Reiterschaaren mußten weichen und der Sultan sah sich gezwungen, das Kaffeetrinken zu verbieten. Nach und nach glätteten sich die Wogen der Kaffeerevolution, „die Schulen der Weisheit," wie das Morgenland die Kaffeehäuser nannte, standen nun leer und öde und still war es in den Straßen Cairo's. Doch das Verbot wurde erst heimlich, dann öffentlich übertreten, umgangen, vergessen und nach einigen Jahren tranken die Gläubigen von Cairo in mehr als 1000 Kaffeehäusern „den Feind des Glaubens". Nun war dem Kaffee die Herrschaft gesichert. Eroberer zog er von Stadt zu Stadt und schlug im Jahre 1534 seinen Thron in Constantinopel auf. Wie die Pilze wuchsen die Kaffeehäuser gleichsam aus der Erde hervor. Sie wurden der Sammelplatz der Gelehrten und Politiker. Mißtrauisch betrachtete der Sultan diese Stätten, wo man es wagte, an seinem Regimente nicht alles vollkommen zu finden. Mit einem Schlage suchte der Allgewaltige, vor dem der Orient und damals auch der Occident zitterten, diese Pflanzstätten der Demagogie zu vernichten. Die Moscheen hallten wieder von dem Fluche der Muezzin, den sie gegen die

Digitized by Google

Kaffeetrinker schleuderten, und die Kaffeehäuser und Privatwohnungen waren von Polizeispionen umlagert, die mit ihrem Geruchsorgane die Luft untersuchten, ob sich nicht ein duftiges Aroma zeige, durch das sich vielleicht der Weg zu den heimlichen Verehrern des schwarzen Kaffeegötzen auffinden ließe. Doch weder die Moschee noch die Polizei vermochten die Herrschaft des Kaffee zu stürzen; der Sturm brauste vorüber und siegreich ging der Trank der Bohne aus dem Kampfe und der Verfolgung hervor, ja der Werth des Kaffee stieg zuletzt so hoch, daß jede Frau berechtigt war, ihren Mann zu verlassen, sobald dieser sie nicht hinreichend mit Kaffee versorgen konnte.

Der Kaffee war im Haarzelte des Beduinen, in der Erdhütte des Bauern, in den Wohnungen des Städters, so wie im Palaste ein Lebensbedürfniß geworden und von der Wüste bis zum goldschimmernden Serail herrschte die kleine grüngelbe Bohne unumschränkt. Wir haben den Beduinen in seinem einsamen Zelte betrachtet, wie er den braunen Mokkasaft behaglich hinunterschlürfte und dabei den Rauch seiner Pfeife in Ringelwolken emporsteigen ließ. Die Zubereitung und der Genuß des Kaffee füllt einen großen Theil seiner Tageszeit aus. Er genießt ihn ohne Milch und Zucker, sogar mit dem Kaffeesatze, ja um die Nerven noch mehr zu reizen, würzt er ihn mit Moschus. Nicht minder leidenschaftlich im Kaffeetrinken sind alle muhamedanischen Völker und das Kaffeehaus bildet in den Städten den Mittelpunkt des gesellschaftlichen Lebens. Betreten wir eine persische Stadt am Morgen, so tönt uns, während wir zwischen den einstöckigen und mit Stroh gedeckten Lehmhäusern dahinschreiten, die laute, langgezogene Stimme des Muezzin entgegen, der vom Minaret herab die Gläubigen zum Morgengebete auffordert. Kaum ist sein Gebetsruf verhallt, so erklingen die Kuhhörner der Badewärter in den Straßen, um anzuzeigen, daß das Bad für die Frauen bereit sei. Hundegeheul, Eselsgeschrei, Hahnenkrähen accompagniren die dumpfen Kuhhornklänge. Die süßen Stunden des Schlafes sind vorüber. Die Häuser öffnen sich, Diener schlüpfen über die Straße, Verkäufer schreien mit den widerlichsten Stimmen ihre Waaren aus. Endlich erscheint der ernste Perser, eine schlanke Gestalt mit weiten Pantelons, den Mantel würdevoll über die Schultern geschlagen, auf dem Haupte die hohe, pyramidenförmige Mütze aus Lammfellen, um nach einer kleinen Morgenpromenade das Kaffeehaus zu besuchen. Durch eine runde Thür tritt er in einen geräumigen Hof, auf dem der Silberstrahl eines Springbrunnen in die laue Morgenluft emporsteigt. Eine breite Treppe führt ihn nach einer hohen, gewölbten Halle. Durch die kleinen Schiebefenster, verziert mit bunten Glasstückchen, strömt das goldne Licht des Tages, auf der Kalkwand mit ihren eingemeiselten und mit Gold und Blau ausgelegten Blumen und Blätter wie flüssiges Silber schim-

Digitized by Google

mernd. Ein plätschernder Springquell in der Mitte der Halle verbreitet eine angenehme Kühlung, während die Kaffeegäste mit untergeschlagenen Beinen auf den rings um die Halle laufenden, 3 bis 4 Fuß hohen Mauerbrüstungen sitzen, Kaffee trinken, Tabak rauchen, den Liedern Hafis, den Heldengedichten Firdusis, den Sprüchen Saadis, den Mährchenerzählern lauschen, oder die Gewandtheit der Tänzer und die zaubergleiche Schnelligkeit der Gaukler bewundern. Schweigen und Lauschen, Kaffeetrinken und Rauchen sind des Persers, so wie überhaupt des Orientalen öffentliches Leben. Ein ähnliches, aber doch in verschiedenen Punkten sich anders abschattirendes Bild entfaltet sich, wenn man eine große, türkische Stadt und ein türkisches Kaffeehaus betritt. Wie in einem Mährchentraume aus tausend und einer Nacht lauschen die hellen Ziegeldächer aus den Orangen- und Mandelbaumhainen hervor, steigen die schlanken Minarets zu dem tiefblauen Himmel empor, funkelt der goldne Halbmond auf den Kuppeln der Moscheen. Aber der Zauber entflieht, so bald wir das Innere der Stadt betreten. Enge, winklige Straßen durchschneiden sich hier nach allen Richtungen; ärmliche Häuser mit braunen Lehmwänden ziehen sich zu beiden Seiten hin; nur selten zeigt sich eine enge Thür oder eine mit starken Holzstäben vergitterte Fensteröffnung. Schaaren halbwilder, rippenscheiniger Hunde haben sich die Straße zum Tummelplatz erwählt, denn jede Hundegesellschaft bewohnt ein eigenes Viertel, in welchem sich kein Hund aus einer andern Verbindung blicken lassen darf, wenn er nicht blutig heimgeschickt werden will. — Doch vorwärts zum Kaffeehause. Wir drängen uns durch das Gewühl der hochbeturbanten Türken, der Griechen in reichgestickter Jacke und rothem Fez, der ernsten, dunkelgekleideten Armenier, stoßen den muskulösen Neger oder den schmächtigen Sohn der Wüste bei Seite und weichen geschickt dem hochbeladenen Maulthiere, dem langhalsigen Kameele, beladen mit den Schätzen ferner Länder, und dem türkischen Reiter aus und sind endlich glücklich am Kaffeehause angelangt. Wir treten durch die niedere Thür in den Hof ein und sehen uns im Schatten von Granat- und Mandelbäumen. Rosenhecken umsäumen eines „Springquells flüssige Säule“. Männer fast aus allen Nationen wogen durch den Hof ein und aus. Wir folgen den Einströmenden über eine breite Treppe und stehen plötzlich im Gastzimmer. Teppiche wohin man blickt, Teppiche an den Wänden, Teppiche auf dem getäfelten Fußboden, über uns wölbt sich eine mit Goldleisten, Arabesken und Perlmutterschnitzereien reich verzierte Decke. Kein Stuhl, kein Tisch, kein Gemälde, kein Spiegel, nichts, was an den Comfort eines abendländischen, z. B. Pariser Kaffeehauses erinnern könnte, nur 2 Fuß breite und ½ Fuß hohe Divans ziehen sich rings an den Wänden hin. Schweigen auch hier, wie überall. Schweigend kommt der Gast, schweigend setzt er sich, schweigend zündet ein buntgekleideter Neger die lange

Digitized by Google

Schlauchpfeife an und bringt die Kaffeetasse in metallner Schaale, schweigend schlürft der Gast den braunen Saft, schweigend bezahlt er und schweigend verläßt er den Saal. Daher herrscht in diesen Kaffeehallen für den Europäer eine erdrückende Stille, die nur hie und da von dem Klappern der Schachfiguren oder der leisen, wohlthuenden Stimme eines Mährchenerzählers unterbrochen wird. Selbst die auftretenden Sänger oder Tänzer, die in wilden Gliederverrenkungen mit den Gauklern und Taschenspielern um den Preis des Beifalls ringen, vermögen nicht die träumerische Ruhe des Orientalen zu stören.

Der Orient war früher den Abendländern das Land der Mährchen. Daher schüttelten die Nürnberger vorsichtig und bedächtig die Köpfe, als ihr Mitbürger Bernhard Rauwolf aus dem Morgenlande zurückkehrte und von jenem schwarzen Tranke erzählte, dessen Cultus sich von Arabien bis zu dem Bosporus und Libanon ausgebreitet habe. Die Zweifel an der Wahrheit dieser Erzählung schwanden jedoch, als der Kaffee auch durch Europa seinen Weltgang antrat, als ihn Pietro della Valle 1626 nach Rom und Merville 1644 nach Marseille brachte. Die Bahn war gebrochen. Der Kaffee stieg jedoch nur langsam in der Gunst des Abendlandes. Zwar bewirthete Thevenot in Paris 1657 seine Freunde schon mit Kaffee, aber erst als es Modesache wurde, Kaffee zu trinken, bürgerte er sich in allen Cirkeln der französischen Gesellschaft ein. Der erste, der den Parisern das Zaubersiegel brach und den Trank des Orients auf den Thron der Mode setzte, war Soliman Aga. Dieser außerordentliche Gesandte des Sultan Muhamed IV. am Hofe des prunkliebenden Ludwig XIV., ließ seinen Gästen durch einen Sohn Nubiens, um dessen Wollhaar sich ein weißer Turban schlang und dessen Ebenholzglieder sich in ein himmelblaues Gewand hüllten, auf einem seidenen Kissen eine Tasse Kaffee, die nach morgenländischem Gebrauche in einem Metallgefässe stand, überreichen. Der bittre Trank wurde ein Magnet, der nicht nur die Männer, sondern auch die nervenschwachen Damen nach dem türkischen Gesandtschaftshotel zog, und wie es jetzt zum guten Ton gehört, den Thorheiten der Mode zu huldigen, so war es damals eine noble Sitte, bei Soliman Kaffee zu trinken. Was anfangs nur Modesache war, wurde nach und nach ein Bedürfniß. Kaffeehäuser entstanden durch den Armenier Pobial 1672, ja ein Sicilianer schlug sogar seine Verkaufsstätte auf freier Straße auf, umdrängt von den kaffeedurstigen Parisern, die den seltenen Genuß freilich theuer bezahlen mußten, da das Pfund Kaffee noch 40 Thaler kostete. Die Kaffeehäuser in Paris sahen in ihren Räumen die vornehme Welt versammelt. Herzogliche und gräfliche Equipagen fuhren ab und zu; der Millionär saß neben dem armen Dichter, der schüchterne Gelehrte neben dem General. Alles schlürfte das Getränk für den Geist,

Digitized by Google

wie der Kaffee genannt wurde, um den Geist zu erheitern, die Schwermuth zu verscheuchen oder den Schmerz zu besänftigen.

Ueber den Kanal fand der Kaffee bald seinen Weg nach England. Was der beturbante Gesandte für Paris gewesen war, wurde Sir Edwards den Londonern. In seiner Wohnung kreiste die Tasse beständig unter den Gästen, die aus Neugier herbeigeeilt waren, den Wundertrank zu kosten. Der phlegmatische, englische Soliman bekam jedoch die Rolle eines Kaffeewirthes bald überdrüssig, daher ertheilte er seinem griechischen Bedienten das Privilegium ein Kaffeehaus einzurichten. Wo jetzt das gewaltige „Virginia Kaffeehouse" seine Front und Flügel ausbreitet, stand Londons erstes, bescheidenes Kaffeehaus.

Und unser liebes Deutschland? Als Modenarr Frankreichs, ahmte es natürlich auch das Kaffeetrinken, wenn auch anfänglich nur als Luxusgenuß, dem französischen Nachbar nach. Als aber während des siebenjährigen Krieges die Herrn Franzosen Deutschland heimsuchten und in unserm Vaterlande die gepriesene Civilisation der großen Nation an den Mann zu bringen suchten, wurde der Kaffeekessel endlich auch in Gegenden, die weiter von der großen Landstraße des Verkehrs ablagen, bekannt und beliebt. Anfänglich gab es freilich manche unglücklichen Versuche. Einige schmelzten den Kaffee mit Fett, andere versuchten die Bohnen weich zu kochen, wieder andere genossen den Kaffeesatz als Gemüse. Die ersten Kaffeehäuser entstanden in Wien, Nürnberg, Augsburg, Hamburg (1687), Leipzig (1720), Berlin (1721) ꝛc. Auch in Deutschland fand der Kaffee bald seine Gegner, die ihn durch verschiedene Beschuldigungen, z. B. daß er die Lebenskraft ruinire, den Leib und die Seele erschlaffe ꝛc., aus dem Felde zu schlagen suchten, ja Friedrich II. von Preußen suchte dem Genusse des Kaffee durch Vertheurung der Bohnen, deren Einfuhr er mit sechsfachen Zöllen belegte, entgegenzuwirken. Man verspottete den alten Fritz dafür durch Pasquille an den Straßenecken. Der gestrenge Herr Bürgermeister des Städtchens Ravensburg in Würtemberg ließ den Genuß des Kaffee unter Trommelschlag untersagen. Vergebens, selbst der gewaltige Napoleon, der mit eiserner Consequenz alle Kräfte anspannte, den Welthandel Englands durch die Continentalsperre zu vernichten, vermochte nicht, die Verbreitung des Kaffee zu hindern. Er wurde immer mehr ein Schooßkind der Deutschen. Seinem Dienste baut man jetzt palastartige Gebäude, welche an ihrer Stirn goldglänzend das Wort „Kaffeehaus" tragen. Prachtvolle Draperien schmiegen sich an die hohen Spiegelfenster, herrliche Gemälde in breiten reichverzierten Goldrahmen schmücken die Wände. Eisenbahn- und Postcourse und Landkarten, die sich bescheiden zwischen den Gemälden niedergelassen haben, erinnern den Gast an das Treiben des öffentlichen Verkehrs. Die Tische sind mit richtigen Zeitungsblättern aller Länder und politischen Fär-

Digitized by Google

bungen bedeckt, Modejournale zeigen, was Paris und London für barocke Einfälle gehabt hat, und Courszettel, von dem ängstlichen Blicke des Speculanten durchforscht, liegen in brüderlicher Eintracht neben den Broschüren der neuesten Tagesliteratur.

Nicht minder gesellig waltet der Kaffee im Familienkreise. Um die dampfende Kaffeekanne ist Alt und Jung, schon am frühen Morgen versammelt und die Hausmutter ist emsig besorgt, daß Mann und Kind ihren Kaffee auch in den Nachmittagsstunden erhalten. Den Armen ist er oft Mittags- und Abendbrod. Die Frauen laden ihre Freundinnen zu einem Täßchen Kaffee ein. Vergnügt trennt man sich, mit dem Versprechen, sich bald wieder zu einem „Kaffeekränzchen" zusammen zu finden. Der Krankenwärter verscheucht den Schlaf durch eine Tasse Kaffee und wie manches Buch des Gelehrten ist unter dem Einflusse des Kaffee entstanden, der den Verfasser bei seinen anstrengenden Studien geistig regsam erhalten hatte.

Des Kaffee „Erdenwallen" war aber mit seiner Verbreitung in Europa noch nicht abgeschlossen. Als Kolonist gründete er sich auch in den überseeischen Ländern eine Heimath. Die Holländer versuchten zuerst den Anbau des Kaffee im Jahre 1650 in ihren Kolonien auf Batavia. Die ersten Versuche traten freilich sehr schüchtern auf, aber der Bürgermeister von Amsterdam, Nikolaus Wythsen, verstand es das Pflegma seiner Landsleute zu größern Unternehmungen im Anbau des Kaffee anzuspornen und als herrliche Kaffeeplantagen auf Java prangten und reiche Ernten die Mühen des Pflanzers belohnten, da siedelte sich der Kaffeebaum auf Sumatra und der übrigen Sundainseln an, von denen er später nach Ceylon wanderte. Der fruchtbare Humus dieser Inselwelt, die Gluth der Tropensonne und die sorgsame Pflege der Holländer erzeugten jährlich an 20 Millionen Pfund Kaffee. Hansbach, ein Deutscher legte die erste Plantage in Surinam an und da auch in Berbica und Afrika durch die Holländer der Kaffeebaum angebaut worden war, so beschloß Ludwig XIV. seinen westindischen Besitzungen den einträglichen Baum als ein Geschenk seiner königlichen Huld und Fürsorge zu übersenden. Von der Mutterpflanze, welche der König in seinen Gärten selbst aus Samen gezogen und die bereits reife Früchte getragen hatte, wurde der lebenskräftigste Absenker dem Schiffsfähnrich des Clieux mit dem Auftrage übergeben, denselben nach Martinique im westindischen Meere zu bringen. Welch ein schmeichelhafter Auftrag für einen jungen, auf Avancement hoffenden Fähnrich! durchdrungen von der Wichtigkeit seiner erhabenen Sendung, versäumte der königliche Sendbote nicht, dieselbe mit der größten Sorgfalt auszuführen. Windstille verzögerte jedoch die Fahrt, und Stürme verschlugen das Schiff auf einen falschen Cours, daher entstand nach einiger Zeit Wassermangel auf dem Schiffe. Die Rationen wurden halbirt und als Martinique noch immer

Digitized by Google

nicht aus den blauen Fluthen des Antillenmeeres auftauchen wollte, noch mehr verringert. Der Durst zeigte sich auf dem Schiffe, der Fähnrich war der Verzweiflung nahe, nicht weil ihm das nöthige Wasser mangelte, seine brennenden Lippen zu kühlen, sondern weil das Bäumchen, mit dem er brüderlich seine schmalen Wasserportionen getheilt hatte, in Gefahr war, zu verdorren. Endlich erscholl aus dem Mastkorbe der Ruf: Land! Land! Am Horizonte zeigten sich wie Wolkengebilde die Umrisse von Bergketten und am andern Morgen lag im Sonnenglanze die heißersehnte Insel Martinique vor den Blicken der Schiffsmannschaft. Der Schiffsfähnrich übergab den jungen Baum dem fremden Boden. Aber neue Sorgen erwarteten ihn. Häufige Gewitterstürme machten die Existenz des Kaffeebäumchens zu einer problematischen, die Frevelhand der Menschen drohte der jungen Pflanze Verderben, auch der Zahn der pflanzenfressenden Thiere war für den jungen Ankömmling zu fürchten. Doch unverdrossen hütete der Fähnrich das kostbare Pflänzlein, Tag und Nacht ließ er es wie einen Schatz bewachen. Seine Sorgfalt belohnte sich, prächtig gedieh der junge Stamm und als endlich der Fähnrich zurückkehrte, konnte er seinem Monarchen die tröstliche Nachricht mittheilen, daß der Absenker aus dem königlichen Garten zu einem staatlichen Baume herangewachsen sei. Dieser Baum wurde nun der Stammvater aller Plantagen auf den französischen Kolonien Westindiens.

Cayenne, Domingo, Cuba, Venezuela, Brasilien wetteiferten bald mit den holländischen Kaffeepflanzungen Batavias. Der Reichthum dieser Länder stieg von Jahr zu Jahr und vielen Familien wurde der Kaffeebaum ein Ernährer, so daß auf seinem Anbaue die Existenz von Millionen Menschen ruht. An 150 Millionen Thaler, wozu Deutschland allein 20 Millionen beisteuert, werden jetzt durch den Anbau und Verkauf des Kaffee in Umlauf gesetzt und um die Kaffeetrinker der alten und neuen Welt zu befriedigen, kommen jährlich an 600 Millionen Pfund Kaffee in den Handel, welche größtentheils in den Kaffeeplantagen Westindiens gewonnen werden.

Eine solche Plantage ist ein herrliches Landschaftsbild. Ein grüner Hügel, umgürtet von blühenden Orangebäumen, neben denen die purpurblühende Agave, dieser Riesencandalaber der Natur, emporsteigt, bilden den Hintergrund, von dem sich das einstöckige Pflanzerhaus mit seinen hellgrünen Jalousieen, blitzenden Fensterscheiben und blendend weißen Wänden malerisch abhebt. Schuppenartige Waarenniederlagen und die Arbeitssäle, in denen der Kaffee durch walzen und stampfen gereinigt wird, schließen sich rechts und links wie zwei mächtige Flügel an das Wohnhaus an, während hinter demselben sich der Kaffeegarten ausbreitet. Dieser ist in eine Menge Beete abgetheilt, die mit 3 bis 4 Reihen Kaffeesträuchern bepflanzt und durch fußbreite Wassergräben geschieden sind. Riesige Waldbäume bilden die ungeheuren Einfassungshecken der Beete, um den Wind und die Sonne

Digitized by Google

abzuhalten. Wie hölzerne Bäume aus einer Kinderspielschachtel, so regelmäßig und von gleicher Höhe liegen die Kaffeebäume vor uns, da jedem Baume die Krone ausgebrochen wird, sobald er 5 Fuß hoch geworden ist. Den Hintergrund des Gartens bilden die niedrigen, oft zerfallenen Hütten der Sclaven. Breitblätterige Bananen beschatten die Wohnungen des tiefsten menschlichen Elends und schlanke Palmen flüstern den Unglücklichen, die unter der Sclavenpeitsche unbarmherziger Aufseher seufzen, Erinnerungen an ihre ferne Heimath zu.

Die Arbeit, welche der Araber der Natur überließ, verrichtet in Westindien eine Mühle. Sind nämlich die hochrothen Kirschen gepflückt, so werden sie unter eine schwere Walze gebracht, welche die Frucht zerquetscht und das Fleisch von den Kernen abstreift, die nun noch in einem großen Wasserbehälter einen halben Tag liegen müssen, bis auch der Fleischschleim verschwunden ist, worauf sie die Trockenstube aufnimmt. Auf langen, weiß angestrichenen Brettern ausgebreitet, werden die Kerne so lange gewendet, bis sie völlig trocken sind. Den letzten Weg macht nun die Bohne nach der Stampfmühle, wo sie noch von den letzten Resten der pergamentartigen Samenhülle befreit wird. Die Procedur ist beendigt, der Kaffee wird nun nachdem er sortirt ist, in Säcke gepackt und von den Plantagenbesitzern zu Wagen, mit Pferden oder Ochsen bespannt, oft auf unwegsamen Straßen und durch wilde Landschaften nach dem Hafenplatze geschafft. Stolze Kauffahrteischiffe nehmen nun die Ernten Westindiens auf und führen sie dem fernen Osten zu, wo nun die grünen und gelben Bohnen ihre Wanderungen nach den verschiedenen Küsten und Binnenländern, nach den großen Knotenpunkten des Handels, den menschenwimmelnden Städten, so wie nach dem kleinen, in der Thalsohle des Gebirges sich hinziehenden Dörfchen antreten und in den Palästen des Reichthums, sowie in der Hütte der Armuth den Mittelpunkt des geselligen Lebens bilden. So stehen die Welttheile in einem regen Wechselverkehr mit einander und während wir Gesittung und Bildung in die uncultivirten Länder tragen, befriedigen uns diese die Bedürfnisse des Alltagslebens.

Aufruf an die Kinder.

Von Isabella Braun.

Kaum sind verlöscht die Weihnachtskerzen
Am ewig grünen Weihnachtsbaum,
Wo junge und wo alte Herzen
Geträumt am Paradieses-Saum;

Digitized by Google

Kaum sind verhallt die Friedenslieder
Der wundervollen, heil'gen Nacht:
Da ziehet durch die Welt schon wieder
Der Streit einher mit starker Macht.

Blickt hin nach Rom. Ihr seht von Kummer
Den heiligen Vater schwer bedroht;
Von seinem Auge flieht der Schlummer,
Zu wachen gilt's in solcher Noth.
Die starke Hand ruht auf dem Throne,
Zu schützen ihn mit heil'gem Muth,
Ob auch die blut'ge Martyrkrone
Vielleicht ihm winkt als einzig Gut.

Viel tausend bange Herzen schlagen
Entgegen diesem Höllenstreit
Und ihre treue Liebe tragen
Sie hin zum Thron der Christenheit.
Vielleicht auch gilt's, zum Schwert zu greifen
Mit festem Muth und starker Hand:
Wer weiß es jetzt? die Blicke schweifen
Erst fragend noch von Land zu Land.

Ihr Kinder! auch in Eure Reihen
Tret' heute ich als Werber ein.
Auch Ihr sollt Euch dem Kampfe weihen
Und kleine Streiter Gottes sein.
Wem hat der theure Vaternamen,
Als Euch, wohl einen süßern Laut?
Er aber stehet auf den Fahnen,
Nach denen unser Auge schaut.

Nicht mit dem Schwerte sollt Ihr ringen,
Nicht mit der schwachen Leibeskraft;
Die heil'ge Waffe sollt Ihr schwingen,
Die eine sichre Hilfe schafft;
Und eine Mauer sollt Ihr ziehen
Um den bedrängten Vater her,
Vor der die stärksten Feinde fliehen,
Vor der zersplittert jeder Speer.

Ja, tretet Alle eng zusammen!
Nicht Eines weiche aus dem Bund!
Mit des Gebetes heil'gen Flammen
Bewaffnet Euren Kindermund.
An jedem neuerwachten Morgen,
Bei jedes Abends Dämmerflor,
Schickt Eures Vaters Schmerz und Sorgen
Zu Gottes ew'gem Thron empor.

Digitized by Google

Und dieſe tauſend kleinen Hände,
Vereint erhoben zum Gebet,
Das ſind der Mauer feſte Wände,
Die um den heil'gen Vater ſteht.
Als Wache ſchwebt um ihre Zinnen
Der Engel Gottes lichte Schaar;
Die Feinde weichen all von hinnen,
Verſcheucht, beſieget wunderbar! —

Nur Muth, nur Muth, Ihr kleinen Streiter!
Eröffnet iſt Euch Gottes Ohr,
Für Euch erhebt die Himmelsleiter
Sich von der Erde noch empor!
Steigt kühn hinauf mit Euren Herzen,
Getragen von der Unſchuld Glück
Und holt in dieſen bangen Schmerzen
Die Friedenspalme uns zurück. —

Traum und Wirklichkeit.

Eine wahre Begebenheit. Von **Alexandra**, k. Prinzeſſin von Bayern.

Auf einem kleinen Landſitze lebte eine angeſehene Dame, welche kein großes Vermögen an Gold und Silber, wohl aber an wahrhaft chriſtlichen Geſinnungen beſaß. Sie begnügte ſich nicht allein ihrem Gatten innige Liebe zu beweiſen, und die Kinder mit treuer, mütterlicher Sorgfalt zu bewachen, ſondern ſie erbarmte ſich auch aus Herzensgrunde der armen Kindlein, die an dieſem Orte einer Schule entbehrten, und ſie ſehnte ſich dieſem Bedürfniſſe abzuhelfen. Doch vergebens ſchien ſie nachzuſinnen, denn es zeigte ſich kein Mittel zur Ausführung ihres Wunſches; auch ihr wohlwollender Gatte ſuchte ſie mit freundlichen Worten zu beruhigen, indem er ihr wiederholt die Unmöglichkeit darſtellte, ohne großes Vermögen, wie ſie waren, ein Schulhaus zu gründen.

Da kam ihr plötzlich der Gedanke, das einzige Kleinod, das ſie beſaß, ein großer zu einem Ring gefaßter Diamant, für dieſen Zweck auszuloſen. Dieſer Plan ward alsbald in Ausführung geſetzt, und die Lotterie fand einen ſo geſegneten Erfolg, daß ihr von all den Looſen nur wenige übrig blieben, und mit dieſen — man denke ſich ihr Erſtaunen — gewann ſie ihren Ring wieder. Mit dem Erlöſe begann ſie nun das Schulhaus zu bauen. Doch da die Summe bald erſchöpft war, ſo ſpielte ſie den diaman-

Digitized by Google

tenen Ring zum zweiten Male aus und kam durch Gottes Fügung wieder in den Besitz des werthvollen Ringes.

Mit dankbarem frohen Herzen gegen Gott, dessen reicher Segen ihren guten Willen so augenscheinlich unterstützte, ließ sie den Bau, dessen Vollendung sie schon nahe wähnte, mit erneutem Eifer fortsetzen. Doch ach! ehe das Werk vollendet war, hatten sich ihre Geldmittel bereits wieder völlig erschöpft. Sie gewahrte dieses mit tiefem, unaussprechlichem Schmerze, welchen sie außer Gott nur ihrem theilnehmenden Gatten mittheilte. Mit kopfendem Herzen sah sie jenem Samstage entgegen, wo den fleißigen Arbeitern der schuldige Lohn verabreicht werden sollte, den sie selbst nicht in Händen hatte, und auch nicht anders aufzutreiben wußte, als nun den Diamantring zu verkaufen, was aber immer noch nicht zur Einrichtung der Schule auszureichen schien. Schon war die Nacht vom Donnerstag auf den Freitag herangerückt, wo sie endlich nach inbrünstigem Gebete in einen wohlthätigen Schlummer versank. Da träumte ihr — o unaussprechliche Wonne! — ein reichlicher Goldregen sey auf sie herabgeflossen. Von unerwarteter Freude erweckt verfiel sie in desto bittere Enttäuschung. Sie beeilte sich diesen seltsamen Traum ihrem Gatten zu erzählen, der mit ihr bedauerte, daß es nicht Wirklichkeit, sondern nur ein flüchtiges Phantasiegewebe der Nacht sey.

In wahrer Herzenstrauer brachte sie den Vormittag des Freitags zu, und sandte nach dem Mittagsmahle die Kinder in den Garten, da sie sich in der trüben Stimmung sehne, allein zu seyn. Indeß sich ein Theil der Kinder beschäftigte, Erdbeeren in den Beeten zu pflücken, und die anderen in einem schattigen Gang Kegel schoben, trat zu ihnen ein bekannter hoher Geistlicher aus der nächsten Stadt und fragte sie angelegentlich, wo sich ihre Mutter befinde.

„Die gute Mutter," antwortete die älteste Tochter, „ist leider heute so traurig, daß sie vorzog allein auf ihrem Zimmer zu bleiben."

„So sucht sie auf, liebe Kinder und bringt ihr diese Rolle Goldes, das ich für ihren guten Zweck bei freundlichen Wohlthätern gesammelt habe, dieser Anblick wird sie gewiß erfreuen."

Mit pochendem Herzen eilten die Kinder in's Haus zurück, wo sie die Mutter eingeschlummert antrafen. Nun schlichen sie leise auf den Fußspitzen herbei, stellten einen Stuhl hinter den Lehnsessel der schlafenden Mutter, öffneten sachte die Rolle, und ließen ohne etwas von ihrem Traume zu ahnen, die glänzenden Goldstücke auf sie herabregnen.

Von diesem Geräusche erweckt, erhob die gute Mutter ihre Augen, indeß sie zu ihrer unaussprechlichen Ueberraschung den Goldregen gewahrte. Anfangs wähnte sie noch zu träumen, doch nach und nach ward es ihr klar, daß es dießmal nicht Traum, sondern eine ihr unerklärliche Wirklichkeit sei.

Mit innigem Jubel dankte sie Gott für diese unerwartete Hülfe in

Digitized by Google

ihrer tiefen Bedrängniß, und als die Kinder ihr Alles mitgetheilt, erflehte sie himmlischen Segen auf die freundlichen Wohlthäter herab.

Nun vermochte sie das Schulhaus in Bälde zu vollenden, in welches bald eine blühende Kinderschaar ihren dankbaren, fröhlichen Einzug hielt, um in diesen Mauern die nothwendige Anleitung zu einem Gott wohlgefälligen Erdenleben und würdige Vorbereitung für die Ewigkeit auf liebreiche Weise zu erhalten.

Wie rührend ist es, daß Gott gerade einen Freitag — einen Tag, der von vielen fälschlicher Weise für einen Unglückstag gehalten wird, obwohl er der ganzen Menschheit durch den Tod Jesu den höchsten Segen brachte, auserkohr, um dieser barmherzigen Dame, nach tiefer Seelenbetrübniß aus Nächstenliebe, die beseligende Erfüllung ihres lang gehegten Ihm sichtlich so wohlgefälligen Wunsche zu erfüllen.

Charaden.

Von F. P.

9.

Die Ersten nützen der Wissenschaft
Mit Feder und Papier,
Die Letzte füllt bald Rebensaft,
Bald Essig, Oel und Bier;
Das Ganze, Kind, brauch mit Bedacht,
Denn schnell ist sonst ein Kler gemacht.

10.

Mein Erstes wird, wer lang am Leben bleibt;
Mein Zweites: Wasser, Wind und Dampfkraft treibt;
Mein Ganzes: Franken einst und Schwaben
Als Gränze angenommen haben.

11.

Mein Erstes mahnt, wo Feuer droht;
Mein Zweites ist grün, doch im Herbste roth;
Das Ganze benützen die Kinder beim Schreiben,
Damit die Hefte fein sauber bleiben.

Digitized by Google

12.

Die erſte Silbe eine Farbe nennt;
Die Zweite ſich zum Haargeſchlecht bekennt:
Das Ganze iſt ein böſer Rittersmann
Von dem die Welt nichts Gutes ſagen kann.

13.

Mein Erſtes braucht man zum Reiſen;
Mein Zweites, wenn grün, iſt zu preiſen:
Mein Ganzes liegt an der Donau Strand,
Im fruchtbar geſegneten Bayerland.

14.

Mein Erſtes verwundet;
Mein Zweites mundet;
Mein Ganzes der Köchin Geduld bekundet.

15.

Mein Erſtes iſt der Sclave nicht;
Mein Zweites, das Vöglein zum Vöglein ſpricht;
Mein Ganzes — in Bayern iſt eine Stadt,
In der mancher Biſchof gewaltet hat.

16.

Mein Erſtes kann ohne mein Zweites nicht geh'n;
Die Zweiten kannſt täglich im Schloſſe du ſeh'n. —

17.

Mein Erſtes: — nicht nur der Diener dem Herrn,
Nein, Jeder leiſte dem Nächſten es gern.
Mein Zweites beginnt, wenn die Sonne erwacht
Und ſchließt ſeinen Lauf bei kommender Nacht.
Mein Ganzes iſt von den Sieben der Eine;
Nun wißt Ihr gewiß ſchon längſt, was ich meine? —

Der ſchönſte Waſſerfall der Welt

iſt der Riukand Fos oder der „rauchende Fall" genannt, im ſüdlichen Norwegen. Er wird durch den Fluß Maan gebildet, welcher aus dem weſtlich von Chriſtiania gelegenen kleinen Mjos-See kommt, und hat eine Höhe von vierhundert eilf Pariſer Fuß. Wenn man von Chriſtiania her dort hinauf kommt, erblickt man den Fluß zuerſt als eine Maſſe ſiedenden Schaumes, wie er um die Ecke einer Reihe von ſchwarzen Felſen ſchießt,

Digitized by Google

dann krümmt er sich im Beginne seines Falles nach rechts und stürzt mit einem einzigen gewaltigen Sprung in einen hohlen Kessel von nacktem schwarzen Gestein. Das Wasser ist bereits Schaum bei dem Sturze vom Gipfel, und eine Welle nach der anderen, wenn sie von dem ewig um den Abgrund wirbelnden Wind erfaßt wird, löst sich fallend in Perlenschnüre auf und strömt flatternd wie eine Schürze vom weichsten Spitzenstoff hernieder.

Der Boden ist dem Auge durch eine wogende schneeige Dunsthülle entzogen, aus deren Falten die Schaum-Strahlen wie Sterne hervorleuchten, unter ihr, wenn die Wolke sich theilt, erglänzt es für Augenblicke wie der reinste Smaragd. Welche Wunder mögen in dieser dämmernden Tiefe, die das menschliche Auge nur theilweise durchdringt, und ein menschlicher Fuß nie betreten wird, verborgen sein! Und rings um diese Erscheinung, voll unbeschreiblicher Lieblichkeit steigen die schauerlichen Felsmauern empor, benetzt von dem nie trocknenden Wasser des Falles und überzogen mit Streifen üppig grünenden Rasens. Wer dieses Bild gesehen hat, vergißt es so leicht nicht wieder.

Altdeutscher Spruch.

Demuth hat mich lieb gemacht,
Lieb' hat mich zu Ehren 'bracht,
Ehre hat mir Reichthum 'geben,
Reichthum thät nach Hochmuth streben,
Hochmuth drückt zur Armuth nieder,
Armuth gab mir Demuth wieder.

Ein Spruch von Philander von Sittewald.

(Lebte zur Zeit des dreißigjährigen Krieges.)

Freund in der Noth,
Freund im Tod,
Freund hinterm Rücken:
Das sind drei starke Brücken.

Digitized by Google

Wind, Beutel und Windbeutel.

Eine Studentengeschichte von Dr. Ludwig Lang.

(Schluß.)

III.

Am Morgen schien die Sonne von Bergheim so wunderschön in des Andreas Kammer zwischen den Weinlaubblättern hindurch, als ihn das Ave-Marie-Geläute vom nahen Kirchthurm weckte, und die Vögelein sangen so lustig, als wollten sie auch den Studenten begrüßen, da sie gestern Abend bei seiner Ankunft in der Heimath schon zur Ruhe gegangen waren, und die Freude darüber, wieder daheim zu sein, zog mit so siegender Gewalt triumphirend in sein junges Herz hinein, daß die trüben Gedanken, die er bei'm Einschlafen gehegt, keinen Platz mehr darin hatten. Im Hof draußen pfiff der Hanns schon sein Morgenlied, indem er sich am Brunnen wusch; auch hörte Andreas bald darauf den Görgel mit ihm reden, und die Miezel und die Rösel jodelten gar aus ihrer Kammer heraus in den hellen lachenden Sonntagsmorgen hinein, daß es eine wahre Lust war, ihnen zuzuhören.

Der Andreas streckte sich ein wenig im Bett und meinte, es wäre doch nicht übel, wenn er auch aufstände. Während er diesen Gedanken einer reiflichen Ueberlegung unterzog, duselte er wieder ein, und es träumte ihm, er sei bereits aufgestanden, könne aber mit dem Waschen und Anziehen gar nicht zurecht kommen. Dann hörte er halbwachend die Thüre der Kammer aufgehen, und indem er die Augen aufmachte, sah er an der halb geöffneten Thüre etwas Schwarzes erscheinen, das sich nach einer Weile als eine Zipfelhaube erwies, unter welcher der blonde Kopf des kleinen Seppel steckte. Als dieser bemerkte, daß der Bruder die Augen offen hatte, schob er auch den kleinen Körper nach und trappte in seinen Kappenstiefeln — an Sonntagen durfte er um keinen Preis barfuß gehen — nach dem Bett des Andreas hin und sagte lachend: „Guten Morgen Andreas! steh auf, die Milchsuppen steht schon am Feuer. Du kriegst aber einen Kaffee und der andere Stadtfrack auch!“

Das war eine hinlänglich kräftige Aufforderung für den Andreas, um rasch aufzustehen und sich in die Sonntagskleider zu werfen, die er am Abend vorher schon zurecht gelegt hatte. Als er unter Plaudern und Scherzen mit dem kleinen Seppel, der ihn mit freudestrahlenden Blicken betrachtete und eine Menge dummer Fragen an ihn stellte, mit dem Anzug fertig geworden war, ging er zu Fritz hinauf, der noch im besten Schlafe lag und sich, als er aufgeweckt wurde, nicht wenig verwunderte zu sehen,

Digitized by Google

daß es schon gut am Tage war. Er zog sich schön langsam an, wobei ihm Andreas hilfereiche Hand zu leisten hatte, und betrachtete inzwischen mit musterndem Blicke die verschiedenen Sachen, die in der guten Stube waren, das Christkindlein auf dem Kleiderschrank, die Bilder des Königs und der Königin, die roth und blau gemalten Herzen auf den Kästen, das Crucifix in der Ecke, an welchem zwei Palmzweige steckten, und ein großer Rosenkranz herunterhing, guckte auch ein wenig zum Fenster hinaus nach den Bergen und Wiesen und stieg schließlich auf einen Stuhl, um sich in dem gar hochgehängten Spiegel zu besehen. Das frische neue Hemd stach sehr schön von der blauen Halsbinde und der gleichfalls blauen Seidenweste ab, an welcher eine Uhrkette zu baumeln nicht ermangelte; der schwarze Sonntagsrock saß ganz tadellos. Fritz gefiel sich ausnehmend wohl.

Es war aber inzwischen schon zweimal geschehen, daß der Seppel die Stiege heraufgetrappt war und auf der Flur draußen geschrieen hatte: „Andreas!“ Dann war dieser hinausgegangen, und der Seppel hatte gesagt: „der Kaffee ist schon lang fertig und die Mutter hat gesagt, ihr sollt herunter kommen.“ Nun machten sich zum dritten Mal Seppels nägelbeschlagene Stiefelabsätze auf dem Flur hörbar, während Fritz eben auf dem Stuhle stand, und sich im Spiegel beliebängelte; und als der kleine Seppel draußen zum drittenmal mit recht ärgerlicher Stimme nach Andreas rief, fuhr sich der Fritz noch durch die braunen Locken und sprach: „Jetzt bin ich fertig, jetzt können wir zum Kaffee gehen.“

An das Frühstück, bei welchem es an den Tag gekommen, warum Seppel so eifrig beflissen gewesen war, die beiden Knaben zum Kaffee zu citiren — denn er durfte sich des Restes von Kaffee und Rahm bemächtigen, welchen sie trotz ihres guten Appetites übrig gelassen hatten — schloß sich ein Gang durch den Garten und den Anger. Andreas zeigte dem Kameraden alle die Bäume, von denen das Obst abzunehmen war. Einige Blutbirnen wurden schon zum voraus mit einer langen Stange heruntergeschlagen und verspeist; sie schmeckten prächtig. „An die können wir morgen gehen,“ sprach Andreas; „sie sind heuer früher reif als sonst.“ Auch einigen andern Bäumen wurde nach vorausgegangener Untersuchung das Urtheil gesprochen, daß sie demnächst abzuräumen seien. Ueber dem läutete man zum zweiten Mal zum pfarrlichen Gottesdienst, und die Knaben kehrten in das Haus zurück, um sich der Seebäurin und dem sämmtlichen Hauswesen zum Kirchengang anzuschließen, Gretel und Görgel waren schon in der Frühmesse gewesen und hüteten jetzt das Haus.

Die gute Mutter Lene wackelte ganz glückselig zwischen ihren Kindern dahin und freute sich recht herzlich, wenn die Leute sagten: „Grüß Gott, Seebäuerin, so, der Andreas ist wieder da, der ist aber groß geworden!“ Und erst auf dem Platz vor der Kirche, wo die jungen Bursche des Dor-

Digitized by Google

ses versammelt waren, um das Zusammenläuten abzuwarten und dann miteinander in die Kirche zu gehen und ihren Platz auf der Empore einzunehmen, da ging es an ein Rufen und Fragen und Handschütteln und Spaßmachen, und der Andreas wurde fast zerrissen, weil Jeder den Studenten begrüßen und ihm ein freundliches Wort sagen wollte. Während aber dieser von seinen älteren Bekannten umringt wurde, machte sich Fritz unbemerkt davon, und als Jener vor dem Eintritt in die Kirche sich nach ihm umsah, erblickte er ihn nirgend mehr. Erst da er in der Kirche an der Seite der Mutter den seebäuerischen Kirchenstuhl betrat, sah er den Kameraden oben auf dem sogenannten Oratorium neben der Frau Landrichterin, und es ist schwer zu sagen, ob er sich mehr darüber ärgerte oder seine Mutter, die es mit allem Rechte sehr übel aufnahm, daß dem Fritz der Platz in ihrem Stuhl nicht gut genug schien.

Begreiflicher Weise fuhr Andreas, als der Gottesdienst zu Ende war, ziemlich barsch auf Fritz zu und machte ihm Vorwürfe darüber, daß er sich von ihm weggestohlen habe. „Ich werde mich doch nicht unter das Bauernvolk stellen," entgegnete Fritz ganz hochnasig! „das ginge mir gerade ab! Die Frau Landrichterin hat mir erlaubt auf das Oratorium zu gehen, weil ich früher auch dort war, und ich werde immer da hinaufgehen." Andreas hatte schon eine derbe Entgegnung auf der Zunge, da kam der Herr Pfarrer aus der Sakristei. Andreas eilte zu ihm hin und küßte ihm die Hand. Der Pfarrer klopfte ihm freundlich auf die rothen Wangen und fragte ihn, wie es ihm gegangen sei, und den wievielten Preis er bekommen habe, und hieß ihn dann mit Fritz, an den er gleichfalls gütige Worte richtete, in den Pfarrhof kommen, um sein Preisbuch vorzuzeigen. Dann wandte er sich an die andern Leute, die sich ihm näherten, und die Seebäuerin kehrte nach ihrem Hof zurück, Andreas grollend, Fritz schmollend.

Ohne ein Wort zu reden gingen dann die Knaben, Andreas mit seinem Preisbuch unter dem Arm und dem kleinen Seppel an der Seite, der die Mutter an ihr gestriges Versprechen erinnert hatte, in den Pfarrhof. Nachdem der Herr Pfarrer sich längere Zeit in seiner väterlichen Weise mit den beiden Knaben unterhalten und sie um dieses und jenes gefragt hatte, schenkte er dem Andreas ein hübsches Brettspiel, damit er sich mit seinem Kameraden die Zeit vertreiben könne, und dem Seppel ein Bild des heiligen Joseph und lud die Knaben ein, ihn Nachmittag mit Michel, Grethel und Lene nach der Vesper wieder zu besuchen.

Die Freundlichkeit des Pfarrers und sein schönes Geschenk hatte Andreas seinen Groll auf Fritz vergessen lassen; die beiden Knaben kamen ganz vergnügt auf den Seebauernhof zurück und vertrieben sich mit Michel, Lene, Seppel und den Knaben des Lehrers, die sich inzwischen auch eingestellt hatten, mit allerlei Spielen im Anger die Zeit bis zum Mittagessen. Als

Digitized by Google

dieſes vorbei war, blieben Andreas und ſein Gaſt noch bei der Mutter Lene ſitzen und erzählten ihr allerlei Geſchichten aus der Stadt, von ihren Straßen, Kirchen und Häuſern, vom Profeſſor, von den Kameraden, von Karl Beutel und Linder, dem Bajazzo, und die Seebäuerin hatte ein großes Vergnügen an allen dieſen Geſchichten, beſonders aber gefiel ihr, was von Karl Beutel und von Bajazzo erzählt wurde. „Du hätteſt eigentlich," ſagte ſie zu Andreas, „den kleinen Karl auch mitnehmen ſollen. Iſt ein gar ſo nettes braves Bübel, und da fällt mir auch ein, daß ich ohnehin im vorigen Herbſt ſeiner Mutter geſagt habe, ſie ſolle ihn ſchicken. Hätteſt Du mich doch daran erinnert, Andreas!"

„Nun Mutter, er kann ja ein anderes Mal herauskommen," meinte dieſer und dachte ſich dabei: „Er wäre mir gleich lieber als der hochmüthige Fritz da, dem nicht einmal unſer Kirchenſtuhl gut genug iſt, obwohl er der erſte iſt!"

Nach der Veſper begaben ſich ſämmtliche Seebauernkinder in den Pfarrhof und gewahrten mit Vergnügen, daß die ehemaligen Schulkameraden des Andreas, ſo viel deren mit ihm beiläufig im gleichen Alter waren, den nämlichen Weg einſchlugen, weil ſie, wie es ſich gleich herausſtellte, auch vom Herrn Pfarrer geladen waren. In deſſen großem Garten empfing ſie ein mit Kaffee, Brod, Butter, Milch und Obſt reich beſetzter Tiſch. Das war ein großer Jubel, als ſich die ganze Geſellſchaft, an dreißig Köpfe, um denſelben ſchaarte und tüchtig einzuhauen anfing! Der Herr Pfarrer ging dabei immer hinter ihnen herum und hatte ſeine größte Freude daran, daß es ihnen ſo gut ſchmeckte. Als dann Alle ſich's hatten recht wohl ſein laſſen, verließ man den Tiſch. Etliche Mädchen, die bei der Geſellſchaft waren, ſammelten ſich um den Pfarrer, der ihnen in der Gartenlaube ſchöne Geſchichten erzählte; die Knaben zogen unter Anführung des Herrn Caplans auf die große Wieſe hinter dem Garten und begannen ihre Spiele. Da war nun Fritz in ſeinem Element. Seine ehmaligen Schulkameraden hatten einen gewaltigen Reſpekt vor ihm, denn ſie waren das von der Zeit her gewöhnt, da ſein Vater Landrichter in Bergheim geweſen, daher ſpielte er auch jetzt wieder die erſte Rolle, und die Knaben parirten ihm, daß es eine Art hatte.

So verging der Nachmittag; es wurde dunkel, und der Pfarrer entließ ſeine jungen Gäſte nach Hauſe. Fritz geſtand auf dem Heimweg, daß es ihm in Bergheim außerordentlich wohlgefalle, und er ſchien von dem ſo angenehm verbrachten Nachmittag ſo freudig ergriffen, daß er dem Andreas ganz ausdrücklich dafür dankte, daß er ihn nach Bergheim mitgenommen habe. Dieſe Anerkennung ſöhnte den Andreas wieder mit Fritz aus, und er legte ſich, als der Abend wieder unter allerlei Geſprächen verſtrichen war, mit viel milderen Geſinnungen als den Tag vorher zu Bette.

Digitized by Google

Am Montag hatte der Seebauernhof ein ganz verändertes Aussehen. Mutter Lene, die Kinder, die Dienstboten gingen in ihren Werktagskleidern umher; die Knechte hatten mit Pferden und Wagen, die Mägde mit dem Hornvieh und den Schweinen zu thun; die Hühner und Gänse, die Sonntags recht manierlich im Hof herumspaziert waren, gackerten und schnatterten am Montag ganz ungezogen, rannten hin und her, pickten auf einander und schlugen mit den Flügeln; der große Haushahn schien seine Stimme den Sonntag über in die Reparatur geschickt zu haben, um sie am Montag desto lauter erschallen zu lassen, und die Enten, die gestern an der Pfütze drüben vorbeigewackelt waren, als wüßten sie gar nicht, wozu dieselbe vorhanden sei, watschelten heute drin herum und duckten sich in das trübe Wasser, als hätten sie ein viel schlechteres Kleid an, als gestern.

Während die Studenten frühstückten, führte Miezel weinend eine Kuh fort, die verkauft war, und die Seebäurin wurde abgerufen, um mit einem Metzger über den Verkauf eines Kalbes zu unterhandeln; die Rösel kam in die Stube und klagte der Gretel, daß die Butter heute gar nicht recht gerathen wolle, und endlich kam Hanns mit einem mächtigen Wagen voll Heu zum Thor hereingefahren und rief dem Görgel, daß er ihm abladen helfe. Da war nun Andreas gleich in der Höhe, sprang hinaus und auf den Heuboden, setzte von diesem auf den Heuwagen hinab, und der Fritz plumpste ihm nach einigem Besinnen nach.

Als das Heu glücklich abgeladen war, läutete man zur Messe, der die Studenten beizubewohnen gingen, obwohl Fritz sehr entschieden die Meinung aussprach, daß es gar nicht nothwendig sei, an den Werktagen in der Vakanz in die Kirche zu gehen. Andreas aber gab nicht nach, und da Fritz nicht allein daheim bleiben wollte, so mußte er mit. Nach der Messe, der übrigens Fritz doch im Seebauernstuhle beiwohnte, eilten die Knaben auf die eine Viertelstunde entfernte Wiese hinaus, wo Taglöhner unter Leitung des Hanns mit dem Aufladen des Heus beschäftigt waren. Andreas griff gleich rasch mit an und schwang mit immer größerer Fertigkeit eine Gabel voll nach der andern auf den Wagen, lachte dabei aber weidlich über Fritz, der es ihm bei Weitem nicht gleich thun konnte und, nachdem er fünf oder sechs Mal etwas Weniges aufgegabelt hatte, ermüdet den Arm sinken ließ. Dabei machten die Taglöhner heimlich ihre Witze über den Stadtfrack. Den Fritz verdroß daher die Geschichte bald, und er wäre gar zu gerne wieder fortgegangen, wenn er Andreas hätte bewegen können mitzugehen. Dieser aber war durchaus nicht weiter zu bringen, bis der Wagen hoch aufgeladen war. Dann kletterte er an einem Strick, den er über den Wiesbaum geworfen hatte, hinauf und legte sich oben gemächlich in's Heu. So fuhr er in's Dorf zurück, während Fritz verdrießlich neben dem Wagen trollte und im Geheimen über die dumme Bauernwirthschaft brummte und grollte.

Digitized by Google

Auf dem Hof ging es wieder an das Abladen; Hanns fuhr zum dritten Mal auf die Wiese und die Knaben mit, und so wiederholte sich das Hin- und Herfahren noch einige Male bis Mittag, wo Fritz und Andreas sich mit einem wahren Heißhunger zu Tische setzten und sich Knödel und Sauerkraut, auch ein Stücklein Fleisch, das eigens für sie bereitet war, trefflich schmecken ließen. Unter dem Essen gefiel es dem Fritz abermals recht gut auf dem Seebauernhof; nach dem Essen aber war er so müde und abgespannt, daß er auf der Bank neben dem Ofen, auf welche er sich gesetzt hatte, um mit zwei jungen Kätzchen zu spielen, umfiel und einschlief, um nach einigen Stunden wie gerädert wieder zu erwachen.

Es gäbe eine endlos lange Geschichte, wollte ich noch weiter erzählen, wie die zwei Studenten sich die Zeit vertrieben. Es waren noch Weizen und Haber einzuführen, dieser und jener Birn- und Reineclodenbaum abzuräumen. Der Drechsler machte sich ein Vergnügen daraus, ihnen seine Kunststücke vorzumachen; auch dem Schreiner, dem Schmied, dem Nachtwächter, welcher Vögel ausstopfte, wurden Besuche abgestattet. Einige Nachmittage füllten Spaziergänge mit dem Herrn Caplan, Besuche bei dem Schulkameraden in dem eine halbe Stunde entfernten Dorfe Au und dessen Gegenbesuch aus, und über einen Regentag half außerdem die Benützung des Brettspieles hinweg. So rückte der zweite Sonntag heran, an welchem Kirchweih war. Da hatte Fritz großes Vergnügen an der reichlichen Festmahlzeit, an den kostbaren Kücheln und Nudeln, an dem Tanzen im Wirthshaus, bei dem die Bauernbursche ihre kunstreichen Sprünge vollführten, an der Dorfmusik, die von Haus zu Haus zog, und an der Aussicht, daß es am nächsten Montag ebenso sein würde. Es wurde auch so, und doch ein wenig anders; denn es trat ein Ereigniß ein, das unserm Fritz sehr unangenehm war.

Es kam der Schulkamerad, der in Au wohnte, mit einer großen Schaar von Knaben zur Kirchweih nach Bergheim; die Jugend von Au und von Bergheim vereinigte sich Nachmittags auf einer großen Wiese zu gemeinschaftlichen Spielen. Anfangs ging die Sache recht gut, da Fritz sich meisterhaft darauf verstand, die ansprechendsten Spiele anzugeben. Aber es konnte dabei nicht fehlen, daß er mit der Autorität, welche er zu verschiedenen Malen anwendete, da und dort auf Widerspruch stieß, der sich um so ungescheuter kundgab, je mehr die Knaben im Spielen sich erhitzten und den anfänglichen Respect vor dem Sohne des ehmaligen Landrichters vergaßen. Als nun Fritz einen jungen Auer, der sich ungeschickt benommen hatte, etwas barsch anfuhr und ihn ohne Weiteres einen dummen Bauernjungen nannte, nahm sich dessen Landsmann, der ohnehin nicht zu den Anhängern Wind's in der Klasse gezählt hatte, um den Gemaßregelten an, und die Auer wollten es sich nicht gefallen lassen, daß einer von ihnen von einem Stadtfrack

Digitized by Google

geschimpft werde. Andreas nahm sich begreiflicher Weise um seinen Gast an, und es entspann sich ein Streit, bei welchem bald allerlei unliebsame Anspielungen auf den „Windbeutel“ fielen. Ich muß bei dieser Gelegenheit auch bemerken, daß Andreas und Fritz während ihres bisherigen Aufenthalts in Bergheim sich nicht sonderlich beliebt gemacht hatten, indem sie an der gebührenden Freundlichkeit gegen ihre ehmaligen Schulkameraden nur gar zu oft fehlen ließen. Da gab nun ein bitteres Wort das andere, und es drohte schon eine ernstliche Schlägerei, bei welcher Fritz und Andreas mit ihren wenigen Anhängern die Kürzeren hätten ziehen müssen, wenn nicht der Herr Caplan durch sein Erscheinen Ruhe geboten, den Streit geschlichtet und, wie es nach der Lage der Sache nicht anders sein konnte, dem Fritz Unrecht gegeben hätte. Also zog der Stadtfrack, wie ihn die Gegner laut nachschreiend hießen, ziemlich beschämt ab, und das Kirchweihfest, das sich so schön angelassen, nahm demnach für ihn ein ziemlich ärgerliches Ende.

In den nächsten Tagen ließ Fritz seinen Unmuth über die erlittene Niederlage an Andreas und seinen Geschwistern aus, die ihm nichts mehr recht machen konnten. Die meiste Zeit brachte er übrigens mit den Knaben des Landrichters zu, die erst zur Kirchweih in Bergheim eingetroffen waren. So waren Andreas und die Seinigen herzlich froh, als gegen Ende der zweiten Woche ein Brief vom Herrn Regierungsrath kam, welcher schrieb, seine Schwiegermutter, Fritzens Großmutter, sei unvermuthet bei ihm angekommen und wünsche dringend den Enkel zu sehen. Daher solle dieser sofort in die Stadt zurückkehren und werde für die Verkürzung seines Aufenthalts in Bergheim später durch eine kleine Gebirgsreise entschädigt werden. An die Seebäuerin war ein eigener Brief beigelegt, und ihr darin auf das Freundlichste für die Aufnahme gedankt, welche sie Fritz hatte angedeihen lassen. Die gute Mutter Lene war von diesem Brief so gerührt, daß sie dem Fritz alle seine Unarten vergab und ihn sogar an die Eisenbahnstation zurückfahren ließ. Andreas gab ihm ehrenhalber das Geleite, aber es freute ihn gar nicht, und die beiden einst unzertrennlichen Freunde nahmen sehr kalt Abschied von einander.

Was weiter sich mit Fritz Wind begab, gehört nicht mehr in den Bereich dieser Erzählung. Dafür müssen wir uns nach einem andern Bekannten umsehen, der sicherlich meinen jungen Lesern nicht von geringem Interesse ist, nämlich nach unserem kleinen Beutel. Den haben wir in der Stadt schmählich sitzen gelassen, um den Andreas und Fritz nach Bergheim zu begleiten; es ist daher billig, daß wir unsere Unachtsamkeit einigermaßen gutzumachen suchen und uns erkundigen, wie es ihm seitdem ergangen ist. Aber stellt euch vor: wir finden den kleinen Studenten, wenn wir in seine Wohnung kommen, gar nicht zu Hause, ja nicht einmal in der Stadt und seine Mutter auch nicht, die Wohnung ist verschlossen. Es ist doch etwas Ege-

Digitized by Google

nes um so eine Vakanz; das drängt und treibt an den Leuten, die solidesten Personen mögen nicht mehr in der Stadt bleiben!

Als Karl Beutel von dem Bahnhof, wohin er Fritz und Andreas begleitet hatte, nach Hause kam, setzte er sich ganz kleinlaut an den bereits zum Mittagessen gedeckten Tisch, und das Weinen stand ihm recht nahe. Bis die Mutter die Suppe auftrug, nahm er seine zwei Preisbücher und sah sich dieselben genau an. Auch unter dem Essen blieb er noch stille und es schmeckte ihm nicht sonderlich, und der Mutter — ich müßte lügen, wenn ich sagen sollte, daß es ihr schmeckte. Sie empfand es von Grunde des Herzens schmerzlich, daß ihre beschränkte Lage ihr nicht erlaubte, dem lieben, braven Kinde eine so große Freude zu machen, als sie meinte, daß es verdiene. Nach dem Essen besah sie auch die schönen Bücher, und unter dem Beschauen gingen ihr die Augen und das Herz über. Sie nahm den Knaben in die Arme und küßte ihn recht herzlich. Dann sagte sie: „Schau, lieber Karl, es thut mir recht leid, daß ich Dir für die große Freude, die Du mir heuer gemacht hast, nicht auch eine Freude machen kann. Wenn der gute Vater noch lebte, dann ließe sich wohl eher etwas richten, aber als eine arme Wittwe und kränklich, wie ich bin, habe ich Mühe genug, mich und Dich ehrlich fortzubringen."

„Ich will ja nichts, Mutter," schluchzte Karl, „als daß Du mit mir zufrieden bist, und wenn Du mich lieb hast, so bin ich auch zufrieden."

„Du gutes Kind!" sagte die Mutter darauf und küßte den Knaben noch einmal. „Es hätte mich doch gefreut, wenn die Seebäuerin ihr Wort gehalten und Dich eingeladen haben würde. Nun, sie wird es halt vergessen haben; so eine Frau mit einem so großen Hauswesen hat das ganze Jahr über viel zu denken, und eine Wittwe ist sie auch, wie ich; wie leicht kommt da etwas in Vergessenheit! Aber höre, Karl, wenn in acht oder vierzehn Tagen die zwei großen Studenten auch fortreisen, dann habe ich mehr Zeit, da gehen wir dann mit einander fleißig spazieren, und wenn am Ende des Monats meine Schwester hieher kommt, dann machen wir noch einige weitere Ausflüge; ich habe mir eigens einige Gulden dafür zurückgelegt."

Ueber diese Aussicht war Karl wieder getröstet und wurde von Stunde zu Stunde heiterer; bis der Abend kam, war der Gleichmuth seines guten kindlichen Gemüthes wieder hergestellt.

Am Tag darauf, als die Frau Aktuarin Beutel eben ihrem Karl gesagt hatte, daß sie nach Tisch mit ihm zum Herrn Professor gehen werde, um ihm für die Mühe zu danken, die er das Jahr über mit ihm gehabt, läutete es an der Hausthüre. Karl sprang hin, um zu öffnen, und war ganz unbeschreiblich verblüfft, als der Professor selbst vor der Thüre stand und mit einem freundlichen Gruß eintrat. Die Frau Aktuarin fuhr aus der Küche, riß den Küchenschurz herab und geleitete fast nicht weniger verwirrt,

Digitized by Google

als Karl den Professor in's Zimmer. Dieser nahm, als er sich niedergelassen hatte, den kleinen Karl bei beiden Ohren und sagte lächelnd: „Höre, kleiner Student, Du möchtest wohl auch eine Vakanzreise machen, wie die meisten Deiner Kameraden?"

„Ach ja, Herr Professor," sagte Karl und gedachte mit einigem Schmerz der schönen Hoffnungen, die er das Jahr über genährt hatte.

„Nun gut, dann will ich Dir etwas sagen: ich trete in ungefähr acht Tagen eine kleine Reise in's Gebirge an und bleibe dann einige Zeit bei meinem Oheim, der Pfarrer ist und nichts dagegen hat, wenn ich ihm einen kleinen Studenten mitbringe, vorausgesetzt, daß er sich hübsch artig aufführt. Willst Du mit mir gehen?"

Karl stand vor dem Professor und sperrte Mund und Augen auf, ohne eines Wortes mächtig zu sein. Der Professor weidete sich eine Zeitlang an seinem freudigen Erschrecken und drehte ihn dann herum gegen seine Mutter, indem er sagte: „Sie werden es wohl erlauben, Frau Aktuarin?"

„O Gott!" sagte diese und faltete die Hände, „warum sollte ich es nicht erlauben? Wo könnte mein Karl besser aufgehoben sein? Aber das ist ja zu viel Güte!"

Der Professor drehte den kleinen Burschen, der sich noch nicht rühren konnte, wie eine Puppe wieder gegen sich herum und sagte lächelnd: „Wir sind noch nicht fertig mit einander, Beutelchen. Was würdest Du sagen, wenn Deine Mutter im nächsten Schuljahr nicht mehr hier in der Stadt wäre, und Du bei mir wohntest? He, was meinst Du?"

Karl meinte gar nichts, sondern sah fragend auf die Mutter, an der nun die Reihe war, die erstaunten Blicke auf den Professor zu richten. Dieser sprach: „Sie haben mir einmal gesprächsweise mitgetheilt, daß Sie Ihrer schwankenden Gesundheit wegen gar zu gerne auf das Land gingen und die Stelle einer Haushälterin bei einem Pfarrer übernehmen würden, wenn die Sorge um Karl Sie nicht in der Stadt zurückhielte; mein Oheim hat seine Haushälterin vor einigen Wochen durch den Tod verloren; überdieß bezieht er in den nächsten Wochen eine andere Pfarre, wo er ein kleineres Hauswesen als bisher und mit der Oekonomie nichts mehr zu thun haben wird. Ich habe ihm in Betreff Ihrer Person schon geschrieben, und er hat mir so eben geantwortet, daß er Ihnen die Besorgung seines Hauswesens übertragen will. Nehmen Sie diese Stelle an, die Ihnen bei geringer Anstrengung ein sorgenfreies Auskommen und den Aufenthalt in einer sehr gesunden Gegend gewährt, so nehme ich Ihren Karl zu mir; meine Frau ist ganz damit einverstanden, und wir können es leicht thun, da wir kinderlos sind. Der Kleine gefällt uns, und ich will hoffen, er werde sich bemühen, uns auch fernerhin zu gefallen. Nun leben Sie wohl, Frau Aktuarin, morgen mögen Sie mir Ihren Entschluß zu wissen thun."

Digitized by Google

Der Professor war schon fortgegangen, als die Aktuarin und Karl noch immer wie vom Blitz gerührt dastanden. Der armen Frau, die sich seit dem Tode ihres Mannes kümmerlich damit fortgebracht hatte, kleine und große Studenten in Kost und Wohnung zu nehmen, war durch den Vorschlag des Professors eine Aussicht eröffnet, wie sie in ihren kühnsten Träumen sich kaum vorgestellt hätte. Ein sorgenfreies Leben in der stärkenden Landluft, ihr Kind bei einer wackeren Familie gut versorgt — wie konnte sie da anders als mit dem innigsten Dank gegen Gott mit beiden Händen zugreifen? Demnach war am andern Tage die Sache bald in's Reine gebracht, und da der Pfarrer schrieb, die Frau Aktuarin möchte so bald als möglich bei ihm eintreffen, um bei dem Umzug auf die neue Pfarrei ihm behilflich zu sein, so verließ schon an dem nämlichen Montag, an welchem Fritz Wind die Niederlage in Bergheim erlitt, Karl Beutel an der Seite des Professors fröhlich und wohlgemuth die Stadt, um die Gebirgswanderung anzutreten, während seine Mutter zu dem Pfarrer reiste.

Vierzehn volle Tage zog Karl, vom herrlichsten Wetter begünstigt, mit dem Professor im Gebirge herum. Die mächtigen Berge, die er bisher von der Stadt aus nur in blauer Ferne gesehen und oft so sehnsüchtig betrachtet hatte, nahmen ihn jetzt in ihren Schooß auf; vom Gipfel manches derselben sah er in das weite Land hinaus und ließ sich die Richtung zeigen, in welcher die Stadt, in welcher der nunmehrige Aufenthalt seiner Mutter, auch in welcher Bergheim lag. Dann wieder einmal fuhr er über einen herrlichen See, wanderte über saftig grüne Matten, durch wunderliebliche Thäler zu den Füßen zackiger grauer Felsen hin, schlief heute in einem Dorfwirthshaus, morgen in einem Bauernhaus, übermorgen gar auf dem Heuboden einer Sennhütte — er war zu glücklich, der kleine Mensch.

Nach vierzehn Tagen langte er mit dem Professor in Buchdorf an, wo dessen Oheim, der Pfarrer, sich mit Hilfe der Aktuarin bereits häuslich eingerichtet hatte und ihn mit herzgewinnender Freundlichkeit aufnahm. Die Mutter meinte, er sei auf der Reise größer und stärker geworden: so viel war sicher, daß er ein ganz sonnenverbranntes Gesicht und hübsche rothe Wangen mitbrachte; sie erglühten aber noch höher, wenn er in der seligsten Erinnerung von all den Schönheiten erzählte, die er gesehen, und von den kleinen Abenteuern, die er erlebt hatte. Jetzt aber eröffnete sich ihm erst noch die herrliche Aussicht auf fünf Wochen der freudenvollsten Vakanz, und er genoß dieselben so recht von Herzen, machte sich aber auch durch das musterhafteste Betragen des Wohlwollens des freundlichen Pfarrers würdig.

Der aufrichtige Schmerz, den er empfand, als der Professor in die Stadt zurückkehrte, war die erste trübe Wolke, welche den reinen Glanz seines Ferienhimmels trübte. Drei Wochen darnach folgte die zweite viel trübere: er mußte sich auf lange Zeit von der lieben Mutter trennen, die er bisher

Digitized by Google

nie verlassen hatte. Aber der Pfarrer sagte zu ihm beim Abschied: „Karl es versteht sich von selbst, daß du in der nächsten Vakanz, und zwar schon zu Ostern zu mir kommst; daß deine Mutter und ich dich mit recht herzlicher Freude aufnehmen, das hast du ganz in deiner Gewalt. Du mußt nur fortfahren, so fleißig zu sein wie bisher, und dabei fromm und bescheiden bleiben, denn merke dir, nur fromme Kinder haben Gottes Segen bei ihren Arbeiten und Studien."

Die Mutter begleitete Karl bis an den Ort, wo der Stellwagen durchkam, mit dem er die Rückreise in die Stadt zu machen hatte. Im Stellwagen drückte er sich in eine Ecke, und während ihm die Thränen über die runden rothen Backen liefen, vergegenwärtigte er sich all die herrlichen Tage, die er auf der Bergwanderung und in Buchdorf verlebt hatte. Die Spaziergänge mit dem Pfarrer oder mit der Mutter, die Besuche bei dem Lehrer, der Umgang mit dessen Knaben, an dem er einen wackern Freund gefunden hatte, das stille, friedliche Leben im Pfarrhof, die Streifereien durch Wald und Flur, die Obsternte — Alles, Alles zog in rosenfarbnem Lichte noch einmal an seiner jungen Seele vorüber, und über all diesem nun freilich versunkenen Herrlichkeiten schwebte leuchtend die Hoffnung, sie im nächsten Jahr wieder genießen zu können, wenn der liebe Gott seiner Mutter und dem Herrn Pfarrer das Leben erhielt. Von diesen tröstlichen Gedanken trockneten allmälich seine Thränen und er nahm sich recht fest und ernstlich vor, nach besten Kräften fleißig zu sein und Gottes Beistand zu erflehen. Dasselbe gelobte er auch dem Professor und seiner Frau, als er von ihnen mit dem freundlichsten Wohlwollen aufgenommen wurde.

Nachdem wir so dem kleinen Beutel die gebührende Aufmerksamkeit gewidmet haben, können wir zu Andreas, dem Haupthelden unserer Erzählung nach Bergheim zurückkehren. Dieser athmete viel leichter, als der windige Fritz fort war, und die Seebäuerin und ihr ganzes Hauswesen war auch froh darüber. Die gute Lehre aber, die sich Andreas aus dem Benehmen und den Erlebnissen seines Kameraden hätte schöpfen können, ging leider für ihn verloren. Er näherte sich den Dorfjungen nicht mehr, die er während Fritzens Anwesenheit durch seinen Stolz von sich abgestoßen hatte, und diese gingen ihm daher auch überall aus dem Wege. So verlebte er den Rest seiner Vakanz ziemlich einsam und beschränkte sich zuletzt ganz auf den Umgang mit seinen Geschwistern, die ihm jedoch viel zu dumm und zu bäurisch waren und dieß bei jeder Gelegenheit hören mußten. Daher fehlte es daheim nicht an mancherlei unangenehmen Auftritten, und die Seebäurin schalt auch manchmal über den hochmüthigen Studenten. Der Herr Pfarrer und Caplan waren ebenfalls nicht sonderlich über die Aenderung im Charakter des Andreas erfreut und machten ihm darüber oft wohlmeinende Vorstellungen. Aber der junge Mensch war einmal vom Geiste der Hoffart be-

Digitized by Google

ſeſſen; nichts war ihm daheim mehr gut genug, und er nährte den ſehnlichſten Wunſch, es ſo zu haben, wie Fritz. Der unglückliche Knabe fing faſt an, ſich ſeiner Mutter und ſeiner Geſchwiſter zu ſchämen!

In ſeinen düſteren Träumereien dachte Andreas oft an Fritzens leichtes, ungenirtes Weſen und wünſchte daſſelbe ſich auch aneignen zu können. Sehr häufig beſchäftigte er ſich mit Plänen, wie er im nächſten Schuljahre ſich es einrichten würde, um nicht mehr als der dumme Bauernjunge angeſehen zu werden, und da die Frau Aktuarin nicht verſäumt hatte, der Seebäuerin anzuzeigen, daß ſie aus der Stadt fortziehe, ſo wiegte er ſich in der Hoffnung, daß er etwa in eine vornehme Familie kommen werde. Jedenfalls war er entſchloſſen, die Mutter zu bewegen, daß ſie ihm für's nächſte Jahr ein erkleckliches Taſchengeld auswerfe, denn er führte nichts Geringeres im Schilde, als den Fritz durch Großthun und reichliche Spenden an die Mitſchüler aus dem Sattel zu heben und das Anſehen an ſich zu reißen, das dieſer im vorigen Jahr in der Klaſſe genoſſen. Beſonders wurmte ihn die Erinnerung, daß er früher gar manchen Spott hatte darum hinnehmen müſſen, weil er einen ganz bäuriſch ausſehenden blauen Rock, eine graue Weſte und im Sommer noch Tuchhoſen, dabei ein roth und gelb geblümtes Halstuch trug; auch in dieſen Dingen ſollte es im nächſten Jahr anders mit ihm geſtellt ſein. Zunächſt ſetzte er bei der Mutter durch, daß ihm eine neue Kleidung angeſchafft und der Dorfſchneider citirt wurde, ſie ihm anzumeſſen. Da Andreas geſehen hatte, daß Fritz Rock, Beinkleider und Weſte von gleichem Stoff getragen — deſſen grauer Sommeranzug hatte ungemein nobel ausgeſehen — ſo wollte er ſeine neue Gewandung auch vom gleichen Stoff und Einer Farbe haben. Der Dorfſchneider hatte aber kein anderes Tuch auf dem Lager als hellbraunes, aus dem ſich ein Bauer manchmal einen Sonntagsrock machen ließ; alſo bekam Andreas von dieſem beſagten braunen Tuch, das allerdings ſehr ſchön glänzte und ganz fein ausſah, Rock und Weſte zugeſchnitten; für das Beinkleid reichte aber dieſer Stoff nicht mehr aus, und es mußte an die Stelle des braunen vorläufig ein noch vorhandenes ſchwarzes getragen werden. Er war ungemein glücklich, als er am letzten Sonntag der Vakanz in dieſem neuen Anzug in die Kirche trabte und die Buben insgeſammt ihn mit unverhehlter Bewunderung anſchauten. Die Angelegenheit wegen des Taſchengeldes wurde desgleichen mit der Mutter Lene glücklich in's Reine gebracht, und ſo ſteuerte nun Andreas wohlgemuth mit großen Plänen wie ein Schiff mit hochgeſchwellten Segeln in die Stadt.

Die Seebäuerin mußte auch dießmal mit, denn es handelte ſich darum, für Andreas eine andere Wohnung zu finden. Der Rector der Anſtalt vermittelte ſeine Unterbringung in einer Beamtenfamilie, wo für gute Aufſicht und anſtändige Verpflegung geſorgt war, und wenn Andreas der Mutter beim Abſchied verſprach, er werde ihr das große Opfer an Geld, das ſie

Digitized by Google

ihm nun bringen mußte, durch erhöhten Fleiß vergelten und zu Oſtern nicht anders als mit der ſichern Ausſicht auf einen Preis nach Bergheim kommen, ſo waren er und die Mutter Lene die Allerletzten, die bezweifelten, daß in dieſer Zuverſicht irgend eine Täuſchung obwalten könne, und um gerecht zu ſein, muß ich auch bemerken, daß Andreas wirklich den feſten Entſchluß hatte, ſeinen vorigjährigen Platz zu behaupten, wenn nicht gar einen höheren zu erringen.

IV.

Als Andreas in der Klaſſe mit Fritz wieder zum Erſten Mal zuſammenkam, war ihre Begegnung eine ziemlich kühle. War letzterer im vorigen Jahr gegen Andreas durchſchnittlich ſehr freundlich geweſen, weil er ihm für ſeine vielfache Aushilfe in Schulangelegenheiten Dank wußte und ſpäter auf die Vakanz in Bergheim ſpekulirte, ſo machte er jetzt um ſo weniger Umſtände mit ihm und gedachte ſich gar nicht mehr mit ihm zu befaſſen. Aehnliche Gedanken hatte aber auch Andreas, und ſo ging ein Jeder ſeinen eigenen Weg. Der kleine Karl begrüßte ſeinen ehemaligen Hausgenoſſen um ſo freundlicher und erzählte ihm mit großer Freude, wie angenehm er die Vakanz zugebracht, fragte ihn auch, wie es ihm ergangen ſei. Andreas mochte nicht geſtehen, wie ſehr ihm die Vakanz verpfuſcht worden, und ſagte daher, er habe ſich ungemein gut unterhalten. Die Lüge wollte aber nicht recht heraus, und der kleine Karl hätte es merken müſſen, wenn er weniger unbefangen geweſen wäre. Doch ärgerte es den Andreas auch ſchon wieder, daß Karl Beutel, der arme Burſche, eine viel ſchönere und fröhlichere Vakanz gehabt, und zu dem Fehler des Hochmuthes, der ſich bereits in ſeinem Herzen eingeniſtet hatte, geſellte ſich nun auch noch der des Neides.

Andreas hatte jedoch nicht lange Zeit, ſich mit der Erinnerung an die Vergangenheit zu befaſſen; all ſein Sinnen und Trachten war darauf gerichtet, ſich mehr Anſehen und Einfluß in der Klaſſe zu verſchaffen, und jede Gelegenheit zu benützen, um ſich wichtig zu machen und groß zu thun. Eine ſolche bot ſich bald. Es wurde den Schülern zur Bearbeitung über Haus eine Schilderung ihrer Ferien aufgegeben. Da hatte nun Jeder etwas zu erzählen: die Einen hatten ſich in der Stadt die Zeit vertrieben, die Andern mit den Eltern eine Reiſe gemacht oder einige Zeit auf dem Lande verlebt, wieder Andere im elterlichen Hauſe auf dem Lande ſich gute Tage gemacht, und darüber gab Jeder ſo ziemlich treuen Bericht.

Der Profeſſor des vorigen Jahres hatte die beſſeren deutſchen Arbeiten immer verleſen, und in der Hoffnung, daß dieſes auch heuer geſchehen werde, hatte Andreas ſich alle Mühe gegeben, einen des Verleſens würdigen Aufſatz zu Stande zu bringen. In demſelben war er aber, vom Hochmuth verblendet, nicht bei der einfachen Wahrheit ſtehen geblieben, ſon-

Digitized by Google

dern hatte seine Schilderung so angelegt, als sei er nicht der Sohn der Seebäuerin Heider, sondern der eines reichen Gutsbesitzers, und er rechnete darauf, daß die Verlesung dieser Arbeit ihm einen großen Glanz verleihen werde. Aber die Rechnung schlug ihm fehl. Der Professor merkte wohl, daß Andreas mit der Wahrheit spazieren gegangen war, las seinen Aufsatz nicht vor, sondern tadelte ihn vielmehr mit freundlichem Ernst wegen seiner einfältigen Prahlerei und ermahnte ihn dringend für die Zukunft zur Bescheidenheit. Hingegen las er den mit vielem Geschick geschriebenen Aufsatz von Fritz ab. Andreas traute seinen Ohren kaum, als er vernahm, wie Fritz zwar mächtig viel von der mit dem Vater unternommenen Bergpartie flunkerte, aber mit keiner Silbe des Aufenthalts in Beegheim gedachte!

Die bisherige Lauheit im Verhältniß der beiden Knaben zu einander war nunmehr in offene Feindschaft verkehrt, da Andreas sich nicht enthalten konnte, dem Kameraden über seine Undankbarkeit die bittersten Vorwürfe zu machen. Während er nach der Klasse in dieser Weise über Fritz herfuhr, war auch Bajazzo gleich bei der Hand, seinen alten Witz über den Windbeutel zu machen, und die anderen Kamaraden stimmten in den spottenden Ruf: „da haben wir den Windbeutel!“ lachend mit ein. In hellem Zorn rannte Andreas nach Hause, und wenn es irgend möglich gewesen wäre, so wäre er am andern Tage gar nicht in die Klasse gegangen, um nicht dem Gespötte der Kameraden neuerdings ausgesetzt zu sein. Sein Hausherr, dem er den erlebten Unfall erzählte und die Sache natürlich viel ärger darstellte, als sie wirklich war, tröstete ihn, so gut es ging, und gab ihm den Rath seine Mitschüler durch Freundlichkeit zu gewinnen und die Spötter durch Sanftmuth und Gefälligkeit zu entwaffnen, im Uebrigen aber durch Fleiß und Aufmerksamkeit sich einen hervorragenden Platz in der Klasse und die Gunst des Professors zu sichern. In der ersten Aufwallung eines besseren Gefühles glaubte sich Andreas wohl dazu verstehen zu können, Böses mit Gutem zu vergelten, aber als er wieder in die Klasse kam, die Witze des Bajazzo und das Gelächter der Kameraden hören und besonders die spöttische Miene seines ehemaligen innigen Freundes Fritz sehen mußte, da waren seine guten Entschlüsse alle dahin, und der alte Groll und Unmuth nahm wieder in seinem Herzen Platz.

Jener ersten Niederlage folgte bald eine zweite. Nachdem Andreas sich doch einige Mühe gegeben hatte, gegen diejenigen seiner Mitschüler, die sich bisher am Wenigsten über ihn lustig gemacht, eine gewisse vornehme Freundlichkeit an den Tag zu legen, hoffte er noch mehr Respect durch seine neue Sonntagstracht einzuflößen, der an Feinheit und Glanz des Stoffes gewiß keine der Kleidungen seiner Mitschüler gleich kam. Als daher am folgenden Sonntag der erste Schulgottesdienst stattfand, nahm er darauf Bedacht, erst dann in das Klaßzimmer zu treten, als alle An-

Digitized by Google

dern bereits versammelt waren und nur des Glockenzeichens harrten, um in die Kirche zu ziehen; da mußten dann Alle zugleich seinen braunen Rock und die braune Weste sehen, wovon das schwarze Beinkleid sehr schön abstach. Aber wie schrecklich wurde er enttäuscht! Fritz und mehrere andere seiner Mitschüler waren gleichfalls in neuen Sonntagsanzügen erschienen und hatten bereits die Musterung passirt; jetzt trat Andreas mit hochgehobenem Kopf und bedeutend gerümpfter Nase ein und wurde sofort von den Kameraden in näheren Augenschein genommen. Oh weh, da stellte sich heraus, daß der Rock viel zu weit über die Kniee herunter ging, daß er auf dem Rücken Falten machte, daß die Aermel zu enge waren und auf den Achseln Ansätze von jenen Bauschen hatten, wie sie auf den Bauernröcken sich finden, und daß die zwei Knöpfe, welche auf der Rückseite einer männlichen Persönlichkeit den Anfang der Rockschöße bezeichnen, merkwürdig nahe an die Schultern hinaufgerückt waren, während die Weste sich ungebührlich weit über den Magen hinunter erstreckte. Am Beinkleid war glücklicher Weise nichts auszusetzen, denn es war im vorigen Jahre in der Stadt gemacht worden. Voll Aerger darüber, daß die neue Kleidung so wenig den auf sie gesetzten Erwartungen entsprach, riß sich Andreas von seinen Mitschülern los und eilte an die Thüre, wobei die langen Rockschöße fliegend wurden. Da rief Bajazzo: „Sieht der Heider mit seinem dunklen Haar und braunen Rock und den schwarzen Füßen von hinten nicht wie ein Maikäfer aus, der gerade auffliegen will?“ Der Vergleich war nun freilich nicht sonderlich genau, aber Bajazzo hatte ihn gemacht, und er galt dem hochmüthigen Andreas, also mußte darüber gelacht werden, und das geschah nun auch mit solcher Gewalt, und der Lärm wurde so arg, daß der Pedell erschien und Ruhe gebot.

Andreas war fortgelaufen. Voll des bittersten Unmuthes rannte er durch die Stadt und verwünschte den Dorfschneider, seine Kameraden, den Fritz und den Bajazzo vor Allen; nur daran dachte er nicht, daß er sich selbst durch sein hochfahrendes Wesen und seinen thörichten Trieb, einem Andern es gleich zu thun, die erlittenen Unannehmlichkeiten zugezogen hatte. Einen Racheplan entwarf er nach dem andern, keiner aber schien die Beleidigung sühnen zu können, die ihm angethan worden. Auch daran dachte er, seiner Mutter die unangenehme Lage, in welcher er sich befand, zu schildern und sie zu bitten, daß sie ihn anders wohin zum Studiren schicke. Aber er hatte es in dieser Angelegenheit nicht mit Mutter Lene allein zu thun, sondern auch mit dem Herrn Pfarrer, der jedenfalls von ihr zu Rath gezogen und gewiß nicht nach seinem Sinne entscheiden würde.

Ganz verstört kam Andreas erst zu Mittag nach Hause. Sein Hausherr wußte von den Vorfällen des vergangenen Jahres und der Vakanz nichts, war also der Meinung, daß der arme Knabe ganz unschuldig verfolgt und

Digitized by Google

geplagt werde. Er rieth ihm daher, sich um Hilfe an den Professor zu wenden und ihn um Schutz gegen die Neckereien seiner Mitschüler zu bitten. Auch dieses wollte Andreas nicht, denn er fürchtete, daß bei der Untersuchung Manches zur Sprache käme, was ihm unangenehm sein und in der guten Meinung des Professors schaden würde. Gerade auf diese aber baute er jetzt seine einzige Hoffnung, nachdem er mit seinen Prahlereien abgeblitzt und die Rechnung auf den Erfolg seines braunen Rockes so kläglich zu Wasser geworden war; er gedachte nunmehr Alles daran zu setzen, um wenigstens der Zweite in der Klasse zu werden, und meinte, dieses könne ihm nicht sehr schwer fallen, da er sich nachgerade für einen recht gescheidten Burschen hielt und er würde mit Karl Beutel, der gar so wenig aus sich machte und so stille und schüchtern war, leichtes Spiel haben, ja ohne sonderliche Mühe dessen Platz einnehmen können; den Bajazzo freilich von dem ersten Platze, den er voriges Jahr eingenommen, zu verdrängen, getraute er sich jetzt noch nicht.

Mit diesen Gedanken und Plänen beruhigte sich Andreas allmälig während des Sonntag-Nachmittags. Als er am andern Tage wieder in die Klasse kam, setzte er sich, ohne mit einem seiner Kameraden ein Wort zu wechseln, an seinen Platz und ließ, wenn auch nicht ohne innerlichen Aerger, die halblauten Spöttereien seiner Kameraden über sich ergehen. Wartet nur, dachte er bei sich, heute wird aus der ersten lateinischen Scription gesetzt; da wird es sich zeigen, wer es mir gleich thut! Als der Professor erschien, tadelte er die Schüler ernstlich wegen der gestrigen Unruhe vor dem Kirchengang, wovon ihm Anzeige gemacht worden war, dann fragte er, wer nicht in der Kirche gewesen sei. Andreas sah es mit Schrecken kommen, wie wenigstens die Hälfte der Klasse auftreten und ihr Gelächter und den Witz des Bajozzo in einer Weise entschuldigen werde, die ihm nicht zum Vortheil gereichen könne. Es blieb ihm jedoch nichts Anderes übrig als zu bekennen, daß er vor dem Kirchengang fortgelaufen sei, weil der Bajazzo ihn mit einem Maikäfer verglichen und die ganze Klasse ihn ausgelacht habe. In strengem Tone richtete der Professor die Frage an Bajazzo, ob es sich so verhalte? Dem Andreas klopfte das Herz. Jetzt mußte es über ihn losbrechen, Linder mußte sich ja entschuldigen. Der Bajazzo sagte aber weiter gar nichts als: „Ja Herr Professor," und nahm ohne Widerrede die strafenden Worte des Professors hin, der schließlich den Schülern im entschiedensten Tone die Weisung gab, daß sich Keiner fernerhin unterstehen dürfe, einen Anderen in irgend einer Weise zu verspotten, es sei dieß gemein und junger Studenten, die sich seiner Sitten befleißigen sollen, durchaus unwürdig.

Als der so drohend aussehende Sturm also glücklich vorüber gegangen war, richtete Andreas den Kopf merklich in die Höhe und warf gar man-

Digitized by Google

chen ſchadenfrohen Blick auf Bajazzo und die Anderen, die herabgekanzelt worden waren. Aber er ließ den Kopf auch wieder hängen und tiefer und immer tiefer ſinken; als die Setzung begann, und der Name Heider immer nicht über die Lippen des Profeſſors kam. Eine unendliche Bangigkeit bemächtigte ſich des armen Andreas; ſchon ging es in die Zehner, in die Zwanziger, immer noch wurde ſein Name nicht genannt. Er wußte doch nicht Einen Fehler, den er in der Scription gemacht, konnte ſich auch das Zeugniß geben, daß er in der Vakanz fleißig das im vorigen Jahr Erlernte wiederholt hatte, und gerade auf dieſe Wiederholung war es in der Scription abgeſehen geweſen. Es gewährte dem Andreas in dem unſäglichen Schmerz, der ihn erfüllte, nur geringen Troſt, daß Fritz gar nicht weit vom Letzten war, er hörte ſchon gar nicht mehr, und es war ihm wie ein Traum, als der Profeſſor zu allerletzt ein Blatt in die Höhe hob und ſagte: „Ein Einziger hat dieſe Scription ganz und gar ohne Fehler gemacht, und dieſer Einzige iſt Andreas Heider! Ihr ſeht alſo wohl, daß Ihr gar keinen Grund habt, ihn auszulachen, ſondern Ihr habt vielmehr allen Grund, ihn als einen fleißigen Schüler zu achten, denn er ſcheint ſeine Ferien ſo gut angewendet zu haben, wie Wenige von Euch!“

Das war ein Triumph für den ehrgeizigen, hoffärtigen Andreas. Mit einer unbeſchreiblichen Befriedigung nahm er den erſten Platz in der erſten Bank ein, der, wie er in ſeiner Verwirrung gar nicht bemerkt hatte, leer geblieben war, und ſeine Freude wurde nur dadurch verbittert, daß Bajazzo auf dem zweiten Platz ſaß und ihm zuflüſterte: „Eine Schwalbe macht keinen Sommer, ſagt meine Hausfrau.“ Andreas fühlte ſich höchſt ermuthigt und zweifelte gar nicht, daß dieſer erſte glänzende Erfolg der Vorläufer von vielen andern ſei. In dieſem Sinne ſchrieb er auch ſofort an ſeine Mutter und meldete ihr ſeinen Triumph, wobei er nicht ermangelte hinzuzufügen, daß es bei dieſem Sieg nicht ſein Verbleiben haben werde, ſondern noch mehrere dergleichen von ihm zu erwarten ſeien.

In der That war der weitere Verlauf der Sache durchaus günſtig, ſoweit es nämlich das Lateiniſche betraf. Andreas nahm auch in den folgenden Scriptionen unbedingt den erſten Platz ein, und ſein Selbſtvertrauen hob ſich mächtig. Aber auch ſein Hochmuth wuchs anſehnlich. Doch hielt dieſem und dem üblen Eindruck, den er machte, die Freigebigkeit das Gleichgewicht, mit welcher er die an ihn ſich anſchließenden Mitſchüler mit kleinen Geſchenken erfreute. Er ſah ſich ſchon ganz nahe an dem Ziel ſeiner Wünſche und Pläne und gewahrte mit Vergnügen, wie Bajazzo immer kleinlauter wurde und keine Witze mehr machte, am wenigſten über ihn, und wie Fritz, der ohnehin unter den Letzten mitſchwamm und vom Profeſſor häufig getadelt wurde, mehr und mehr an Anſehen und Einfluß verlor. Mehrere von den vorigjährigen Gegnern des Andreas ſuchten jetzt

Digitized by Google

seine Freundschaft und erhielten dieselbe unter Verabreichung verschiedener Gaben an Geld und Obst, welches Letztere Mutter Lene in reichlicher Menge schickte, und die Wenigen, die sich bisher noch ferne gehalten hatten, kamen näher und näher, seit Andreas ihnen am Anfang des November von den großen Wecken, Kletzenbrod, die auf Weihnachten zu Hause gebacken würden, erzählte und auf die Theilnahme am Genusse derselben die süße Aussicht eröffnete.

Während Andreas in dieser Weise rasch auf seiner Siegeslaufbahn fortschritt, spielte ihm das Griechische einen recht heimtückischen Streich. Die erste und zweite Deklination waren so ziemlich glücklich überstanden, und wenn er auch zweimal hatte erleben müssen, daß Beutel den ersten Platz in griechischen Scriptionen einnahm, so machte er sich nicht viel daraus, da er im Lateinischen sich seiner Sache zu sicher fühlte. Nun ging es aber an die dritte Deklination, die wie jeder Student der dritten Klasse weiß, ihre Haken hat. Unser Andreas ging nicht sehr vorsichtig mit diesen Haken um, und da passirte es ihm, daß er in Einer Scription, nicht der Erste, auch nicht der Zweite und Dritte, sondern der Zehnte wurde. Das war ein empfindlicher Schlag, und die Siegeszuversicht, die ihn bisher beseelt hatte, bekam ein bedeutendes Loch. In der nächsten griechischen Scription zwar schwang er sich wieder auf den dritten Platz, und er fühlte sich in Folge davon schon wieder viel sicherer, als er abermals eine Niederlage erlitt und für eine ganz unziemliche Anzahl von Böcken, die ihn bis auf den fünfzehnten Platz hinunter schlugen, vom Professor scharf getadelt wurde.

Wenn ein junger Mensch hochmüthig wird und nach einigen anfänglichen Erfolgen meint, es könne ihm nicht mehr fehlen; wenn er dann auf seine Arbeit nicht mehr den nöthigen Fleiß, die nöthige Aufmerksamkeit verwendet; wenn er überdieß vergißt, daß er sehr wenig aus sich selbst, Alles aber mit des lieben Gottes Hilfe kann, den er inständig darum bitten muß; kurz, wenn er es macht wie Andreas, der es versäumte, die Schwierigkeiten des neuen Lehrgegenstandes durch anhaltenden Fleiß, unablässige Aufmerksamkeit und frommes Gebet zu bewältigen: so muß es ihm auch ergehen wie dem Andreas, der Anfangs in Folge seiner Sorglosigkeit, dann aber in Folge einer immer steigenden Muthlosigkeit von einer Scription zur andern weiter hinunter kam und zuletzt gar unter den mittelmäßigen Schülern verschwand. Dabei hatte Bajazzo ganz Recht, wenn er in Bezug auf Andreas bemerkte: „Ein Unglück kommt selten allein, sagt meine Hausfrau;“ denn unserem Andreas wurde auch allmälig sein Glück in den lateinischen Scriptionen untreu. Er studirte nun freilich um so emsiger, aber in den Scriptionen machte er seine meisten Fehler dadurch, daß er seine Sache zu gut machen wollte und sie verkünstelte. Ueber diesen schlech-

Digitized by Google

ten Erfolg seiner Anstrengungen wurde er wirklich immer muthloser, wie es allen hochmüthigen Leuten geht, die sich nur auf sich selbst verlassen und Alles mit eigener Kraft ausrichten wollen. Den Hoffärtigen widersteht Gott, den Demüthigen aber gibt Er seine Gnade. Die Wahrheit des ersten Satzes mußte Andreas an sich selbst erfahren, die des zweiten aber wurde er am kleinen Karl Beutel gewahr, der wie im vorigen Jahr tapfer mit dem Bajazzo um den ersten Platz rang und es nur seiner übergroßen Aengstlichkeit zuzuschreiben hatte, daß er nicht immer im Lateinischen wie im Griechischen und den anderen Gegenständen der Erste war. Es war unter diesen Umständen für Andreas nur ein geringer Trost, daß Fritz sich unter den Letzten befand und bei jeder Gelegenheit vom Professor als ein leichtsinniger Schüler bezeichnet wurde.

So kam Ostern heran. Wie ganz anders stand es jetzt um Andreas als er sich bei dem Abschied aus Bergheim vorgespiegelt hatte! Von der Aussicht auf einen Preis war bei Weitem keine Rede mehr; das war sogar der Mutter Lene seit mehreren Wochen deutlich geworden. Nichtsdestoweniger ließ sie ihm durch Gretel schreiben, er solle doch ja nach Hause kommen, weil das Wetter so schön sei. Zwar hatte er sich eine Zeitlang allen Ernstes mit dem Gedanken getragen, gar nicht nach Bergheim zu gehen, denn er schämte sich zu sehr, vor seiner Mutter und dem Herrn Pfarrer zu erscheinen; aber die Liebe zur Heimath trug doch den Sieg davon und er begab sich demnach, sowie die Schule geschlossen war, nach dem Eisenbahnhof. Auf dem Weg dahin traf er mit Karl Beutel zusammen, der unendlich glückselig nach dem Gasthaus steuerte, wo er sich in den Stellwagen zu setzen hatte. Der Gedanke an den kleinen Karl beschäftigte ihn noch, als er schon im Wagen saß und einen Vergleich zwischen dieser und der vorigjährigen Fahrt anzustellen begann. Ich kann nicht sagen, daß er die ganze Hohlheit und Tollheit seines bisherigen Benehmens und Strebens begriff, aber er ahnte sie wenigstens, und sein Schutzengel stellte ihm recht lebhaft und deutlich das Bild des kleinen, bescheidenen Karl vor, der immer so freundlich gegen ihn gewesen war, so oft sich beeifert hatte, ihm eine Gefälligkeit zu erweisen, und in so hohem Grad die Liebe des Professors und die Achtung seiner Mitschüler genoß.

An der Eisenbahnstation angelangt, wo sich die Straße nach Bergheim landeinwärts zieht, fand es Andreas auch anders als im vorigen Jahr. Da war weder Mutter Lene, noch Gretel, noch Hans mit dem prächtigen Fuhrwerk, sondern nur der Knecht des Bräuers in Bergheim, der Bier zur Weiterbeförderung an die Station geliefert hatte. Mit dessen leerem Wagen mußte Andreas den Weg in die Heimath zurücklegen, und auf diesem Weg hatte er, neben dem schlafenden Knecht auf einem Habersack sitzend, vollkommen Muße, weiterhin seinen Gedanken nachzuhängen. Alle seine

Digitized by Google

Pläne waren vollständig gescheitert, und er war so gründlich gedemüthigt, daß es mit Wundern hätte zugehen müssen, wenn er nicht sehr ernste Betrachtungen über die Vergangenheit angestellt und solidere Pläne für die Zukunft gefaßt hätte. Ich weiß gerade nicht genau, welchen Gedanken er auf dieser trübseligen Fahrt Raum gegeben, aber das weiß ich, daß er ganz windelweich und kleinlaut in Bergheim angekommen ist.

Mutter und Geschwister empfingen ihn mit alter Liebe und Treue; aber es war doch nicht Alles so, wie es hätte sein sollen und können. Andreas schlief unter Thränen ein und schaute, als er erwachte, recht trübselig in den trüben Aprilmorgen hinein, und nicht minder trübselig trat er nach der Messe den Weg zum Herrn Pfarrer an. Dieser kannte so ziemlich aus den Briefen, welche Andreas nach Hause geschrieben und die Seebäuerin ihm regelmäßig mitgetheilt hatte, die Gesinnungen, mit welchen der Knabe in das neue Schuljahr eingetreten war, dessen anfängliche Erfolge und einen Theil seiner späteren Niederlage; den andern Theil konnte er leicht errathen. Auf diese Einsicht in den Gemüthszustand des Andreas und auf die Wahrnehmungen, welche er nunmehr selbst an ihm machen konnte, baute er eine recht eindringliche Lehr- und Mahnrede und brachte es dahin, daß der Student zu einer gründlichen Einsicht in den Irrweg kam, auf welchen er durch Hochmuth und Eitelkeit gerathen war, und da Andreas durch die letzten Ereignisse schon recht mürbe geworden, brachte ihn der Pfarrer ohne viele Mühe zu dem Entschlusse, fernerhin die stolzen Pläne alle fahren zu lassen und sich auf die treue Erfüllung seiner Pflichten als frommer Student zu beschränken.

Noch öfter nahm während dieser Ostervakanz der Pfarrer Gelegenheit, dem Andreas gute Lehren und Rathschläge zu geben, und so kam dieser ganz umgewandelt wieder in der Stadt an. Wenn er auch am Ende des Studienjahres keinen Preis erhielt, so blieb er doch nicht gar zu weit hinter den Preisträgern zurück, und was die Hauptsache ist, er war wieder ein so bescheidener, frommer Knabe, als er zwei Jahre zuvor gewesen war. Alles läßt hoffen, daß er nach Ablauf des gegenwärtigen Studienjahres einen eben so triumphirlichen Einzug halten wird, wie der von Anfang dieser Geschichte geschilderte war, daß aber die traurigen Verirrungen nicht mehr darauf folgen, die ich allen kleinen Studenten als ein abschreckendes Beispiel zu schildern versucht habe.

Digitized by Google

Mädchen und Blumen.

Aus dem Engliſchen.

(Fortſetzung.)

Die weiße Winde.

Clara Seymour war das einzige Kind einer gütigen, nachſichtigen Mutter, deren Kränklichkeit durch die unermüdliche Zärtlichkeit ihres Kindes erträglich gemacht und erleichtert wurde. Die weiße Winde, welche ſie gewählt, war ein Bild ihrer eignen ſchmiegſamen Gemüthsbeſchaffenheit. Es war faſt unmöglich, Clara nicht zu lieben, welche immer darüber nachdachte, was ſie thun könne, um Andere glücklich zu machen. Frau Seymour war immer glücklich, ſie kommen zu ſehen, obgleich ſie nie lange abweſend blieb, und Thränen traten in Clara's Augen, wenn ihre Mutter ihr ſagte, wie ſie ſie vermißt habe. Es iſt ſo herrlich, geliebt und vermißt zu werden, und es iſt ebenſo leicht wie angenehm, uns beliebt zu machen durch tauſend kleine Aufmerkſamkeiten und gütige Worte, bei denjenigen, mit welchen wir täglich umgehen. Dieſes Glück können wir uns ſelbſt ſchaffen; die Ungeduldigen und Selbſtſüchtigen werden nie vermißt, nur die Gefälligen und Gütigen.

„Jedermann kann ſehen, daß ich heut nicht zu Hauſe war," ſagte Clara an jenem Tag der Blumenwahl mit heitrem Lächeln, als ſie das Kiſſen auf dem Stuhl ihrer Mutter zurechtlegte und ihr das Fußkiſſen brachte, um ihre Füße ausruhen zu laſſen. Dann ordnete ſie die Blumen, welche ſie mitgebracht, geſchmackvoll in verſchiedenen Vaſen, die ſie ſo auf den Tiſch vor ihre Mutter ſtellte, daß dieſelbe ihre Schönheit bewundern und zu gleicher Zeit ihren Wohlgeruch einathmen konnte.

„Biſt Du nicht bald fertig, meine geſchäftige kleine Tochter?" fragte ihre Mutter.

„Ja, liebe Mutter, nun bin ich ganz für Dich da," und Clara ſetzte ſich auf eine Fußbank an die Seite der Mutter und erzählte ihr von dem ſchönen Tag in dem Wald und wie vergnügt ſie geweſen ſeien. Einige Zeit hörte Frau Seymour geduldig zu, obgleich ſie ſich nichts weniger als wohl fühlte, während Clara in der hereinbrechenden Dämmerung nicht bemerkte, daß ihre Mutter bläſſer und bläſſer wurde, bis ſie endlich in Ohnmacht ſank.

Clara's Ruf brachte die Dienſtboten zu ihrer Hülfe herbei. Das Erſte, was Frau Seymour's Dienſtmädchen that, war, die Blumen zu entfernen, und die Fenſter zu öffnen, worauf ſie die Stirn ihrer Herrin mit Waſſer benetzte. Frau Seymour erholte ſich bald wieder, und als ſie das blaſſe

Digitized by Google

Geſicht ihrer Tochter ſah, welche ſich über ſie lehnte, machte ſie einen Verſuch zu lächeln und ſank wieder in ihren Stuhl zurück.

„Sie müſſen Ihre Mutter nicht ſo drängen, Sie halten die Luft von ihr ab," ſagte das Mädchen. Clara entfernte ſich und hatte bald die Freude, ihre Mutter ganz erholt zu ſehen.

„Marie ſagte, es ſeien die Blumen, welche Dich krank machten," ſagte Clara mit leiſer Stimme, als ſie wieder allein waren.

„Sehr wahrſcheinlich, meine Liebe, ſie haben häufig dieſe Wirkung in einem warmen Zimmer."

„Und ich brachte ſie Dir ſo nahe, um Dir Vergnügen zu bereiten und damit Du ihren ſüßen Geruch einathmen möchteſt."

„So war es, mein Kind, und ich tadle Dich deshalb nicht."

„Aber, Mama, ſelbſt in unſrer Liebe können wir Andern ſchaden."

Frau Seymour war zu ſchwach, um zu antworten, ſondern konnte nur zärtlich ihrer Tochter Hand drücken. Indeß waren die Blumen nicht allein die Urſache ihres Unwohlſeins. Ihre Geſundheit war ſchon längere Zeit wankend, und nicht lange nach dieſem Vorfall war ſie genöthigt, dem Zureden ihrer Freunde nachzugeben und einen Arzt zu befragen, welcher ihr ſogleich eine Luftveränderung und vollkommene Ruhe verordnete, als die einzigen Mittel zu ihrer Erholung. Frau Seymour war über die Hoffnung auf Erhaltung ihres Lebens froh, um ihres Kindes willen, obgleich Clara noch keine Idee davon hatte, daß ihre Mutter ſich in wirklicher Gefahr befände, und obgleich ſie betrübt war, alle ihre jungen Freundinnen verlaſſen zu müſſen und die liebe Heimath, wo ſie von Jedermann geliebt wurde, und wo ſie an ſo Vielen mit inniger Liebe hing, ſelbſt bis auf ihre Blumen und den Haushund; aber ſie zeigte ſich doch freudig bereit, ihre Mutter zu begleiten, ihr die Langeweile der Reiſe zu vertreiben, und die Unannehmlichkeit, unter Fremden zu leben, beſonders für eine Leidende, durch tauſend kleine Aufmerkſamkeiten zu verſüßen, welche, wie Frau Seymour ſagte, die Fremde beinahe zur Heimath machten, denn ſie ſelbſt war ſehr anhänglich an ihre Heimath.

Clara war beſonders ernſt für ihr Alter; ihre Mutter nannte ſie häufig ihren einzigen irdiſchen Schatz und wunderte ſich, was ſie ohne ihr Kind gethan haben würde. Das waren ſtolze und glückliche Momente für Clara und bezahlten ſie reichlich für all die kleinen Opfer ihrer Wünſche und Vergnügungen, welche ſie gern brachte, um ihrer lieben Mutter ein Troſt zu ſein. Aber mit all ihrer Sorgfalt und Wachſamkeit fand ſie es dennoch unmöglich, ihre Mutter gegen ihre wiederholten Krankheitsanfälle zu ſchützen, welche deren Kräfte raſch erſchöpften. Clara war zu jung, als ihr Vater ſtarb, um ſich dieſes Vorfalls zu erinnern, aber ein kalter Schauer überkam ſie häufig, wenn ſie auf die bleichen Züge und die abgezehrte Geſtalt ihrer

Digitized by Google

Mutter sah und zu sich selbst sagte: „Was soll ich thun, wenn ich sie auch verliere?“

Wenn Frau Seymour in solchen Momenten sie ansah, wischte sie schnell ihre Thränen hinweg und lächelte, versuchend, ihren eigenen Worten zu glauben: „Du wirst bald wieder besser sein, liebe Mutter!“

„Ja sehr bald, und wir werden wieder so glücklich sein, in unserer schönen Heimath. Ich sehne mich danach, dahin zurückzukehren. Ich bin nicht krank, nur ermüdet. Ich denke, ich blieb zu lange auf, gestern Abend.“

„Wahrscheinlich,“ sagte Clara, „wir müssen vorsichtiger sein in Zukunft.“

Frau Seymour sah mit Thränen auf ihre kleine Pflegerin. „Ich kann es nicht ertragen, Dich so ernst und blaß zu sehen, meine Clara,“ sagte sie. „Ich werde so froh sein, wenn Du wieder bei Deinen Freundinnen bist und kleine Vergnügungen hast. Es muß sehr traurig für Dich sein, immer in meinem Krankenzimmer zu sitzen.“

„Ich fühle mich am glücklichsten, wenn ich bei Dir bin,“ erwiederte die Tochter, „besonders wenn ich etwas thun kann, Deine Leiden zu erleichtern. Aber ich werde mich sehr freuen, meine Freundin Helene Bennet wieder zu sehen und die arme Lucie und den alten Neptun, den Haushund und meinen Lieblings-Rosenstock,“ fügte Clara hinzu, „ja es gibt keinen Ort, welcher so schön ist als die Heimath.“ Frau Seymour seufzte. „Ich hoffe, Du denkst nicht, daß ich hier unzufrieden bin, liebe Mama,“ sagte Clara ängstlich, „ich weiß ja, daß es für Deine Gesundheit ist.“

„Nein, meine liebe Clara, die Liebe schafft überall eine Heimath.“

„Ja, ja Mama, das ist es gerade, was ich auch fühle,“ rief Clara, sich an sie schmiegend. „Es ist nichts in der Welt, was mich ohne Dich glücklich machen könnte.“

„Still! das mußt Du nicht sagen. Es kann Gottes Wille sein, uns zu trennen.“ Frau Seymours blasse Lippen zuckten, aber sie konnte nicht hinzusetzen: „Sein Wille geschehe“ und Clara sah, daß sie es nicht konnte. Die Mutter und das Kind hatten noch zu lernen, aufwärts zu schauen.

Blumen in einer Krankenstube.

Nach einem verlängerten Aufenthalt im Ausland, welcher wenig Vortheil gebracht hatte, ausgenommen Clara's richtige Aussprache der fremden Sprache, kehrte Frau Seymour nach England zurück, eine schwache und hülflose Kranke, noch immer gepflegt und aufgeheitert durch dieselbe zärtliche Aufmerksamkeit und liebende Sorge. Wenn Jemand Clara bedauerte wegen ihres beständigen Gebundenseins an ihrer Mutter Krankenzimmer, pflegte sie zu sagen, daß ihr größtes Glück darin bestände, für die Bedürfnisse und die Unterhaltung ihrer theuren Mutter zu sorgen, und in dem Bewußtsein,

Digitized by Google

ihre Pflicht gethan zu haben, und wie dankbar sie sei, daß ihr dieselbe so lang erhalten würde.

Clara hatte eine leise süße Stimme und sang ihrer Mutter all die alten Lieblingslieder, welche, wie sie sagte, sie an die Zeit erinnerten, wo sie selbst noch ein junges Mädchen war, oder sie las ihr laut das Neueste des Tages. Wenn Frau Seymour selbst dafür zu müde wurde, pflegte sie ganz still zu sitzen, daß Niemand sich eingebildet haben würde, sie sei im Zimmer, bis sie bei der ersten Bewegung der Kranken aus ihrem Winkel hervorglitt.

Einen Satz aus Frederika Bremers Werken liebte Clara oft zu wiederholen, sie fand ihn, wie sie sich ausdrückte, so wahr, so natürlich: „Es ist schön, es ist herrlich, denjenigen zu dienen, die man liebt, die man bewundert, sei es mit Kopf oder Hand; sei es nun, indem man sein Herzblut vergießt, oder ganz einfach, indem man Thee bereitet; das ist ganz einerlei; es hängt nur von Zeit und Umständen ab. O, ja! gewiß, es ist sehr schön!“ — Die häuslichen Pflichten sind diejenigen, welche am häufigsten von uns verlangt werden; das „Theebereiten“, wie es hier ausgedrückt ist, zusammen mit tausend kleinen Opfern der Zeit, unserer Wünsche, Gefühle und Vortheile. Und wie angenehm, wie entzückend ist das tägliche Darbringen solcher Opfer auf dem Altar der Liebe! Demohngeachtet wird das Alles vergeblich sein, wenn kein höherer Beweggrund da ist, unsere Gabe zu heiligen, wenn wir sie niederlegen und davongehen, ohne um den göttlichen Segen nachgesucht zu haben; wenn wir alles dieß nur vollbringen, das selbstsüchtige Verlangen unseres liebenden Herzens zu befriedigen — denn ungeheiligte Liebe ist Selbstsucht — und nicht zu Seiner Ehre, welcher der Geber alles Guten ist.

So war es mit Clara Seymour. Die vergangenen Jahre hatten keinen Wechsel mit sich gebracht, ausgenommen daß die häufigen Krankheitsanfälle ihrer Mutter beider Gemüther weniger aufregten. Auf Frau Seymours fortwährende Ausrufungen nach solchen Anfällen, „Ich werde bald besser sein“, hörte Clara nun gläubig und hoffnungsvoll, und ihr Herz war unendlich glücklich, wenn die Anfälle nach und nach schwächer wurden. Wie es gewöhnlich geht, bemerkte Clara nicht so den großen Wechsel, welcher sehr schnell über ihre Mutter kam, wie Andere, weil sie beständig um sie war. „Meine arme Mama!“ bemerkte Clara zuweilen mit einem Seufzer. „Ich fürchte, sie wird niemals wieder ganz wohl werden, aber ich weiß aus Erfahrung viel ernstere Anfälle und doch hat sie sie überstanden.“ Sie vergaß, daß Frau Seymours Constitution damals noch nicht geschwächt durch lange Jahre der Krankheit, und darum mehr fähig gewesen war, dagegen zu kämpfen. Aber da war Niemand, dem es anlag, die zärtliche Tochter

Digitized by Google

daran zu erinnern, oder nur leise die Befürchtung anzudeuten, welche in Frau Seymour kam, daß sie eine Sterbende sei.

Clara's lange Abwesenheit von der Heimath hatte sie ihre Freude nicht vergessen lassen. Von Luzie Neville sah sie wenig, da sie zu sehr an ihre Mutter gebunden und Lucie selbst oft durch Unpäßlichkeit abgehalten war, sie zu besuchen. Aber Helene Bennet war ihre gewöhnliche Gesellschaft und treue Correspondentin, wenn abwesend. Das gutmüthige Mädchen hatte oft mit ihr die Nachtwachen getheilt und sie aufgemuntert auf dem Weg der Pflicht durch liebevolle Theilnahme, denn Helene fand zu allem Zeit und war niemals so glücklich als im Dienste Anderer.

Eine Lection für die weiße Winde.

Ohngeachtet der zärtlichen Sorgfalt ihrer Tochter wurde Frau Seymour schwächer und schwächer, und fing endlich an, mit der Ruhelosigkeit eines schwer Kranken sich nach Veränderung des Klima's zu sehnen, in der Hoffnung, daß der Wechsel ihr gut thun möchte.

Clara fühlte, daß wenn ihre Mutter sich nun erhole, so würde sie überall glücklich sein, und sagte ihr das mit Küssen und Thränen.

Während sie die Antwort von dem Arzte erwarteten, an welchen Frau Seymour geschrieben, machte Clara tausend Pläre, ihre beabsichtigte Reise betreffend. Es ist süß, in jeder neuen Lage daran zu denken, was wir für diejenigen thun wollen, welche wir lieben, aber vergebens, wenn wir es nicht abhängig machen von einer höheren Macht. Sie sprachen von nichts als von ihrer neuen Heimath in einem fremden Land; an nichts dachte Clara, als wie sie dieselbe mit allen englischen und häuslichen Bequemlichkeiten umgeben wollte, welche ihre Mutter so liebte, und es war in der Mitte solcher Gedanken und Vorbereitungen, daß sie zum erstenmal von dieser theuren Mutter unvermeidlichem Schicksal hörte. Der gute Arzt hielt es für seine Pflicht, deutlich zu sprechen.

„Da ist nichts mehr zu thun," sagte er, „menschliche Hülfe ist nichts mehr nütze! Da es scheint, sie hat ihr Herz an diese Reise gehängt, so ist es besser, daß sie stattfindet, aber nur in sehr kurzen Tagereisen und mit der größten Sorgfalt. Ueber Alles aber, meine liebe junge Dame," sagte er, als er Clara's Blick voll Schrecken bemerkte, „müssen sie ruhig sein, weil die leichteste Aufregung bei ihrem jetzigen Zustand ihr Schaden bringen würde."

Lang und beruhigend sprach Doctor H. zu dem unglücklichen Mädchen, aber seine ersten Worte waren Alles, was sie hörte. „Da ist nichts zu thun, menschliche Hülfe ist nichts nütze." Ach! wenn er gesagt hätte, „menschliche Liebe ist machtlos; wende Dich an die göttliche."

Frau Seymour machte keine Bemerkung, als Clara nach der langen

Digitized by Google

Unterredung mit dem Doktor wieder zu ihr kam, außer daß sie ihr Vergnügen ausdrückte, daß der Arzt seine Einwilligung zu ihrer Reise gegeben habe, und den Wunsch, so bald abzureisen, als es die nöthigen Vorbereitungen nur immer erlaubten. In weniger als einer Woche verließen Mutter und Tochter ihr Heimathland unter den Thränen und dem zärtlichen Lebewohl ihrer Freunde. Jedermann sprach gut von Clara und bedauerte sie: Mütter stellten sie ihren Töchtern als Muster vor und Kinder wünschten der weißen Winde zu gleichen — dem gewählten Sinnbild ihrer Kindheit. Aber was sagte diese bescheidene Blume von sich selbst? Ein paar Wochen nach ihrer Abreise schrieb sie an Helene Bennet, wie folgt: „Dein gutgemeintes Lob, liebe Helene, vermehrt nur meine Unzufriedenheit mit mir selbst. O daß die Vergangenheit zurückgerufen werden könnte mit ihren verschwendeten Talenten, ihren vernachläßigten Gelegenheiten, ihren köstlichen Stunden und Tagen, welche ich unbenützt vorübergehen ließ. Die langen Nachtwachen bei meiner armen Mutter Krankenbett, wenn wir von Allem sprechen, nur nicht von „dem Einen, was noth thut," haben mich belehrt! Seit ihrer letzten Krankheit habe ich nichts mit ihr gelesen als die heilige Schrift, und sie schien ganz zufrieden mit meiner Wahl. Warum habe ich dieses heilige Buch niemals vorher geöffnet? Bis jetzt habe ich sie, so oft sie vom Tod sprach, nur mit meinen Thränen und Küssen unterbrochen, durch meinen selbstsüchtigen Schmerz, welcher ihr den Mund verschloß, aus Furcht, mir wehe zu thun, und so führte ich sie immer weiter auf irdische Gedanken zurück. Anstatt ihr zu helfen, stand ich ihr im Weg zum Himmel. Du erinnerst Dich daran, welche Mühe ich mir gegeben, die Speisen zu bereiten, welche sie liebte; o Helene, wäre ich ebenso sorgfältig gewesen, ihre geistigen Bedürfnisse zu befriedigen als ihre leiblichen! Eine gute Tochter muß eine Christin sein! ich habe keine Ansprüche auf diesen Titel. Bitte für mich, Helene, daß Gott mir meine vergangenen Vernachläßigungen verzeihen und mir Kraft geben möge für die Zeit, die kommen wird."

Dieses war der armen Clara treues Zeugniß von der Unzulänglichkeit, selbst der kindlichen Liebe, welche nicht geheiligt ist durch Gnade. Und dieses wird das Bekenntniß Aller sein, welche zur Erkenntniß ihres eigenen Herzens gebracht sind. Die menschliche Liebe ist etwas Köstliches; aber es ist Gottes erlösende Liebe allein, welche uns erretten kann. Es ist nicht genug, sanft, selbstverläugnend zu sein und seine Pflichten zu erfüllen: „Eine gute Tochter muß eine Christin sein!" Es kann Andern scheinen, ja wir können uns sogar selbst täuschen durch die Einbildung, daß wir Alles thun, was wir thun sollten und doch können wir das Wichtigste ungethan lassen. Clara rief sich in späteren Jahren häufig ihrer Mutter Geduld in's Gedächtniß zu-

Digitized by Google

rück, wenn sie ihr von den gewöhnlichsten Dingen vorgesprochen habe; wie viel mehr würde sie von himmlischen Dingen mit ihr gesprochen haben. Und wenn sie sich erinnerte, welches gütige Interesse ihre Mutter an allen ihren Fortschritten genommen, so konnte sie nur beklagen, daß sie niemals ihr Interesse gesucht habe in den wichtigsten aller Fortschritte. Wenn Gott uns erlaubt, die Liebe Anderer zu gewinnen, legt er in unsere Hand einen süßen und mächtigen Einfluß, welchen wir sehr sorgfältig zu benützen suchen sollten zu seinem Dienst und zu seiner Ehre. Die Liebe der Menschen, geheiligt durch den göttlichen Segen, kann das Mittel zu vielem Guten sein: ohne diesen Segen ist es bloß ein scheinendes Licht ohne Wärme.

Clara Seymour kehrte allein nach England zurück nach einer Abwesenheit von einigen Monaten, um in Zukunft bei der Freundin Helene Bennet zu wohnen. Sie waren Beide sehr verändert, aber die demüthige Clara hatte bereits Frieden gefunden, Frieden durch Glauben. Trübsal ist häufig das Mittel in Gottes Hand, uns näher zu ihnen zu bringen, und ihr Schmerz war jener göttliche Schmerz gewesen, welcher wirket „die Reue, die Niemand gereut."

Die Kinder im Walde.

Altenglische Ballade*), in das Deutsche übertragen von H. Holland.

Auf seinem Schlosse ein Ritter saß,
Der war von ächtem Schlage,
So edel und gut, wie nimmermehr
Ihr findet sie heut zu Tage.

*) Das Nachfolgende ist nur der schwache Versuch einer Uebersetzung jener uralten englischen Volkslieder: „The children in the wood," der seit Jahrhunderten seine Lebenskräftigkeit bewiesen hat und fortdauern wird wie das Mitleid in den Herzen der Menschen. Die Erzählung scheint, wie überhaupt jeder Stoff, den die Volkspoesie einmal ergriffen hat, auf historischer Wahrheit zu beruhen, wenigstens zeigt man noch zu Norfolk ein altes Haus, welches der Wohnort des grausamen Ohms gewesen sein soll. Ein späterer Besitzer ließ die ganze Geschichte, in Eichenholz geschnitten, am Kamingesimse aufstellen, das kostbare Kunstwerk wurde aber später vertrödelt. — Den reizenden Wohlklang und die einfache Schönheit des englischen Originals, der nur mit dem wohlthätigen Dufte frischer Waldkräuter verglichen werden kann, wiederzugeben, ist mit einer Uebertragung wohl unvereinbar; das könnte nur eine freie Nachdichtung wagen, zu der unsere Kräfte nicht ausreichen. —

Digitized by Google

Der war ſchwer krank; kein Arzt, kein Trank,
Nichts konnte retten ſein Leben,
Und ſeine Frau, im Todeskampf,
Lag ſterbend ihm daneben.

Eins lebte im Andern, in einiger Treu,
Nichts konnte ſie trennen und ſcheiden,
Ein Leben in Liebe bis in den Tod. —
Zwei Kindlein hatten die Beiden.

Das eine, ein Büblein, zart und fein,
Das kaum drei Winter geſehen.
Und älter ein Mägdlein, an welcher traun!
Der Schönheit Wunder geſchehen.

Dreitauſend Thaler, Jahr um Jahr,
Waren des Sohnes Habe;
Dem Töchterlein aber ſetzten ſie aus
Eine prächtige Morgengabe.

Doch ſtürben die Kinder (ſo ward verbrieft
Mit rothen Siegeln und Eiden),
So ſollte der Bruder und Ohm zugleich,
Den Reichthum erben der Beiden.

„O Bruder,“ ſagte der ſterbende Mann,
„Schau auf meine lieben Kleinen;
Sie hätten ja Niemand ſonſt in der Welt,
Sie ſtünden verlaſſen, alleine.

„In des allmächtigen Gottes Hand
Und in Deine will ich ſie geben.
O Welt! wie ſind deine Freuden ſo karg,
Wie iſt ſo kurz das Leben!

„Sei ihnen Vater und Mutter und Ohm,
So fahr' ich getroſt und in Frieden —
Ach Gott! wer weiß, was aus ihnen wird,
Wenn ich bin todt und geſchieden.“

Und tief aufſeufzend die Mutter ſprach,
(Das Herz wollt' ihr zerſpringen):
„O lieber Bruder, an Dir iſt's nun,
Sie in Glück und in Ehre zu bringen.

„Und hüteſt Du ſie, ſorglich und treu,
Gott wird Dich begnaden und ſegnen,
Doch wenn Du ſie in Elend bringſt,
Wird Dir mein Fluch begegnen.“

Digitized by Google

Die Kinder im Walde.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
B L

Digitized by Google

Mit ihren Lippen, kalt wie Stein,
Küßte sie ihre Kleinen:
„Gott segne Euch beide, ihr Kinderlein!“ —
Sie sah nicht mehr vor Weinen.

Der Bruder sprach zu dem kranken Paar:
„Habt deßhalb keine Sorgen,
Gott strafe mich, wenn die Kleinen nicht
Auf's Beste bei mir geborgen!“ —

Die Eltern starben und gingen heim
Und wurden dann begraben;
Er aber nahm die Kinder zu sich,
Das Mägdelein und den Knaben.

Und hielt sie gut und hielt sie wohl,
Und that recht schön mit ihnen,
Fast über ein Jahr und einen Tag —
Dann wechselte er die Mienen.

Ihr Gold, ihr Gold, ihr rothes Gold,
Das lag ihm stets im Sinne,
Sein Streben und Dichten und Trachten all
War nur, wie er das gewinne.

Zwei böse Gesellen fand er auf,
Reitend über die Halde;
Die sollten die Kinder führen hinaus
Und dann ermorden im Walde.

Zu Hause sprach aber der Bösewicht,
Die Kinder zur Stadt zu senden,
Sie würden besser erzogen dort
In sicheren Freundeshänden.

Fortzogen die guten Kinderlein
Und schwebten in hellen Freuden,
Zu schauen die große, die schöne Stadt,
Und hoch zu Rosse zu reiten!

Sie plaudern und plappern und fragen viel
Bei allen Wegen und Stegen
Und scherzen mit denen, die sie doch
Dem Tode führen entgegen.

So schwatzen sie fort, so lieb, so traut,
Daß Einem von beiden Wichten
Das Herz im Leibe wurde zu warm,
Die schmähliche That zu verrichten.

Digitized by Google

Auf fuhr der Andre in jähem Zorn:
„Was ließest Du Dich dingen?
Du trägst ein weibisches Herz in der Brust!“
Da blitzten zwei scharfe Klingen!

Sie gingen auf einander los
Mit todesgierigen Hieben —
Die Kindlein sahen bittend darein —
Bis Einer todt verblieben.

Der Andere nahm sie bei der Hand,
Gebot ihnen nicht zu weinen;
So liefen sie fort zwei Stunden weit,
Weit über Stock und Steinen.

Sie klagten Hunger, sie klagten Durst
Und konnten ermüdet nicht weiter.
Da ließ er sie sitzen im Wald und versprach
Bald wieder zu sein ihr Geleiter.

Dann bringe er Gutes wohl aus der Stadt,
Aepfel, Birnen und Kuchen,
Indessen sollten sie bleiben hier
Und schwarze Beeren sich suchen.

Sie suchten hin, sie suchten her
Und weinten auch hinwieder,
Bis daß die Nacht, die kalte Nacht
Vom Himmel sank hernieder.

Da saßen sie, umschlangen sich fest,
Um liebend zu erwarmen,
Bis daß der Tod, der bleiche Tod
Ein's fand in der anderen Armen.

So lagen sie da, kein Grab, kein Kreuz
Erhub sich über den Beiden,
Nur daß Waldvögelein dürres Laub
Klagend darüber streuten.

Doch in des bösen Ohmes Herz
Ward die Reue lebendig;
Böse Geister spuckten im Haus,
Und das Unglück traf ihn unbändig.

Feuer fiel vom Himmel herab
Und fraß ihm Speicher und Scheune,
Die Heerden rasste die Seuche hin,
Sie fielen im Feld und im Haine.

Digitized by Google

Er kam um alles sein Hab und Gut,
Verkaufte, verschrieb und verpfändte;
Seine zwei Söhne — im fernen Land
Starben in groß Elende. —

Der böse Geselle ward als Dieb
Gefangen, und vor dem Sterben
Entdeckt er des argen Ohmes Gier,
Die Kinder zu beerben.

Der Ohm aber starb in Kerkerhaft,
Wie uns das Lied berichtet.
So hat des allmächtigen Gottes Kraft
Der Waislein wegen gerichtet.

Es ist das gar ein traurig Lied
Aus grauen, uralten Tagen,
Das uns noch warnend zu Herzen klingt,
Niemals ein Unrecht zu wagen!

Das Fest Mariä Lichtmeß.

2. Februar.

Zum Andenken an die Darstellung Jesu im Tempel setzte die Kirche auf den 2. Februar ein Fest ein, welches gewöhnlich unter dem Namen Mariä Reinigung bekannt ist. Es wird auch Lichtmeß genannt und zwar aus einem Grunde, den wir gleich erörtern werden. Bei den Griechen heißt dieses Fest Hypante, was so viel bedeutet als Begegnung, weil der Greis Simeon und die Prophetin Anna das Kind Jesu im Tempel begegneten, als er dem Herrn dargestellt wurde.

Die Feier des Festes Mariä Lichtmeß geht bis in die ersten Jahrhunderte der Kirche zurück, mehrere Väter erwähnen es. Hinsichtlich der Zeit ist es noch nicht genau ermittelt, warum dieser Feiertag gerade auf den zweiten Februar festgesetzt wurde.

Nach mehreren Schriftstellern, unter denen der Angelsachse Beda im 7. Jahrhundert, wurde das Fest im Jahre 472 unter dem Papste Gelasius eingeführt; andere glauben, Papst Vigilius 536 sei der Urheber; andere wollen es erst dem Kaiser Justinian 542 zuschreiben, der jene Festfeier aus Veranlassung einer Seuche, die Constantinopel schrecklich verödete, eingeführt haben soll. Wie es auch immer sein mag, so viel ist gewiß, daß Mariä Lichtmeß dem frühesten Alterthume seine Entstehung verdankt.

Digitized by Google

Das Zusammentreffen dieses Festes mit verschiedenen Feierlichkeiten, welche das Heidenthum in der ersten Hälfte des Monats Februar beging, brachte einige berühmte geistliche Schriftsteller auf die Vermuthung, daß das Fest zur Ausrottung heidnischer Gebräuche diente. Der ehrwürdige Beda, diese Leuchte der angelsächsischen Kirche äußert sich darüber: „Die Kirche hat glücklicher Weise die heidnischen Reinigungsopfer abgeschafft und an ihre Stelle Prozessionen mit brennenden Kerzen verordnet, als Erinnerung an das göttliche Licht, Jesus Christus, welches die Welt erleuchtet und welches Simeon ein Licht aller Völker nennt.“ Der große Papst Innocenz III. erwähnt in einer seiner Predigten gleichfalls, daß Mariä Lichtmeß an die Stelle einer Ceremonie zu Ehren der Göttin Ceres trat, bei welcher die Frauen mit Kerzen einherhingen und Alles in strahlender Beleuchtung prangte. Andere Gelehrte fügen ferner hinzu, daß es ein heidnisches der Proserpina veranstaltetes Fest verdrängte.

Zwei dieser Behauptungen stimmen jedoch nicht ganz mit dem alten römischen Kalender, bekannt unter dem Namen des julianischen überein, denn nach diesem historischen Documente fiel das Fest der Ceres auf den 18. August und jenes der Proserpina auf den 22. November. Was ferner die heidnischen Reinigungsopfer betrifft, deren Beda erwähnt, so könnten diese vielleicht in näherer Beziehung zu dem Feste Mariä Reinigung stehen, welches die Kirche auf den 2. Februar feststellte. Der Monatsname Februarius stammt von dem lateinischen Worte februare, reinigen, ab; zwölf Tage dieses Monats benützten auch die alten Römer zu Sühnopfern für ihre Todten. Aus dem nämlichen Grunde hießen die Griechen diesen vielbesprochenen Monat katarsion, Sühn- oder Friedensmonat. Der Cultus der alten Perser und Aegypter gebot in eben diesem Monat gleichfalls religiöse Gebräuche der Reinigung.

Ein anderes bedeutendes Fest der Römer, das der Luperkalien (Wolfsfest) wurde am 15. Februar zu Ehren des Gottes Pan gefeiert, der als Schutzgott über Feldfrüchte und Heerden, um Frühlingsanfang 9. Februar nach römischem Kalender, angerufen wurde. Derselbe Tag wurde auch zu Athen mit einer Kerzenprocession festlich begangen. Eine Priesterkaste, mit dem Beinamen Luperke, von dem lateinischen Worte lupus, Wolf, zum Andenken an die Wölfin, welche nach der römischen Sage Romulus und Remus säugte, vereinigte sich zu Rom in die Grotte Luperkal, unter dem Berge Palatin, um dort das Ziegenopfer darzubringen. Nach dieser Verrichtung näherten sich zwei römische Jünglinge aus den angesehensten Familien einem der Priester, der ihre Stirne mit dem noch von dem Blute triefenden Opferungsmesser bestrich, sogleich es aber mit einer in Milch getränkten Wolle abwischte. Nach der Opferungsceremonie liefen die Priester, die in ein Schurzfell gehüllt waren, durch die Straßen, wo sie die Vorübergehen-

Digitized by Google

den mit einem aus der Haut der Thiere geschnittenen Riemen, tüchtig verklopften. Diese komische Ceremonie mag wohl in einiger Verbindung zu unserm Carneval stehen, der in den Februar fällt; es begegnen uns da auch zuweilen Harlekine, die uns manchmal etwas unsanft mit der Narrenpritsche begrüßen, wie einst die römischen Luperke mit ihren Riemen. Diese Sitte, die dem christlichen Alterthum als ein „närrisches Fest“ galt und vom Mittelalter schlechtweg als „Narrenfest“ bezeichnet wurde, knüpft sich wohl an einen Gebrauch der früheſten Zeit, der jedoch am 1. Januar gefeiert und irriger Weise als eine Fortsetzung der römischen Saturnalien gehalten wurde. Die Kirche konnte die bei diesen Gebräuchen tadelnswerthen Sitten erst im 17. Jahrhundert vertilgen, nachdem sie seit dem 12. Jahrhundert vergebliche Versuche gemacht.

Eine orientalische Sage über den Monat Februar steht in eigenthümlicher Beziehung zu einem bis jetzt noch bestehenden Volksglauben, der besonders in England noch in seinem ursprünglichen Charakter herrscht. Jene Mythe, welche sich auf die wachsende Kraft der Sonne beim Herannahen des Frühlings fußt, erzählt, daß im Februar drei Thautropfen vom Himmel fallen, welche den Erdball fruchtbar machen und die Geschöpfe beleben. Der erste Tropfe fällt am 7., löst sich in den Dunstkreisen auf und verbreitet den Urstoff des Lebens — der zweite fällt am 14., der dritte am 21. Beide haben dieselbe Bestimmung gleich dem ersten Tropfen; jener für die Pflanzen und Bäume, dieser für die Thiere und Menschen. Die drei Tropfen sind aus ihrer Gottheit Pollear gebildet, was so viel heißt als gedeihlich, belebend.

Der frohen Faschingszeit, gewöhnlich im Monat Februar, folgt ein Tag des Ernstes: der Aschermittwoch, mit dem die heil. Fasten beginnt. Welches Concilium letztere als Kirchengebot eingesetzt hat, ist noch im Zweifel, denn einige Schriftsteller verweisen sie auf das 4., andere auf das 5. Jahrhundert; halten wir uns aber nur an das, was der heil. Augustinus darüber sagt: was man auch immer in der Kirche befohlen finde, ohne vielleicht das bestimmte Gebot aus irgend einem Conciliums-Beschluß ableiten zu können, solle man doch als die untrügliche Einsetzung von den Aposteln ehren.

Der Aschermittwoch muß jedem denkenden Gemüthe eine scharfe Predigt der Demuth und der Gleichheit vor dem Tode sein. Die Kirche verbrennt an diesem Tage die alten Palmen, so wie die gebrauchte, zum fernern Altardienst untaugliche Leinwand, um daraus die geweihte Asche zu gewinnen, mit der sie die Stirne der Gläubigen bekreuzt mit den Worten: „Mensch bedenke, daß du Staub bist und wieder zu Staub wirst.“ Im heidnischen Alterthum finden wir die Sitte der Einäscherung an den Ufern des Ganges zu Ehren der indischen Gottheit Dherma, des Symbols der

Digitized by Google

Gerechtigkeit und der Redekunst. Ferner auch in Rom bei Gelegenheit der Fordicalien, welche am 15. April gefeiert wurden, und bei welchen sich die Priester der Asche der Opferkälber bedienten.

Wer kennt nicht die innige Verwandtschaft der Asche mit der Buße, die bei den Israeliten herrschte? und eben aus dem alten Bunde entlehnte die christliche Kirche dieses sprechende, bedeutungsvolle Symbol. Die Kirchengeschichte führt uns schon aus dem ersten Jahrhundert die reumüthigen Seelen vor, die an der Schwelle der Basiliken im härenen Bußgewand und Asche auf dem Haupte, der heil. Ceremonie warten, die sie erinnern soll, daß alle Menschen aus derselben Erde gemacht sind und alle wieder zur Erde zurückkehren.

Eine Ferienreise.

Von Gustav Tobler.

I.

Am Ende des herrlichen Genfersees liegt die alte Allobrogenstadt, welche dem See ihren Namen gab. Sie ist keine von den sehr schönen, allein ihre Lage ist dagegen einzig. Gegen Nordosten liegt der immer mehr und mehr sich erweiternde See; gegen Süden die schönsten Bergformen, vom prachtvollen Bilde der großartigsten Alpennatur eingerahmt; gegen Westen und Nordwesten der lange, reine, mit Wäldern und Dörfern wie besäete Jura, an dessen Fuß sich Rebhügel, Landhäuser, Alleen, Gebüsche, Gärten bis an die hohen Häuser der Stadt ausbreiten. Wahrlich, es ist begreiflich, daß sich hier unzählige Fremde ihren Sommeraufenthalt wählen!

Auf einem Hügel, von welchem man den größten Theil der Stadt übersieht, sowie das ganze Thal, durch welches die Rhone bis zur Kluse sich hinschlängelt, wo sie dann plötzlich in eine tiefe Schlucht in ihrem Bette sich fast ganz verliert, auf diesem schönen Standpunkte unweit der Arve, die ihr Gletscherwasser mit dem Seewasser der Rhone mengt, liegt ein freundlich wohleingerichtetes Haus. Es ist eine Pension (Erziehungsanstalt). Tritt nur hinein! Die Bewohner empfangen dich mit aufrichtiger Freundlichkeit, führen dich Mittags an ihren Tisch, wo junge Leute aus allen Ländern fröhlich ihr einfaches Mahl einnehmen. Da sitzt der

Digitized by Google

Russe ganz friedlich zwischen dem Franzosen und dem Engländer, der Deutsche neben dem Italiener, und der Amerikaner neben dem Schweizer. Da siehst du ein fröhlich Treiben, wenn diese jungen Gesellen nach Tische hinauseilen in den geräumigen Garten, in die schattige Allee von wilden Kastanien und sich in jugendlichen Spielen herumtummeln. Etwas später ruft sie die Glocke zur Arbeit, und jetzt tritt heitere Arbeitsamkeit, Aufmerksamkeit, Ernst an die Stelle des Scherzes und der Spiele. Der Pflegevater und seine Gehilfen bemühen sich, ihre Kenntnisse zu vermehren, ihr Herz zu bilden und sie für das Gute, das Wahre, das Ewige zu begeistern.

Ein paar Tage später kommst du wieder hin. Was hat es da gegeben? Welch' ein Lärm zu einer Zeit, wo sonst alles ruhig und aufmerksam in den Schulzimmern sitzt? Sind die jugendlichen Repräsentanten der verschiedenen Völker einander auch in die Haare gerathen? Nein, nein, beruhigt euch! Es ist Freude, großer Jubel, der die ganze Hausbewohnerschaft in so große Aufregung bringt. Herr Maurice hat verkündet, morgen Früh werde die Fußreise angetreten, wie das alle Jahre während der heißesten Tage statt der Ferien zu geschehen pflegt. Da laufen sie durcheinander, packen ihre Ränzel, probiren die Festigkeit ihrer Stöcke, ziehen die stärksten Schuhe heute schon an, um sie den Füßen anzupassen. Das dauert bis in die Nacht, nur wenige haben die Karte vor sich hingelegt, um den einzuschlagenden Weg schon in Gedanken zu durcheilen, um zu sehen, wo man anhalten, wo man übernachten werde.

Am Morgen früh das gleiche Getreibe, die gute Hausmutter hat ihre schwere Noth; dieser wünscht noch Nadel und Faden, jener hat noch die Knöpfe vergessen, einer wünscht noch ein bischen stärkendes Kirschenwasser in seine Reiseflasche, ein anderer will nicht zugeben, daß sein Tornister zu schwer sei. Endlich ist der Augenblick der Abreise da. Man eilt noch durch die Klassen. Ruht wohl, ihr Bücher! Behüt' euch Gott, ihr Hefte sammt Conjugation und Declination! mit großen Buchstaben steht auf der Wandtafel angeschrieben: „Auf langes Nichtwiedersehen!" Die Magd, welche hier aufräumen muß, hat eine schwere Aufgabe! Da liegen Haufen von Papierschnitzeln und halbzerrissenen Heften, dort ist gar ein Tintengeschirr umgestoßen und bildet einen schwarzen See, mit vielen Buchten und Inseln.

Man ist auf dem Quai. Die Pflegemutter und einige zurückbleibenden Kleinen haben der Gesellschaft bis hieher das Geleite gegeben, man drückt der Lieben die Hand und sagt ihr herzlich Lebewohl. „Gott bewahre euch und schenke euch eine glückliche Rückkehr," erwiedert sie gerührt. Das letzte Zeichen mit der Glocke wird gegeben; man eilt durch's dichte Gedränge am Ufer über die schwache Planke. Herr Maurice zählt

Digitized by Google

seine Lieben, der Kapitän ruft Vorwärts, die Maschine hebt ihre gewaltigen Stempel, die Räder drehen anfangs langsam, dann immer schneller und schneller, und rasch entflieht der Quai mit den lieben Zurückgelassenen, denen man noch mit Hut und Tuch zuwinkt.

Schon sind wir so weit, daß wir die Häuser der Stadt nur noch als eine weiße Masse unterscheiden, und rasch entrollt sich ein Zauberbild nach dem andern auf dem wundervoll schönen See. Das ist eine herrliche Fahrt; ohne Ermüdung legen wir 16 Stunden im vierten Theil der Zeit zurück. Und wenn wir uns an den reizenden Ufern mit ihren Städten und Dörfern, oder an den dahinten stehenden, mächtigen, schneebedeckten Felsenmassen satt gesehen, so bietet die nächste Umgebung auf dem belebten Schiffe reichen Stoff zu Scherz und Unterhaltung.

In Villeneuve steigt man aus, eine Erfrischung stärkt für die erste Probe der Ausdauer und der Entbehrung. Denn die Reise bringt Belehrung, Erhebung im Anblick großer Naturbilder, im Leben und Treiben der Menschen verschiedener Gegenden, bringt Abenteuer, nach denen die Jugend so begierig ist, kleine Gefahren, mit denen man sich brüsten kann, heitere Scherze im Kreise gleichgesinnter Kameraden; allein sie fordert Selbstüberwindung, Kraft, Muth gegen Ermüdung oder für Entbehrungen aller Art, die sie auferlegt.

Doch daran denkt die heitere Truppe nicht, sie wandert rüstig vorwärts unter Scherz und Lachen, Gesang und Erzählen. Erst als das schöne Alpenthor, welches die mächtige Dent de Midi und die Dent de Morcle bildeten, und durch welches die wasserreiche Rhone sich hindurchzwängt, erst jetzt, nachdem man bereits 4 Wegstunden zurückgelegt, zeigt sich hie und da ein Nachzügler, dem ein aufmunterndes Wort des Lehrers oder ein Scherz der Freunde wieder neuen Muth einflößen muß. Abends langt man in Martinach an, der Humor ist noch gut, der Appetit noch besser.

Die Tornister werden mit Behagen abgelegt, man wirft sich auf einen Stuhl und sieht mit Verlangen dem Nachtessen entgegen. Ach, wie lange geht das, bis es endlich: „die Suppe, die Suppe“ ertönt! Alles bewegt sich nach dem gedeckten Tische. Das traulich Geplauder wird unterbrochen, man bekümmert sich nicht mehr um die Reisenden, welche hier von allen vier Weltgegenden her, vom hohen St. Bernhard, von der Tête noire, vom Simplon herab und vom Genfersee herauf zusammentrafen, und wie schnell sind alle die wach geworden, welche in den sonderbarsten Stellungen auf den Stühlen der Müdigkeit erlegen waren.

Das würde mir lange Gesichter geben, wollte man in der Erziehungsanstalt so früh wecken, wie hier, am andern Morgen auf der Reise. Spät und sehr ermüdet legte man sich zur Ruhe, und nun ist der Tag kaum angebrochen, und schon ist der Lehrer in jedem Zimmer gewesen. Gerne

Digitized by Google

oder ungerne, jeder springt rasch aus dem Bette, ist in möglichst kurzer Zeit bereit und wartet unten vor der Hausthüre auf den Vorsteher, der noch die Rundschau in den Schlafzimmern gehalten. Eine freudige Ueberraschung erwartet uns, da ein Wagen vorfährt, und wir den langweiligen, ganz geraden Weg bis St. Pierre fahren können. Gegen Mittag rückt die Gesellschaft still und etwas ermüdet in die Hauptstadt des Kantons Wallis ein. Zion oder Sitten ist eine kleine Stadt mit 2900 Einwohnern. Nach einem frugalen Mittagsmahl zeigt sich der kleine, etwas verwachsene Führer an der Thür; man bricht auf und folgt ihm. Wir hätten seiner nicht bedurft, um uns in der kleinen Stadt zurecht zu finden, welche des gewöhnlich Sehenswerthen sehr wenig aufzuweisen hat, allein der arme Bursche bedarf der paar Franken, die wir ihm gaben. Er führt uns auf die Burg.

Zwei hohe, einzeln stehende Felsen liegen so neben einander, daß nur ein schmaler Weg im steil aufsteigenden Thälchen zwischen ihnen Raum hat. Beide sind mit Ruinen gekrönt. Auf dem einen liegt Tourbillon, eine noch ziemlich gut erhaltene Ruine, auf dem andern die alte bischöfliche Burg und Reste eines festen Thurmes, der zum festen Schlosse Majora gehörte. Beide Gebäude wurden zur Ruine durch einen großen Brand 1778, der den größten Theil des Städtchens einäscherte.

Die herrlichste Aussicht rollt sich vor uns auf. Zu unsern Füßen lagert, fast rings um die beiden Hügel, der Hauptort des Kantons mit seinen Wohnungen, Klöstern und Kirchen, während rechts vor uns, aus wilder Schlucht ein kleines Flüßchen daherbraust, das heute bei dem schönen Wetter mit seinem frischen Wasser, dem Abfluß des Wildhorngletschers ganz unschuldig aussieht, während diese kleine Sionne bei anhaltendem Regen, oder beim Hochgewitter so mächtig schwillt, daß sie die an ihren Ufern liegenden Straßen tief unter Wasser setzt oder sie mit Schutt und Geröll anfüllt. Prächtig ist der Anblick, den uns das Hauptthal auf- und abwärts gewährt. Dort sind wir hergekommen, dort zieht sich der drei Stunden lange Weg von Martinach bis St. Peter wie eine gerade Linie durch das breite Rhonethal hin, selbst zum Fahren einförmig und langweilig; dort liegt das gewerbthätige Ardon mit den prächtigen Eisenwerken, und abwärts und aufwärts geben die vielen Burgen, welche größtentheils der Freiheitssinn der Bewohner in Ruinen verwandelte, den Vorbergen, an deren schroffen Felsen sie hangen, einen eigenthümlich malerischen Reiz. Da zur Linken strömt die stets wasserreiche Rhone hin. Doch das ist nicht jener schöne, dunkelgrüne Fluß, der bei Genf rein gebadet aus dem kühlen See fließt, hier ist sein Wasser schmutzig weißgrau. Im sechs Stunden langen Rhonegletscher hat er seine Quelle, mehr als 50 andere Gletscher senden ihm Jahr aus, Jahr ein ihr kaltes, trübes Wasser zu. Hundert von Bächen, bei Gewittern zu gewaltigen Bergströmen angeschwollen, führen ihr

Digitized by Google

Geschiebe in ihr breites Bett, das sie bei geringem Falle nicht mehr fortzuschaffen vermag, und daher hin und her schlängelt, als ob sie ihrer eigenen Schwäche ausweichen wollte, dann aber im Momente der Aufregung auch schreckliche Verwüstungen anrichtet. Ist es da zu verwundern, wenn der Landmann, der fast alljährlich bald durch kleine Seitenbäche, bald durch die mächtige Rhone seiner Ernten beraubt wird, oft sogar um seinen ganzen Grundbesitz kommt, zu den ärmsten Bewohnern der Schweiz gehört? So weit das Auge im Rhonethal reicht, sieht man allenthalben Spuren solcher Verwüstungen der unbändigen Rhone.

Wo sind denn aber die ungeheuren, in ewigen Schnee eingehüllten Kolosse, die prächtigen Zacken, Pyramiden und Spitzen, welche die mächtige südliche Granit-Quarzmauer gegen Italien bilden, wo sind die Hörner und kühnen Kegelformen der berühmten Berneralpen mit ihren Eismeeren? Du siehst sie nicht; die hohen, steil gegen das Thal abfallenden Vorberge stellen sich neidisch davor und lassen dich nur hie und da, wo ein Seitenthal sich in's Hauptthal ausmündet, einen Blick in die mächtige Gletscherwelt thun.

Wir brechen wieder auf. Im Wirthshaus warten einige Flaschen Malvasier auf uns. Ein köstlicher Wein, süß und feurig, als hätte ihn Spaniens heiße Sonne gekocht. Und der wächst in diesem Thal, unweit Ardon. Wohl hatten wir dort, wie auf der ganzen rechten Thalseite, Reben gesehen, hatten auch bemerkt, daß die Lage, in einer geschützten Schlucht, eine vortreffliche sei, daß hier die Sonnenstrahlen vielfach abprallend, im Sommer eine große Hitze erzeugen; allein einen solchen Wein hätten wir hier nicht gesucht. Auf unserm Weg von Sittenthal aufwärts wanderten wir noch durch schönes Weingelände. Ueberhaupt wenn irgendwo, so zeigt sich hier jene merkwürdige Mischung wilder Natur und menschlicher Kultur. Das fühlten wir bei jedem Schritte. Da verbirgt das dichteste Laub üppig emporgeschossener Reben die baufälligen Stellen ärmlicher Wohnungen; dort ist wildes Gestein, das von einem frühern schrecklichen Sturze zeugt, mit prächtigen Nuß- und Kastanienbäumen überwachsen, zwischen denen sich noch Reben emporranken; hier wogen gelbe Aehren eines Ackerfeldes über einem jähen Abgrunde, und dort blüht der Granatbaum in den Klüften sonnenausgesetzter Felsen. Bald treten wir in einen lichten freundlichen Wald, deren Föhren schlank und stolz die Felsen zieren; bald ist's dunkel um uns vom Schatten des dichten Laubdaches, und plötzlich sind wir von lieblichen Wiesen umgeben, wo feierliche Stille herrscht; und nur wenige Schritte weiter hören wir das Donnern des Turtmann. Unsre Müdigkeit schwindet, wir eilen vorwärts, bis plötzlich ein Anblick ohne Gleichen unsre Schritte hemmt. Da vor uns ist einer der schönsten Wasserfälle, den der Turtmannbach bildet; er verläßt eben das gleichnamige Thal, und indem er aus düsterer Waldschlucht hervortritt, stürzt er wasserreich

Digitized by Google

über eine 80 Fuß hohe, senkrechte Felsenwand herab in einen selbstausgehöhlten tiefen Kessel. Man sieht sich nicht müde an dem immer neuen prächtigen Schauspiel, wenn die milchweißen Wogen aus der Schlucht hervorschießen, dann in immer sich erneuernden, immer lebendigen Wassergarben in die bodenlose Tiefe stürzen, aus der sie als Staub und Schaum wieder emporwirbeln, um den Sonnenstrahlen zu helfen, die zierlichsten Regenbogen darzustellen. Wir machen ihm nach dem Nachtessen im Mondschein noch einen Besuch. Er ist wahrlich nicht weniger schön mit dem dunkeln, düstern Schatten, den matten und doch hervorstechenden Lichtpartien. Sein Donner ist später unser Wiegenlied.

Nach 2 Stunden Morgenmarsch sind wir in Visp, dem Hauptort des gleichnamigen Zehnten, eine Benennung, welche von den alten Cent-Grafschaften herstammt. Visp liegt reizend vor der Mündung des größten Nebenthales der Rhone. Den Hügel, der ganz isolirt sich erhebt, zieren zwei Kirchen. Besonders zeichnet sich die hübsche St. Martinskirche aus, daneben steht die Pfarrwohnung, und unweit davon unser Wirthshaus mit einigen andern Gebäuden. Sie sind alle von Stein, wie alle Wohnungen des Hauptthales von Brig abwärts. Um den Hügel herum, theils an der Visp, größtentheils aber am Fuße der beiden Bergwände, welche die Thalöffnung begrenzen, liegen andere, meist ärmliche Wohnungen zerstreut. Wir bleiben auf der schönen Brücke über der Visp stehen, denn hier ist einer der wenigen Punkte im walliser Hauptthal, der eine Aussicht nach dem eigentlichen Alpenkamm gewährt. Im Hintergrunde erheben sich die prächtigen Mischabelhörner, die man irriger Weise für den Monte Rosa ausgibt. Der Anblick ist so lockend, daß wir bald entschlossen sind, unsere Reise-Route abzuändern und dem Vispthal einen Besuch abzustatten.

Während das Turtmannthal, der nächste Nachbar, mit einer engen Kluse endigt, über deren letzte Staffel der Fluß sich herabstürzt, um sich mit der Rhone zu vereinigen, während fast alle andern Thäler nur schluchtenartige Mündungen haben, ist das Vispthal offen eine gute Viertelstunde breit. Allein das dauert nur eine kurze Strecke, denn bald drängen sich die beiden Seitenwände so nahe zusammen, daß nur die Visp in ihrer Thalsohle Raum hat. Unser schlecht gepflasterter Weg führt zuerst rechts, dann links an dem wilden Bergstrome hin, theils über steile Abhänge, deren zerstreute Felstrümmer Zeugen früher Verheerungen und Erdbewegungen sind, theils über liebliche Wiesen, mit schönen Fruchtbäumen besetzt. Besonders zu unserer Linken sind die Abhänge milder. Hier wurden die sonnigen Terrassen mit Weinreben bepflanzt und die zerstreuten Häuschen der fleißigen Bewohner sind meist im lieblichen Reblaube verborgen. Rechts am Ufer der Visp stehen merkwürdige Erdpyramiden, ähnlich denen, welche wir schon im Hauptthal der Rhone, doch in größerm Maßstabe sahen. Im

Digitized by Google

Hintergrunde steht das letzte Dörfchen Stalden, dessen freundliches Kirchlein auf der Höhe steht und aus der Ferne schon so einladend, so anmuthig hinab in's Thal schaut. Man ist auch nicht getäuscht, denn oben auf dem Dorfplatz steht der Dorfbrunnen; er spendet reichlich frisches, treffliches Wasser. Selten sahen wir etwas Malerischeres, als diesen Brunnen, der in einer Höhe von nahe an 2300' noch von einer mächtigen Rebe beschattet ist, deren Stamm 10' vom Boden noch 1' Durchmesser hat.

Eine kleine Strecke vom Dorf entfernt, steigen wir hinab zur Kinnbrücke, ein schmales, aber kühnes Bauwerk, unter welchem etwa 150' tief die Mattervisp hindurchbraust. Schon hofften wir die ersten Gletscher in der Nähe zu sehen, als ein dicker Nebel aufstieg und jede Aussicht neidisch verhüllte, und schon nach wenigen Schritten, die wir auf der andern Seite hinaufgestiegen, nöthigt uns ein heftiger Regen zum Rückzug. Stalden ist bald erreicht, dort Quartier genommen, so gut es gehen will, und wir vertreiben uns die Zeit in der kleinen Gaststube mit Schreiben, mit Spiel und Scherz, mit Erzählen und Zeichnen. Um 6 Uhr Abends ziehen sich die Nebel in die Höhe, der blaue Himmel guckt bald hie, bald da durch das zerrissene Gewölk und bald nachher prangen die Berge wieder im herrlichsten Abendsonnenschein. Nun aber hinaus aus der dumpfigen Wirthsstube, hinauf auf eine Anhöhe hinter dem Dorf, wo wir bald einen Punkt gefunden, wo unter dem dichten Laubdach einer natürlichen Reblaube die schönste Alpenlandschaft unsern Blicken sich darbot. Gegen Norden sahen wir den Weg, den wir heraufgekommen und drüber hin das gewaltige Biesthorn im Lötschenthal. Südöstlich öffnet sich das Saasthal, in dessen Hintergrund die prächtige, von Firnen umgebene Pyramide des Nellihorns prangt; südwestlich aber sehen wir in das St. Nikolans- oder Zermatterthal, wo über den, mit düsteren Wäldern bewachsenen Vorbergen, welche die wilde Mattervisp schluchtenartig einengen, eine Kette von kühnen, beeisten Zacken hervorragt. Diese beiden Thäler aber trennt der Balenfirn, an dessen linkem Abhang ein Dörfchen liegt; seine Häuschen sind über den Wiesenabhang der Vorberge wie ausgesäet. Das ist Gränchen, wo Thomas Platter geboren wurde. Die Armuth seiner Eltern nöthigte ihn, die Ziegen der Dorfbewohner zu hüten; hier konnte er sich ein Buch verschaffen, lernte mit unsäglicher Mühe lesen, verlor aber seine Stelle und sah sich genöthigt, bettelnd in der Fremde sein Brod zu suchen. Arbeit wollte er aber, nicht Bettelbrod und fand wirklich Beschäftigung bei einem Seiler; dann trat er in Basel in eine Buchdruckerei, wo ihm mehr Gelegenheit wurde, sich immer mehr auszubilden. Er wurde dann Schulmeister und durch seinen ausgezeichneten Fleiß und seine Beharrlichkeit gelangte er zu Ansehen und zu großem Ruf der Gelehrsamkeit und wurde zuletzt Professor der griechischen Sprache an der Basler Universität.

Digitized by Google

Im Wirthshaus finden wir einen Reisenden, der von Zermatt kommt; er ist entzückt über das, was er dort gesehen, und sucht uns zu bestimmen, das Zermatterthal zu besuchen. Schon der erste Theil des Weges längs der, in tiefen Felsschluchten dahin brausenden Mattervisp, wo Felswände mit düstern Waldungen, Massen von Geröll, eine stete Abwechslung bieten, bereiten in ernster Weise auf das großartigste Schauspiel vor, das den Reisenden später erwartet. In St. Niklaus hat sich plötzlich Alles geändert. Sanft und ruhig fließt die Visp durch den Wiesengrund und durch den düstern Wald; Alles athmet hier Milde und friedliche Ruhe, sowie in Randah, das ebenfalls im breiten Thalgrunde, von Wiesen umgeben, behaglich ruht. Die sanften Thalseiten verbergen den mächtigen Viesgletscher, der hoch am Weißhorn oben seinen Ursprung hat. Und eben dieser, den Dorfbewohnern unsichtbare Gletscher brachte ihnen schon öfter Gefahr und Verderben. Im Jahr 1819 und hundert Jahre früher schon löste sich eine ungeheure Masse Eis ab und stürzte in's stille Thal hinab. Ein großer Theil des Dorfes wurde zertrümmert, und mehrere Personen und viel Vieh unter der Gletschermasse begraben.

Die Gebirgswelt wird gegen Täsch hin großartiger. Eine Gruppe mächtiger Zacken um die andere zeigt sich in ihrer ganzen Größe und Pracht. Die Gletscher starren schon tiefer in's Thal hinab, während dennoch der Mensch bis hoch hinauf, bis an der Gletscher Rand von dem Boden Besitz genommen und ihn theilweise angebaut hat. So ist Täsch (4500 ' ü. M.) nicht nur von schönen Wiesen umgeben, sondern bis weit hinauf stehen noch kleine Kartoffel-, Hafer- und Gerstenfelder, welche der Bewohner mühsam den steilen Halden abgewonnen hat.

Nun aber kommt unser Reisender in's Entzücken. Er sagt, daß keine Feder das Große und Erhabene, das Wilde und dann wieder die sanfteren Thalparthien beschreiben könne, die nun fast mit jedem Schritt wechseln, besonders bei Zermatt (5000 ' ü. M.). Hier erweitert sich das Thal ein wenig und ist umgeben mit einer Krone von Zacken und Pyramiden, von Hörnern und Spitzen, wie man es vergeblich anderswo sucht. In der Nähe liegt das Dörflein, an den Bergwänden Güter und Arven- und Lerchenwaldungen. Nur die Gletscher sind immer noch verborgen. Darum besteigt man den Riffelberg, der östlich von Zermatt liegt. Bald hat man die Holzregion unter sich und selbst die Weiden; man klettert eine steile Geröllwand hinan und steht auf dem Plateau, dann kommt man neben einigen kleinen Seen vorbei und befindet sich nach vierstündigem Marsche auf der rothen Kumme. Da steht nun der erstaunte Reisende wie auf einer Insel rings umgeben vom erstarrten Meere. Vor ihm gegen Süden der mächtige, lange und über $\frac{1}{2}$ Stunde breite Gornergletscher, auf der andern Seite der fast ebenso große, weite Furgge-, dann der mächtige Zmutt-

Digitized by Google

und nordöstlich der Trift- und der Biesgletscher, der mit dem Findelen die prachtvolle Rundsicht schließt. Eigenthümlich nehmen sich eine Menge kleinerer Eismassen und Gletscher aus, die als Zuflüsse der großen Eisströme zu betrachten sind. Und über diesen Eismeeren der mächtige Alpenkamm aus dem Matterhorn, dem Breithorn, dem schneeweißen Lyskamm und endlich dem Altwater dieser ganzen riesigen Gebirgsmasse, der Spitzen des Monte Rosa (über 14,000′ ü. M.), an die sich noch andere mächtige Kegel und Zacken anschließen, so wie die gegenüberliegende vom Matterhorn bis zum Weißhorn.

Wir hätten gerne noch lange seinen Schilderungen zugehört, allein wir gingen zeitig zur Ruhe, um neue Kräfte zu sammeln für den andern Tag.

Kein Wölkchen trübt den Morgenhimmel. Nochmals über die Kirnbrücke, und nun einen schmalen Fußweg links, der sich hoch über der Visp, längs dem Fuß des Balfrin hinzieht. Es ist frisch, angenehm zum Wandern, die Aussicht aber ist beschränkt. So geht es an 3 Stunden lang immer ansteigend und beschwerlich. Wäre auch alle Pracht der Alpennatur vor uns ausgebreitet gelegen, wir hätten uns mit schwerem Rücken und leichtem, leerem Magen kaum viel darum bekümmert. Hungriger Magen hat keine Ohren, sagt der Franzose. Wir ließen darum Wasserfälle und die Zacken eines halbverborgenen Gletschers, die schäumenden Waldbäche mit ihren tausend Stürzen fast ganz unbeachtet. Endlich, da ist das langersehnte Balen, das in breitem, wiesenreichen Thale, an einer Bergwand angelehnt, liegt. Treffliche Milch, Brod und Käse verschwinden wie Traumgebilde vor unserm Appetit, und der freundliche, dicke Meister Taugmann watschelt mit immer neuen Lieferungen herbei und sieht mit innigem Vergnügen der Vertilgungsscene zu. Jetzt, da des Magens Ansprüche befriedigt sind, sehen wir auch mit andern Augen. Seht den schönen Wasserfall dort! Und hier welch merkwürdige Granitblöcke liegen da im Thalgrunde! Da freut man sich des Waldes, dort der einsam stehenden, hübschen Kapelle, jetzt der freundlichen Thalfläche, in der sich Saas, von Matten bekleidet, ausbreitet. Mit welchem Entzücken zeigt man sich die Berganſicht, die sich nun dem Blicke darbietet. In der Mitte die prächtige Pyramide des Mittaghorns, um das sich, wie um ihr Oberhaupt die Spitzen und Zacken, die Schneekuppen der andern Notabilitäten dieses Thales schaaren; von ihrem Kamme wälzt sich der wunderbar zerrissene Feegletscher bis in die Schlucht herab, an deren Mündung das Dörfchen Fee liegt. Saas ist ein ordentliches Dorf. Die Häuser bilden eine düstere Gruppe; sie sind von Lerchenholz, das mit der Zeit durch Wind und Wetter ganz schwarz wird. Diese Wohnungen stehen zusammengedrängt da, als gedächten sie einander zu wärmen während der langen und harten Winterszeit. Und hinter dieser Gruppe sticht das Kirchlein, weiß, rein, nett, auf dem Hügel ge-

Digitized by Google

legen, so freundlich ab. Es ist Sonntag. Der Tag des Herrn wird in dieser Gegend noch heilig gehalten. Alles ist still, ruhig, Alles feiert. Im Wald hörst du keinen Schlag der Axt, auf der Wiese liegt das Heu halbgetrocknet. Niemand denkt daran, zu arbeiten. Es läutet, der Herr ruft die Seinen, und aus den kleinen dunkeln Häusern treten die sonntäglich gekleideten Landleute, steigen empor und aus dem Kreise ihrer Wohnungen zur friedlichen Kirche, zum Hause des Herrn empor, um dort in Andacht und Gebet sich zu stärken für die harte Arbeit der nächsten Woche, um Kraft im Glauben zu haben für die Leiden und Entbehrungen, denen die Bergbewohner ganz besonders ausgesetzt sind. Auch wir halten Andacht. Ist dieses Thal, das wir oberhalb Saas überblicken, nicht ein Tempel des Allgewaltigen? Weit wölbt sich der blaue, reine Himmel über uns, und die vier mächtigen Felsenpyramiden der Mischabelhörner sind die gewaltigen Thürme dieses heiligen Domes, den der Herr sich selbst geschaffen hat.

Die Himmel rühmen Gottes Herrlichkeit;
Das Luftgewölbe weit und breit
Trägt preisend Seiner Hände Stempel.
Begeistert tönt das Loblied Seiner Macht
Von Tag zu Tag, von Nacht zu Nacht
In Seiner Werke heil'gem Tempel.

Wie liegen Erd' und Himmel still und stumm!
Kein Laut, kein Wörtlein um und um —
Und doch, wer sollte sie nicht hören,
Die Stimme, die mit heil'ger Allgewalt
In Einem Zug die Welt durchhallt
Hinaus bis zu den letzten Sphären?

Anbetend steh' ich hier: mein Geist entbrennt
In stiller Lust, daß er Dich kennt!
O laß Dir meines Mundes Lallen
Und was vor Dir durch meine Seele geht,
Dir, großer Gott, voll Majestät,
In Vatersgüte wohlgefallen!

(Forts. folgt.)

Digitized by Google

Wochenschau.

Von M. Graf zu Bentheim-Tecklenburg.

Montag.

Danke Gott am Abend wie am Morgen,
Dank, o Seele ihm mit frommem Sinn;
Denn er lenkt und hebet alle Sorgen,
Er, der ist und war von Anbeginn.

Nah' ihm nur mit kindlichem Vertrauen,
Eile zu ihm, suche bei ihm Rath,
Auf den Fels der Wahrheit kannst Du bauen;
Denn bei ihm ist Wille eins mit That.

Sieht Dein Auge nicht, wie rings er waltet?
Blicke hin zur Saat, zum kleinsten Wurm;
Sieh, wie seine Liebe nie erkaltet,
Wie sie laut verkündet selbst der Sturm.

Nichts begehrt er von dem treuen Kinde
Als nach seinem Willen nur zu thun;
Dann, Dir schenkend sanften Schlummersbinde,
Läßt er still in stiller Nacht Dich ruhn.

Dienstag.

Nimm zur Hand den allerschärfsten Besen,
Ord'ne, reinige das Lebenshaus;
Such im Buch des Lebens oft zu lesen,
Schmücke festlich es mit Blumen aus;

Daß der Herr auch ohne anzuklopfen,
Immer einzieh'n könne in Dein Herz,
Heil'gen Trostes segenreiche Tropfen,
Spenden könne Deinem Erdenschmerz.

Hast Du rein gehalten Deine Kammer,
Freudig auch erfüllet Deine Pflicht,
Findest Trost Du stets bei Schmerz und Jammer,
Wenn im letzten Kampf Dein Auge bricht.

Haften Mängel auch an Deinem Leben,
Ist dem Herrn Dein Wille doch bekannt
Und Vergebung wird dem guten Streben
Durch den ewigen Sohn, den Gott gesandt.

Digitized by Google

Mittwoch.

Wenn ich früh, Gott, vor Dein Auge trete
Und Dir bittend nahe: Gib mir Kraft,
So vernimmst Du's, wenn ich ernstlich bete:
Leite gnädig meine Wanderschaft.

Daß ich Dir, nur Dir allein gefalle,
Dir ein treu ergebner, frommer Knecht,
Daß mein Denken gleiche dem Crystalle,
Auch mein Wandel sei vor dir gerecht.

Daß ich keiner Seele Kummer mache,
Lieblos Brüdern breche nicht den Stab,
Daß ich meine Wege streng bewache,
Hell vor's Auge stelle mir mein Grab.

Wenn ich so Dein Bild im Herzen trage,
Förd're auch der Brüder Heil und Glück,
O dann hoff' ich, weisest Du am Tage
Des Gerichts mich nicht von Dir zurück.

Donnerstag.

Wenn ich Dein gedenke beim Erwachen,
Wie Dein Vaterblick mich schützt und führt
Und ich sehe rings die Fluren lachen,
Wie es tönt und glänzt, sich Alles rührt;

O so mögst Du mir in Huld vergeben,
Wenn ich nur zu oft den Dank versäumt,
Doch ich will mich, Heiland, nun erheben,
Und beren'n die Zeit, die ich verträumt.

Herr des Lebens, o vergib dem Sünder,
Der in Wahrheit und mit Ernst bereit,
Was ich sah und hörte war der Zünder,
Der umher der Gnade Funken streut.

Steh' mir bei, wenn ich in Schwachheit schwanke,
Gib dem Vorsatz Kraft, der neu gefaßt;
Tret' als Helfer mit mir in die Schranke,
Daß ich sühnen kann der Sünden Last.

Freitag.

Herr der Welt, wie groß in allen Dingen,
Zeigt sich Deine liebevolle Macht,
Alles dränget sich, Dir Lob zu singen,
Halm des Grases, wie der Sterne Pracht!

Digitized by Google

Heute iſt der Tag, an dem geſtorben
Du am Kreuze für der Menſchheit Heil
Und auch mir haſt Du das Glück erworben,
Daß ich hab' an der Erlöſung Theil.

Wer vermag das Opfer zu erfaſſen,
Das du dargebracht mit Deinem Blut?
Nimmer ſteht der Fromme troſtverlaſſen,
Zugeſichert haſt Du ihm dies Gut.

Dein Herr bin und bleib' ich bis zum Ende,
Und Dein Kreuz beleuchte meine Bahn;
Bricht herein des Lebens Sonnenwende,
Nimm mich, Herr, in Gnaden bei Dir an.

Sonn-Abend.

Da heute ſich der Woche Lauf vollendet
Blick' ich zurück, ob ich ſie gut vollbracht?
Du haſt mir Freuden, Herr, und Brod geſpendet
Und Deine Huld hat über mir gewacht.

Du haſt mein Tagwerk gnädig mir geſegnet,
Erhalten Alles, was mir lieb und werth;
Nichts, was mit Trauer füllt, iſt mir begegnet,
Haſt ungezählte Gaben mir beſcheert.

Mögſt Du auch ferner huldvoll mir beſchützen
Die Freunde alle, der Familie Kreis,
Das Wohl der Armen gnädig unterſtützen,
Was ja auch mir am Herzen liegt ſo heiß.

Herr, Dir befehl' ich meines Lebens Wege;
Als helle Leuchte lenke meinen Gang
Und wenn ich mich dereinſt zur Ruhe lege
Beglücke mich ein ſeliger Empfang.

Sonntag.

Wenn Sonntags früh ich mich vom Lager hebe,
Durch linden Schlaf erquickt und ausgeruht,
Naht Dir der Dank, mein Gott, daß ich noch lebe,
Dankt meine Seele Dir in wärmſter Glut.

In tiefer Demuth ſeh' ich ein und fühle,
Daß ich ein Stäubchen nur und Du ſo groß
Und, wie Du huldvoll mir im Weltgewühle
Beſchieden haſt ein unverdientes Loos.

Digitized by Google

Ich zähle nach die Fest- und Arbeitstage.
Wie ich gelebt, ob gut ich sie vollbracht?
Ob nichts geschah, mein Thun mich nicht verklage,
Ob Deines Willens ich auch stets gedacht?

Wenn ich geprüft, kein Kläger sich erhoben,
Wie bin ich glücklich dann und preise Dich!
Im Glück und Unglück wolle mich erproben,
Daß ich in Allem Dich nur suche — Dich!

Vernimmt mein Ohr der Glocke Silberklänge
Zieht's mich zu Dir im innigen Gebet,
Vor Augen stehen mir die Wechsel-Gänge;
Gut ist's daran zu denken früh und spät.

In Furcht und Liebe sink' ich auf die Kniee
Und bete zu dem Herrn andächtig still;
So wie Du mich erzogst, so, Herr erziehe
Die Kinder, wie Dein heil'ges Wort es will.

Daß sie zu Deinem Wohlgefallen leben
Und naht für sie dereinst die Sterbe-Zeit
Dann wolle, Herr, zum Himmel sie erheben
Und lohnen sie durch ewige Seligkeit.

Tigerjagd in Indien.

Ein englischer Lieutenant, Namens Wilhelm Rice, ließ im Jahr 1857 ein Buch erscheinen, worin er eine der von ihm mitgemachten Treibjagden auf Tiger in folgender Weise schildert. Nachdem ein Tiger verwundet worden, aber uns aus dem Gesichte gekommen war, machten wir uns daran, ihn zu suchen und bildeten zu diesem Zwecke einen Zug. In der vordersten Reihe ging ein eingeborner Jäger, der sorgfältig jeder Fußspur und den kleinsten Blutstropfen beachtete; ihm zur Seite gingen ich und mein Freund mit gespannten Büchsen: unmittelbar hinter uns folgten acht der besten und ruhigsten Leute, die vorrathig geladenen Flinten tragend; darauf die Musikbande, bestehend aus vier oder fünf Pauken und einer großen Trommel; ein Mann läutete eine große Glocke, andere bliesen ein großes Blechhorn, außerdem feuerten zwei Mann fortwährend blinde Schüsse aus Pistolen. Auf beiden Seiten dieses Haufens gingen einige mit blinkenden Säbeln und Hellebarden, die sie hoch über sich hielten, damit die Nachfol-

Digitized by Google

genden, wenn mannshohes Gras die Aussicht versperrte, den Zug nicht aus dem Gesicht verloren. Den Schluß bildeten Männer, die fortwährend große Steine schleuderten, um den im Gras versteckten Tiger aufzujagen. So rückte die ganze Masse langsam vorwärts, unaufhörlich aus Leibeskräften schreiend, so daß ein höllischer Lärm entstand, vor dem kein Tiger hätte Stand halten können oder sich einfallen lassen, irgend einen Mann vom Zuge anzufallen, was sicher der Fall gewesen wäre, wenn er einen einzelnen erwischt hätte.

Altdeutsches Räthsel.

„Rath, was ist das:
In dem Land, da ich was,
Da wächst weder Laub noch Gras,
Da wächst weder Leib noch Leben.
Erräthst du das, so will ich dir einen Genossen geben."

Wahlspruch des Markgrafen Karl von Burgau.

Allzeit fröhlich, ist gefährlich,
Allzeit traurig, ist beschwerlich,
Allzeit glücklich, ist betrüglich:
Eins in's Andre ist vergnüglich.

Auflösung der Charaden.

Von F. P.

1. Schwanthaler. — 2. Großmuth. — 3. Bodensee. — 4. Unband. — 5. Freiburg. — 6. Schneeglöckchen. — 7. Traunstein. — 8. Ahorn. — 9. Tintenfaß. — 10. Altmühl. — 11. Löschblatt. — 12. Blaubart. — 13. Passau. — 14. Schlagrohr. — 15. Freising. — 16. Uhrschlüssel. — 17. Dienstag.

Digitized by Google

David Tenier.

Von Eugenie Foa. Nach dem Französischen von **Alexandra**, k. Prinzessin von Bayern.

I.

Ein Jüngling mit sanften, regelmäßigen Gesichtszügen, von ungefähr 15 Jahren, durchschritt am 21. Juni 1626 gegen Mittag den Marktplatz von Antwerpen, als seine Blicke auf einen Bäckerladen fielen, wo er etwas gewahrte, das seine Aufmerksamkeit in hohem Grade erregte und ihn veranlaßte, stehen zu bleiben. Es war ein junger Mann, etwas älter, als er selbst; aber auf dessen Gesichtszügen schien das Elend, und noch weit mehr als dieses, ein schlechtes Betragen, bereits seinen traurigen Stempel aufgeprägt zu haben. Die hohlen Augen des hagern nur nothdürftig bekleideten Jünglings waren mit verzweiflungsvoller Gier auf die goldgelben Brödchen geheftet, welche in niedlichen Körbchen auf dem Schaufenster des Ladens ausgebreitet lagen. Dann warf er von Zeit zu Zeit einen raschen, ängstlichen, ja wilden Blick auf seine Umgebung; seine Hand, indem sie der Richtung seiner Augen folgte, näherte sich bald den anlockenden Broden, bald zog er sich bei'm leisesten Geräusch, bei jeglichem Hinzutreten und Entfernen des Bäckermeisters, der hinter dem Auslagfenster auf und ab ging, wieder zurück, um das nämliche Verfahren im nächsten Augenblicke von Neuem zu beginnen.

Der ersterwähnte Jüngling verfolgte mit einer Art von fieberhafter Unruhe jede Bewegung des armen Unbekannten. — Wird er wohl denselben verhindern, diesen Diebstahl zu vollbringen, oder wird auch er gleich manch Andern vorübergehen, ohne sich um eine Gefahr, die nur drei Schritte von ihm entfernt, so augenscheinlich drohte, zu bekümmern? Es scheint aber, daß eine edle Gesinnung ihn beherrschte, denn nach einem leisen Zögern schritt er gerade auf den Unbekannten zu. Im selben Augenblicke, wo er im Begriffe stand, die Hand auf dessen Schulter zu legen, um ihn ob der befürchteten Gefahr zu warnen, entfuhr seinen Lippen ein Ausruf des Erstaunens.

„Van Herman," redete er ihn an. Doch der mit diesem Namen Angerufene wandte sich rasch um, — und es entkam auch ihm ein Ausruf; aber sich alsobald wieder zusammennehmend, antwortete er kurz und trocken:

„Ich kenne Euch nicht, mein Herr."

„Wie, Du erinnerst Dich nicht mehr meiner, David Tenier, der von euch Allen Junior in der Schule genannt wurde," entgegnete der zuerst geschilderte. „Du entsinnst Dich auch nicht meines Vaters, David Tenier, den ihr den Alten hießet, obgleich er noch sehr jung war? — Hast Du denn wirklich vergessen, daß er dich jedesmal, wo Du mich zu besuchen

Digitized by Google

kamſt, zum Malen ſitzen ließ, was Dich in ſo hohem Grade langweilte, daß wahrſcheinlich hierin die Urſache liegt, weßhalb Du mich ſeit zwei Jahren, wo ich die Schule verließ, nicht mehr beſuchteſt. Aber es iſt unmöglich, daß Du mich, Van Herman, dermaßen vergeſſen haſt; zwar bin ich ein wenig gewachſen; aber dieß konnte mich nicht unkenntlich machen. — Du hingegen biſt mehr gewachſen, Du biſt auffallend verändert, ich könnte ſelbſt ſagen gealtert, Deine Wangen ſind eingefallen, und aller jugendlichen Friſche beraubt... und dann..." — Da hielt der junge Tenier inne; er wagte nicht jene Handlung — von der er gefürchtet Zeuge zu ſein, zu berühren. Hierauf begann er lebhaft: „Aber was hat Dich denn dermaßen verändert? Was hat ſich ereignet? Ich meinte, Du ſeieſt im nämlichen Zeitpunkte, wo wir uns aus dem Geſichtskreiſe verloren haben, nach Oſtende abgereist, woſelbſt Dein Vater eine gute Stelle für Dich bei einem Handſchuhfabrikanten gefunden hatte... Du ſiehſt, daß ich ein gutes Gedächtniß habe... Van Herman...."

„Mein Herr, den Name, den Ihr mir zu geben fortfahret..." ſprach der blaſſe, ſchlecht angekleidete Mann, „iſt nicht..."

„Der Deine?..." endete Tenier raſch, indem er die Hand ſeines Nachbars ergriff; und ehe nur Letzterer ſeine beabſichtigte Handlung vermuthen konnte, hob er demſelben ſeinen Aermel auf und eine Narbe am Arme entdeckend, entgegnete er: „Entſinnſt Du Dich nicht bei dieſem Zeichen, daß Du bei'm Aepfelpflücken vom Baume gefallen biſt, und Du Dir dieſen Einſchnitt im Arme zugezogen haſt? Nun wohlan, Van Herman, pfui! wie iſt es garſtig, ſeine Freunde zu verläugnen!"

Der auf dieſe Weiſe überraſchte Jüngling ſchlug die Augen nieder und erwiederte: „Nun gut, ich geſtehe es ein, ich wollte es Dir verhehlen, daß ich Dich erkannte... O! — Junior, ich habe, ſeit ich Dich nicht mehr geſehen, viel Unglück erfahren!"

„Du ſollſt mir all dieſes, indeß wir mitſammen eine Flaſche Wein trinken und ein Brod verzehren, erzählen," ſprach Tenier, dem ſtets jene befürchtete Handlung vor Augen ſchwebte. Hierauf ergriff er Van Herman's Arm, um ihn in's nächſte Wirthshaus zu führen.

„Brod und Wein," ſprach Tenier, indem er ſeinen Freund einlud, ſich an einen Tiſch zu ſetzen, an welchem er dann ſelbſt an deſſen Seite Platz nahm.

„Verlange auch ein Stück Hammel- oder Rindfleiſch, denn mich quält ein furchtbarer Hunger," ſprach Van Herman, nach und nach ein anſpruchvolles Weſen zeigend, welches ihm — nach ſeinen Zügen zu urtheilen, — ganz eigen ſchien.

Bei dieſer unbeſcheidenen Rede zog eine leichte Wolke an der Stirne des jungen Malers vorüber; aber ſich augenblicklich wieder faſſend, ſprach

Digitized by Google

er zum Kellner, welcher noch in Erwartung seiner Befehle vor ihm stand: „Haben Sie nicht gehört?“

„Und ein Stück Käse,“ fügte Van Herman noch hinzu.

Der Kellner, nachdem er all das Verlangte herbeigetragen, zog sich wieder zurück. Sobald sich die zwei jungen Leute im Wirthshause allein befanden, sprach Tenier: „Erzähle mir doch, Van Herman, was Dir seit zwei Jahren begegnet ist.“

„Nun,“ begann Jener, während er mit einer Begierde aß, welche Tenier sich erklärte und auch entschuldigte, „mein Vater, unter dem Vorwande, daß ich alt genug wäre, um meine Lebensbedürfnisse selbst zu befriedigen...“

„Zähltest Du damals nicht achtzehn Jahre?“ unterbrach ihn Tenier.

„Ja, mein Vater, sag ich, berief mich nach Ostende, und erklärte mir daselbst am Abend meiner Ankunft, ich solle darauf bedacht sein, da er mir nichts zurückzulassen habe, meinen Lebensunterhalt selbst zu verdienen, und daß er aus diesem Grund eine Buchhaltersstelle in der Fabrik des Herrn Asveras für mich ausfindig gemacht habe. Endlich fügte er hinzu, daß ich nach Ablauf eines Jahres einen Geschäftsantheil erhalten, und später, — wer weiß — der Associe des Hauses werden könnte.“

„Dieß war sehr erfreulich,“ sprach Tenier.

„Eine Flasche Bier,“ rief Van Herman, „auf Deine Gesundheit,“ rief er, zwei Gläser füllend, hinzu.

„Ich danke, ich bin nicht mehr durstig,“ anwortete Tenier, „aber sprich weiter; denn ich begreife nicht, daß ich Dich, ungeachtet einer so glänzenden Aussicht, so finde... in der Straße... vor der Thüre eines Bäckers...“

„Im Begriffe, sein Brod ohne seine Erlaubniß zu essen?“ vollendete Herman, „o nimm doch, — ich bitte Dich — keine Rücksicht; fahre fort, ich weiß schon, was Du im Begriffe bist, mir zu sagen; ich mache mir selbst eben so viele Vorwürfe, als Du nur gegen mich hervorbringen könntest.“

All dieses war in einem so gleichgültigen Tone gesprochen, daß der junge Tenier, ganz betroffen, Mund und Augen öffnete; aber als sich sogar die Rede seines Kameraden mit einem schallenden Gelächter geschlossen, da schien eine Empfindung von Eckel an den Gesichtszügen des jungen Malers vorüberzuziehen. Dann sprach dieser mit großer Selbstüberwindung: „Vollende doch.“

„Nun denn,“ sprach Herman, „so ging es ein Jahr lang gut. In diesem Zeitpunkte starb mein Vater, welcher mir nicht so viel hinterließ — Kellner eine Flasche Bier — ja nicht so viel hinterließ, siehst Du, als nöthig, um eine Flasche Bier zu bezahlen.“ Dieß fügte er hinzu, indeß er eine Flasche aus der Hand des Kellners nahm, den Stopfel springen ließ und

Digitized by Google

sein Glas von Neuem einfüllte. „Und doch, ich hatte auf etwas gezählt, auf mir lasteten Schulden, und in diesem Augenblick ward mir das Unglück zu Theil, eine höhere Stelle zu erlangen..."

„Das Unglück," wiederholte Junior.

„Du wirst sehen, Junior," sprach Van Herman, indeß er in einem kläglichen Tone fortfuhr, „der Kassa-Verwalter starb und der Herr sprach zu mir: Van Herman, ich bin mit Dir zufrieden, und als Beweis hievon gebe ich Dir des Verstorbenen Stelle, welche das Doppelte von der Deinen einträgt..."

„Welch ein Unglück!" sprach Tenier lachend.

„O ja, es war in der That ein Unglück," endete der ehemalige Kassa-Verwalter, dessen Stimme immer kläglicher ward — „Kellner eine Flasche Bier; denn während ich den ganzen Tag Geld in meinen Händen hielt, vergaß ich, daß ich selbst keines mehr besäße... dann bedenke, daß ich gequält wurde, meine Schulden zurück zu bezahlen, man drohte mir selbst mit dem Gefängnisse. Endlich, was soll ich sagen; eines Tages lieh ich bei meinem Herrn eine kleine Summe, welche ich durch Zahlenverfälschung zu verheimlichen suchte. Aber mein Herr rechnete eben so gut mit der Feder, als ich mit dem Kopfe; er entdeckte bald meine Betrügerei, und mir blieb nichts zu läugnen übrig... und..."

„Er überhäufte Dich mit Vorwürfen..." schaltete Tenier mit der Aufmerksamkeit des Entsetzens ein.

„Nein, o nein, er begnügte sich, mich sanft bei den Schultern zu nehmen und mich auf diese Weise bis zur Thüre, die auf die Straße ging, zu führen; und mich sanft auf das Pflaster hinausstoßend, sprach er in wohlwollendem Tone zu mir: „Lasse Dich wo anders hängen..." und ich kam hieher. Jetzt aber möchte ich erfahren, was Du, seit wir uns nicht mehr gesehen, begonnen hast?" sprach der ehemalige Kassa-Verwalter, das Stillschweigen brechend, welches zwischen Beiden seit dem beendeten Gespräche herrschte.

Tenier erwiederte kalt: „Mein Vater ist Maler, ich bin Maler."

„Das wird Dich weit führen."

„Kellner, was bin ich schuldig!" rief Tenier dem Aufwärter zu, welcher einen neuen Reisenden in den Saal einführte. Einen Dukaten," war die Antwort.

Tenier durchsuchte seine Tasche, zog einige Stücke kleiner Münze hervor, und betrachtete seinen Freund mit einer Miene, welche zu sagen schien: „Was werden wir nun beginnen?"

II.

Während der junge Tenier, den Kopf auf eine Hand gestützt, in der andern das wenige Geld, was sich in derselben vorfand, betrachtete, hatte bereits Van Herman mit raschem Ueberblick den Saal durchforscht. Zu ihrer

Digitized by Google

Rechten, die zur Küche führende Thüre, welche dem Wirthshause gleichzeitig zum Eingange diente; ein wenig entfernter in der Ecke, das in Ermanglung jeglichen Fensters sehr dunkel war, den Fremden, welcher in Erwartung der für seinen Reisewagen bestellten Postpferde schon eingeschlummert schien. Die Tageshelle drang folglich nur durch eine in den Garten sich öffnende Thüre in den Saal ein. Van Herman stand auf, näherte sich der Thürschwelle, warf einen Blick in die Ferne, und näherte sich dann mit glänzendem Auge seinem noch nachdenkenden Freunde.

„Du hast nicht so viel Geld, um die Auslage zu bestreiten?“ fragte er mit gedämpfter Stimme.

„Leider, und ich sinne auf ein Mittel, mir welches zu verschaffen,“ erwiederte Tenier.

„Ich fand es bereits, ohne nur hierüber nachgedacht zu haben,“ sprach Van Herman, indeß er mit dem Finger die Oeffnung, durch welche das Licht eindrang, bezeichnete.

„Hier, der Garten, am Ende desselben eine offene Thüre, und die Landstraße ... Folge mir!“

„Ohne zu bezahlen?“ sprach Tenier mit verächtlicher Bewegung.

„Da Du nicht so viel besitzest,“ sprach Herman, „den Fall jedoch ausgenommen, Du wolltest mir ein paar Zeilen mitgeben, um in Deiner Wohnung das Nöthige zu holen.“

„Ich bezweifle, daß sich in derselben die vollständige Summe vorfände,“ antwortete Tenier.

„Du siehst wohl, daß nichts mehr übrig bleibt, als meinen Rath zu befolgen,“ schaltete Herman ein.

„Pfui doch!“ sprach Tenier, mit einer Geberde, die keine Widerrede mehr gestattete. Nach diesen Zwiegesprächen erklangen die Töne eines Dudelsackes, und bald nachher erschien auch ein Knäblein, das dieses Instrument spielte, in jener Thüre, welche Herman als einzige Rettungshoffnung erschien.

„Entferne Dich von hier,“ redete Herman denselben mit unfreundlichem Tone an, „ich pflege weder den Kindern, noch Greisen, noch Frauen ein Almosen zu geben.“

„Wem gibst Du denn eines?“ fragte Tenier.

„Ich gebe nichts,“ antwortete Herman.

Der Klang von Tenier's Stimme veranlaßte eine freudige Bewegung des Kindes.

„O mein guter, junger Herr,“ rief er aus, „werdet Ihr mir nichts zukommen lassen? — Ich habe heute noch nichts eingenommen; schon naht die Nacht heran und meine Mutter liegt krank darnieder.“

Digitized by Google

„Wenn Deine Mutter eine Müßiggängerin ist, wie Du ein Müßiggänger bist, so ist diese Krankheit schwer zu heilen," rief Herman.

„Wenn Du diesem Kinde nichts zu geben vermagst, so beleidige dasselbe doch wenigstens nicht," sprach Tenier in ernstem Tone. „Wie darfst Du das Kind, welches den Unterhalt seiner blinden Mutter und seinen eigenen erwirbt, einen Müßiggänger nennen?"

„Indem es einen Dudelsack spielt? Schönes Handwerk," sprach Herman.

„Und was willst Du denn, daß es in seinem Alter beginne? Er leistet, was er vermag, und das ist viel. — Hier Armand," ... und Tenier warf ihm jene Münze, die er in Händen hielt, zu.

„Gut," sprach Herman, „das einzige Geld, das Du hattest."

„Der gute Gott wird es Euch vergelten," sprach das Kind mit einem so innig-dankbaren Ausdrucke ... „Ihr gebt mir stets schon seit einem Monate die gleiche Münze. O ja, Er wird es Euch sicherlich wieder vergelten; aber ich bitte Euch, Herr, sagt mir doch Euren Namen, damit ich denselben mit jenem meiner Mutter bei meinen Nachtgebeten zu vereinen vermag."

„Das wird den Beiden großen Nutzen bringen!" sprach Herman in höhnischem Tone.

„Euren Namen, guter junger Herr," bat wieder der kleine Dudelsackpfeifer, ohne nur auf jene Worte Acht zu geben.

„Tenier," antwortete der Maler leise.

„Welcher? der Jüngere oder der Alte?" fragte der Kleine in kindlicher Weise.

„Bete für alle Beide, lieber Armand," antwortete Tenier; „denn der Alte ist mein Vater, und ich bin der Junge."

„Nun gut, wirst Du hiedurch einige Dukaten erhalten?" sprach Herman nach einigen Augenblicken des Stillschweigens.

„Vielleicht," antwortete Tenier, indem er seinen Kopf emporhob. Und er fügte, den Kellner herbeirufend, noch bei: „Ein großes Blatt Papier und einen Bleistift."

Der Kellner brachte das Verlangte herbei.

III.

„Armand, tritt hervor," sprach Tenier zum kleinen Dudelsackpfeifer, „thue dergleichen als spieltest Du, aber spiele nicht; — gut, trefflich ... aber rühre Dich nicht," ... und Tenier begann zu zeichnen.

„Ich sehe wahrlich nicht ein, wohin uns dies führen wird," sprach Van Herman, während er sich nachläßig auf zwei Stühle niedersetzte und sich behaglich dehnte. „Hilf Dir und der Himmel wird Dir helfen," antwortete Tenier lächelnd.

Digitized by Google

„Ich sehe Dich arbeiten, aber obgleich ich Dich betrachte, bemerke ich dennoch in keiner Weise, wie Dir der gute Gott hilft," sprach Herman.

„Ist es denn nicht Er selbst, der mir dieses Kind zugesandt und in mir den Gedanken erweckte, hievon Nutzen zu ziehen?"

„Nun gut! . . . dann," sprach Herman.

„Dann, — Du wirst sehen . . ." entgegnete Tenier, indeß er zu zeichnen fortfuhr.

Hierauf erfolgte eine völlige Stille, während der man kein anderes Geräusch, als die leisen Striche des Bleistiftes auf dem Papiere vernahm. Tenier arbeitete mit Eifer; Herman schaukelte sich, indem er die Decke des Saales betrachtete; und der Fremde, dessen Schlaf nur ein scheinbarer gewesen, hatte sich sachte hinter den Stuhl des jungen Malers geschlichen.

„Milord, die Pferde sind angespannt," sprach ein rasch in den Saal eintretender Kellner.

„Und meine Zeichnung ist vollendet," sprach gleichzeitig Tenier, während er seinen Namen am Rande des Blattes schrieb, und dasselbe dann in einiger Entfernung vor sich hin hielt, um es besser prüfen zu können.

„Kellner," sprach er zum Diener, welcher vor dem Engländer eine Antwort erwartend stand, „nimm dieses Papier, suche den Kunsthändler, welcher nur zwei Schritte von hier entfernt ist, schleunig auf; der Vater Ebrard wird Dir hiefür einen Dukaten geben, und Deine Rechnung wird hiemit bezahlt sein; ich besitze kein anderes Geld."

„Junger Mann," sprach der Fremde, welcher behender als der Kellner das Blatt Papier ergriffen hatte, „ich gebe dafür drei Dukaten, so lasset mir den Vorzug."

„Wahrlich, der gute Gott hat mein Gebet erhört," sprach der kleine Dudelsackpfeifer mit bewegter Stimme, indeß Thränen in seinen Augen glänzten.

„Gut, gut, Kleiner, nimm dies für Deine Mutter," fügte Lord Dalton hinzu, während er eine Münze in die Hand des Knaben legte, und nun sprach er, sich zu Tenier wendend, welcher noch ganz betroffen über diese Begebenheit dastand, „jetzt kann ich diese Zeichnung mein eigen nennen?"

„Sie ist nur zu sehr bezahlt, Milord," sprach Tenier, indem er die Dukaten in Empfang nahm.

„Milord, die Pferde sind angespannt," wiederholte, in den Saal eintretend, ein zweiter Kellner.

„Ich komme," sprach der Engländer. „Junger Mann, Eure Hand," fügte er bei, indem er Teniers Hand drückte; „Ihr seid ein braver, großherziger würdiger Jüngling. Erinnert Euch an Lord Dalton, wenn Ihr Euch je nach London begeben solltet. Besucht mich dann, denn Ihr seid nicht nur ein trefflicher Künstler, sondern auch ein ehrenwerther Mann."

Digitized by Google

Nachdem sie der Engländer verlassen, nahm Tenier einen der drei Dukaten, bezahlte seine Schuld, und die beiden andern Goldstücke in Van Herman's Hand legend, sprach er zu ihm: „Hier; ich will nicht die Worte Deines letzten Schutzherrn wiederholen, denn ich will Dich lieber dem Schutze Gottes anempfehlen. Möge Dich diese kleine Gabe mit Gotts Segen vereint wieder auf einen guten Weg führen! Und vergiß auch das Sprichwort nicht: Hilf Dir selbst, und der Himmel wird Dir helfen. Nun lebe wohl, Van Herrman, Gott mit Dir!"

Mein freundlicher Leser! Glücklicher Weise strebte Tenier ein höheres Ziel zu erreichen, als nur flüchtige Skizzen zu entwerfen; denn nachdem er auf eine täuschende Weise die Gemälde von Tintoretto und Rubens nachgebildet hatte, hörte er auf zu copieren, um nach der Natur zu malen. Erst von diesem Zeitpunkte an beginnt sein Ruhm. Tenier besaß sanfte Sitten, und sein geregeltes Betragen erwarb ihm die Achtung seiner Zeitgenossen.

Virgil's Worte: „Sein Ruhm folgte ihm bis zu seiner Zufluchtsstätte," lassen sich wohl bei ihm anwenden. Sein Haus diente als Vereinigungspunkt den Edelleuten seines Vaterlandes, den Fremden und einer Masse Künstler, welche für Tenier einen ebenso glänzenden, aber freundschaftlichen Hof als den eines Königs bildeten. Tenier lieferte eine so große Anzahl von Gemälden, daß er selbst zu sagen pflegte, es bedürfe einer Galerie von zwei Meilen in der Länge, um sie Alle zu vereinigen.

Das Königliche Museum besitzt von diesem Maler allein schon vierzehn Bilder, unter welchen folgende vorzugsweise zu nennen wären: Die Werke der Barmherzigkeit, das Wunderkind, eine Versuchung des hl. Antonius, die Reiherjagd, der Dudelsackpfeifer und die Dorfhochzeit.

Eine Ferienreise.

Von Gustav Tobler.

II.

Langsam, im Anschauen tausendfach abwechselnder Schönheiten versunken, wandern wir weiter. Wir dringen bis Zenmegern vor; wir gedenken dort zu übernachten, weil wir dann dem Paß näher sind, den wir am folgenden Morgen zu übersteigen beabsichtigen. Nur wenige Häuser stehen im einsamen Thale. Eine Kapelle hat die Bewohner zur Vesper vereinigt.

Digitized by Google

Ein Wirthshaus ist nicht hier, allein wir fanden, wie wir es erwartet hatten, gastfreundliche Aufnahme in der Hütte. Wer dort in der Ferne auf der Höhe nach diesen Hütten sah, die, von den grünen Wiesen eingerahmt, daliegen, als wäre es ein Nestchen im grünen Moose; und von der Schönheit der ihn umgebenden Natur, dem stillen Frieden, der über den Häuschen schwebt, hingerissen, wünscht, er möchte hier bleiben, hier Hirte sein, das schöne Vieh auf die fetten Weiden treiben, am Waldessaum vom Schellengetön der weidenden Heerde eingewiegt, zu sehen, wie die scheidende Sonne ihre rosigen Lippen auf die blassen Gletscher drückt, der fühlt wohl, daß er wachend geträumt, wenn er in die Hütten selbst tritt. Durch eine schwarze dick mit Ruß behangene Küche gelangt er in die dumpfe Stube, in welcher ein großer, steinerner Ofen den besten Raum einnimmt. Er läßt sich auf der Bank längs den kleinen vor Alter und Schmutz blinden Fenstern nieder, sieht mit Eckel auf den Boden, der, seit die Axt ihn behauen, von keinem menschlichen Werkzeug, selbst nicht vom Besen berührt wurde; und der festgetretene Koth machte ihn so holperig und schmutzig wie ihre Straßen. Sie wollen eben auch in der Stube nicht aus der Gewohnheit kommen. Um den Ofen ist eine Bank angebracht und hinter demselben eine Treppe, welche in das obere Gemach führt. Bank, Treppe und Ofen sind im Winter der Sammelplatz der Familie. Die Wohnung spricht nicht an, der Mensch darin aber ist biderb, gutmüthig, genügsam, fromm.

Als wir unser Ansuchen vorgebracht hatten, trat Alt und Jung mit herzlichem, freundlichem Wesen uns entgegen und zeigten die aufrichtigste Freude, uns als Gäste in ihrer armseligen Hütte aufzunehmen. Unsere Tornister wurden uns abgenommen und wir eingeladen, es uns bequem zu machen. Die Mutter geht in die Nebenkammer, um ihren Sonntagsstaat, ihr kleines, rundes, schmalrandiges Hütchen mit abgestorbenem Band, den panzerartigen Schnürleib mit der schönern tuchenen Juppe abzulegen und gegen einen einfach braunen Wollrock zu vertauschen; dann geht sie in die Küche, wo wir bald das Feuer lustig prasseln hören, um das Beste, was im Hause ist, für uns herzurichten. Die Leute sind arm, sehr arm nach unsern Begriffen; denn sie haben wenig oder kein Geld, allein sie sind reich, weil sie ohne Bedürfniß sind und bei ihrer Genügsamkeit ein Jeder so viel hat, als er bedarf. Die Walliser in den Nebenthälern sind ein harmloses Volk, etwas bedächtig, aber offen und treu, von kräftigem Bau, groß und breitschulterig. Ihre Tracht ist unkleidsam; die Männer tragen kurze, dunkelfarbige Hosen von Landtuch, eine Weste und eine Jacke vom gleichen Stoffe. Viehzucht und etwas Holzhandel sind ihre einzigen Erwerbsquellen. Ihr Reichthum besteht in ihren Wiesen und Weiden und in ihrer Heerde. Doch wie schnell sind diese Wiesen verwüstet durch den kleinen Waldbach, der in des Gewitters Wuth zum Strome anschwillt und die Besitzungen in wenig

Digitized by Google

Minuten mit Steinen hoch überdeckt, oder es schlüpft die schönste weidenreiche Halde herab, unten am Fuße des Berges einen Erdhügel bildend. Im Winter droht die Lawine ihre Hütten zu zerstören, und im Sommer haben herabstürzende Felsenstücke manchen Stall sammt dem Vieh zusammengedrückt. Und dennoch liebt der Walliser sein Thal, sein Dorf; er weiß, kein Haar fällt von seinem Haupte ohne den Willen dessen, der alle Dinge zum Besten lenkt.

„Setzt Euch nun, liebe Gäste," sagt der Hausvater in die Stube tretend, von der Mutter gefolgt, mit einem großen, hölzernen Teller, auf dem ein Stück geräuchert Fleisch dampft. „Gott g'segne es Euch! Nehmt vorlieb, wir geben's, wie wir's haben." Das Fleisch ist hart, aber unsere jungen Zähne bemeistern es dennoch, und unsere Wirthe freuen sich unsers guten Appetits. Der Großvater bringt aus einem Schrank ein Brod hervor und legt es auf den Tisch. Es ist noch härter als das Fleisch; die einfachen Leute backen selbst und jährlich nur einmal. Das vor uns liegende Brod ist schon vor 5 Monaten im Ofen gewesen. Dem Manne mit dem schneeweißen Haare hat Jeder Platz gemacht, und wenn er spricht, so hören alle Hausbewohner still zu; er allein sitzt mit uns zu Tische, und erst nachdem wir auch der Käsesuppe, einem eigenthümlichen Gericht der Bergvölker, tüchtig zugesprochen, frägt er uns, woher wir kommen und wohin wir zu reisen gedenken. „Habt Ihr einen Führer über den Berg?" fragt er. Wir verneinten es. „Mein jüngerer Sohn, der Sepp, muß Euch morgen früh den Weg zeigen, es ist nothwendig; denn manche Stelle verlangt Vorsicht." Die Tochter des Nachbars, wo eine andere Parthie unserer Gesellschaft Herberge gefunden, tritt herein und bittet die Hausmutter um Eier und 1 Pfund Mehl, da ihr Vorrath nicht ausreiche, um ihre Gäste zu bewirthen. Es wird ihr willfahren; die Mutter nimmt ein Kerbholz und macht einige Kerbe hinein. Das ist ihr Hauptbuch, ein anderes kennen diese Bergleute nicht.

Es ist unterdessen Nacht geworden. Zwei von uns bekamen ein Bett; andere schlagen ihr Nachtlager auf dem frischen Heu auf. Sepp führt uns eine Stiege hinauf, welche so ziemlich einer Leiter glich. Wir betreten eine große weite Kammer; an der hintern Wand steht eine ungeheure Kiste und über dieser ein Bett. „Wünsche recht gute Nacht, schlaft ganz ruhig, ich wecke Euch früh genug und Eure Kameraden bei den Nachbarn ebenfalls auch," sagt Sepp, stellt die Lampe in Ermanglung eines Tisches auf den Boden und entfernt sich. Wir sehen uns in unserm Boudoir um. In einer Kiste ist etwas Mehl, dort steht ein Säcklein mit Salz, ein offener Trog enthält ein Stück Haustuch und etwas Leinwand, in der Ecke des Zimmers ist eine angeschnittene gegerbte Rindshaut, auf den Gestellen stehen einige Käse und an einer Stange, die von der Decke herabhängt,

Digitized by Google

stecken etwa 6—8 Brode in Form dicker, breiter Scheiben, mit einem Loch in der Mitte, durch welches die Stange geht und die durch einen Querriegel am Herabfallen gehindert werden. Ueberdieß hängen an der Decke eine ziemliche Anzahl Fleischstücke. Unsre Wirthe hatten im Winter ein Rind geschlachtet, das Fleisch geräuchert und hier aufbewahrt. Und diese Vorrathskammer, welche die Lebensmittel und Kleiderstoffe der ganzen Familie für längere Zeit enthält, hat kein Schloß, keinen Riegel, so wenig als die Hausthüre.

Wir hatten uns ausgekleidet, wir bestiegen den tischhohen Trog und kletterten nicht ohne Mühe von da noch hinauf in das reinliche Bett, wo wir in einen Abgrund von Federn versinken und uns mit einem Berg von Federn decken müssen. Eine Zeit lang gibt unser Lager, unsere Umgebung Anlaß zum Lachen, und endlich, nachdem wir uns dem Schutze des Allmächtigen empfohlen haben, schlafen wir ein.

„Hollaho, Ihr Herren, es ist Zeit, steht auf!“ ruft Sepp am frühen Morgen. Wir fahren empor und paff mit unsern Köpfen an die Zimmerdecke. Wir hatten vergessen, daß wir nicht aufrecht sitzen konnten, ohne oben anzuschlagen, so hoch ist das Bett angebracht. Verdrießlich rieben wir den Kopf, krochen herab und standen bald unten bei den andern im Zimmer.

„Nun macht uns die Schuldigkeit“ (unsere Rechnung), sagten wir zu unserm freundlichen Wirthe. „Ja, die ist schon gemacht,“ antwortete lachend der wackere Mann. „Es hat uns herzlich gefreut, Euch alles anbieten zu können, nehmt vorlieb und kommt bald wieder, behüt Euch Gott!“ Das hatten wir erwartet; denn die Gastfreundschaft in diesem höchsten Theile des Thales ist kein leeres Wort. Wir legten eine, der Bewirthung entsprechende Summe an einen Ort, wo sie erst gefunden werden konnte, wenn wir weit weg sein würden, dankten herzlich, baten, man möchte den Großvater, die Mutter und die Kinder herzlich grüßen; dann schritten wir, von Sepp geführt mit den andern, uns erwartenden Reisegefährten vorwärts.

Als wir am Allelingletscher standen, fing es an hell zu werden, so daß wir die ungeheure Masse Eis mit den blauen Spalten, dem zackigen Rand bewundern konnten. Er stürzt vom Saasgrat herab, hat das ganze Thal überschritten und sich sogar an die andere Seite hinaufgedrängt, so daß wir über den Rand desselben wegschreiten mußten. Hinter demselben und an ihn angelehnt, breitet sich der Matmorksee (6766′ ü. M.) aus, indem sich alle Gewässer des obersten, alles Holzwuchses entblößten Theils des Saasthales sammeln; er nimmt die ganze Thalsohle ein. Wird sein Abfluß durch neues, stärkeres Vorrücken des Gletschers gehemmt, so schwillt er an und hat schon öfter bei plötzlichem Durchbruch des Eisdamms entsetzliche Verheerungen in den untern Theilen des Thales angerichtet. Man

Digitized by Google

denke sich die Gewalt einer Wassermasse, welche eine Viertelmeile lang und eben so breit ist, die durch eine, mit rasender Schnelligkeit sich erweiternden Oeffnung hindurchbricht und bei sehr starkem Fall hinab in's Thal braust! darum stehen so viele Kreuze unten im Thal, an denen die frommen Vorübergehenden andächtig flehen, daß sie vor solchen Prüfungen bewahrt bleiben. Ueber Geröll, neben ungeheuren, mit den Gletschern herabgerutschten Felsblöcken, in der Nähe von verschiedenen größern und kleinern Gletschern, steigen wir auf die Distelalp, wo wir als Frühstück Milch und Käse erhalten; dann in den immer ödern, starren Gegenden weiter hinauf in die Schneeregion und bald stehen wir bei'm Kreuz auf dem Mondelli-Paß.

Die Aussicht ist, wie auf den meisten Pässen weniger lohnend, als man gewöhnlich in so bedeutender Höhe annimmt. Wir stehen über 8000' hoch ü. M., und rings um uns starren noch mächtige Felsenkuppen 3—4000' hoch in die Luft. Unter uns die prächtigen Eisströme, neben uns Firnmulden. Es ist sehr frisch trotz dem schönen Sonnenschein. Der steile, beschwerliche Weg hat uns ermüdet, und wir möchten ein wenig ausruhen. Ein sonniges Plätzchen in einer kleinen Vertiefung zwischen Felsen ist ganz geeignet hiefür. Es ist keine Rasendecke, kein Mooslager da, der nackte, aber warme Stein ist unser Ruhebett, und doch fühlen wir uns recht behaglich in den warmen Sonnenstrahlen. Allein kein Glück ist von Dauer hienieden. Der Wind hat geändert und sein Stellvertreter den Eingang in unsre Felsenwiege gefunden. Hu, wie kalt bläst der uns an! da war kein anderes Mittel, uns vor Erkältung zu schützen als marschieren. Nachdem wir dem wackern Sepp mit herzlichem Dank die Hand geschüttelt und ihn belohnt hatten, geht es rasch bergab nach dem piemontesischen Anzaska-Thal. Bald weht uns eine mildere Luft an; früher schon als auf der Nordseite betreten wir wieder den Weidboden und nach ein paar Stunden Marsch freuen wir uns schon der schönen Formen zahmer Kastanienwälder, dieser ersten Zeugen des südlichen Klima's. Bald ist Prebenone erreicht, dann Prequartero. Hier wollen wir über Nacht bleiben und richten uns in dem schmutzreichen Wirthshaus ein, so gut wir können, und suchen früh die Ruhe, doch nicht ohne einen Hügel ganz in der Nähe bestiegen zu haben, wo wir den Riesen penninischer Alpen, den neunzackigen Monte Rosa sehen können.

Acht Tage später reisen wir wieder den Simplon herab. Wir haben die entzückenden Ufer des Langensees gesehen, haben die paradiesischen Inseln desselben besucht, wanderten durch das üppige, breite Oscellathal mit den schönen Dorfkirchen, mit den dunkelaugigen Bewohnern in ihren elenden Häusern; zogen dann auf der unvergleichlichen Simplonstraße durch das wilde, schluchtenartige Vedrothal hinauf und haben oben auf der Höhe des Passes, im Hospiz des Regens wegen einen Halt gemacht. Wir wollen nicht

Digitized by Google

klagen, daß dicke Nebel uns das prächtige Breithorn, das Bortelhorn, mit ihren Gletschern, die bis in die Nähe der Straße herabragen, uns verdeckten. Wir sind vergnügt in dem vielen Prächtigen, das wir gesehen, vergnügt durch den Geist der Liebe, der unter uns herrscht und die wahren Freuden bietet.“ Dort hat Einer seinen Regenmantel entfaltet, er theilt ihn mit seinem Freunde. Heinrich ist müde, das nasse Wetter hat ihm die Füße erweicht, er leidet; zwei Kameraden nehmen ihm den Tornister ab und tragen ihn an einem Stock, wie die Kundschafter ihre Traube und jeder drängt sich hinzu, die guten Burschen abzulösen. Wo solcher Sinn herrscht, da ist gewiß wahre Zufriedenheit. Wir langen gegen Mittag tüchtig durchnäßt in Bryg an, das im walliser Hauptthal an der Saltine liegt. Nachdem wir uns umgekleidet haben, setzen wir uns zu Tisch, und Suppe, Fleisch und Gemüse verschwinden rasch von unsern Tellern. Da plötzlich hören wir ein dumpfes rollendes Getöse unter uns, der Tisch, die Wände, Alles wankt, ein Schwindel bemächtigt sich unser und ein unheimlich Grausen. Die Wände krachen, die Decke spaltet sich, das Geschirr fällt von dem Tische. Auf dem Dache prasselt das herabfallende Kamin und klagend schlagen die Glocken auf dem Thurme an. „Gott, ein Erdbeben, ein starkes Erdbeben,“ hören wir aus jedem Munde, und mit jenem Instinkt der Selbsterhaltung eilt Alles hinaus auf die Straße, hinaus aus den Gassen in's Weite. Wir wollen nicht versuchen, den Schrecken zu malen, der sich auf allen Gesichtern kund gab, die Verwirrung klagender Eltern, das Geschrei der erschrockenen Kinder, alle die Aeußerungen des Entsetzens und des Jammers. Später erst, als die heftigen Stöße nachgelassen, kehrte man in's Haus zurück, zögernd, voll Angst und Bangen, um noch dieses und jenes Vergessene zu holen. Wir hatten Appetit und Müdigkeit vergessen; mit dem Tornister auf dem Rücken betrachteten wir mit unbeschreiblichem Entsetzen die Verheerungen des Erdbebens. Wenige Augenblicke hatten genügt, um das Gewölbe der schönen Jesuitenkirche zu spalten, so daß Niemand es wagt, das Haus Gottes zu besuchen, die meisten Häuser sind beschädigt, fast unbewohnbar. Des Herrn Hand ist gewaltig!

Mit Hast und voll Bangigkeit eilen wir nach Visy, wo wir nach zwei Stunden ankommen. Ach Gott! hier sah es noch viel schlimmer aus. Hier scheint der Knotenpunkt des Erdbebens gewesen zu sein. Das freundliche Oertchen, das wir vor wenigen Tagen durch seine Lage, seine weißen Häuser, die hübsche Kirche uns so wohl gefallen hatte, lag in Trümmern. Beide Kirchen sind unbrauchbar, die eine gespalten, die größere eingestürzt; im stattlichen Wirthshaus zur Sonne stürzten Decke und Boden ein, und einige Reisende wurden verwundet, alle Wohnungen bis auf 3 oder 4 stehen verlassen und öde; die ganze Bevölkerung, noch vor wenig Stunden so ruhig, so glücklich, campirt jetzt im Freien, jammernd und mit unsäglicher Angst

Digitized by Google

der Dinge harrend, die noch folgen werden. Keines wagt in sein Haus zu treten, Alles ist im weiten, freien Felde; denn noch immer rollt es in der Tiefe, noch immer folgen schwache Stöße. Auch die Berge, welche seit Jahrhunderten Sturm und Wetter getrotzt, sie scheinen zusammenstürzen zu wollen. Felsenstücke sind mit fürchterlichem Krachen in's Thal gerollt, und haben Hütten zerstört und in Wald und Wiese große Verwüstungen angerichtet.

Auch uns erfaßte neue Angst, ohne Aufenthalt ging es rasch vorwärts. In Turtmann war die Aufregung groß, doch sahen wir keine bedeutenden Beschädigungen. Ein Wagen führte uns nach Sierre (Siders), wo wir übernachteten; denn wir ließen den frühern Plan, über den Gemmi nach dem Oberland zu gehen, fallen. Jeder kann sich das Gefühl denken, mit dem wir uns zur Ruhe begaben.

Am andern Tag, den 26. Juli, folgte eine neue Erderschütterung. Sie war weniger heftig, aber länger andauernd. Eine Menge Touristen eilten wie wir der Heimath zu. Abends in Martigny brachte die Post einen Reisenden aus dem obern Wallis. Da man gestern schon beobachtet hatte, daß die Stöße in gleichem Grade mit der Entfernung von Visp an Heftigkeit abgenommen hatten, so war Jedermann begierig, etwas Näheres vom heutigen Erdbeben im obern Wallis zu vernehmen. „Ich bin wirklich im Stande, Eure Neugierde zu befriedigen," sagte er.

Ich verlebte einige höchst genußreiche Tage im Zermattthal. Das trübe Wetter zwang mich, die schöne Gegend früher zu verlassen, als ich anfänglich beabsichtigt hatte. Gestern Vormittag verließ ich das hochgelegene Zermatt. Gerne hätte ich nochmals alle die Schönheiten überblickt, welche ich während einigen Tagen in so reichlichem Maße genossen. Der dicke Nebel, der alles einhüllte, ließ es nicht zu. Die engen Schluchten schienen noch enger, und bei alle dem erschwerte eine drückend schwüle Luft das Gehen. Nun fing es an zu regnen, bald aber fiel es in Strömen herab, und nirgends ein Haus, eine Scheune, um Schutz zu finden. Einmal durchnäßt, wanderte ich rasch weiter, ohne zu halten. Schon lagen Täsch und Randah hinter mir, und ich hatte mir vorgenommen, nach St. Niklaus vorzudringen, sicher dort ein gutes Unterkommen zu finden. Ich hatte eben eine starke Steigung des holperigen Weges erstiegen, da will ich etwas ausruhen und setze mich auf der rohen Stützmauer nieder. Da höre ich ein dumpfes, fürchterliches Rollen, die Mauer wankt; rasch springe ich auf und kaum habe ich ein paar Schritte gethan, so stürzt sie auf die Straße herab. Mich faßt ein Schwindel, daß ich mich kaum auf den Füßen halten kann. „Es ist ein Erdbeben," rufe ich aus und suche mich zu beruhigen, allein das Schwanken dauert fort, und plötzlich vernehme ich ein entsetzliches Krachen in der Höhe, dem lauter Donner folgt. Gott im Himmel, die Berge stürzen ein! Und wirklich nähert sich mit entsetzlicher Schnel-

Digitized by Google

ligkeit das Krachen, ohne daß ich des Nebels wegen etwas sehe. Jetzt krachte es vor mir im Lerchenwald, die gewaltigen Bäume beugen sich und zersplittern wie schwache Rohre. „Gott sei mir gnädig!“ denke ich und sehe einem schauderhaften Tode entgegen. Doch der Allgütige schützte mich wunderbar. Rechts und links von mir stürzen größere und kleinere Felsenstücke in die wilde, hoch angeschwollene Visp; einen kleinen Schuppen, in den ich mich zu flüchten dachte, haben sie zerschmettert, ganze Baumreihen sind niedergemäht, über meinem Haupte hin flogen Stücke und beschädigten mich nicht. „O Herr, was ist der Mensch, daß Du seiner gedenkest!“ Nun aber ist's stille; es ist vorbei! Mit jubelndem Danke gegen Gott eile ich so schnell als möglich weiter. In Herbrigen, in Mattsand hat das Erdbeben schreckliche Verwüstungen angerichtet, überall jammernde Menschen, überall Zerstörung, Entsetzen, Rathlosigkeit. Vorwärts, vorwärts! drängt es mich, mich verlangt nur hinaus, aus diesem engen Thale, weit weg von den Bergen. Allein das geht langsam. Der Weg ist mit Felsentrümmern, Baumstämmen versperrt, oft muß ich Umwege machen, noch öfter über die Hindernisse wegklettern, während neben mir, in schauerlichem Abgrund die Visp schäumend dahinschießt. Todtmüde lange ich endlich in St. Niklaus an. War der Anblick der kleinen Ortschaften, durch die ich gekommen, schon trostlos, so war er hier wahrhaft Schrecken erregend. Der Weg war mit dem Schutt und den Balken der vielen zusammengestürzten Häuser ganz bedeckt. Einige Wohnungen standen noch, waren aber in solcher Weise geborsten, daß man sich ihnen nicht zu nähern wagte, und doch eilten die armen Besitzer noch hinein, diesen oder jenen Gegenstand ihrer kleinen Habe zu retten, oder sie gruben unter dem Schutte nach denselben; da trieben Einige ihr Vieh fort nach der Höhe, dort waren sie mit Verwundeten, mit Kranken beschäftigt. Der Gasthof zur Sonne, ein neues Gebäude, ist halb zusammengestürzt. Der wackere Pfarrer Joseph Tantignone, selbst verwundet an Stirn und Knie, eilt von einer Gruppe zur andern, ermuthigt, gibt Trost, reicht und leistet Hülfe und ist überall, wo er nützen kann. Auch mir nähert er sich, hört meine Erlebnisse an und räth mir nach Gränchen zu gehen, weil der Weg bis Stalden unter jetzigen Umständen und bei einbrechender Nacht zu gefährlich sei; dort werde ich Unterkommen finden. Mit Mühe und Anstrengung gelangte ich auf die Höhe. In Gränchen sah es nicht viel besser aus als in St. Niklaus, doch fand ich Speise und Obdach in einem hölzernen Hause. An Schlaf dachte wohl Niemand. Ein Mann von Unterstalden, der ebenfalls in großer Angst und Sorge für die Seinigen zu Hause war, wollte mich am andern Morgen begleiten. Früh machten wir uns auf den Weg, wenn man das einen Weg nennen kann. Hindernisse ohne Zahl stellten sich uns entgegen. Bald lagen Baumstämme quer über der Straße, bald waren ganze Stücke Wald herabgerutscht, bald

Digitized by Google

aber nur einzelne Felsenstücke; hier machten ungeheure Risse und Spalten den Weg unsicher, an einer andern Stelle war ein Sumpf, wo früher der gepflasterte Pfad geführt; bald mußten wir uns durch Massen von Koth hindurcharbeiten, welcher sich aus einer Felsenspalte herausgewürgt hatte. Dann waren wieder ganze Wiesenpartien herabgerutscht und bildeten einen Hügel. An einer Stelle lag eine Scheune, von Felsenstücken zertrümmert, in der Straße; der Gastgeber Geutern von Münster hatte hier wahrscheinlich Zuflucht gesucht, war aber unter den Trümmern begraben und gestern schwer verwundet herausgehoben worden.

Unter unsäglichen Beschwerden gelangten wir über Stalden, wo mehrere Häuser sehr gelitten haben und ein schöner Brunnen verschüttet wurde. Hier, bei der Neubrücke nach Unterstalden, verließ mich mein Begleiter in der größten Verzweiflung. Die Stelle, wo sein Haus gestanden, oben in einer Wiese, war ein Schutthaufen, und er war nun ein armer, armer Mann. Ich gab ihm, was ich entbehren konnte und eilte weiter auf Visp zu. Es mochte 10 Uhr sein, als ich in der Nähe dieses Orts war, da hörte ich zu meinem unsäglichen Schrecken nochmals jenes entsetzliche unterirdische Getöse, das nicht mehr aus meinen Ohren gekommen war, und nochmals stand Wald und Berg in Bewegung; es kracht wieder, der Boden öffnet sich, ein Wasserstrahl verbreitet sich, Steinlawinen rollen wieder von allen Seiten herab. Ein ungeheurer Felsenblock, der schon Jahrhunderte unter dem Namen Kalchenzug bekannt, in der Höhe hing, stürzte mit furchtbarem Gekrach hinunter in die Visp. Das heutige Erdbeben hatte die Häuser, welche gestern verschont geblieben waren, in Trümmer verwandelt. Die armen Bewohner hatten die ganze Nacht im Freien zugebracht. Jetzt brach neuer Jammer aus, die Erschütterung dauerte fort und fort, obschon schwach. Die Meisten packten zusammen, was sie gerettet, und zogen von dannen, in andere, weniger heimgesuchte Gemeinden, und der fromme gute Oberhirte des Landes, der Bischof von Sitten, fand nur noch wenige Personen hier, als er selbst an Ort und Stelle kam, um zu trösten. Aus Stalden, Gränchen, St. Niklaus kamen eben so betrübende Nachrichten. In letzterm Orte stand nur noch das Pfarrhaus und das Haus des Notar Binner. Glücklicher Weise hört man nicht, daß es Menschenleben gekostet habe, hingegen viele und manche gefährliche Verwundungen kamen vor *). Ich blieb in Turtmann bis zur Ankunft der Post und nun bin ich hier. Diesen Tag aber werde ich nie vergessen und dienen will ich Dem mein Leben lang, der so wunderbar mich gerettet.

---

*) Bis zum 20. August dauerten die Erschütterungen in Visp und den nächsten Umgebungen fort, und der Schaden an Gebäuden, zerstörten Hausgeräthen, Vieh und Boden wird auf 400,000 fl. geschätzt.

Digitized by Google

Der Reisende hatte geendet. Alles schwieg, Jeder blieb ernst, Manche aber faßten die gleichen Vorsätze, wie der Erzähler.

Am andern Tag befanden wir uns wieder im schönen Genf, wo man schon thätig war, die schreckliche Lage der armen Walliser durch milde Gaben zu lindern, was seither auch in der ganzen Schweiz geschehen ist.

Die acht Seligkeiten.

Von Anna Benedikt.

Selig sind, die arm im Geiste,
In der Demuth dunklem Kleid,
Ihre Kraft dort oben suchend
Wandeln durch's Gebiet der Zeit.
Was da knospet, was da blühet,
In der Stille nur gedeiht:
So im Herzen nur die Demuth
Perlen ächter Tugend reiht.

Selig sind, die sanften Muthes
Wirken in Geduld ihr Heil,
Ihnen wird der Erde Segen
Und das Himmelreich zu Theil.
Mehr vermag die Sonnenmilde
Als der Sturm in Wetternacht;
Sanftmuth übt auf die Gemüther
Eine wunderbare Macht.

Selig, die in Thränen büßen
Ihrer Sünden große Zahl,
Trost und Freude wird versüßen
Ihrer Reue bittre Qual.
Denn das ewige Erbarmen
Bricht nicht das geknickte Rohr,
Richtet es mit Liebesarmen
Zu dem Lichte neu empor.

Selig die da hungern, dürsten,
Lechzen nach des Heiles Spur,
Denn sie werden Nahrung finden
Unvergänglicher Natur.
Wie der Hirsch nach frischer Quelle
Sehnt sich des Gerechten Herz,
Und der Erde trübe Bäche
Stillen nicht der Sehnsucht Schmerz.

Digitized by Google

Selig, wer da milde richtet,
Gern verzeiht der Brüder Schuld,
Zuversichtlich darf er hoffen
Auf Barmherzigkeit und Huld.
Leichter wird die eigne Sühne
Vor dem ew'gen Richter sein,
Schließt das Herz versöhnten Sinnes
Liebend selbst die Feinde ein.

Selig, die durch reines Leben
Wahren ihrer Seele Glück,
Die das weiße Kleid der Unschuld
Bringen unbefleckt zurück.
Denn sie werden ewig schauen,
Heilg'er Gott, Dein Angesicht;
Ihre Kleider werden schimmern
Wie der Sonne goldnes Licht.

Selig, die den Frieden lieben,
Und im himmlischen Vertraun,
Fern von Streit und bösem Willen
Sich in Eintracht Hütten baun.
Gott ist ja ein Gott des Friedens,
Wollt ihr seine Kinder sein,
Müßt ihr eures Herzens Zelle
Seinem süßen Frieden weih'n.

Selig, die Verfolgung leiden,
Weil sie dienen Gott dem Herrn,
Die in seiner heil'gen Sache
Kämpfen muthig, dulden gern.
Selig die den Kreuzweg wandeln
Ihrem großen Meister gleich —
Ewig werden sie frohlocken,
Ihrer ist das Himmelreich!

Auflösung des altdeutschen Räthsels.

„Ein Spiegel, darin man sich ersieht."

Digitized by Google

Lebensgeschichte des Canarienvogels Bibi,

von ihm selbst erzählt.

Geschrieben von der Tante Erneſtine.
(Gräfin **Thekla Bandiſſin.**)

I.

Ihr werdet vielleicht fragen, meine lieben kleinen Leſer und Leſerinnen: wie es denn möglich ſei, daß ein Canarienvogel ſeine Lebensgeſchichte erzählt haben ſolle, und daß ſie ſogar zu Papier gebracht worden ſei? Ich habe ſie nun allerdings nicht ſelbſt geſchrieben, obgleich ich Euch zu Gefallen dieſes gerne gethan haben würde, denn leider könnte ich mit meinen kleinen Füßen keine Feder halten. Auch hätte mir meine jetzige Herrin, die Tante Erneſtine, ſchwerlich Papier und Tinte anvertraut, denn gewöhnlich glaubt man von uns kleinen Vögeln immer, daß wir Papier nur beſchmutzen und verderben. Außerdem ſind meine Augen auch von Alter ſchwach geworden, was mir das Schreiben ſehr erſchweren würde. Ich kann jetzt oft ein Hanfkorn von einem Apfelkern kaum unterſcheiden, obgleich ich letzteren außerordentlich gern eſſe. Da es nun alſo auf keine Weiſe möglich geweſen wäre für mich, ohne Hülfe meine Memoiren zu ſchreiben, ſo hat es die Tante Erneſtine für mich gethan. Dieſe gute Tante, welche alle Thiere und namentlich die Vögel ſehr gerne hat, verſteht mich ſo gut, als wenn ich mit ihr ſprechen könnte; ja, wenn ich ſinge, um ſie herumflattre, mit ihrem Bande oder Zwirn ſpiele, verſteht ſie das Alles und erräth meine Gedanken und Gefühle. Ich habe es alſo ſehr leicht gefunden, ihr meine Memoiren zu dictiren, um ſo mehr, da ſie genau meine Verhältniſſe gekannt hat und ſehr gut weiß, was ich erlebt und erfahren habe, ehe ich in ihr Haus kam. Ihr werdet aus meiner Erzählung ſpäter die Tante Erneſtine noch kennen lernen und ich will daher jetzt weiter nichts über ſie ſagen, ſondern lieber gleich bei dem Anfang meiner Lebensgeſchichte beginnen.

In dem großen Invalidenhauſe in der Reſidenzſtadt Wien lebte ein alter Invalide mit ſeiner ebenfalls ältlichen Frau und einem kleinen, muntern Knaben, Namens Georg.

Der alte Invalide war ſehr kränklich und arm, er konnte faſt gar nicht aus dem Hauſe gehen; ja im Winter verließ er nicht einmal das Zimmer. Wenn nun ſeine Frau ausging, um für andere Leute zu waſchen oder zu arbeiten, und Georg in der Schule war, ſo blieb der alte Mann ganz allein, und da ward ihm denn recht einſam und traurig zu Muthe. Deß-

Digitized by Google

halb hatte er sich einige Vögel angeschafft, mit denen er sich unterhielt, die er fütterte und allerhand Künste lehrte, auch im Pfeifen unterrichtete, so daß ein Gimpel, den er hatte, einen schönen Marsch pfeifen konnte, der den alten Soldaten an seine Jugendzeit erinnerte, wo er hinter der Trommel hermarschirt war. Das machte ihn denn ganz glücklich. Er ließ auch die Vögel brüten und verkaufte dann wohl die jungen Vögelchen, was ihm freilich immer sehr leid that, wenn er sich von ihnen trennen mußte.

So war ich denn auch im Zimmer des Invaliden geboren, in einer Ecke desselben, die der alte Mann mit einem Schirm und grünen Zweigen finster gemacht hatte, damit meine Eltern in ihrem Neste nicht gestört wurden. In diesen Winkel durfte Georg nicht gehen, wenn er zu Hause kam, so gerne er auch in den Käfig und in das Nest hinein geguckt hätte. Ich und meine drei Geschwister wurden sorgfältig von dem Invaliden gepflegt, bis wir so groß waren, daß wir allein fressen konnten. Wir wären gerne im Zimmer herum geflogen, allein er ließ uns nicht heraus aus unserm Käfig; nur der Gimpel durfte herumfliegen und thun, was er wollte. Er setzte sich oft auf unsern Käfig und pfiff seinen Marsch, als hätte er sagen wollen: „Da seht Ihr nun, was ich schon kann und Ihr seid so dumme, unwissende Thiere, die noch nichts gelernt haben.“ Das ärgerte uns nun sehr und wir pickten mit den Schnäbeln nach ihm und wollten es durchaus nicht leiden, daß er uns nahe kam.

So verging ein ganzer Sommer und wir dachten, das würde ewig so bleiben, als plötzlich der alte Soldat sehr krank wurde, und es ihm in jeder Beziehung immer schlechter ging, denn seine Frau, die ihn pflegen mußte, konnte nun auch nichts mehr verdienen. Da sah er sich denn genöthigt, allerhand zu verkaufen, um sich dieses oder jenes, für seine Gesundheit Nothwendige zu verschaffen, und sogar der lustige Gimpel wurde an die Tochter eines Obristen verkauft. Auch meine Eltern und Geschwister wurden nach und nach verkauft und endlich blieb ich allein übrig, um dem kranken, alten Mann die Zeit zu vertreiben. Er hatte im Kriege einen Schuß in den Fuß erhalten und fühlte jetzt, wo der Winter recht kalt war, viele Schmerzen darin, so daß er kaum gehen konnte; dennoch vergaß er nie bei'm Frühstück mir ein Stückchen Semmel in Milch eingeweicht zu geben, und hinkte langsam durch's Zimmer, um es mir zu bringen. Georg brachte wohl auch manchmal ein wenig Salat für mich nach Hause, und erzählte dann, wie er es auf der Gasse von einer Grünwaarenhändlerin erbettelt oder auch gefunden hatte, wenn an Markttagen die Verkäufer von ihren Vorräthen etwas fallen oder liegen ließen. Das freute dann seinen kranken Vater, und er nannte ihn einen guten Jungen. Ich war den Beiden auch recht dankbar für ihre Liebe und that, was ich konnte, um es ihnen zu beweisen. Ich kam, wenn sie mich riefen, flog auf den Finger,

Digitized by Google

sang und hüpfte vor ihnen auf dem Tische herum. Leider sollte ich nicht lange mehr bei ihnen bleiben, denn eines Tages stand der Invalide nicht mehr auf; ich erhielt keine Semmel, und als ich zu ihm hinflog, da hatte er die Augen geschlossen und sah mich nicht mehr an. Nach einigen Tagen war er todt und wurde hinausgetragen. Es war recht traurig, wie seine Frau und sein Sohn so bitterlich weinten, und Alles den Tod des guten, alten Mannes beklagte. Nun mußte auch Georg aus dem Hause und zu einem Tischler in die Lehre. Da verkaufte denn seine Mutter ihre letzten Habseligkeiten, um ihn mit allem Nothwendigen zu versehen, und ich armer Vogel wurde um ein Geringes an einen Vogelhändler verkauft.

Da war ich nun in einem finstern Gewölbe mit vielen andern Vögeln zusammen; ich mußte sogar meinen Käfig mit andern Canarienvögeln theilen, die mich bissen, mir kein Futter gönnten, das Trinkwasser schmutzig machten und überhaupt sehr schlecht erzogen waren. Eine Menge Papageien waren auch da, die machten einen unerträglichen Lärm, was mich sehr verdroß, denn ich war noch immer traurig und dachte an meinen armen, alten Herrn und den kleinen Georg, die ich so lieb gehabt hatte. Der Vogelhändler sprach auch nie mit mir, war nicht freundlich, wenn er uns das Futter reichte, und da schmeckte mir auch nichts, so daß ich vor Kummer und Sehnsucht gewiß gestorben wäre, wenn ich hier hätte bleiben müssen. Denn obgleich Ihr das vielleicht kaum glauben werdet, so kommt es doch häufig vor, daß Canarienvögel und auch andre Vögel vor Kummer starben, wenn sie einen Herrn oder eine Herrin, die sie lieb haben, verlassen müssen. Ich sollte jedoch bald aus dem finstern Gewölbe befreit werden. Ein günstiger Zufall wollte, daß kurz vor Weihnachten ein hübsches, kleines Mädchen mit ihrer Bonne vor dem Fenster des Vogelhändlers stehen blieb und mich und meine Gefährten mit Wohlgefallen betrachtete. Sie mochte ungefähr acht Jahr alt sein, hatte blondes, lockiges Haar, sanfte, blaue Augen, sah so artig und freundlich aus, daß ich dachte: „Wenn mich nur das kleine Fräulein kaufen möchte! Das ist gewiß ein gutes Kind, das mich recht lieb haben würde und ich sie.“

Die Kleine sagte zu der Bonne: „Ich möchte gerne da hineingehen in das Gewölbe, und mir die vielen, schönen Vögel in der Nähe ansehen, ich möchte mir auch einen Canarienvogel kaufen. Mama hat es mir schon längst erlaubt; gehen Sie doch mit mir, liebe Marie und fragen Sie den Vogelhändler, was ein solcher Vogel kostet.“

„Ich will gerne mit Ihnen gehen, Fräulein Louischen,“ antwortete die Bonne, „aber haben Sie denn auch wirklich Geld mitgenommen?“

„Freilich, liebe Marie,“ antwortete Louischen,“ und sie traten ein, fragten den Vogelhändler nach dem Preise verschiedener Vögel, und verlangten

Digitized by Google

endlich einen Canarienvogel. „Aber geben Sie mir einen, der recht zahm ist, der aus der Hand frißt," bat Louischen.

Der Vogelhändler bedachte sich einen Augenblick, dann nahm er mich aus dem Käfig — denn er wollte mich gerne los sein, weil er mich immer so traurig da sitzen sah, und fürchtete, ich möchte sterben — und zeigte mich dem kleinen Mädchen mit den Worten: „Da ist ein zahmes Vögelchen, das nimmt alles aus der Hand, und sehen Sie nur, was es für eine schöne Farbe hat, gelb und glänzend, als wäre es von Wachs; ich gebe es Ihnen um einen Gulden."

Ich hatte so große Lust mit dem niedlichen Louischen fortzugehen, daß ich dem Vogelhändler aus der Hand flog, mich auf den Muff des kleinen Mädchens setzte, und an den rothen, seidenen Bändern zupfte, welche an dem Unterfutter desselben befestigt waren. Louischen war ganz entzückt von mir, sie zog einen Bonbon aus der Tasche, der in glänzendem, blauem Papier eingewickelt war, und wollte mir davon geben, ich konnte aber nichts davon herunterpicken, er war hart wie ein Stein. Jetzt zog Louischen ein seidenes Beutelchen aus der Tasche, öffnete es und nahm den Inhalt heraus, den sie dem Vogelhändler reichte. Aber ach, wie erschrak Louischen, als er es ihr zurückgab und sagte: „Mein liebes, kleines Fräulein, das ist ja kein Geld, es scheinen mir Spielmarken zu sein, die zwar von Silber sind, aber für mich haben sie keinen Werth."

„Aber die Großmutter hat sie mir zum Geburtstag geschenkt," sagte Louischen und drückte sich an ihre Bonne, „sehen Sie nur, Marie, es sind gewiß silberne Groschen."

Marie sah die Spielmarken an (denn es waren allerdings solche), und erinnerte sich dieselben bei Louischens Großmutter gesehen zu haben. Sie sagte daher: „Das ist kein Geld, Fräulein Louischen, Ihre Großmutter hat Ihnen das nur zum Spielen gegeben. Es ist von ächtem Silber, aber man kann nichts dafür kaufen. Wir müssen das niedliche Vögelchen heute noch da lassen und wenn wir zu Hause kommen, Ihre Mama bitten, daß sie es Ihnen zu Weihnachten kauft."

Louischen antwortete nichts, ihr liefen zwei große Thränen die Backen herunter und ich fühlte, daß sie zitterte, denn der Muff, auf dem ich noch immer saß, mein Schicksal erwartend, bewegte sich. Sie hätte, glaube ich, gerne laut geweint, aber sie war zu wohlerzogen und schämte sich. Die Bonne gab mich dem Vogelhändler zurück und führte dann das liebe, kleine Mädchen wieder fort, zu meiner großen Betrübniß. Ich hatte aber bemerkt, daß die Bonne einer großen Dame, welche eben in das Gewölbe eintreten wollte, ein Zeichen gab, worauf die Dame sich leise wieder entfernte, ohne von Louischen gesehen worden zu sein, und letztere hatte kaum das Haus verlassen und war um die Straßenecke gebogen, so erschien die große

Digitized by Google

Dame wieder, öffnete die Thüre und fragte den Vogelhändler, was denn das kleine Fräulein gewollt habe? „Ich bin ihre Mutter," sagte sie, „und möchte gerne wissen, ob sie unartig war, denn ich sah, daß sie beim Fortgehen weinte." Der Vogelhändler erzählte alles, wie es vorgefallen war und fügte hinzu: „Es that mir sehr leid, dem lieben, kleinen Fräulein den Vogel nicht geben zu können, er schien ihr sehr zu gefallen."

Louischens Mutter verlangte mich zu sehn, und da ich ihr ebenfalls gefiel, sagte sie: „Nun, ich werde meiner Tochter den Vogel zu Weihnachten schenken, geben Sie ihn her."

So sagend, nahm sie ihr Taschentuch und knüpfte die vier Zipfel zusammen, steckte mich hinein und hielt mich sorgfältig zwischen den Händen, denn sie meinte, ich würde davon fliegen, sie wußte eben nicht, daß ich so große Lust hatte, das kleine Louischen näher kennen zu lernen. Frau von Rehberg (so hieß die große Dame) eilte mit mir nach Hause; Louischen war noch nicht heimgekehrt, und sie wollte mich verstecken, ehe die Kleine kam, denn es sollte vorläufig ein Geheimniß bleiben, daß sie mich zu Weihnachten erhalten würde. Frau von Rehberg ließ einen Käfig vom Boden herunterholen, setzte mich hinein und sagte: „Mein liebes, kleines Vögelchen, Du mußt nun noch acht Tage im Kabinet bleiben, damit Louischen Dich nicht sieht, und zwar muß ich Deinen Käfig ein wenig zudecken, denn singen darfst Du mir auch nicht, sonst hört man Dich." Und sie setzte mich in ihr Kabinet auf einen Tisch und deckte mich halb zu.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Kapitel von den Schneidern.

Von Fr. Pecci.

Jedwede Zeit hat ihre Bräuche, ihre Sitten; jeder Stand sein Eigenthümliches und jedweden soll man in Ehren halten, also auch die Schneider; denn sie machen uns die Kleider. Unsere Zeit verwischt immer mehr und mehr das Altherkömmliche. Seitdem sich die Geschicklichkeit und Gewandtheit der Menschen durch die allgemeinere Cultur ausbreitet über die Welt; seit die beengenden Mauern, Stadtthore und Zugbrücken der Städte gefallen, ist auch mancher bürgerliche Brauch verschwunden; der Kreis des Handwerkswesens hat sich erweitert, die sogenannten Zünfte haben deßhalb beinahe überall aufgehört und mit dem bald allenthalben für alle Stände — sozusagen nur mehr die Bauern ausgenommen — eingeführten schwarzen Frack und Cylinder (auch Angströhre genannt) ist wirklich auch eine vol-

Digitized by Google

lends neue Zeit eingetreten, die Gutes und Schlimmes mitgebracht hat, wie denn Alles auf der Welt von zwei Seiten betrachtet werden kann. Da wir nun, Groß und Klein, in dieser neuen Zeit leben und weben, ist uns nicht selten von Werth, daß wir uns der alten erinnern, daß wir gerne die Bilder der Vergangenheit an unserer Phantasie vorüberziehen sehen, um uns an dem „Ehemals“ und dem bunten Gewande des Mittelalters oder auch der jüngstentschwundenen Perioden zu ergötzen. Schreiber dieses blättert und studirt daher selbst häufig in alten Büchern und Schriften und gibt Erbauliches oder Ergötzliches, so er gefunden, nicht unlieb wieder. So liegt dießmal ein altes Buch vor ihm, welches viele schöne Bräuche schildert, die nun außer Uebung geworden, und da die ehrsame Schneiderzunft bis an's Ende der Welt, so lange nämlich die Menschheit Kleider trägt und die Ebenbilder Gottes nicht wie die Affen im Walde umherlaufen, ihre wohlbegründete Berechtigung haben wird, will er Euch dießmal Etwas vom Schneiderhandwerk erzählen.

Der ersten Menschen erste Arbeit war zweifelsohne die Schneiderei; steht ja in der Bibel geschrieben, daß Adam und Eva, nachdem sie sich der Sünde schuldig gemacht und aus dem Paradiese vertrieben wurden, vom lieben Gott selber Röcklein von Thierfellen bekamen, damit sie in der kalten Welt draußen nicht erfrören, woraus zu schließen, daß ihnen das Kleidermachen künftig in ihrem Hauswesen unentbehrlich geworden. Wo sie dazu Nadel und Faden hergenommen haben, thut nichts zur Sache. Der gute Robinson, den wir Alle kennen, hat sich auch behelfen müssen und an den wilden Völkerschaften sehen wir, wie man sich auf irgend andere Weise Kleider verfertigen könne, die vor Sonne und Frost schützen. Jedenfalls wissen wir, daß anfänglich und so auch bei den Hebräern, Griechen und Römern, als es noch keine Schneiderzunft gab, den Frauen die Arbeit des Kleidermachens oblag. Sie webten die Stoffe und fügten sie zusammen. Auch war die Sache nicht complicirt; denn ein einfacher Leibrock und Mantel, aus welchen die Gewandung bestund, waren bald gemacht und bedurften nicht der besonderen Anpassung. Später aber — im Mittelalter, wo Wams und Beinkleid Mode wurden — da tauchten auch die wirklichen Schneider auf und allmählig vereinigten sie sich gleich den übrigen Handwerkern zu einer Zunft (auch Innung oder Gilde genannt), welche nach und nach durch Vorschriften und Gesetze geregelt wurde und das Recht, ein Handwerk zunftmäßig auszuüben, war auf die den Statuten gemäßen Bedingungen beschränkt. Diese Handwerksvereine begannen schon im 10. Jahrhundert mit Erbauung der Städte. Heinrich der Löwe bestätigte im Jahr 1152 die Innung der Tuchscheerer und Krämer zu Hamburg. So gab es denn Meister, Gesellen, die mit den Meistern und für sie arbeiteten, und Lehrjungen, die das Handwerk studirten und, wenn sie befähigt worden, als Gesellen

Digitized by Google

„freigesprochen“ wurden. In der löblichen Schneiderzunft fehlte es auch nicht an Ceremonieen. Wurde ein Lehrjunge aufgedungen, so mußte sich der Knabe in Begleitung seines Vaters oder eines Verwandten vor dem Handwerksmeister stellen und sich einschreiben lassen, wobei auch noch vier bis sechs Meister gegenwärtig waren. Der Junge wurde seinem künftigen Meister übergeben und mußte in die Zunftlade (Kasse) 7 Groschen und 4 Pfennige geben, dabei angeloben, daß er fromm, fleißig und verschwiegen sein wolle. Nach 14tägiger Probe, durch welche darzuthun war, ob das Bürschlein überhaupt Geschick habe und kein unnützer Schlingel sei, begann die eigentliche Lehrzeit, während welcher es nicht an wirksamer Züchtigung gefehlt haben mag; denn ein altes Sprüchwort sagt: „Es sammelt sich wie beim Schneiderjungen die Ohrfeigen.“ Nach beendigter Lehrzeit begab sich der Junge in die Schneiderherberge. Dort saßen an einem Tische zwei Meister, zwei Altgesellen und drei andere Gesellen (sogen. Tischgesellen). Der Junge trat vor sie hin und bat um „ehrlichen Willkomm,“ nämlich den Trunk aus dem Zunftbecher. Der Altgeselle sagte hierauf: „Aus den und den Gründen wird Dir von Meistern und Gesellen der ehrliche Willkomm gebracht; den sollst Du austrinken auf zwei Trünke; den dritten hast Du Macht zu verschenken mit bedeckter Schulter, mit unbedecktem Haupt, mit stillstehendem Fuß, ohne Zucken, ohne Rucken, ohne Bartwischen. So Du nun Solches thust, soll Dein Name geehrt und mit weißer Kreide an den schwarzen Balken geschrieben werden; wo nicht, so wirst Du bei Meistern und Gesellen in der Strafe sein.“ In dem alten Buche ist nun die Bemerkung beigefügt, daß die Deutschen allezeit Etwas auf das Trinken gehalten haben und daß die Alten drei Tränke hatten: Den Lobetrunk, durch welchen Sie ihre Götter und die Thaten ihrer Helden ehrten; den Labetrunk, mit welchem sie ihren Durst löschten, und den Liebetrunk, bei welchem sie Freundschaft schloßen und Brüderschaft machten. Nach besagtem Spruche des Altgesellen ließ sich der Bewerber also vernehmen: „Ich bedanke mich gegen Meister und Gesellen für den ehrlichen Willkomm, aber nicht allein für ihn, sondern auch für das Bier, das darinnen gewesen. Das Bier ist mir zu stark, ich bin dem Bier zu schwach; ich will meine gebührende Strafe darum geben.“ Hierauf trank er mit dem Spruch: „Ich bringe es dem, der nach mir kommt.“ Da rief der Altgeselle dreimal aus: „Seid still, Ihr Gesellen, da sollt Ihr hören, was in dieser Stadt für Handwerksbrauch und Gewohnheit gehalten wird, nämlich, daß wir alle 14 Tage auf unsere gewöhnliche Herberg kommen und Jeder sein Auflagegeld mitbringe: Ein Geselle legt 8 Pfennige, ein Junge 4 Pfennige.“ Die jungen Leser und Leserinnen mögen daraus entnehmen, daß vor so und so vielen Jahren ein Pfennig einen ziemlichen Werth hatte, insoferne dermalen von Pfenniggaben nirgend mehr die Rede ist. — Nun wurde mit Kreide

Digitized by Google

ein Ring auf den Tisch gemacht und zwar mit der Bedingung, daß man die ersten 8 Tage in den Ring, die nächste Woche auf denselben und in der dritten Woche außer dem Ringe die Gabe zu legen habe. Wer unrecht auflegt, werde ausgerufen und habe noch einmal zu zahlen. Nachdem das Geld aufgelegt war, wurden die Lehrjungen eingeschrieben. Dann rief der Altgeselle ferner: „Seid stille, Ihr Gesellen! hat Einer was zu klagen, so klage er und was unrecht ist, soll gestraft werden. Sind wir Alle fromm gewesen, so wollen wir fromm bleiben. So gehet hin, seid züchtig vor Vater und Mutter, vor Bruder und Schwester, wo Ihr gehet und stehet, auch in der Meister Häusern; Keiner esse oder trinke auf der Gasse und gehe Keiner mit unbedecktem Haupte über das dritte Haus. Kömmt keine Klage, so folgt keine Strafe; das Gebot ist aus.“ Hiemit schlug er auf die Lade und schloß zu. „Der Gesellenvater bekömmt acht Pfennige für seine Mühe.“ Hiebei mußten zwei Gesellen, Küffknechte genannt, auf „Zank und Unwillen“ Acht haben; zwei Bierherren mußten das Bier auftragen lassen. Der sogenannte Silberdiener nebst einem Jungen hatte auf die Schilder des damit geschmückten Willkommbechers zu schauen und der Altgeselle rief noch aus, daß Würfeln und Karten verboten seien, auch sei für vergossenes Bier, insoferne es auf dem Tische nicht mit der Hand, unter demselben nicht mit den Füßen gedeckt werden könne, Strafe zu zahlen. Ebenso wurden Zank, Haß und Schlägereien verwiesen. Wenn die Uhr neune geschlagen, so brachten die beiden Bierherren mit ihren Lehrburschen drei Kannen Bier und den Willkomm. Indem er letzteren auf den Tisch setzte, sprach der älteste Bierherr: „Das ist für Vater und Mutter.“ Dann setzte er eine Kanne hin und sagte: „Das ist für Bruder und Schwester.“ Bei der dritten Kanne: „Das ist für Schöpfer und Schenker, für Zäpfer und Tränker, für alle guten Gesellen, so ihr Geld darum gegeben haben; die es nicht gegeben, werden sich ihrer Schulden erinnern. Ist etwan ein fremder Schneider oder Junge hier, so nicht in Arbeit steht, der spreche Vater und Mutter um Herberg an. Wird er Solches thun, so wird er es erlangen.“ Hiebei kam auch die Sorge für kranke Gesellen zur Sprache, die dann aus der Lade Unterstützung erhielten. Es ward ihnen aus dem Lande geholfen und wenn sie gesund waren, hatten sie es wieder zu erstatten. — So wurden die Jungen zu Gesellen gemacht. Als Gesellen mußte der keines Meisters Sohn sechs, eines Meisters Sohn nur vier Jahre auf Wanderschaft gehen. Wollte Einer Schneidermeister werden, so hatte er sich im Weihnachtsquartal vor 12 Uhr bei dem Handwerksmeister zu stellen, ihm seinen Muthgroschen zu geben, indem er zu sprechen hatte: „Weil ich meine Zeit ehrlich verwandert habe, so will ich mich bei einem ehrbaren Handwerk niederlassen, nach Handwerksbrauch meine Muthung thun; denn was ein anderer Ehrlicher vor mir gethan, das will ich auch thun.“ Nach

Digitized by Google

dreimaligem Muthe erhielt er den Auftrag, das Meisterstück zu fertigen, wozu ihm eine Monatfrist gegeben wurde, daß er es „zur Perfection bringe.“ Die Aufgabe bestund in Anfertigung von 27 Stücken, worunter ein Priesterrock und ein Zwickmantel das vornehmste waren. Vorher wurde er noch über das Material und sonstige Mittel dazu ausgefragt und hatte mit einer „scharfen Kreide“ die Stücke aufzuzeichnen, wobei von einem Meister die Länge, von einem anderen die Weite ausgemessen wurde. War das Meisterstück vollendet, so wurde der Zeugmeister das Erstemal abgewiesen, bat aber dabei, man wolle Geduld haben. Den dritten Tag stellte er abermalige Anfrage und bittet, daß er zum Meister gesprochen werden wolle. Da erhoben sich der Handwerksmeister und die vier andern Meister wie auch der Schreiber in ihren Mänteln feierlich von den Sitzen und der Erste sprach: „Weil Ihr Euer Meisterstück mit Materien erwiesen habt, so will ich kraft meines Amtes, das mir der löbliche Rath vertraut, im Namen Gottes des Vaters, Sohnes und heiligen Geistes Euch zum Meister gesprochen haben.“ Hierauf that er noch seinen „christlichen Wunsch“ und der Act schloß mit einem Meisteressen, wobei der jüngste Meister des Handwerks Bote sein mußte. — Und so war der Schneidermeister fertig. So Mancher möchte nun solch' alten, nun vergessenen Brauch wegen seiner Einfalt belächeln, sollte aber dabei bedenken, daß die nach uns kommen, ebenso thun könnten über Vieles, was wir dermalen für wichtig halten und üben.

Jedenfalls wäre in vielen alten Bräuchen zu erkennen, daß unsere Vorfahren nichts mit Oberflächlichkeit getrieben, daß Frömmigkeit ihnen heilig war und daß des lieben Herrgotts möglichst bei jeder Gelegenheit dankbar gedacht wurde. Die Zünfte und was daran hing, sind allmählig abgekommen, allein — wir müssen es eingestehen — mit ihnen schwand auch ein gut Theil Gewissenhaftigkeit und Redlichkeit in der Arbeit. Jeder will jetzt mit geringerer Mühe mehr gewinnen und nicht Wenige gibt es, die bei gar keiner Arbeit in Saus und Braus leben möchten. Diese Absicht widerspräche freilich dem Worte Gottes, daß der Mensch im Schweiße seines Angesichts sein Brod verdienen soll. Mag sein, wie dem wolle: Von den Alten können wir Vieles lernen und heilig soll uns bleiben, wenn auch nur in historischem Andenken, was ihnen heilig gewesen.

Hat Euch nun gefallen, was Schreiber dieses von der genannten ehrsamen Zunft erzählt hat, so wird er demnächst etwas Lustiges von den Schmieden und anderen guten Handwerkern auftischen.

Digitized by Google

Das Stereoskop.

Von Francis Place.

Wem von den freundlichen Lesern dieser Blätter sollte wohl das Stereoskop unbekannt geblieben sein? Seit Jahren schon bekommt man nicht leicht ein Zeitungsblatt in die Hände, in welchem es nicht zu unerhört billigen Preisen ausgeboten würde; Vergnügungslocale haben in der Stadt ihre eigenen Steroskop-Galerien, ähnliche dergleichen findet man auf dem Lande bei Jahrmärkten, Vogelschießen und anderen Gelegenheiten; fast in allen Kreisen der wohlhabenderen und gebildeteren Klassen hat das Stereoskop seinen Weg gefunden, kurz es bildet heut zu Tage das elegante Mode-Spielzeug für Jung und Alt.

Aber nicht unverdient wird ihm diese Ehre zu Theil, wunderbar überraschend ist seine Wirkung, und wahrhaft zauberhaft ist der Eindruck, den zum Beispiel eine Menschengruppe in einem Salon auf den hervorbringt, der das auf Pappe flach aufgeklebte Doppelbild in dem Kasten anschaut und nun die Personen leibhaftig in den verschiedensten Entfernungen vor sich hat, so daß man meint, man könne zwischen ihnen umherwandeln! Von diesem Umstande eben, daß man nicht flache Bilder, nicht Gemälde, sondern wahre, leibhaftige Körper vor sich sieht, hat das Instrument den Namen Körper-Seher (griechisch: Stereo-skop) erhalten.

„Wie kommt's denn aber," fragt da vielleicht der geneigte Leser, „daß man in dem Kasten nicht die Bilder sieht, wie sie sind, das heißt flach, sondern als Körper?"

Eine genügende Antwort dieser Frage wird zunächst einige Vorbemerkungen erfordern, worauf wir das Doppelbild betrachten, welches absolut nöthig ist; zum Schlusse haben wir dann noch von dem Kasten zu reden, welcher nicht absolut nöthig ist, aber im höchsten Grade die Bequemlichkeit der Beobachtung erhöht.

Wenn der geneigte Leser, während er dies liest, so freundlich sein wollte, das Buch in die linke Hand zu nehmen, es in gewöhnlicher Entfernung (8 — 12 Zoll) vom Auge und den ausgestreckten Zeigefinger der rechten Hand gerade mitten zwischen Auge und Buch zu halten, so kann sich derselbe durch abwechselndes Schließen des rechten und linken Auges überzeugen, daß der Finger dem rechten Auge andere Buchstaben verdeckt, als dem linken. Das Experiment ist so einfach, daß es Jedem gelingen muß; es lehrt, daß in diesem Falle das rechte Auge etwas anderes sieht, als das linke, und man wird ohne Schwierigkeit einsehen, daß das, was das rechte Auge sieht, von dem mit dem linken Auge gesehenen überhaupt immer

Digitized by Google

ein wenig verschieden sein muß, man mag das Auge richten, worauf man will. Die Verschiedenheit wird um so stärker sein, je näher die betrachteten Körper dem Auge sind, und je größer ihr Abstand von einander oder die auf ihnen vorhandenen Erhabenheiten sind. Es war nun der Einfall des geistreichen Engländers Professor Wheatstone einmal 2 Bilder von ein und demselben Körper anzufertigen, und zwar das eine derselben genau so, wie der Körper dem rechten Auge erscheint, das andere Bild ebenso, wie er dem linken Auge sich zeigt. Hierauf brachte Wheatstone diese 2 Bilder in einen schwerfälligen ellenlangen Kasten, in dem 2 Spiegel so angebracht waren, daß jedes Auge nur das für dasselbe bestimmte Bild sah. Der Erfolg entsprach seiner Erwartung vollkommen, er sah nicht zwei flache Bilder, sondern Einen Körper.

Anfangs wählte man Würfel, Pyramiden, Kreuze u. s. w. für die Bilder, da man hierbei die zwei verschiedenen Bilder berechnen und construiren kann; als aber die enormen Fortschritte der Photographie es möglich machten, für geringe Preise photographische Bilder herzustellen, war die Möglichkeit vorhanden, Personen, Statuen, Gebäude ꝛc. dem Beobachter vorzuführen; von dieser Zeit an erregte das Stereoskop das Aufsehen der Welt.

Noch eine wesentliche Verbesserung erfuhr das Instrument durch den Engländer Brewster, der die beiden Bilder auf ein und dasselbe Stück Pappe neben einander klebte und es im Kasten nicht in 2 Spiegeln, sondern durch 2 keilförmig geschliffene Vergrößerungs-Gläser betrachtete. Der Effect wurde dadurch etwas, und die Bequemlichkeit der Beobachtung enorm erhöht.

Das Doppelbild besteht also aus zwei verschiedenen Bildern, das muß man genau im Auge behalten, denn darauf kommt ja alles an. Nicht darauf brauchen wir zu achten, ob das eine Bild etwas dunkler gerathen ist, als das andere, oder ob das eine vielleicht rechts oder links am Rande einen Baum oder eine Thurmspitze zeigt, die auf dem andern Bilde fehlt, denn hätte der Photograph mit der Scheere das andere Bild weniger beschnitten, so würde man den fehlenden Thurm auch dort antreffen; — sondern mitten auf dem Bilde soll man suchen, da wird man auf einem Bilde eine Gaslaterne weiter vor dem dahinter sichtbaren Fenster vorgeschoben erblicken, als auf dem andern, oder vielleicht verdeckt hier der Kopf eines im Vordergrunde stehenden Mannes das halbe Gesicht des hinter ihm befindlichen Mädchens, während auf dem anderen Bilde das Gesicht fast ganz verdeckt wird.

Damit der Photograph bei der Aufnahme der Bilder genau den richtigen Grad der Verschiedenheit treffe, gilt eigentlich die Regel, der photographische Apparat (die Camera obscura) müsse bei den beiden Aufnahmen

Digitized by Google

an zwei Orten stehen, welche ebensoweit auseinanderliegen, als unsere Augen, also etwa $2^3/_4$ Zoll; da aber hierbei die Verschiedenheit — namentlich bei Landschaften — ganz außerordentlich gering ausfallen würde, so hat man den Effect dadurch ungemein erhöht, daß man diese Distanz größer wählt, doch ist man leider viel zu weit gegangen und hat häufig statt 5—8 Zoll (bei Personen) 12—15 Zoll genommen, der Erfolg einer so übermäßigen Steigerung der Distanz ist aber keineswegs vortheilhaft; die Gegenstände scheinen sehr nahe, auffallend klein und in der Richtung auf den Beschauer zu gedehnt. Da man von Personen ein mehrere Minuten langes Verharren genau in einer Stellung nicht erwarten kann, müssen diese Gruppenbilder stets mit zwei gleichzeitig wirkenden Apparaten aufgenommen werden, während man bei Statuen, Gebäuden und Landschaften die beiden Bilder nach einander mit demselben, einfachen Apparate anfertigen kann, wobei man aber immer kleine Störungen riskirt, zum Beispiel, daß zwischen beiden Aufnahmen an einem Hause die Marquisen herabgelassen werden, oder daß mitterweile ein Wagen vorfährt, was dann immer für das Auge einen unbefriedigten Eindruck gibt.

Könnte man nun dies Doppelbild auf solche Weise betrachten, daß das rechte Auge nur das für das rechte, das linke Auge nur das für das linke bestimmte Bild sieht, so würden wir den gewünschten Eindruck erhalten, und dies ist in der That möglich. Hält man ein gutes Doppelbild etwa 15—10 Zoll vom Auge entfernt, und schaut dann nicht das Bild an, sondern richtet die Augen so, als wolle man durch das Bild hindurch einen meilenweit entfernten Punkt betrachten, so wird man jedes der beiden Bilder doppelt sehen, also in's Ganze 4 Bilder wahrnehmen. Wer nun seine Augen gut in der Gewalt hat, kann die 2 inneren Bilder aufeinander fallen lassen, so daß man nur noch 3 Bilder hat, von denen das mittelste eine Vereinigung jener 2 verschiedenen Bilder ist; auf dieses richtet man seine Aufmerksamkeit ausschließlich und man wird den dargestellten Gegenstand in vollkommener Körperlichkeit vor sich sehen.

Die Ausübung dieses Kunststückes ist dem Auge nicht im geringsten nachtheilig; wem die Erlernung desselben aber Schwierigkeit bereitet, der steht besser davon ab, denn diese Einübung, diese Dressur der Augen, dürfte allerdings für schwächere Augen schädlich sein.

Mit der größten Leichtigkeit geschieht dies Aufeinanderlegen der Bilder im Stereoskopkasten. Die Gläser vergrößern die Bilder ein wenig, sie rücken (wegen ihrer keilförmigen Gestalt) die beiden Bilder einander entgegen, während eine Scheidewand im Innern des Kastens dafür sorgt, daß jedes Auge nur das für dasselbe bestimmte Bild erblickt, so daß das Auge ohne alle und jede eigene Thätigkeit den gewünschten Eindruck empfängt.

Uebrigens sehen keineswegs alle Menschen diese Stereoskop-Ansichten

Digitized by Google

gleich gut, einen vollkommen guten Eindruck hat nur der, dessen beide Augen völlig gleich stark und gleich geübt sind; ist ein Auge schwächer, so ist der Eindruck zwar immer noch überraschend, aber doch nicht ganz so gut; ist diese Schwäche des einen Auges sehr erheblich, oder neigt es vielleicht zum Schielen, so wird in der Regel jener wundervolle Effect völlig ausbleiben. Die große Verbreitung des Stereoskopes hat nun zu der überraschenden Entdeckung geführt, daß noch nicht der zehnte Theil aller Menschen vollkommen gleich starke und gleich geübte Augen hat. Man kann sich auf folgende Weise davon überzeugen.

Man nimmt 2 Thaler, die von demselben Lande sind, also gleiches Wappen tragen, die aber in verschiedenen Jahren geprägt und welche ungefähr einerlei blank sind. Man legt diese in den Kasten und probirt die Lage aus, in der die beiden Wappen vollkommen genau zusammenfallen, so daß man nur Einen Thaler sieht. „Von welchem Jahre ist der Thaler?“ fragt man verschiedene Leute, und fast Jeder wird mit Bestimmtheit Eine Zahl nennen, zum Zeichen, daß das über dieser Zahl befindlich gewesene Auge das bessere ist; nur sehr wenige Menschen werden beide Zahlen auf dem Thaler sehen, bei diesen sind die Augen gleich.

In letzter Zeit ist nun — durch Professor Dove in Berlin — darauf hingewiesen worden, daß man mittelst des Stereoskopskastens leicht ächte Banknoten von gefälschten, so wie Druck und Abdruck unterscheiden könne. Da die Empfindlichkeit unseres Auges nämlich in's Unglaubliche geht, da buchstäblich eine Haarbreite — um die sich die beiden Bilder irgendwo unterscheiden — im körperlichen Bilde fußgroße Erhabenheiten bewirken kann, so wird jeder Strich, jeder Buchstabe, der auch nur im allergeringsten von seiner Copie abweicht, zollhoch über oder unter der Fläche der übrigen Buchstaben stehen. Wenn z. B. zwei aufeinanderfolgende Auflagen eines Buches wortgenau miteinander übereinstimmen, so liegt stets der Verdacht nahe, daß bloß Titelblatt und Vorrede neu sei, während die übrigen Lettern gar nicht erst auseinandergenommen seien. Es ist aber klar, daß es eine Hintergehung des Publikums seitens des Verlegers ist, wenn die beiden Hälften Einer einzigen als zwei verschiedene Auflagen verkauft werden. Betrachtet man nun zwei solcher angeblich verschiedener Exemplare, die man auf geeignete Weise unter den Kasten zu bringen hat, stereoskopisch, so wird man eine schön ebene, flache Schrift sehen, wenn die Lettern nicht gewechselt sind, dagegen werden hie und da einzelne Buchstaben oder Worte merkbar über oder unter der übrigen Schrift schweben, wenn die Lettern inzwischen auseinandergenommen und in die Setzkasten vertheilt waren.

Es ist endlich nicht unmöglich, daß mittelst des Stereoskopes ein mäßiger Grad des Schielens beseitigt werden könne. In manchen Kästen sind nämlich die erwähnten Gläser nicht festgekittet, sondern in Messingröhren

Digitized by Google

gefaßt, die sich herumdrehen lassen. In Folge dieser Drehung scheint das unter dem gedrehten Glase befindliche Bild einen kleinen Kreis zu durchlaufen, auf welchem es für jedes nur wenig schielende Auge immer einen Punkt gibt, an dem das Bild den richtigen Eindruck bewirkt. Dreht man nun das Glas einmal nicht ganz so weit und nöthigt das Auge, sich dieser Stellung anzupassen, so wird es in diesem Augenblicke offenbar weniger schielen, und wenn es möglich sein sollte, auf diesem Wege dem schielenden Auge nach und nach diese neue Richtung bleibend beizubringen, so ist auch die Möglichkeit einer vollständigen Heilung vorhanden. Es wäre sehr zu wünschen, daß ein geschickter Augenarzt diesem Gegenstande seine Aufmerksamkeit zuwenden und somit vielleicht noch ein neues, köstliches Juwel einfügen wollte in die dem Stereoskope gebührende Ehrenkrone.

Mädchen und Blumen.

Aus dem Englischen.

Der Lorbeer.

I.

Florence Delmont war ein Kind von ganz außerordentlichen Fähigkeiten. Mit 5 Jahren konnte sie jedes Buch lesen, was man ihr gab, und ihre Bemerkungen zeigten, daß sie auch verstand, was sie las; im siebenten Jahre schrieb sie ein liebliches Gedicht auf den Tod einer kleinen Schwester. Es ist nicht zu wundern, daß ihre Eltern so stolz auf sie waren, aber sie vergaßen den Geber über die Gabe und lehrten die Kleine nicht, ihre seltenen Talente zum Dienst dessen zu gebrauchen, der sie ihr gegeben.

Französisch, italienisch und deutsch wurde von Florence mit großer Leichtigkeit erlernt, außerdem war sie sehr geschickt in der Musik und glänzte in den meisten in's Auge fallenden Zweigen der Bildung. Aber Florence war nicht sehr stark. Einige sagten, sie habe zu viel gelernt, und sie mochten recht haben, obgleich bei ihr das Lernen nur Lieblingsbeschäftigung war; aber sie wurde blaß und mager, und eine Erholung ward nothwendig.

Herr und Madame Delmont, welche Florence zu zerstreuen wünschten, nahmen sie mit sich, wohin sie gingen und überall überhäufte man sie mit Lob. Dies war jedoch keine Erholung für das arme Kind und erst als ihre Eltern auf das Land zogen, fing sie an allmählig wieder ihre Heiterkeit und eine festere Gesundheit zu erlangen. Nichts liebte Florence mehr als im Wald und Feld umherzustreifen, mit einem Buch in der Hand; sich da oder dort unter den Schatten der grünen Bäume zu legen, und die Wolken oder die Vögel zu beobachten und zu träumen. Zuweilen schrieb

Digitized by Google

sie Verse in ihr Notizbuch und sehr hübsche Verse waren es, alle aus ihrem eigenen Kopf und so schnell, als ihre Hände konnten. Ihrer Mutter zu Gefallen copirte sie dieselben nachher in ein kleines Buch, welches Madame Delmont sorgfältig aufbewahrte. Ihre Gespielinnen nannten sie die Dichterin, und wunderten sich, daß sie an solche Dinge denken könne, worüber Florence lachte und meinte, das käme ganz natürlich. Es war sonderbar, sie mit andern Kindern zu sehen. Die Blumen, welche dieselben bewunderten, zerriß Florence in Stücken, um zu sehen, welcher Klasse sie angehörten, und anstatt zu spielen, fragte sie beständig ältere Leute um dies und das.

Herr und Madame Delmont hörten aufmerksam zu, als Florence ihnen Bericht abstattete von dem schönen Tag der Blumenwahl, und wie sie den grünen Lorbeer den schönsten Blumen vorgezogen habe.

„Und warum wähltest Du den Lorbeer?“ fragte ihre Mama.

„Weil ich einst hörte, daß er das Sinnbild der Unsterblichkeit sei. Ich wünsche unsterblich zu sein, und daß man meiner gedenken möchte wie an alle die großen Männer und Frauen, von denen wir lesen.“

„Und was wird das für einen Nutzen für Dich haben, wenn Du todt bist?“ fragte ihre Tante, welche zufällig gegenwärtig war.

„O Tante, was für eine Frage!“

„Denke ein wenig, meine Liebe, ehe Du zu antworten versuchst.“

„Ich habe tausendmal gedacht, daß es das beste Ding in der Welt sein müßte, unsterblich zu sein!“

„Du hast recht, Florence, Unsterblichkeit ist eine große und herrliche Gabe — für immer im Himmel zu leben mit Gott und seinen heiligen Engeln.“

„Aber das meinte ich nicht, Tante, obgleich ich natürlich eben so gern gut sein möchte, als groß.“

„Es ist aber nicht unsere Größe, welche uns unsterblich machen kann, und wir verwelken alle, gleich Blumen, wie die Schrift sagt.“

„Ja,“ sagte Florence, „sogar die Lorbeerblätter verwelken, aber was müssen wir thun?“

„Wir müssen an Jesum Christum glauben, welcher allein das ewige Leben geben kann.“

„Ich möchte das gern verstehen,“ bemerkte Florence gedankenvoll.

„Wenn Du es wünschest, werden wir darüber reden, sobald Du zu mir zum Besuch kommst,“ sagte ihre Tante; „denn es ist das Wichtigste, was wir lernen können, und es ist eine Lection, die Du noch nicht weißt, nämlich Gott erkennen lernen und Dein eigenes Herz.“

Florence wollte augenblicklich anfangen, aber die Tante Mary wohnte beinahe 50 Stunden entfernt und wollte an demselben Abend wieder abreisen. Ehe sie jedoch abreiste, sprach sie noch einige ernste Worte mit

Digitized by Google

Herrn und Madame Delmont, die Erziehung von Florence betreffend und machte sie auf die große Verantwortung aufmerksam, welche deren Talente auferlegten und Madame Delmont war tief davon bewegt.

Die Furcht, Florence in ihren Studien zu unterbrechen, und zugleich sich von ihr trennen zu müssen, verhinderte deren Eltern, derselben die Erlaubniß zu dem längst versprochenen Besuch bei Tante Mary zu geben, was diese gütige Verwandte sehr betrübte, denn sie hatte mit freudiger Hoffnung auf die Gelegenheit gewartet, dieses junge Herz, welches so großen Versuchungen ausgesetzt war, auf einen sichern Weg zu leiten, wo ihr dieselben weniger gefährlich sein würden. So aber konnte sie nichts thun als für Florence beten, und die Erfahrung des Christen lehrt, daß das Gebet der Gerechten erhört wird.

II.

Florence schrieb einige ausgezeichnet schöne Verse auf den Tod ihrer Freundin Laura Bennet, welche von den gebeugten Eltern derselben hochgepriesen und von Allen, die sie lasen, bewundert wurden. Sie hatte sie aus vollem Herzen und mit Thränen geschrieben. „Unser Blumenkranz beginnt zu verwelken," sagte Florence, „und wer weiß, welche die nächste sein wird?" Madame Delmont dachte, es würde aller Wahrscheinlichkeit das still verwelkende Gänseblümchen sein, aber wer konnte es wissen? und eine leise Stimme flüsterte in dem erwachenden Herz der besorgten Mutter, als sie auf die blassen hohlen Wangen ihres Kindes blickte, daß der Lorbeer selbst nicht unverwelkbar sei.

„Du studirst zu viel, meine Tochter," sagte sie zärtlich, „ich wünschte, ich könnte Dich überreden, auf einige Wochen zu verreisen, die Luftveränderung würde Dir so gut thun, und Du hast so viele Einladungen."

„Möchtest Du mich los werden, Mama?" fragte Florence heiter.

„Nur um Deines Besten willen, Florence, und weil ich Dich nicht fortwährend über Deinen Büchern sitzen sehen kann."

„Darf ich die Einladung annehmen, welche mir am liebsten ist?"

„Gewiß, mein Kind," erwiederten beide Eltern.

„Gut, dann gehe ich zu Tante Mary."

„Das kann nicht Dein Ernst sein," sagte ihr Vater, „wie? Du könntest ein ganz eingezogenes Landleben der Gesellschaft vorziehen, welche Du bei Lady L. oder Gräfin D. finden würdest?"

„Gerade darum, weil es so ruhig ist. Wie Mama sagt, ich brauche Ruhe, und die Tante Mary ist eine ausgezeichnete Pflegerin."

Herr und Madame Delmont wechselten rasche Blicke mit einander, als Florence so unbewußt die sichtbare Hinfälligkeit zugab, welche auf ihren

Digitized by Google

bleichen Wangen so sichtbar war. „Vielleicht," dachten sie, „die reine Landluft und regelmäßige Bewegung könnten das beste Mittel für sie sein."

„Nun," sagte Florence, sich auf ihrem Stuhle hin- und herwiegend, „soll es geschehen oder nicht?"

„Es mag sein, wenn Du es wünschest," erwiederte ihr Vater; „und ich will Dich selbst hinbringen."

„O ich danke Dir, mein Vater; wie gut Du bist, ich werde mich sehr freuen, Tante Mary wieder zu sehen." Schon der folgende Tag sah sie auf dem Weg nach Tante Mary's ruhiger Heimath.

Tante Mary war entzückt über ihren Besuch, und Florence vergaß halb ihre Müdigkeit über das reizende kleine Zimmer mit schneeweißen Vorhängen und gemalten Fußboden, welches ihr angewiesen wurde. Nur mit Mühe konnte sie die Ranken des duftenden Je länger je lieber vor dem Fenster ausschließen, und als dasselbe schon geschlossen war, tippten sie noch leise an die Scheiben, bereit, sie bei'm Erwachen mit einem köstlichen Wohlgeruch zu begrüßen. Ermüdet von der Reise schlief Florence bald ein, und es schien ihr wie ein Traum, Tante Mary eintreten zu sehen, und die leisen Worte ihres Gebets zu hören, als sie sich über ihr Kopfkissen beugte.

Herr Delmont kehrte in der folgenden Woche nach Haus zurück, und Florence begleitete ihre Tante auf ihre eigene Bitte bei ihren täglichen Besuchen zu den benachbarten Armen, wo sich für die junge Dichterin ein neues Leben öffnete; die eingebildete Romantik der Armuth verschwand vor der ernsten Wirklichkeit des Elends und der Hülfsbedürftigkeit. Die, welche sich mit dem Stolz ihres Genius unter den edelsten des Landes bewegt hatte, stand nun bei Kranken- und Sterbebetten der Armuth, gedemüthigt und sie fühlte zum erstenmal, wie es möglich sei, alle Schätze der Literatur zu kennen, aber in vollkommener Unwissenheit zu bleiben über das, was am wichtigsten ist zu wissen für einen Sterbenden. Sie fühlte auch, daß ihre eigne Gesundheit gestört und ihre Kraft verschwendet sei, und daß sie sich dennoch vor dem Tode fürchte. Florence verlor ihre gewöhnliche Heiterkeit und wurde still und gedankenvoll, während ihre Tante mit dem tiefsten Interesse diesen Wechsel beobachtete, und jedes Mittel versuchte, ihr Vertrauen zu zu gewinnen.

Es war ein stiller Sommermorgen. Die Kirchenglocken läuteten zu einem Begräbniß. Florence's Thränen fielen schwer und schnell auf die Arbeit, mit welcher sie beschäftigt war.

„Bist Du nicht wohl, Theuerste?" fragte ihre Tante, „oder macht Dich die Glocke traurig? aber das kann nicht sein, wenn Du daran denkst, wie voll Freude und Friede der Geist war, welcher uns verließ."

„Ich traure nicht um Anna Roberts," erwiederte Florence, „ich bin so

Digitized by Google

weit entfernt davon, daß ich an dem Abend, wo wir sie zuletzt sahen, mich gern an ihren Platz gelegt haben würde, wenn ich wie sie gefühlt hätte und wie sie hätte sterben können."

„Und doch hast Du dieselbe Hoffnung, mein Kind, es war ihre Liebe und ihre Zuversicht zu Christus, welche Anna Roberts Sterbebette zu einem freudevollen machte."

„Liebe Tante," sagte Florence, „erinnerst Du Dich nicht, mir versprochen zu haben, mich diese Dinge zu lehren, wenn ich Dich besuchen würde. Willst Du mich nun belehren? denn ich möchte gerne lernen."

„Ich werde mein Bestes thun; aber der Herr selbst wird Dein bester Lehrer sein, wenn Du ihn ernstlich um seinen guten Geist bittest."

„Aber ich habe oft in der heil. Schrift gelesen," erwiederte Florence, „ich habe sie sogar griechisch gelesen."

„Hast Du jemals dabei gebetet?"

„Nein, aber ich hatte die besten Erklärungen."

Tante Mary erwiederte: „Nicht daß ich die weisen Männer nicht schätzte, welche zu Rathe zu ziehen in schwierigen Fällen gewiß gut ist; aber unser Glaube muß aus dem Wort Gottes kommen und auf dasselbe allein gegründet sein."

An diesem Abend betete Florence zum erstenmal, ehe sie das gewöhnliche Capitel aus der Bibel las. Zufällig war es das 14. Capitel vom Evangelium Johannis und die schlagenden und tröstenden Worte schienen ihr zu antworten, welche sie auch nie wieder vergaß.

Von der Zeit an sprach Florence oft mit ihrer Tante von diesen ernsten Dingen, aber ihr fehlte die Einfalt, mit der das Evangelium aufgefaßt werden will; ihr stolzer Geist weigerte sich, sich der demüthigenden Lehre vom Kreuz zu unterwerfen, und Florence grübelte da, wo sie nur hätte glauben sollen. Sie kam daher zu keinem rechten Frieden und Madame Delmont fand sich getäuscht, als sie Florence noch eben so bleich und schwach fand wie vorher, denn der unruhige Zustand ihres Gemüths ließ den Nutzen des Wechsels der Luft nicht aufkommen, obgleich sie erklärte, sie sei ganz wohl und wäre gern noch länger geblieben.

„Was soll ich thun ohne Dich, welche allen meinen Fragen und Zweifeln zu antworten weiß," sagte sie zu ihrer Tante.

Diese verwies sie auf das Gebet, und sprach beruhigende Worte zu ihr. Madame Delmonts Stimme beendete ihre Unterhaltung, und nach wenig Momenten saß Florence an ihrer Seite und eilte rasch der Heimath zu.

„Hast Du viel geschrieben?" fragte ihr Vater.

„Nicht eine Zeile, Papa."

„Vielleicht hast Du Botanik studirt?"

Digitized by Google

Florence lächelte und erklärte, daß sie das gänzlich vergessen habe. „Aber wir sind demohngeachtet sehr glücklich gewesen," sagte sie; „wir haben unvergängliche Blumen gesucht, Vater."

Herr Delmont sah scharf in ihr blasses Gesicht und ihre thränenvollen Augen, als sie ihr Haupt müde auf seine Schulter legte, aber er fragte sie nichts mehr.

III.

Obwohl Herr Delmont bemerkte, welche neue Richtung Florence's Gedanken und Studium durch ihren Besuch bei Tante Mary genommen hatten, so machte er doch keine Bemerkung darüber, sondern war zufrieden, derselben entgegen zu wirken, durch den mächtigen Einfluß neuer Ideen, welche er in ihr zu erwecken suchte, und das häufige Gehen in Gesellschaft, was bei der zarten Gesundheit unserer Florence nichts weniger als klug oder rathsam war. Die ernsten Eindrücke, welche Florence erhalten hatte, wurden auf diese Weise schwächer, aber nichts konnte sie gänzlich verwischen. Die Huldigung Vieler und selbst die Liebe einiger Wenigen befriedigten sie nicht mehr und konnten nicht die schmerzende Leere ihres Herzens ausfüllen, welches nach himmlischen Dingen verlangte; und Gott in seiner großen Liebe wollte nicht, daß sie in irgend etwas anderm volle Befriedigung finden sollte, als durch und in ihm selbst, und als er daher sah, daß der Zauber der Welt zu mächtig wurde und die junge Dichterin in Gefahr stand, sich demselben zu unterwerfen, mußte derselbe einer langen gefährlichen Krankheit weichen, in deren ruhigen Stunden er Gelegenheit fand, mit diesem jungen Herzen zu reden.

Als Florence ein wenig besser wurde, war ihre Krankenstube mit Büchern gefüllt, welche man ihr gesandt hatte, um sich die Zeit damit zu vertreiben; aber ihre Mutter wußte es allein, daß sie nie viel Lust hatte, darin zu lesen. Viele Freunde kamen, um den Eltern Glück zu wünschen zu der Wiedergenesung ihres begabten Kindes. Einige sprachen den Glauben aus, daß die junge Dichterin für große Dinge aufgespart sei, Andere prophezeiten ihr eine schöne und ruhmvolle Zukunft, während eine Dritte von Ruf sprach, aber nichts von Unsterblichkeit. Es war eine Erleichterung für Florence, als sie allein gelassen wurde. Von dem Tage an war Florence so glücklich, so ruhig wie nie zuvor, und sie hätte gern ihr Glück mitgetheilt, aber sie fand nur eine Person, die sie verstand, und das war ihre Mutter, sie hatte einst auch gefühlt wie ihr Kind, aber die Sorgen dieser Welt und des Reichthums hatten es erstickt. Jetzt lebte sie auf's Neue auf mit ihrem Kinde.

Digitized by Google

IV.

Florence ſaß allein in ihrem kleinen Zimmer, welches ſie ihr Studirzimmer nannte. Sie hatte ſo eben einen Brief von ihrer Tante Mary geleſen und er enthielt die erſten Veilchen, welche das ganze Zimmer durchdufteten. Thränen ſtanden in ihren Augen, als ſie auf die Veilchen blickte und daran dachte, welcher Wechſel mit ihr ſeit dem letzten Frühling vorgegangen war. Da kam das Mädchen und brachte ihr einen zweiten Brief.

„Die arme Helene," flüſterte ſie und verſank eine zeitlang in Gedanken, dann nahm ſie eine Feder und ſchrieb raſch. Florence war noch immer Dichterin. Herr Delmont trat unbemerkt ein, und beobachtete ihre fliegenden Finger und ihr geröthetes und belebtes Geſicht. „Darf ich es ſehen?" fragte er, als ſie endlich inne hielt. Seine Tochter zögerte, er zog aber ſanft das Papier hinweg und las es. Es war ein kurzes Gedicht an Helene Bennet gerichtet, worin ſie dieſelbe mit rührender Einfachheit darauf hinwies, daß all ihre guten Werke, deren ſie ſich befleißige, ihr vor Gottes Thron nichts helfen ohne den rechten demüthigen Geiſt, der ſich an Gottes Gnade und Barmherzigkeit lehnt.

„Immer daſſelbe Thema," ſagte Herr Delmont, als er es zurückgab.

„Ja, ich hoffe es, Papa. Bis jetzt, anſtatt meine Talente zur Ehre deſſen anzuwenden, der ſie gegeben, habe ich ſie in der Erde vergraben."

„Du haſt keine Urſache, Dich zu beklagen," erwiederte ihr Vater. „Es gibt wenige Mädchen von Deinem Alter, welche ſo frühe, und ich darf ſagen, verdienter Weiſe bewundert ſind, und ich hoffe, wenn Du uns erhalten bleibſt, daß Du noch eine der erſten Schriftſtellerinnen des Tages werden wirſt."

„Es iſt beſſer, meinen Namen geſchrieben zu wiſſen in dem Buch des Lebens," erwiederte ſeine Tochter ſanft.

„So ſind Deine ſchönen ehrgeizigen Träume alle dahin," ſagte Herr Delmont mit einem Tone, worin getäuſchte Hoffnung lag.

„O nein, nicht verſchwunden, aber verändert. Bis jetzt habe ich meine eigene Ehre geſucht, von nun an wünſche ich nur die Ehre meines Herrn zu ſuchen. Soll ich Dir einen meiner ſchönſten Träume ſagen? Daß es mir vergönnt ſein möchte in ſpäteren Jahren, wenn ich verſtändiger geworden bin und klüger, etwas zu ſchreiben, worauf es Gott gefallen möge, einen Segen zu legen, als ein Mittel, Gutes zu wirken an Andern."

Der hl. Auguſtin ſagt von ſich ſelbſt, daß, als er noch ein Machinäer war, er die hl. Schrift verachtete wegen der Einfachheit ihres Styles, welches ihm von ſeinem falſchen Standpunkt aus nicht vergleichbar ſchien mit der Würde und dem Glanz eines Cicero. Aber nachdem er Chriſtus erkannt hatte, las er zwar jene Schriften immer noch mit Vergnügen, aber mit verminderteм Intereſſe, weil er den Namen Chriſti nicht darin fand.

Digitized by Google

Wie natürlich war es, daß Florence bei all ihrem Studium dasselbe erfuhr und es war dasselbe mit dem, was sie schrieb. Sie schrieb aus der Fülle ihres Herzens, und darum war es unmöglich, das zu vermeiden, was ihr Herz erfüllte.

Wenn Florence's Freunde ihr den Gegenstand nachwiesen, der wie ein goldener Faden durch alles hindurch lief, was sie schrieb, so lächelte die junge Dichterin und sagte nur: „Ich kann nicht anders und möchte auch nicht anders, und dieses ist das einzige in meinen Schriften, worüber ich nicht Ursache habe, zu erröthen.“ Wenn sie nicht über religiöse Gegenstände schrieb, so war doch immer Religion darin, ein kurzer Satz oder oft nur eine Zeile, welche Zeugniß ablegte, welch ein Wechsel über sie gekommen sei; und da sie sich dessen nicht schämte, so wuchs die Zeile und der Satz zu ganzen Seiten und Florence wurde eine christliche Dichterin.

Die Welt kannte sie nicht, denn sie zog sich mehr und mehr von ihr zurück. Ihre zarte Gesundheit war die beste Entschuldigung dafür bei ihren Eltern und selbst Herr Delmont vergaß seinen Ehrgeiz und war froh, sie wohl und glücklich zu sehen, und so wurde Florence der Sonnenschein in ihrer ruhigen Heimath.

Die Wenigen, welche Florence kannten, liebten sie und verstanden sie in ihren Gedichten. Viele wünschten ihr zu gleichen. Es waren Bücher, welche man nicht lesen konnte, ohne den Wunsch zu empfinden, denselben süßen Frieden und das Glück zu genießen, was aus jeder Zeile sprach. Madame Delmont war eine stolze und glückliche Mutter, während Florence täglich demüthiger und dankbarer wurde.

„Wenn Gott mich nicht geliebt hätte,“ sagte sie eines Tages zu ihrer Mutter, „würde ich niemals gelernt haben, ihn zu lieben. Ohne Gebet kann ich nichts thun. Er gibt mir ein, was ich schreiben soll; und selbst dann ist es machtlos ohne seinen Segen. Was bin ich, daß Gott sich meiner annahm? Und was habe ich, das er mir nicht gegeben? Wenn ich daran denke, ist mein Herz zu voll von Dankbarkeit, um daß noch Raum sein sollte zum Stolz. O liebe Mutter, wie süß ist es, den Lorbeer mit der Palme zu vertauschen! und alle Ehre und alle Siege dem lieben Gott allein zuzuschreiben!“

Digitized by Google

Die Alte von Weißbach.

Von J. B. Vogl.

Es war im Sommer des Jahres 1852, als ich an einem herrlichen Morgen den Curgarten von Achselmannstein verließ, und um der dort versammelten großen Gesellschaft zu entgehen, einen größeren Spaziergang nach der Königshöhe antrat. Es mochte etwa halb sieben Uhr gewesen sein. Kein Wölkchen stand am Himmel, die gewaltigen Bergesriesen der nächsten Umgebung umzog bereits jener feine Duft, der sie scheinbar in eine größere Entfernung zurückdrängt, und der Verkündiger einer guten beständigen Witterung ist. Langsamen Schrittes ging ich die Landstraße gegen St. Zeno entlang, und bog dann unmittelbar vor dem Kirchbauer rechts ein, um in das Kirchholz zu gelangen, dessen würziger Duft mir schon von ferne entgegenwehte. Bald war ich auf dem schmalen sanft aufsteigenden Waldpfade angelangt und warf nun einen Blick rückwärts auf das reizende Salachthal.

Vor mir, zu meiner Rechten, erhob sich der kolossale hohe Staufen mit seinen kahlen verwitterten Felsmassen, die damals noch nicht von dem jetzt weithin schauenden Kreuze gekrönt waren. Weiter nach hinten blickte der spitze Kegel des Ruhpoldinger Berges und die glänzende Pyramide des Sonntagshorns herein; das massige Riffenchthorn war mehr als halb zugedeckt durch das Müllnerhorn, neben welchem dann noch die Reitalpe ihre weiße Wand zeigte. Vom Lattengebirge und dem Untersberg konnte ich von meinem Standpunkte aus nichts sehen. Unten im Thale aber lag zu meinen Füßen St. Zeno's herrliches Gotteshaus, die schönen Kloster- und Institutsgebäude, dann weite Wiesenflächen bis zu den Gradirhäusern, die in endloser gerader Linie das Thal quer durchziehen. Darüber, jenseits der Salach, ragte das Thürmchen der Non-Kirche aus grünen Baumgruppen und da und dort blickte ein freundlicher Bauernhof vom Abhange des Staufen herüber. Hinter den Gradirhäusern bei Reichenhall, das freundliche Städtchen, und ganz hinten im Mittelgrunde überragte St. Wolfgangs-Capelle, auf hohem Felsblock erbaut, das Thal und ließ die herrliche Aussicht ahnen, die man von dort auf Reichenhall und Salzburg genießt.

Lange Zeit stand ich so und konnte kaum satt werden, den wunderschönen Fleck Erde vor mir zu betrachten; ringsumher herrschte die tiefste Stille, denn es war ein Sonntagmorgen, nur die Vögelein sangen im Walde und unweit von mir rieselte ein lustiger Quell dem Thale zu, und manchmal rauschte der Morgenwind in den Wipfeln der hohen Tannen. Unwillkürlich kamen wir die schönen Verse Uhlands: „das ist der Tag des Herrn“ in den Mund und der Klang meiner eigenen Stimme erst weckte mich aus meiner stillen Betrachtung.

Digitized by Google

Langsam wendete ich nun meine Schritte weiter und schlürfte im Aufsteigen mit Entzücken die balsamische Luft; dichter und dichter umfing mich der Wald; da und dort an kleinen lichten Stellen schimmerten mir reife Erdbeeren entgegen, die ich zu pflücken nicht unterließ. Allmälig bekam ich einen ganz prächtigen Strauß und freute mich im Voraus auf die frohe Ueberraschung, welche ich damit der kleinen Albertine, dem Töchterchen eines Badgastes aus dem fernen Norden, bei meiner Rückkehr bereiten würde.

Endlich war ich auf der Königshöhe angelangt, aber nicht ohne daß ich zuvor einigemale von dem Wege abgekommen wäre, denn damals war dieser Waldpfad noch nicht so betreten, wie es heute der Fall ist, doch soll es auch jetzt noch vorkommen, daß der Wanderer vom Wege abkommt.

Da lag es vor mir das schöne Salzburg mit seiner Festung, der Kapuzinerberg, das herrliche Maria Plain, und der Gaisberg ragte hoch darüber hinaus, als wollte er mir zurufen: zu mir mußt Du kommen, wenn Du eine Aussicht haben willst! Ganz richtig; entgegnete ich im Stillen, allein für jetzt bin ich mit der Aussicht von der Königshöhe vollkommen zufrieden und verlange gar nicht noch mehr. War es weiter unten im Kirchholze schon still gewesen, so war hier auf der Höhe die Stille noch allgemeiner. Selbst der Wind hatte sich gelegt und die Vögelein schwiegen. Ich setzte mich auf die einfache hölzerne Bank und ließ, während meine Blicke in die weite Ferne schweiften, auch meine Gedanken nach Belieben herumschweifen.

Da fiel mir zunächst ein, wie ich als kleiner Knabe oft mit meinem längst verstorbenen guten Vater an schönen Morgen auf den Hügeln und Höhen des Frankenlandes herumgewandet; noch bei tiefer Dämmerung waren wir da oft vom Hause aufgebrochen, um auf einer frei liegenden Höhe den Sonnenaufgang zu erwarten. Und welcher Jubel dann in der Kindesbrust, wenn im Osten die Röthe heller und mächtiger wurde, wenn die ersten Strahlen der Sonne am Horizont aufschoßen und dann plötzlich wie mit einem gewaltigen Ruck die strahlende Scheibe selbst Massen von Licht ausgoß über alles Land und die Schaar der Vöglein mit einem Male ihr Morgenlied über Berg und Thal hinsang, während die Lerche sich hoch hinaufschwang und aus den Lüften herab ihr tausendstimmiger Sang herabtönte.

Das sind Erinnerungen aus meiner Kinderzeit, die noch so hell, so klar vor meiner Seele stehen, als wäre dieß alles erst gestern gewesen, Erinnerungen, die Nichts in der Welt aufzuwiegen im Stande ist; heilige Stunden waren es, denn in ihnen regte sich, wenn auch unbewußt, in der Brust des Knaben gewiß die Ahnung von der Herrlichkeit Gottes in seiner Schöpfung. Und wenn dann von den Ortschaften im Thale, auf denen meist noch Dämmerung lag, das Morgenläuten heraufstönte, bald

Digitized by Google

ſtärker, bald leiſer und der Vater die Hände faltete und den engliſchen Gruß laut vorbetete, da habe ich ſo andächtig mitgebetet, wie nur ein Kind beten kann!

Ein heftiges Huſten ſtörte mich in dieſen Gedanken. Faſt unwillig ſchaute ich nach dem Urheber dieſer Störung. Da erblickte ich wenige Schritte hinter mir ein altes Mütterlein, das vom Steigen angegriffen ſich an einen Baum lehnte. Beſorgt wendete ich mich zu ihr mit der Frage, ob ihr etwas fehle. Sie ſchüttelte mit dem Kopfe und bedeutete mir dann, oft vom Huſten unterbrochen, daß dieſer Huſten nur vom Bergſteigen herkomme. Sonſt ſei ſie ganz geſund, aber alt, ſteinalt! Ich führte die Frau zur Bank und nach einiger Zeit war ſie vollkommen wieder im Stande zu ſprechen.

Sie war in Weißbach zu Hauſe; wie alt ſie ſei, wußte ſie ſelbſt nicht; ſo an die Neunzig ſei ſie. Seit Jahren habe ſie ihr Haus nicht mehr verlaſſen, außer um in die Kirche zu gehen, und zwar nach Großgemain, dieſe iſt eben die nächſte, aber heute müſſe ſie, ſo ſchwer es ihr ankomme, bis Reichenhall gehen. Im Holze habe ſie den Weg verloren und ſei nach langem Irren endlich auf dieſe Höhe gekommen, wo ſie doch, Gott ſei Dank, einen Menſchen angetroffen, wenn dieſer auch ein Stadtherr ſei, der ſie nur ſchwer verſtehen könne, denn ſie ſei ganz erſchöpft und ſehr durſtig.

„O weh," dachte ich, „Albertine, mit dem Erdbeerſtrauße wird's nichts! den muß jetzt die alte Frau haben, denn ſie braucht eine Labung!" und ſogleich gab ich ihr den Strauß, von dem ſie mit ſichtlicher Luſt die Beeren abpflückte.

„Vergelt's Gott tauſendmal," ſagte ſie, als die Beeren zu Ende waren, „jetzt iſt's ſchon beſſer, und müde bin ich auch nicht mehr ſo arg, ſo daß ich ſchon wieder weiter gehen kann, denn ich muß noch dieſen Vormittag nach Reichenhall. Den Weg werd' ich wohl nimmer fehlen?"

„Nein," entgegnete ich hierauf, „denn wir gehen mit einander, Mutter; auch ich muß wieder zurück, wenn ich nicht den Gottesdienſt verſäumen ſoll."

Somit brachen wir Beide auf; ich voran, nach mir die Frau, deren Rüſtigkeit ich im Stillen bewunderte. Sie hatte ein gefurchtes, wettergebräuntes Geſicht, dünne graue Haare ſtahlen ſich da und dort unter dem Kopftuche hervor, die Hände waren braun und hart wie Nußbaumholz, ein leiſes Zittern derſelben harmonirte mit dem Zittern ihres Kopfes. Die Augen aber blickten noch hell und friſch in die Welt hinaus, wenn auch die Ränder etwas geröthet erſchienen. Die ganze Geſtalt aber verrieth trotz der gebückten Haltung, daß die Alte einſt eine ſchöne, ſtattliche Figur beſeſſen, ſchlank wie die Tanne des Gebirges.

Ich konnte, nachdem wir eine Zeitlang ſtill fortgeſchritten waren, meine Neugier nicht mehr unterdrücken, weshalb denn die Alte den für ſie ſo weiten und beſchwerlichen Weg nach Reichenhall angetreten habe.

Digitized by Google

„Warum?“ entgegnete sie, „weil ich muß! Daheim ist Noth und Elend in allen Ecken, und wenn's anders werden soll, so muß ich schon selbst etwas thun. 's ist gleich erzählt,“ fuhr sie fort, „was mich herausgetrieben hat, und eine traurige G'schicht ist's dazu! Schau, zehn Kinder hab' ich g'habt, sieben Bub'n und drei Diendln. Und alle hab' ich überleb'n müssen, bis auf einen, und der steckt jetzt in Reichenhall drinnen im Loch, weil er's nicht anders hat hab'n woll'n! Aber damit ist seinem Weib und seinen Kindern nicht g'holfen! O mein Toni! Wie oft hab' ich Dir's g'sagt, laß ab mit dem Wildern und Schwärzen; es führt zu keinem guten End! Jetzt sitz'st Du schon dreiviertel Jahr in Reichenhall und z'Haus geht alles rückwärts!“

Bei diesen Worten rannen der Frau große Thränen über das gefurchte Gesicht, die sie mit der Hand abzuwischen versuchte, aber vergebens, denn sie weinte stets heftiger. Unwillkürlich war ich stehen geblieben. Die Alte auch; sie zitterte heftiger mit dem Kopfe als gewöhnlich. Bald aber faßte sie sich wieder und begann dann mit ziemlich fester Stimme ihre kurze Erzählung.

„Was hilft alles Weinen,“ sagte sie, „nichts. Und doch muß ich in meinen alten Tagen so viel weinen, denn 's ist einmal so: das Weibervolk kann nicht anders. Schau, der Toni ist mein Jüngster. Er allein ist mir von all meinen Kindern übrig geblieben und ich hab' ihn so viel gern. Aber, weil ich ihn so viel lieb g'habt hab', darum hab ich so viel in den Bub'n neing'schaut und ihm alles hingehen lassen. Und so ist er nachher eigensinnig und trutzig worden und hat von Niemand mehr was ang'nommen. Und wie's halt so ist im Gebirg und auf der Grenze, bald hat er's Jagen ang'fangt, und später ist er mit den andern Bub'n nach Oesterreich n'über und hat g'schwärzt. All mein Bitten hat da nix g'nützt, und mein einziger Trost ist g'wesen, daß er einmal sich verheirathet. Das Weib, hab ich g'meint, wird ihm schon beikommen. Aber mein Gott, das ist weit g'fehlt gewesen! Freilich hat er g'heirath't der Toni, und ein Prachtweib hat er sich g'nommen; von Högelwerth drüb'n ist's zu Haus gewesen, die Resi, und sie hat auch was mitgebracht in's Haus, aber die Herrlichkeit hat nicht lag gedauert. Das Wildern und das Schwärzen ist bald wieder angangen und der Toni ist wieder der Alte gewesen. Bei'm Tag hat er g'schlafen oder ist im Wirthshaus g'sessen, und Nachts ist er hinaus mit der Büchs' und der Kraxen. Und so ist's fortgangen ein Jahr um's andre, Kinder sind kommen, aber 's Hauswesen ist zurückgegangen. Und zuletzt haben ihn die Finanzer g'fangen drob'n am Untersberg nicht weit vom Fürstenbrunnen weg! Er und noch drei sind g'fangen worden, zwei andre sind todt auf'm Platz blieben. Das war vor drei Vierteljahren. Seitdem sitzt er in Reichenhall! Und wir daheim, 's Weib, ich, wir sind wie verlassen. Schau, und weil's uns so schlecht geht, und uns die Gant vor

Digitized by Google

der Thür steht, deswegen bin ich heut in aller Früh fort; die Rest hat's nicht wissen dürfen, denn sie ist krank, und ich hab ihr g'sagt, daß ich will Kräuter suchen für sie am Berg. Und da will ich jetzt in's Landgericht geh'n und den Landrichter bitten, daß er mir den Toni 'rausgibt. Schau, ich mein', er wird's schon thun, wenn ich ihm sag', daß wir den Toni so nöthig hab'n, und daß wir ohne den Toni miteinander zu Grund gehen müssen."

Während die Alte so sprach, ging ich still und in mich gekehrt theils neben, theils vor ihr her, je nachdem der Weg enger oder breiter wurde. Ich ging mit mir zu Rathe, ob ich ihr sagen sollte, oder nicht, daß der Landrichter ihren Sohn nicht herausgeben könne, weil er dies nicht dürfe, daß ihr Gang und ihre Hoffnung vergeblich seien. Je mehr ich aber darüber nachdachte, desto tiefer fühlte ich, es sei grausam, der guten Alten ihre letzte Hoffnung zu benehmen, und schwieg deshalb. So waren wir zuletzt bei'm Försterhause in St. Zeno angelangt. Hier nahm ich von der Alten Abschied, denn jetzt konnte sie den Weg nicht mehr verfehlen und versprach ihr, nächster Tage in Weisbach ihr einen Besuch zu machen. Ein kleines Geschenk, das ich ihr anbot, schlug sie entschieden aus: sie habe in ihrem Leben nie gebettelt, sagte sie. Und so trennten wir uns denn; ich ging nach St. Zeno in die Kirche, die Alte Reichenhall zu.

Am anderen Tage trat Regenwetter ein, das die ganze Woche über anhielt, und erst am nächsten Sonntag strahlte die Sonne wieder im vollen Glanze. Diesmal ging ich früh zur Kirche und wanderte dann raschen Schrittes nach Weisbach. Dort erfrug ich bald, wo die Alte und ihre Schwiegertochter wohnten. Das Häuschen mochte einst keinen üblen Anblick gewährt haben. Unter dichten Baumgruppen versteckt, schauten heute noch seine weißen Wände lustig heraus, allein beim Näherkommen zeigte sich überall der Verfall. Die Fenster waren theilweise mit Papier verklebt, die Mauern hatten Risse, das Strohdach schien halb verfault. Die Thüre stand weit auf. Anklopfen ist nicht Brauch auf dem Lande und so trat ich denn ohne dieses in die niedere Stube. Da saß vor einem großen Bette eine Frau in den fünfziger Jahren, ein Gebetbuch in der Hand, aber ohne zu beten, ihren Blick starr auf das ärmliche Bett gerichtet. Kaum bemerkte sie mein Eintreten. Auf meinen Gruß erwiederte sie einige leise unverständliche Worte und deutete dabei wie abwehrend auf das Bett. Langsam trat ich näher, da lag die alte Frau und schien zu schlafen. Ihr Aussehen gegen den vorigen Sonntag war sehr verändert; das Gesicht war wo möglich noch mehr eingefallen, die Augen lagen noch tiefer und der ganze Kopf schien kleiner geworden zu sein.

Ich ergriff die Hand, die auf der Decke lag, um ihr den Puls zu fühlen. Der ging äußerst schwach, blieb auch secundenlang ganz aus. Auf ein Zeichen von mir erhob sich die Frau und folgte mir vor das Haus.

Digitized by Google

Hier frug ich, wie lange die Alte schon so liege. „Seit gestern Abend," war die Antwort. „Habt Ihr denn nicht nach dem Geistlichen geschickt," frug ich weiter. „Wen soll ich schicken," entgegnete die Frau, „meine Bub'n sind im Berg, hinten in St. Bartelmä, und einen Boten kann ich nicht zahlen, denn wir haben schon lange kein Geld mehr g'sehen. 's Ahnel hat's oft schon so g'habt und ist alleweil wieder word'n," meinte die Frau, welche Niemand anders war, als die Schwiegertochter, die Resi von Högelwerth.

„Nun, wenn's so steht, dann nehmt, hier ist Geld, aber sagt dem Boten, er solle sich eilen, denn die Alte hat keine paar Stunden mehr zu leben, diesmal steht sie nimmer auf! Eilt, eilt, eh' es zu spät ist!"

Auf dieses mein Drängen sah mich die Resi groß an und eilte dann raschen Laufs nach einem der nächsten Häuser, von wo sie eben so eilig wieder zurückkehrte. „Meint Ihr," frug sie mich mit klangloser Stimme, „es sei wirklich so weit? Dann hat's der Herr da drinnen in Reichenhall zu verantworten! Warum hat er unsern Toni nicht frei gegeben, warum müssen wir da verhungern ohne Gnad und Barmherzigkeit! Andere haben auch gewildert und geschwärzt, die laufen frei herum und doch weiß es die ganze Welt, daß sie alle Nacht hinausgehen. Warum werden die nicht eingesperrt?"

In dieser Weise machte die Frau ihrem Schmerze Luft. Sollte ich ihr einwenden, daß sie völlig Unrecht habe, dem Gerichte Vorwürfe zu machen? Das wäre jetzt ein vergebliches Mühen gewesen. Später ging es vielleicht, jetzt aber nicht. Ich schwieg deshalb und ließ sie reden. Zuletzt frug ich sie ganz ruhig, ob denn ihre Kinder sie nicht unterstützen könnten. „Meine Kinder," rief sie, „die haben kaum das tägliche Brod und alle Tage das Todtenhemd auf dem Leibe! Seit einem Vierteljahre habe ich keinen von meinen Bub'n mehr gesehen! Herr, wißt Ihr, was ein Holzknecht ist im Gebirg? Ein Holzknecht, der keinen Augenblick sicher ist, daß ihn nicht ein fallender Baum erschlägt, oder ihn mit in die Tiefe reißt? Nein, meine Bub'n können mir nichts geben, ich bin froh, wenn sie sich selber ehrlich durchbringen!"

Bei diesen Worten brach sie in ein heftiges Weinen aus und setzte sich auf die Bank vor dem Hause. Nun wird sie ruhiger werden, dachte ich, denn bis jetzt war keine Thräne in ihre Augen gekommen. Ich schlich mich wieder in die Stube, wo die Alte noch ebenso regungslos im Bette lag. Lange betrachtete ich die Frau, welche neunzig Jahre lang des Lebens Last und Mühe getragen und zuletzt am gebrochenen Herzen sterben sollte! Die ganze Lebensgeschichte der Alten stand auf ihrem Antlitz geschrieben. Arbeit und Sorge und Kummer von Jugend an bis zum Tode! Von draußen drang das krampfhafte Schluchzen der Schwiegertochter herein, die einzige

Digitized by Google

Unterbrechung der Stille, die in dem Stübchen herrschte. Abermals griff ich den Puls der Sterbenden. Diesmal ging er etwas lebhafter, so daß ich hoffen dürfte, sie werde die Ankunft des Priesters noch erleben, und dann ging ich wieder hinaus zur Resi. Diese ging händeringend im Gärtchen auf und nieder.

Ich näherte mich ihr: „Resi," sprach ich, „denkst Du denn gar nicht an den lieben Gott, der in seinem unerforschlichen Rathschlusse diesen Schmerz über dich verhängt hat? Hast Du denn gar kein Vertrauen auf ihn, daß er Dich und die Deinigen erhalten und beschützen werde in diesem und jenem Leben?"

Die Frau blickte mich starr an. Nach einer Weile sprach sie mit seltsam klingender Stimme: „Herr! Wenn ich nicht auf Gott im Himmel vertraute, dann läge ich längst dort unten!" Sie zeigte bei dieser Rede auf den Weisbach, der unfern vorüberfließt. „Glaubt Ihr," fuhr sie fort, „ein Leben, wie wir, ich und die Ahn'l, es seit Jahren geführt, könne man ohne Vertrauen auf Gott durchmachen? Wenn ich jetzt weine und traurig bin, so ist's, weil ich die Ahn'l verlieren soll! Seit dreißig Jahren leben wir mit einander und zwar was für ein Leben! Mir ist's als kann ich's nicht denken, daß die Ahn'l sterben soll! Wer wird mich trösten und aufrichten, wenn es die Ahn'l nicht thut? Ihr wißt gar nicht, was die Ahn'l für ein Weib gewesen ist! Es läßt sich auch nicht sagen, denn es versteht's doch Niemand!"

Und abermals begann sie heftig zu weinen und ich hütete mich wohl, sie zu stören, denn das Wenige, was sie mir über die Alte gesagt, beschäftigte mich vollauf. Die alte Frau, die drinnen am Sterben lag, mußte im Leben ein ganz besonderer Charakter gewesen sein, das war klar und je länger ich darüber nachdachte, desto lebhafter wurde in mir der Wunsch, mehr aus ihrem Leben zu erfahren. Doch jetzt war nicht die Zeit hiefür. Ich mußte die Befriedigung meiner Neugier schon auf eine bessere Gelegenheit aufsparen.

Plötzlich tönte der Klang eines Glöckchens in unserer nächsten Nähe. Es war der Priester mit dem Allerheiligsten, der im raschesten Schritte nahte. Resi sprang auf und kniete nieder, ich selbst eilte in die Stube, um dort die Reste von zwei Kerzen anzuzünden. Kaum war ich damit fertig, als auch der Priester mit dem Sacristan eintrat. Die Alte gab kein Zeichen von Bewußtsein von sich. Einzelne matte Athemzüge deuteten zwar an, daß das Leben noch nicht entflohen sei, allein die Schwäche schien zu groß, als daß sie wieder zum Bewußtsein kommen könne. Und so war es auch. Mitten unter den Gebeten, welche der Priester an ihrem Lager verrichtete und in dem Augenblicke, wo er ihr die Generalabsolution spendete, öffnete sie

Digitized by Google

die bis dahin geschlossenen Augen, ein tiefer, gewaltiger Seufzer entrang sich ihr und mit ihm entfloh der letzte Lebensfunken.

„Der Herr gebe ihr die ewige Ruhe und das ewige Licht leuchte ihr," betete der Priester, der Sacristan und ich antworteten: „Amen." Die Resi lag am Boden und verhüllte ihr Gesicht mit der Schürze.

Leise drückte ich der Alten die Augen zu und ging mit dem Sacristan hinaus, der Priester blieb bei der Resi zurück.

Nach einer halben Stunde kamen Beide heraus in das Gärtchen, wo sich bereits einige Nachbarn und Nachbarinnen eingefunden hatten. Schweigend drückten sie der verlassenen Frau die Hand, dann gaben sie dem Priester auf eine Strecke weit das Geleite.

So war ich wieder mit Resi allein. Sie weinte jetzt nicht mehr und schien überhaupt viel gefaßter. „Herr," sprach sie und gab mir die Hand, „Herr, Ihr seid fremd hier, aber Ihr habt mir große Hilfe gewährt. Gott im Himmel möge es Euch vergelten, was Ihr mir armen Frau und der da drinnen gethan! Ich kann Euch nur danken und für Euch beten, denn ich bin eine arme Frau, die im Augenblicke Niemand auf der Welt hat als unsern Herrgott! Aber noch um Eines möcht' ich Euch bitten, kommt übermorgen heraus zum Begräbniß! Es wird mir das ein Trost mehr sein."

Fast der Rede nicht mächtig, versprach ich dies der Tiefbetrübten und kehrte dann nach Achselmannstein zurück, denn mir war plötzlich ein Gedanke durch den Kopf gefahren. Die Frau mußte Hilfe und Unterstützung haben, wenigstens für den Augenblick. Dazu sollte mir die Badegesellschaft beistehen. Nach dem Mittagessen erzählte ich den Gästen mit kurzen Worten die rührende Geschichte und ich hatte mich nicht verrechnet: alle steuerten bei und zuletzt hatte ich ein recht artiges Sümmchen auf dem Teller liegen. Hievon bestritt ich im Voraus alle Begräbnißkosten und als am dritten Tage das einfache Leichenbegängniß vorüber war, die Leidtragenden sich entfernt hatten, da reichte ich der Frau ein Päckchen mit den Worten, daß ihr die Alte dieß vermacht habe. Für den Winter wird's reichen und im Frühjahr wird Gott weiter sorgen, im Sommer sehen wir uns wieder. Dann entfernte ich mich so rasch als möglich.

Und so war es auch. Das feste Gottvertrauen blieb nicht unbelohnt. Als ich im nächsten Jahr wieder nach Reichenhall kam, war die Frau in einem der ersten dortigen Gasthöfe untergebracht; ihr Mann war unterdessen begnadigt worden und hatte dasselbe Gewerbe ergriffen, das seine Söhne betrieben, er arbeitete im Gebirge und fand da sein ehrliches Auskommen. Auf dem Grabe der Ahn'l aber wuchsen Blumen um das einfache Kreuz und jeden Sonntag sah man die Resi dort knieen im stillen Gebete.

Digitized by Google

Sir Robert Schomburgk

aus Freiburg bei Merseburg in der preußischen Provinz Sachsen gebürtig, gibt durch seinen Lebenslauf ein merkwürdiges Beispiel, wie weit es der Mensch mit ernstlichem Willen und Fleiß auch unter den ungünstigsten äußeren Verhältnissen bringen kann. In seiner Jugend war er Commis in einem Leipziger Handlungshause, sehnte sich aber schon immer aus dem Comptoir heraus in die weite Welt. Ungefähr um das Jahr 1822 wurde ihm Gelegenheit, diese Sehnsucht zu stillen. Es sollten nämlich sächsische Schafe nach Nordamerika verpflanzt werden, und Robert bot sich zum Führer dieses Transportes an. Nachdem er diese Aufgabe gelöst hatte, trieb er in den vereinigten Staaten von Nordamerika Handelsgeschäfte; später gründete er sich in Westindien ein selbstständiges Geschäft. Aber er hatte dabei kein sonderliches Glück und schwere Verluste ließen ihn die Lust am Handel vergehen. Dafür fesselten ihn bald die Schönheiten der Natur in Westindien, die Pracht der Pflanzenwelt, die Beschaffenheit des Steinreiches, die Erscheinungen am Meere und in der Luft, der Lauf der Gestirne. Er verschaffte sich Bücher und Instrumente, um die Sternkunde zu studiren und die Lufterscheinungen zu beobachten und zu erforschen; dieß that er mehrere Jahre lang mit dem anhaltendsten Fleiß, ohne sich von den Einflüssen des westindischen Klima's irre machen zu lassen. So drang Schomburgk in verhältnißmäßig kurzer Zeit in das weite Gebiet der Naturwissenschaften ein und zwar durch die eigene Willenskraft, durch eigenes Studium, ohne mündlichen Unterricht und ohne alle literarischen Hilfsmittel, welche man in Europa zu solchen Studien haben kann. Die Jahre von 1835 — 1844 brachte er auf Entdeckungsreisen und Grenz-Messungen in Südamerika zu; dann lebte er einige Jahre in London und gab da zwei Werke heraus. Im Jahr 1848 wurde er englischer Consul bei der Republik Hayti in Westindien und entwarf während eines achtjährigen Aufenthaltes unter der großen Menge von Geschäften, welche ihm die politischen Angelegenheiten verursachten, eine große Karte der ganzen Insel. Seit zwei Jahren ist er englischer Generalconsul in Bangkok, der Hauptstadt des Reiches Siam in Hinterindien.

Digitized by Google

Lebensgeschichte des Canarienvogels Bibi,

von ihm selbst erzählt.

Geschrieben von der Tante Ernestine.
(Gräfin Thekla Bandissin.)

II.

Ich hatte recht langweilige Tage in dem Kabinet zugebracht, welches immer sorgfältig verschlossen war' und wo Niemand hineindurfte, weil Frau Rehberg alle Weihnachtsgeschenke darin aufbewahrte. Um mich herum standen eine Menge Spielsachen, unter anderem ein großes Wiegenpferd und eine hölzerne Katze, die mich mit ihren gläsernen Augen beständig anstarrte und obgleich sie mich nicht fressen konnte, mir doch eine unangenehme Gesellschaft war.

Endlich kam der Weihnachtsabend und es wurde in dem Kabinet recht lebhaft. Man trug einen ungeheuern, grünen Baum herein, an dem viele bunte Wachskerzen, vergoldete Nüsse und Eier, Pfefferkuchen, Bonbons, lange von Papier geschnittene Ketten und Netze hingen. Alle Geschenke, die man daran hatte befestigen können, waren daran gebunden worden und die kleinen Puppen in rosafarbenen Atlaskleidchen nahmen sich auf den grünen Aesten allerliebst aus. Sie lächelten mir so freundlich zu, als wollten sie sagen: „Jetzt werden wieder fröhliche Tage kommen, da wird getanzt, gesungen und gejubelt werden.“ Ich ward mit meinem Käfig auch zwischen den Aesten angebracht und mir gegenüber ein großer, grüner Papagei, der aber nicht lebendig, sondern nur von Gyps war. Er hatte statt der Augen zwei dunkle Perlen im Kopfe, und sah recht vorlaut und naseweis auf alle andern Spielsachen herab. Als nun alle Lichter angezündet waren und die Kinder hereingerufen wurden, entstand ein großer Jubel unter ihnen über die hübschen Sachen.

Frau von Rehberg hatte vier Kinder, zwei Söhne und zwei Töchter; der älteste Sohn hieß Hermann und war älter wie Louischen. Der zweite Sohn war sieben Jahr alt und hieß Hugo. Das kleinste Mädchen, ein Kind von drei Jahren, hieß Minchen. Ich freute mich sehr, das freundliche Louischen wieder zu sehen, und hoffte, sie würde gleich mit mir sprechen, aber zu meinem großen Kummer beachteten mich die Kinder fast gar nicht. Der grüne Papagei gefiel ihnen weit besser, und sie konnten ihn nicht genug bewundern. Hermann ging zwar ein paar Mal an mir vorüber und pfiff zu mir hinauf, dann aber setzte er sich auf das Schaukelpferd und klatschte mit einer Peitsche, was mir großen Schrecken verursachte. Louis-

Digitized by Google

chen nahm ihre Puppe, untersuchte das Kleid, die Mantille, die Schuhe und Strümpfe derselben und freute sich besonders, daß die Puppe auch ein Halsband, Armbänder, und vor allen Dingen einen hübschen Kamm in ihren langen, schwarzen Haaren hatte. Hugo trommelte auf einer Kindertrommel so stark, daß Frau von Rehberg meinte, er werde noch an demselben Abend ein Loch hineinschlagen und Minchen saß auf der Erde und spielte mit dem Papagei, den sie küßte und dem sie Pfefferkuchen anbot, was er freilich nicht fressen konnte. Es schmerzte mich sehr, daß mir der leblose Vogel vorgezogen wurde, und das ging auch die folgenden Tage so fort. Selbst die Katze fand bei Hugo und Minchen mehr Beifall wie ich, denn mich durften sie nicht in die Hand nehmen und aus einem Zimmer in das andere tragen, die Mama hätte das nicht erlaubt.

Endlich nach einer Woche, als die Feiertage vorüber waren, da wurden einige von den Spielsachen aufgehoben; das Wiegenpferd kam wieder in das Kabinet hinein und konnte zum Fenster hinaussehen, wo andere lebendige Pferde vorübergalopirten. Die Puppen wurden in einen Schrank verwahrt, und die Katze, die aber schon ein Auge verloren hatte und mich nicht mehr so grimmig ansah, wurde auf eine Etagere gestellt. Den Papagei hatte Minchen fallen lassen, er war in viele Stücke zersprungen und konnte nicht mehr zusammengesetzt werden, worüber Minchen bitterlich weinte, mich aber freute das.

Louischen mußte nun wieder anfangen zu lernen, sie konnte schon ein wenig Clavier spielen und übte sich fleißig, da sang ich denn lustig mit, wenn sie spielte. Von allen vier Kindern war Louischen das artigste. Ihr, meine lieben kleinen Leser und Leserinnen, werdet wohl denken, ein Vogel wie ich könne das nicht beurtheilen, allein ich sage Euch, daß wir kleinen Thiere jede Bewegung der Menschen, den Ton ihrer Stimme, ihr herzliches, oder unfreundliches Benehmen bemerken, und daß wir daher auch für einen mehr Zuneigung fühlen, wie für den andern. Hermann liebte es, mich zu necken, mich sogar zu erschrecken; er jagte mich hin und her, spritzte kaltes Wasser auf mich, machte das Miauen einer Katze nach und dergleichen mehr. Hugo sagte immer: ich sei ein dummer Vogel, und die bleiernen Soldaten, die kein Futter brauchen, wären ihm lieber wie ich. Minchen nahm mir heimlich den Zucker weg, den mir Frau v. Rehberg schenkte, stahl mir wohl auch ein Stückchen Apfel vom Käfig weg. Nur Louischen allein that mir immer etwas zu liebe, und kam nie zu mir, ohne mir einige freundliche Worte zu sagen. Sie hatte es sich bald gemerkt, daß ich gern Bisquit und Nüsse esse, sie kaufte mir daher von ihrem Taschengelde dergleichen und ich wußte es auch, wenn sie vom Spazierengehn nach Hause kam, daß sie mir etwas mitbrachte. Sie hatte mir den Namen „Bibi“ gegeben, und ich hörte sie oft schon auf der Treppe und vor der Thüre „Bibi“ rufen und freute

Digitized by Google

mich, ehe ich sie sehen konnte, wenn ich ihre Stimme hörte. Ihr seht nun aus dem Wenigen, was ich von diesen vier Kindern gesagt habe, daß sie sehr verschieden waren in ihrem Benehmen, und daß ich den Unterschied bald merken mußte. Die Menschen sind für uns gefangene Thiere das, was Gott für sie ist; die Vorsehung lenkt ihr Schicksal, und sie halten das unsrige in ihrer Hand, sie können uns tödten, uns glücklich oder unglücklich machen, wie sie wollen und wenn sie kein gutes Herz haben, ihre Macht über uns sehr mißbrauchen. Wir können freilich nicht weinen und klagen, wenn es uns schlecht geht, aber wir leiden im Stillen und Gott sieht es und straft die bösen Menschen, die ein unschuldiges Thier mißhandeln. Ihr könnt auch überzeugt sein, daß aus keinem Kinde, welches muthwillig ein Thier quält, leicht ein guter Mensch wird, denn ein solches Kind hat ein gefühlloses Herz und wird daher seine Eltern, Geschwister und andere Menschen nie recht lieb haben.

Obgleich nun zwar alle Kinder der Frau von Rehberg mit mir spielen durften, so gehörte ich doch ausschließlich Louischen und Niemand durfte meinen Käfig an einen andern Platz stellen, mir Futter und Wasser bringen, als nur sie allein. Louischens Geburtstag war im Frühjahr und da hatte sie ihre Mama gebeten, ihr noch ein Canarienvögelchen zum Geschenke zu machen, damit ich nicht Langweile, sondern Gesellschaft hätte.

Frau von Rehberg erfüllte ihre Bitte und Louischen kam an ihrem Geburtstag zu mir, brachte das Vögelein, setzte es in meinen Käfig und sagte: „Mein lieber Bibi, da hast du Gesellschaft, das Vögelein heißt Mimi. Ihr werdet nun immer beisammen sein; nun müßt ihr euch auch hübsch vertragen. Du Bibi mußt Mimi nicht beißen, sie ist noch sehr jung und versteht noch gar nichts, aber sie wird dir bald alles nachmachen und lernen so liebenswürdig zu sein, wie du bist."

Ungeachtet dieser Worte und obgleich mir Mimi's Gesellschaft hätte angenehm sein sollen, so mochte ich sie anfangs doch gar nicht recht leiden. Sie benahm sich auch sehr einfältig, war schrecklich furchtsam, flatterte im Käfig, wenn sich Jemand näherte, zitterte, flog auch zuweilen scheu gegen die Fensterscheiben (denn wir durften immer frei aus dem Käfig aus- und eingehen) oder gegen den Spiegel. Sie zerstreute auch das Futter, warf das Wasserbehältniß um, oder schleppte die Nüsse und Apfelstücke fort, die man uns gab. Das ärgerte mich alles sehr und ich konnte es nicht unterlassen, sie oft dafür zu beißen; wenn aber Louischen das sah, schlug sie mich auf die Flügel mit einem Federkiel, denn sie wollte uns zwingen, uns zu vertragen. Endlich gewöhnte ich mich denn auch an die leichtsinnige, junge Mimi.

Louischen verstand es sehr gut, Mimi zu erziehen, sie wurde bald ganz zahm und folgsam. Louischen sagte ihr immer wieder dieselben Worte, die

Digitized by Google

sie bald verstehen lernte; legte ihr die Apfelkerne und andere Leckerbissen ganz nahe und immer näher; lockte sie mit ihrer freundlichen Stimme, bis sie endlich alles aus der Hand nahm und ich war sehr verwundert, sie eines Tages Louischen auf den Kopf fliegen zu sehen; aber gerade in dem Augenblick mußte das kleine Mädchen nießen, und Mimi entsetzte sich so, daß sie unter den Sopha flog und nicht wieder hervorkommen wollte; sie war wie gesagt, eigentlich dumm. Ihr werdet wieder denken, ein Vogel müsse ebenso klug sein wie der andere, aber dem ist nicht so. Wenn ihr euch die Mühe geben wollt, die Augen mehrerer Vögel zu betrachten, so werdet ihr finden, daß sie einen verschiedenen Ausdruck haben und daß sich bei einem mehr Lebhaftigkeit und Gelehrigkeit ausdrückt, wie bei dem andern. Ist doch dieses bei Pferden, Hunden und andern Thieren auch der Fall; sie sind verschieden begabt und legen es auch durch ihre Manieren an den Tag.

Als nun der Sommer kam, und es warm wurde, da machte Mimi ein Nest, trug alles zusammen, was sie fand, und die Kinder amüsirten sich damit, ihr allerhand hinzulegen, was sie holen mußte, z. B. kleine Grashalme, Moos, einzelne Fäden Zwirn; namentlich aber Watte und Charpie. Sie baute mit großem Eifer, aber mehrmals, als es schon ganz fertig war, warf sie alles wieder auseinander und fing von vorne wieder an. Es verdroß mich, ihr zuzusehn. Endlich legte sie vier allerliebste, kleine Eier, und Louischen freute sich ungemein darüber. Es wurde Hermann strenge verboten, sich dem Neste zu nähern, oder gar die Eier anzurühren, Frau von Rehberg fürchtete, er möchte sie zerbrechen. Hermann war kein böses Kind, aber er war sehr muthwillig und unüberlegt, er eignete sich gern alles zu, was ihm nicht gehörte, und nahm seinen Geschwistern die Spielsachen weg, die er dann oft zerbrach, oder nicht wieder hergeben wollte, woraus denn oft viel Streit entstand. Obgleich er sich nun im Ganzen nicht viel um uns kümmerte, so konnte er es doch gar nicht erwarten, daß aus Mimi's Eiern Junge herauskamen, und er behauptete, wenn man nur ein kleines Loch in die Schalen machen wollte, mit einer Nadel, so müsse es viel schneller gehen, die kleinen Vögel würden dann leichter herauskriechen können. Seine Mutter hatte ihm zwar oft gesagt, daß sie im Gegentheil dann sterben würden, aber er glaubte es nicht, und eines Tages, als die Kinder allein zu Hause waren, überredete er Louischen, sie müsse mit den Eiern einen Versuch machen, und sie ein wenig öffnen. Wir hätten gerne unser Nest vertheidigt, aber was konnten wir thun? Wir mußten mit Angst und Schmerzen zusehn, wie die unartigen Kinder unsere Eier in die Hände nahmen, und eines nach dem andern zerdrückten, denn die zarten Schalen vertrugen keine Berührung und Untersuchung. Es waren schon Junge darin, aber sie waren noch so klein, daß sie keine Lebenskraft hatten, weil sie noch nicht ausgewachsen waren; folglich waren sie auch

Digitized by Google

gleich todt. Als nun Louischen das sah, fing sie an zu weinen, denn sie sah wohl ein, daß sie sich und uns um eine große Freude gebracht hatte, auch fürchtete sie sich vor dem Zorn ihrer Mutter.

Frau von Rehberg war auch sehr böse, als sie es erfuhr und Louischen wurde bestraft. Sie durfte einige Tage nicht mit am Tische ihrer Eltern essen, sondern mußte in der Kinderstube bleiben. Hermann aber, der sie eigentlich verleitet hatte, die Eier aufzumachen, wurde eingesperrt und bekam den nächsten Tag nichts als Wasser und Brod.

Ein Mal wäre auch Hugo's Unvorsichtigkeit beinahe die Veranlassung gewesen, daß ich mein gutes Louischen nie wieder gesehn hätte, denn er war Schuld daran, daß ich davonflog, zum Fenster hinaus. Er spielte nämlich mit uns am Fenster, gab uns Zwieback und Zucker, als er ein Paar Sperlinge bemerkte, die draußen saßen. Er glaubte sie zu uns hereinlocken zu können; denn er meinte nämlich, wenn er das Fenster öffnete und sie sähen uns da fressen, so würden sie gleich kommen. Ohne die Folgen zu bedenken, machte er es gleich auf. Die Sperlinge flogen erschreckt davon und ich ihnen nach. Ich war noch nie im Freien gewesen, und wußte daher auch nicht, daß ich nicht im Stande sein würde, den Weg nach Hause wiederzufinden, wenn ich ein Mal fort war. Ich flog über Dächer und Bäume; war ganz glücklich in der blauen Luft und dem hellen Sonnenschein und dachte nicht daran, daß mir Niemand etwas zu essen geben würde, und daß ich weit, weit entfernt war von Mimi und dem guten Louischen. Den ganzen Tag flog ich den Schwalben und Sperlingen nach, guckte in ihre Nester hinein, und wunderte mich, daß so viele Vögel auf der Welt wären, die ich nicht kannte und nie gesehen hatte. Abends setzte ich mich auf eine Pappel, die so schön duftete, daß ich ganz glücklich darüber war, und den Hunger, den ich fühlte, verschmerzte. Einige Krähen, welche im Halbdunkel ihr eintöniges Geschrei hören ließen, erschreckten mich sehr, aber endlich schlief ich ein, und erwachte erst wieder bei Sonnenaufgang. Es war freilich schön im Freien auf meiner Pappel, wie das Morgenroth sie mit rosigem Lichte übergoß, und der Thau wie Diamanten an den Blättern hing. Ich wiegte mich auf den Aesten und sang in hellen Trillern; ich wäre unbeschreiblich glücklich gewesen, wenn mich nicht so sehr gehungert hätte. Die schönen Blätter konnte ich nicht essen und etwas Andres gab es nirgends. Ich verließ den Baum und flog wieder den Häusern zu, es war noch Niemand auf, Fenster und Thüren überall verschlossen. Endlich bemerkte ich an einem Dachfenster einen Mann, der sich vor demselben auf einen Tisch setzte und nähte; es war ein Schneider. Er öffnete endlich das Fenster, pfiff eine Melodie und arbeitete fleißig eine Zeitlang. Dann kam seine Frau und brachte ihm sein Frühstück, welches sie neben ihm auf den Tisch setzte. Ich konnte sehn, daß es Milch

Digitized by Google

war und ein Stück schwarzes Brod, und schon wollte ich hineinfliegen und mit ihm frühstücken, da warf er einige Brosamen vor das Fenster hinaus und lockte pfeifend die Sperlinge, die auf dem Dache saßen. Sie mußten ihn schon kennen, denn sie kamen gleich, und ich mit ihnen. Der Schneider war sehr verwundert, mich zu sehn, und rief seiner Frau zu: „Sieh doch, Margaretha, den lieben, kleinen Canarienvogel! Wo mag der herkommen? Hast Du nicht ein Stückchen Semmel?“ — „Ja,“ antwortete die Frau, „ich habe eine Semmel für meine kranke Mutter gekauft, von der werde ich ein Stückchen abschneiden, für das niedliche Thierchen.“ Und sie brachte die Semmel, weichte ein Stück in Milch ein, und legte es auf's Fensterbrett. Ich kam gleich zu ihnen herein, und war sehr froh, daß ich etwas zu fressen hatte. Der Schneider machte das Fenster zu, und überlegte nun mit seiner Frau, was er mit mir anfangen sollte. „Wir wissen ja nicht, wem der Vogel gehört,“ sagte er, „sonst wäre es Pflicht, ihn dem Eigenthümer wiederzubringen. Ich möchte ihn in den Käfig setzen, in welchem unser verstorbener Gimpel war, aber ich mag das Vogelhaus nicht mehr sehen, seitdem der Vogel, den ich so lieb hatte, todt ist. Es war ein gar so freundliches, kluges Thier, und am Ende hat es für mich sterben müssen. Du weißt, Margaretha, wie ich viele Jahre lang an den Augen litt, was mir bei'm Arbeiten sehr hinderlich war, und oft machte mich der Gedanke recht traurig, ich könnte am Ende noch blind werden, und dann nicht mehr im Stande sein, etwas zu verdienen, und Dich und Deine Mutter zu ernähren. Manchmal, wenn ich darüber nachdachte, hat mich der Vogel aufgeheitert. Der Arzt hatte mir oft gesagt, mein Augenleiden sei mit Rheumatismus, es würde sich wieder geben; er hatte mir auch gerathen, einen Gimpel zu kaufen, da diese Vögel zuweilen angesteckt werden, und man Beispiele hat, daß die kranken Menschen genesen, während die Vögel an der geerbten Krankheit sterben. So geschah es denn auch, der Gimpel bekam eine Augenentzündung und mußte sterben; meine Augen sind seitdem besser, aber der Tod des lieben Thieres hat mich so betrübt, daß ich in dem Augenblick gerne mein Leiden zurückgewünscht hätte, wenn ich es dadurch wieder hätte lebendig machen können.“

Der Schneider seufzte und arbeitete eifrig weiter, aber ich sah, daß er sich heimlich eine Thräne abwischte, als er sich über seine Arbeit bückte. Seine Frau ordnete etwas im Zimmer, mit großer Geschäftigkeit, es schien sie zu verdrießen, daß ihr Mann über einen Vogel weinte, denn sie sagte: „Man sieht doch gleich, daß Du ein Schneider bist, Heinrich, weil Du über den Gimpel noch immer Thränen vergießen kannst; mein Vater, der Schmied, hätte über ein Thier nicht geweint. Damit Du aber nicht etwa mit diesem Canarienvogel Dich wieder so lächerlich benimmst, wird es am besten sein, daß wir ihn verkaufen; und für das Geld, welches wir für ihn er-

Digitized by Google

halten, können wir uns nächsten Sonntag einen Braten kaufen. Gib mir den Vogel, ich trage ihn gleich zum Vogelhändler."

„Nein, antwortete der Schneider, „das leide ich nicht, der Vogel wird nicht verkauft, ehe ich alle Hoffnung aufgegeben habe, zu erfahren, wem er gehört. Fremdes Eigenthum muß man ehren."

„Du bist ein Narr," erwiederte die Frau, „wie sollen wir denn nur erfahren, wem der Vogel gehört? Man kann auch die Ehrlichkeit übertreiben."

„Es thut mir leid, daß Du das findest," sagte der Schneider, „aber, da ich anders darüber denke, so bleibt der Vogel einstweilen, und wir essen statt des Bratens eine Milchsuppe, oder Erdäpfel, lieber als ein Unrecht begehen."

Ich war dem guten Mann sehr dankbar für seine Rechtlichkeit, denn ich hatte keine Lust zu einem Vogelhändler zu gehen. Die Frau aber nahm verdrießlich einen Korb und sagte: „Es ist heute Markttag, ich muß gehen, um allerhand einzukaufen, vielleicht besinnst Du Dich eines Bessern, bis ich wiederkomme."

Sie ging auch. Der Schneider nähte emsig weiter, und ich blieb am Fenster sitzen, das ärmliche Zimmer betrachtend, in welchem ich mich befand. Es war klein und nur mit dem Nothwendigsten versehen; ein Bett, ein Paar Stühle, zwei Tische, eine Commode standen darin, alles rein, aber von einfachem, weißen Holz. „Ja, ja," sagte der Schneider für sich, „wenn ich unredlich sein wollte und meine Kunden betrügen, da würde es uns wohl oft besser gehn; ich könnte Gesellen halten, am Ende auch reich werden, wie so viele Andre, aber auf unrechten Wegen will ich es nicht werden. Ich verlasse mich auf den lieben Gott, der hilft uns gewiß weiter, wenn wir seine Wege wandeln." In diesem Augenblick trat Frau Margaretha wieder ein, die Thüre hastig aufreißend, und rief: „Denke Dir nur, Heinrich, da lese ich eben an der Straßenecke einen Zettel, der heute erst angeschlagen sein muß, eine Anzeige enthaltend, daß ein Canarienvogel davongeflogen ist, und demjenigen, der ihn wiederbringt, wird eine reichliche Belohnung zugesagt. Es heißt auch darin: der Vogel folgt auf den Namen „Bibi."

Kaum hatte die Frau meinen Namen ausgesprochen, so flog ich auf sie zu, und setzte mich auf ihren Korb, worin sie etwas Spinat und grünen Kohl hatte. Sie war ganz entzückt von mir und sagte: „Du hast Recht, lieber Heinrich, es wird gut sein, den Vogel der Dame zu bringen, welche die Anzeige hat machen lassen, und der er wahrscheinlich gehört. Ihre Adresse ist auf dem Anschlagezettel angegeben; ich könnte ihn gleich hintragen."

„Es ist noch zu früh, Margaretha," antwortete der Schneider, „die Dame

Digitized by Google

wird wahrscheinlich noch nicht aufgestanden sein; ich werde ihn später selbst hintragen, da ich doch ausgehn muß, um diesen Rock, der bald fertig sein wird, dem Gastwirth zu überbringen, der ihn bestellt hat. Besorge Du Deine Geschäfte, und überlaß mir das Vögelchen. Ich will mich Deiner annehmen Bibi," fügte er hinzu, sich zu mir wendend, „komm ein wenig zu mir."

Der gute Mann hielt mir den Finger hin, und ich setzte mich darauf; ich hatte den Schneider wirklich schon recht lieb, denn ich fühlte, daß es ein guter Mensch sein müsse. Die Thiere errathen das fast immer, und irren sich seltner, wie die Menschen. Der Schneider setzte mir Wasser hin zum Baden, holte einen Apfel, zerschnitt ihn, und suchte die Kerne für mich heraus; dann arbeitete er, bis der Rock fertig war, und endlich gegen Mittag, als er den letzten Knopf angenäht hatte, kleidete er sich an, holte seinen Hut, und bereitete sich zum Gehen vor. Er war nun in Verlegenheit, wie er mich tragen sollte; er hätte mich gerne in einen Tabacksbeutel gesteckt, fürchtete aber, mir möchte der Geruch vom Taback schaden, und Frau von Rehberg könnte etwa merken, daß ich mit schlechtem Taback in Berührung gekommen sei. Er holte daher eine wollne Mütze, welche er aufzusetzen pflegte, wenn er Kopfschmerzen hatte, und steckte mich in dieselbe hinein. Er band sie oben zu, und ließ nur eine sehr kleine Oeffnung, wo Luft hinein konnte; es war sehr heiß und finster in des Schneiders Mütze, aber ich mußte mich darein finden. Er las nun noch unten an der Straßenecke im Vorübergehn die Adresse der Frau von Rehberg, und begab sich dann erst mit dem fertigen Rock zu dem Gastwirthe. Als Letzterer von mir und meinen Eigenschaften erzählen hörte, bot er dem Schneider zwei Gulden für mich, und hätte wohl auch noch mehr gegeben, denn er hatte ein krankes Töchterchen, und diesem hätte er gerne eine Freude gemacht mit einem zahmen, lebhaften Vogel, so sagte er, aber der Schneider wollte nichts davon hören, und eilte zum Hause hinaus.

Endlich fand er die Wohnung meiner Herrin, und kaum hatte ihm der Bediente die Thüre geöffnet, und er sein Anliegen vorgebracht, und gesagt, daß er mich wiederbringe, so führte ihn auch schon der Bediente in's Zimmer, wo denn gleich Frau von Rehberg, Louischen und die andern Kinder auf ihn zustürzten, ihm die wollne Mütze aus der Hand rissen, und ein lautes Freudengeschrei erhoben. Ich freute mich auch außerordentlich, alle wieder zu sehen, flog von einem zum andern, und suchte ihnen meine Freude verständlich zu machen. Louischen erzählte mir, daß Mimi weder gesungen noch gefressen habe, während meiner Abwesenheit, und machte mir liebevolle Vorwürfe über meine Flucht. Frau von Rehberg aber belohnte den Schneider großmüthig für seine Ehrlichkeit und Mühe; außerdem bestellte sie gleich einige Kleidungsstücke bei ihm, und in der Folge empfahl

Digitized by Google

ſie ihn noch mehreren Bekannten, ſo daß der redliche Mann nie Urſache hatte, ſein Benehmen in dieſer Angelegenheit zu bereuen.

III.

Der Sommer war recht warm. In der Stadt wurde es ſchon ziemlich leer, denn viele Menſchen waren auf's Land gegangen oder auf Reiſen. Frau von Rehberg beſaß auch ein Landhaus und beſchloß mit ihrer Familie hinauszuziehen. Sie war in der Stadt geblieben, um den Unterricht der Kinder nicht zu unterbrechen, aber jetzt ſollten Ferien ſein. Da gab es nun eine förmliche Umwälzung im Hauſe, es ging an ein Packen und Kramen, wie ich es noch nie erlebt hatte. Auch die Puppen und Spielereien ſollten mit und ſogar die hölzerne Katze, welche gar keine Augen mehr hatte, wollte Minchen durchaus in den Koffer gepackt haben. Als nun der Tag der Abreiſe kam, ſtand die ganze Familie früh auf und begab ſich auf die Eiſenbahn. Mimi und ich waren in unſerm Käfig, wurden getragen bis zur Eiſenbahn und dann fuhren wir auch mit. Das kam uns nun ganz ſonderbar vor, in ſo einem großen Kaſten geſchüttelt zu werden und mit vielem Lärm weiter zu rollen, ſtatt ganz leicht und ohne Beſchwerlichkeiten durch die Luft zu fliegen. Ich dachte an meine Reiſe über die Dächer und Bäume hinweg, wie war das angenehm geweſen, im Vergleich mit der Eiſenbahn!

Man konnte nicht ganz bis zum Hauſe der Frau von Rehberg fahren. Wir ſtiegen bei einer Station aus und alle gingen zu Fuß; jeder hatte etwas zu tragen, nur Hermann hatte nichts. Deßhalb wollte er durchaus uns tragen, was Louiſchen auch eine Weile zuließ, endlich aber meinte ſie, er könne den Regenſchirm der Mutter übernehmen, den ſie in der Hand hatte und ihr ſtatt deſſen den Käfig überlaſſen; aber er ſchrie und ſtritt mit ihr und wollte ſie endlich ſchlagen, bis ſeine Mutter ihm befahl, nachzugeben und abwechſelnd mit Louiſchen den Käfig zu tragen. Er gehorchte zwar für den Augenblick, aber nach zehn Minuten fing der Streit wieder an und endlich weinten beide ſo, daß ſie mit rothen Augen in dem Landhauſe ankamen, wo doch alles ſo hübſch war und ſie ſo vergnügt hätten ſein können. Hermann war ſehr eigenſinnig und wollte nie aufhören zu zanken. Er wollte den Käfig nicht ein Mal hergeben, als wir längſt im Hauſe waren, ſondern blieb trotzig dabei ſitzen und machte ſich mit uns zu ſchaffen, obgleich der Gärtner ihm eben ein kleines Reh gebracht hatte, welches er von einem Jäger gekauft, um es ihm zu ſchenken.

Das kleine Reh war erſt drei Wochen alt und war ganz allerliebſt; es gefiel auch Hermann ſehr gut, aber er that, als möchte er es nicht leiden und blieb bei uns am Fenſter ſtehen, blos um Louiſchen zu ärgern. Das kleine Thier konnte noch nicht freſſen, denn es hatte bis jetzt nur

Digitized by Google

Milch geſogen. Da nun aber der Jäger das alte Reh nicht mitgefangen hatte, ſo war das kleine Thier ganz hungrig, traurig und matt.

Die Gärtnerin hatte eine Mutterziege mit zwei Zicklein; die Zicklein waren ſchon ziemlich groß und auch ſchon verkauft, da meinte nun die Gärtnerin, man ſolle der Ziege das kleine Reh geben, daß es von ihrer Milch trinken könne. Frau von Rehberg kaufte alſo die Ziege von der Gärtnerin und ließ ſie im Garten an einem Baum anbinden, und dann führte man das kleine Reh, welches den Namen „Bianka“ erhielt, zu ihr. Aber die böſe Ziege ſtieß die kleine Bianka mit den Hörnern und wollte nichts von ihr wiſſen. Als das Hermann vom Fenſter aus ſah, ließ er uns endlich ſtehen und lief mit einem Stock hinüber in den Garten und wollte die Ziege ſchlagen, aber Frau von Rehberg litt es nicht und ſagte: „Wie könnt Ihr nur von der Ziege verlangen, daß ſie gleich ein fremdes, kleines Thier lieb haben ſoll, das ſie gar nicht kennt; die Ziege liebt ihre eigenen Jungen, die Natur gebietet ihr nicht, ſich des verlaſſenen Rehs anzunehmen. Ich habe ja auch meine Kinder lieber als fremde, die ich nicht kenne. In dieſer Beziehung ſind ſich Thiere und Menſchen gleich.“

Frau von Rehberg ſtreichelte die Ziege und hielt ſie bei den Hörnern feſt, pflückte ihr einige Zweige und Blätter, welche ſie gerne fraß und endlich ließ die Ziege die kleine Bianka trinken. Schon am dritten Tage liebte ſie das ſanfte Thierchen ſo ſehr, daß ſie immer hinter herſprang und meckerte, wenn Bianka im Garten herumlief, denn, da ſie ihre Zicklein nicht ſah, ſo fing ſie an ſie zu vergeſſen. Als Bianka größer wurde, kam ſie viel in's Zimmer, da gaben ihr die Kinder Milch und Brod. Oft, wenn ſie einen Teller mit Eſſen bekam, flogen Mimi und ich zu ihr hin und fraßen auch davon; ſie ſah uns dann mit ihren großen, ſchönen Augen ſo freundlich an, als wenn ſie ſagen wollte: „Ihr kleinen Sänger, ich habe euch recht lieb!“ — Es war auch noch ein großer Hund im Hauſe, der hieß Sultan und ein ganz kleiner Mops, Namens Azor, der noch ſo jung war, daß er auch noch oft Schläge bekam, weil er alles zerbiß und zerkratzte und manchmal ſogar uns verfolgte und uns auch leicht hätte todtbeißen können, wenn er nicht jedes Mal beſtraft worden wäre, wenn er Mimi oder mich verfolgte. Er quälte auch den Sultan ſehr, biß ihn in die Ohren oder in den Schwanz und wollte den ganzen Tag ſpielen. Sultan war ein großmüthiges Thier, er ließ ſich viel gefallen, aber wenn es ihm zu arg wurde, erhob er ſich plötzlich, während Azor an ihm zerrte und warf den kleinen dicken Mops um, ſo daß er weit weg kugelte. Wenn die Familie ſpazieren ging, ſo durften die Ziege, Bianka, Sultan und Azor alle mit gehen, aber Azor hielt es nie lange aus; da nahm ihn denn der große Sultan in's Maul und trug ihn weite Strecken in den Wald oder in's Feld hinaus. Wir wären wohl auch gerne mitgeflogen, aber ach! das war das einzige, was uns fehlte,

Digitized by Google

daß wir nie in der freien Natur leben und nie mit den andern Vögeln im Walde bekannt werden konnten. Wir hörten die Lerchen in der Früh singen, die Schwalben zwitschern und sah'n die Rothkehlchen von Ast zu Ast hüpfen. Wir wußten selbst nicht, was uns fehlte, aber ein Gefühl, welches die Menschen Sehnsucht nennen, erfaßte uns und wir klagten in Liedern unsern Schmerz. Es klingt wohl lustig, wenn wir unsere Triller schlagen, aber wir singen nicht immer blos aus Freude; nur verstehen die Menschen die Gefühle der kleinen Thiere nicht immer, sie achten auch nicht darauf, sie denken nur an sich selbst. Wir Canarienvögel sind vor Allen von den Menschen erkoren worden, ihnen zum Spielzeug zu dienen; wir führen ein künstliches Leben in einem fremden Clima; unsere eigentlichen Naturbedürfnisse werden unterdrückt und man glaubt uns einen Ersatz dafür zu geben, indem man uns verzärtelt, mit Leckerbissen füttert, oder sich mit uns die Zeit vertreibt.

In Frau v. Rehbergs Zimmern durften wir freilich thun, was wir wollten, dafür mußten wir aber alles mit uns vornehmen lassen, was den Kindern einfiel. Louischen und Minchen hatten einen kleinen Wagen von Kartenpapier, der recht niedlich gemacht war. Er war blau mit einem goldenen Wappen und vergoldeten Rädern, auf dem Bock saß ein kleiner Kutscher in rother Livree und fuhr vier weiße Pferdchen mit vergoldetem Geschirr. Es war eigentlich ein Puppenwagen, den die Kinder auf dem Tisch oder auf dem Fußboden herumführen, nun hatten sie sich ausgesonnen, Mimi und mich auf diese Weise spazieren zu führen und wir gewöhnten uns auch nach und nach an dieses Spiel, obgleich es uns anfangs nicht gefiel, aber die Kinder wußten uns dazu zu locken, indem sie uns Apfelkerne und Biskuit in den Wagen legten, welches wir während der Promenade verzehrten, die natürlich immer im Zimmer stattfand.

Während wir auf dem Lande waren, kam die Tante Erneſtine zum Besuch; sie ist die Schwester der Frau von Rehberg und also die Tante der Kinder, aber nicht nur diese, sondern auch viele fremde Kinder nannten sie Tante, weil sie alle guten Kinder lieb hat und sich mit ihnen beschäftigt, ihnen Geschichten erzählt, mit ihnen spielt und sie unterrichtet. Der Tag ihrer Ankunft war ein wahrer Festtag, die Kinder freuten sich schon im Voraus darauf, wie auf einen Geburtstag oder ein ähnliches Familienfest. Sie brachte auch viele Geschenke mit und für jeden gerade das, was ihm am nützlichsten war, oder am meisten Freude machte. Für Hermann hatte sie eine Naturgeschichte gebracht mit Kupfern und als sie sich von ihrer Reise etwas erholt hatte, fing sie an, den Kindern daraus vorzulesen und zeigte ihnen dann immer die Abbildungen von den Thieren, deren Beschreibung sie gerade las. Da die Kinder sie gebeten hatten, von den Vögeln zuerst zu erzählen, so that sie dieses auch und Mimi und ich hörten zu, wie von Canarienvögeln

Digitized by Google

die Rede war, wie Europa gar nicht ihre Heimath sei, wie sie aus einem fernen, warmen Lande stammten, wo sie ein freies, schönes Leben in der Natur führen können, was hier schon deßhalb unmöglich sein würde, weil der Winter zu kalt ist, und sie es im Freien nur im Sommer aushalten würden. Wir sahen unser Bild in dem hübschen Buche und die Kinder verglichen es mit uns und fanden es ähnlich.

Die Tante Erneſtine hatte bemerkt, daß Hermann und Louischen an einer Leiter hinaufgeſtiegen waren an der Mauer des Hauſes, wo ſich unter dem Dache ein Schwalbenneſt mit kleinen Schwalben darin befand, die immer die Schnäbel aufſperrten, weil ſie hungrig waren und etwas zu freſſen haben wollten, was ihnen auch die Alten beſtändig brachten. — Die Kinder hatten es den alten Vögeln erleichtern wollen und hatten ihnen ein Stück ſchwarzes Brod neben dem Neſte hingelegt, was die Schwalben aber unberührt liegen ließen. Hierüber wunderten ſich die Kinder, aber die Tante erklärte ihnen das und ſagte: „Schwalben freſſen nur Inſekten und niemals Brod, Ihr habt ihnen keine Freude damit gemacht und habt ſie nur geängſtigt, indem Ihr dem Neſte ſo nahe kamt. Nicht alle Vögel nähren ſich auf dieſelbe Weiſe; die Natur hat das ſo eingerichtet, damit alle hinlänglich verſorgt werden können, denn wenn alle dieſelbe Nahrung brauchten, ſo würden oft einige Mangel leiden und Hungers ſterben müſſen. Während alſo einige Vögel Körner und Samen freſſen, leben andere von Inſekten und noch andere, wie z. B. die Raubvögel, freſſen Fleiſch. Eine Schwalbe kann von Schwarzbrod eben ſo wenig leben, als Eure Canarienvögel von Fliegen und Mücken würden leben können.“ — So lieb wir nun auch die Tante Erneſtine hatten, die ſich auch viel mit uns abgab, ſo war ſie doch die Veranlaſſung einer großen Kränkung für uns, denn eines Tages kaufte ſie ein Neſt mit vier jungen Zaunkönigen, welches ihr angeboten wurde und ſchenkte es den Kindern. Dieſe waren ganz entzückt von den kleinen Vögeln und vergaßen uns faſt darüber, was uns denn eiferſüchtig und traurig machte in einem hohen Grade. Die neuen Ankömmlinge wurden neben uns auf das Fenſterbrett geſtellt und wir mußten es mit anſehn, daß die ganze Familie ſich mit ihnen beſchäftigte, ihnen liebkoſte und ſie fütterte. Wir konnten nicht begreifen, was an dieſen kleinen, grauen Vögeln zu bewundern ſei, deren einziger Vorzug in ihrer zwerghaften Bildung beſtand und in der Eigenthümlichkeit, den Schwanz fächerartig in die Höhe zu halten. Gleich den Prinzen unter dem Menſchengeſchlecht, nahmen ſie eine beſonders ſorgfältige Behandlung in Anſpruch und machten ſehr hohe Forderungen. Schon um vier Uhr Morgens mußte Jemand im Hauſe aufſtehn und ihnen Futter bereiten, für friſche Milch, Semmel, gehackte Eier u. ſ. w. ſorgen, denn man fürchtete immer, ſaure Milch, oder irgend ein andrer Fehler am Futter könne ſie tödten. Es wurde auch ein neuer, geräumiger

Digitized by Google

Käfig für sie bestellt, der schön mit Oelfarbe angestrichen war; kaum hatten sie aber eine Stunde in diesem neuen Hause zugebracht, so fiel es Frau von Rehberg ein, daß in der grünen Oelfarbe Gift sei, daß sie noch nicht ganz trocken sei und daß die jungen Vögel an den angestrichenen Stäben gepickt haben und vergiftet sein könnten. Sie befahl nun, man solle sie gleich herausnehmen, was denn auch geschah, aber die Kinder waren außer sich über den Gedanken, daß die Zaunkönige sterben könnten. Louischen weinte und wollte nicht zu Bette gehn, sie wollte die ganze Nacht aufbleiben und abwarten, ob sie wirklich krank würden. Frau von Rehberg wollte dieses nicht leiden, Louischen mußte sich niederlegen, aber sie schlief nicht, stand in der Nacht mehrere Male auf, schlich leise zum Käfig hin und als endlich der Morgen graute und sie die Vögel noch am Leben sah, stürzte sie in das Schlafzimmer ihrer Mutter, warf sich über ihr Bett, umschlang ihren Nacken mit ihren Armen und rief ein Mal über das andere: „Mutter, Mutter, sie leben noch! sie leben noch!“ Frau von Rehberg wachte erschrocken auf, konnte sich nicht gleich besinnen und wußte nicht, wovon die Rede war. Als Louischen ihr alles erklärte, machte sie ihr Vorwürfe über ihr stürmisches Benehmen und schickte sie gleich wieder zu Bette, aber Mutter und Tochter hatten den folgenden Tag Kopfschmerzen. Es ist begreiflich, daß es mich ärgerte, daß mir die neuen Ankömmlinge vorgezogen wurden und ich weiß auch nicht, ob ich es lange ausgehalten hätte, aber glücklicher Weise starben die Zaunkönige bald einer nach dem andern, trotz aller Pflege, Thränen und Klagen der armen Familie. — Jetzt wurden wir wieder geliebt und waren wieder glücklich. Auch Bianka und der kleine Azor, die beide jetzt fast ganz groß waren, hatten darunter leiden müssen, daß die Zaunkönige in's Haus gekommen waren, aber sie hatten es sich weniger zu Herzen genommen wie wir. Bianka lief mit der Ziege im Garten herum und kam nur dann und wann in's Haus und Azor unterhielt sich mit Sultan, dem er oft einen Knochen oder ein Stück Brod stahl, und der sich immer noch viel von ihm gefallen ließ. —

IV.

Als der Herbst herannahte, war wieder die Rede davon, daß wir alle in die Stadt ziehen müßten. Bevor dieses jedoch geschehen konnte, wollte Frau von Rehberg eine kleine Reise mit ihren Kindern machen, auf der sie uns nicht mitnehmen konnte. Sie bedachte sich lange, wem sie uns anvertrauen sollte, da fiel es ihr ein, daß der alte Tanzlehrer ihrer Kinder, Monsieur Colin, ein großer Liebhaber von Vögeln sei, und sie öfters gebeten hatte, uns ihm zu überlassen, wenn sie ein Mal Lust haben sollte, uns wegzugeben. Mr. Colin litt seit einiger Zeit sehr an Gicht, und hatte lange das Haus hüten müssen; er hatte daher auch viel Langeweile, denn

Digitized by Google

er hatte nichts anders gelernt als Tanzen, und ein wenig auf der Violine spielen. Letzteres konnte er nun immer noch, obgleich er in seinem Zimmer allein sein mußte, aber er spielte eben auch nur einige alte Tänze, und immer wieder dieselben, was denn für alle seine Nachbarn und endlich auch für ihn selbst recht langweilig wurde. Indessen war Mr. Colin sehr gutmüthig und versprach treu für uns zu sorgen; wir wurden also zu ihm geschickt, nachdem die Kinder zärtlich von uns Abschied genommen hatten. Der alte Mann freute sich außerordentlich über unsere Gesellschaft, und nahm sich vor, uns bestens zu unterhalten; wir aber waren sehr betrübt über den Abschied und hörten gar nicht zu, wenn Mr. Colin mit uns sprach oder uns auf seiner Violine vorspielte, auch hatte er eine ganz andere Art mit uns umzugehen, als unser liebenswürdiges Louischen. Er wollte uns nicht frei im Zimmer fliegen lassen, denn er fürchtete, wir möchten ihm davonfliegen, da er es liebte, die Fenster offen zu lassen, denn es kam ihm nicht so einsam vor in seinem Zimmer, wenn er den Lärm der Menschenstimmen von der Landstraße heraustönen hörte. Manchmal stellte er sich auch mit seiner Violine vor das offene Fenster, und spielte seine alten Tänze in der Hoffnung, die Leute, die in der Nähe in dem Dörfchen wohnten, würden ebenfalls am Fenster stehen bleiben und ihm zuhören; sie liefen aber im Gegentheil alle davon, denn sie mochten es nicht hören; nur ein kleines Mädchen, die Tochter einer armen Wittwe, die dem Tanzmeister gegenüber wohnte, nickte ihm oft freundlich zu, oder sprach einige Worte mit ihm, die er auch verstehn konnte, da der Raum zwischen den Häusern nicht breit war. Mr. Colin hatte der armen Wittwe öfters etwas geschenkt, wenn es ihr sehr schlecht ging, obgleich er selbst nicht viel besaß, aber sie war doch noch ärmer wie er, und nun hatte ihn das kleine Röschen, die Tochter der armen Wittwe, recht lieb, und wußte, daß es ihm Freude machte, wenn sie ihm zuhörte. Sie blieb mit ihrem Strickstrumpf oder ihrer Näherei am Fenster stehn, rief: „Bravo“ und klatschte in ihre Händchen, und sah so gut aus, und fragte oft so theilnehmend: „Wie geht es Ihnen heute, Mr. Colin?“ Wenn dann der Tanzmeister etwa antwortete: „Ich habe heute wieder viele Schmerzen in den Füßen und kann den ganzen Tag nicht ausgehen,“ so rief sie wohl öfters hinüber: „Ich werde meine Mutter um die Erlaubniß bitten, Sie besuchen zu dürfen,“ und wenige Augenblicke darauf kam sie mit ihrer Arbeit hinüber zu uns. Sie brachte dann zuweilen einige Blumen mit, die sie selbst am Fenster gezogen und gepflegt hatte, um dem alten, kranken Mann eine Freude zu machen; auch uns brachte sie ein wenig Salat oder ein Stückchen Zwieback, wenn sie es hatte. Sie war ein muntres, rothbäckiges, kleines Mädchen, plauderte und lachte, und war uns eine weit angenehmere Gesellschaft als Mr. Colin. Sie erzählte ihm allerhand Geschichten, und er sang ihr kleine, französische Lieder vor, die

Digitized by Google

sie ihm nachsang, und immer herzlich dazwischen lachte. Wir sangen dann auch mit, so laut, wie wir es vermochten; kaum war aber Röschen wieder fort, so waren wir auch wieder ganz still, und fraßen unsern Hanf, um uns die Langeweile zu vertreiben. Mr. Colin bemerkte es, daß wir uns langweilten, und dachte darüber nach, wie er uns wohl unterhalten könnte; da fiel es ihm ein, eine Gliederpuppe zu kaufen, welche so gemacht war, daß sie die Arme und Beine bewegte, wenn man an einem Faden zog, der durch den Körper ging. Der gute Tanzmeister glaubte, die Sprünge dieser hölzernen Puppe würde uns Vergnügen machen; er befestigte sie daher am Fenster, in der Nähe unsers Käfigs und zog an dem Faden, während er einen Galopp dazu pfiff. Mimi war ganz außer sich über das Geklapper, welches die Gliederpuppe mit ihren Armen und Beinen machte, und flatterte ängstlich im Käfig, aber Mr. Colin unterhielt sich selbst so gut dabei, daß er das gar nicht verstand oder bemerkte. Als aber Röschen von ihrem Fenster aus dieses mit ansah, lachte sie wie noch nie zuvor, und rief ihre Mutter herbei, welche auch darüber lachte. Sie kam auch hinüber gelaufen und sagte: „Lieber Mr. Colin, ich glaube, Sie halten die Vögel für kleine Kinder, mir scheint aber, sie freuen sich gar nicht über die Puppe. Ich habe ein Paar Haberkerne mitgebracht, die mir der Mehlhändler geschenkt hat, die werden ihnen gewiß lieber sein.“ So war es denn auch, und wir fraßen dankbar Röschens Haberkerne und freuten uns, statt dem starren Gesicht der Gliederpuppe das freundliche Gesichtchen des guten Mädchens zu sehen.

Die Abwesenheit der Familie Rehberg nahm endlich auch ein Ende, und eines Morgens kamen Hermann und Louischen zu Mr. Colin, um uns abzuholen, worüber er beinahe Thränen vergoß, denn er hatte sich sehr an uns gewöhnt. Louischen lud ihn ein, ihre Mutter manchmal zu besuchen, da er jetzt doch anfing, wieder auszugehn, und er versprach auch, sich bald nach unserm Befinden zu erkundigen. Als die Kinder mit uns nach Hause kamen, erzählte ihnen Frau von Rehberg, daß wir zu einer Vogelgesellschaft eingeladen wären, bei dem alten Fräulein von Stein, welche alle Jahre an dem Geburtstage ihres Canarienvogels eine Menge Vögel einlud. Dieses wird Euch sonderbar vorkommen, meine lieben kleinen Leser und Leserinnen, da man in der Regel nur Menschen einladet, um sich miteinander zu unterhalten, aber das alte Fräulein dachte anders, und es machte ihr Vergnügen, Vögel zu versammeln, denen sie an diesem Tage ein Fest bereitete. Sie lebte sehr einsam auf dem Lande, und ging fast mit Niemanden um. Sie hatte ein kleines Häuschen mit einem Garten, worin eine Menge Blumen standen, die sie selbst pflegte. In ihrem Hause befand sich aber außer ihr nur noch eine alte Magd. In ihrem Zimmer hatte das Fräulein eine Katze, einen Fisch und einen Vogel, die so gut erzogen waren,

Digitized by Google

daß eins dem andern nicht zu nahe kam. Der Fisch (es war ein hübsches Goldfischchen) schwamm in einem offenen, gläsernen Gefäß herum, in welchem er sich in dem klaren Wasser recht schön ausnahm, besonders wenn die Sonne darauf schien. Er stand am Fenster zwischen den Blumen, und Cheri, der Canarienvogel, flog oft zu ihm hin, setzte sich auf den Rand des gläsernen Gefässes, und hätte sich gerne darin gebadet, aber das hatte ihm das Fräulein verboten, weil er in dem tiefen Wasser hätte ertrinken können, und Cheri hatte gehorchen gelernt. Die Katze, wenn sie nicht ebenfalls so gut erzogen gewesen wäre, hätte den Fisch und Cheri aufgefressen, aber sie ging ganz friedfertig im Zimmer herum und wußte, daß sie den beiden nichts zu Leide thun durfte. Das alte Fräulein war sehr stolz auf ihre Minette (so hieß die Katze), welche so weiches, langes, seidenes Haar hatte, daß ein jeder sie gerne streichelte. Gegen die gewöhnliche Art der Katzen, welche sich an Menschen nicht recht anschließen, zeigte Minette eine treue Liebe zu dem Fräulein, auch verstand sie alles, was das Fräulein ihr sagte und hielt Tag und Nacht bei ihr Wache wie ein Hund. Obgleich nun Minette ein selten schönes und gutes Thier sein mochte, und alle Menschen, die sie kannten, dieses auch zugeben mußten, so konnten die Vögel es doch nicht recht einsehen, und als wir zu der Gesellschaft hingetragen wurden, und in das Zimmer des Fräuleins kamen, erschraken wir nicht wenig über die gute Minette. Sie saß auf einem Lehnstuhl, hatte vor sich einen Tisch und auf demselben eine Schale mit Milch, die sie zierlich mit der Zunge aufleckte, ohne sich um uns zu bekümmern. In dem Zimmer waren eine Menge Blumen und Orangenbäume aufgestellt, an welchen Aepfel, Biskuit, Zucker und getrocknetes Obst hingen, welches alles für Cheris Gäste bestimmt war, die alle aus ihren Käfigen herausdurften und herumfliegen konnten, um zu thun, was sie wollten. Das Fräulein setzte sich auf dem Sopha hin und sah uns zu; es machte ihr herzliches Vergnügen, uns zu beobachten, und sie lachte wie ein Kind über unsere Furcht vor Minette und über Cheri's Eifersucht, der gar nicht zugeben wollte, daß die fremden Vögel im Zimmer blieben; er biß die Gäste, und diese sich wieder unter einander, sie jagten sich hin und her von einem Orangenbaum zum andern, und gönnten sich gegenseitig weder Biskuit noch Zucker. Ihr werdet fragen, meine lieben kleinen Leser und Leserinnen: wie das dem Fräulein Vergnügen machen konnte? Sie sagte, es sei wegen Cheri's Geburtstag, obgleich sie gar nicht mit Bestimmtheit den Tag wissen konnte, ich aber glaube, es geschah nur, um zu zeigen, wie gut Minette erzogen war, daß sie keinem Vogel etwas zu Leide that, und obgleich kein Mensch zugegen war, der Zeuge davon sein konnte, so konnte sie es doch erzählen, wie gut Minette sich benommen hatte und es auch beweisen, indem alle eingeladenen Vögel ihren Eigenthümern lebendig zurückgebracht

Digitized by Google

Der alte Tanzmeister

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R L

Digitized by Google

wurden. Mimi und ich waren gar nicht zufrieden mit dieser Unterhaltung, und wenn man uns unsern Käfig nicht weggenommen hätte, so wären wir in demselben ruhig sitzen geblieben; unser Abscheu vor Minette war unüberwindlich. Endlich nahm das Fräulein die Katze auf den Schoos und streichelte sie, so daß sie ruhig liegen blieb, was uns etwas beruhigte, und wir fingen an lustiger zu werden; als noch zu guter Letzt das Fräulein sich an ihr Clavier setzte und etwas spielte, von dem wir nicht wußten, was es war, sie aber nannte es „ein Bruchstück von einer Sonate," und während dem Minette auf ihrem Schooße lag, die Augen zukniff und zu schlafen schien, da fing die ganze Vogelgesellschaft an zu singen und zu schmettern, als wenn es gar keine Katzen auf der Welt gäbe, sondern nur Sonnenschein, Biscuit, Zucker und andere angenehme und wohlschmeckende Dinge. Darüber freute sich das Fräulein ungemein und sie rief ihre alte Magd in's Zimmer, damit auch sie Theil nehmen möchte an der allgemeinen Lustigkeit; sie erlaubte ihr sogar zu singen, aber die Magd hatte keine Stimme mehr, sie war schon zu alt.

Das Fräulein hatte einen Bruder, der nicht weit von ihr, auch auf dem Lande lebte, den sie aber selten sah, weil er sich mit ihr nicht vertragen konnte; indessen besuchte er sie doch zuweilen, und hatte dann immer etwas an ihrem Fisch, ihrem Vogel oder ihrer Katze zu tadeln, und das kränkte sie mehr, als wenn er an ihr selbst etwas auszusetzen gehabt hätte. Er hatte einen Hund, den er über alles liebte, und den mochte Minette nicht leiden; das gab jedes Mal Veranlassung zu Streit, wenn die Geschwister zusammenkamen. Der Zufall wollte, daß er an diesem Tage, wo wir bei ihr versammelt waren, sie besuchte, und sein Hund, welcher Marquis hieß, weil er so ein feines Thier war und so vornehme Manieren hatte, begleitete ihn. Minette machte einen krummen Buckel und nahm eine feindselige Stellung an, und die Vögel flatterten abermals scheu im Zimmer umher. Das Fräulein hatte aufgehört zu spielen, als ihr Bruder bei ihr eintrat; sie machte ein verdrießliches Gesicht, indem sie ihn willkommen hieß, und auf ihn zugehend, ihm die Hand reichte. Herr von Stein sah sich im Zimmer um und sprach dann: „Was hast Du heute wieder für Thorheiten vor, Schwester? Wo kommen alle diese Vögel her, und was willst Du mit ihnen anfangen?"

„Ich habe sie mir nur von meinen Bekannten geliehen auf einige Stunden," antwortete die Schwester.

„Ich verstehe Dich nicht, mit Deiner Art, die Thiere zu lieben," sagte ihr Bruder, „wenn Du es doch machen wolltest wie ich, das würde viel klüger sein. Ich suche die Thiere auf eine vernünftige Weise zu beglücken, aber nicht durch Kindereien."

„Was nennst Du eine vernünftige Weise?" fragte das Fräulein.

Digitized by Google

„Das will ich Dir gleich erklären. Ich liebe die Vögel außerordentlich, aber ich möchte keinen seiner Freiheit berauben; ich kaufe im Gegentheil in der ganzen Nachbarschaft alle gefangenen Vögel, um ihnen später die Freiheit wieder zu schenken. Meistens werden die armen Thierchen vernachlässigt, erhalten unrechtes Futter, wobei sie nicht gesund bleiben können und führen jedenfalls eine traurige und unglückliche Existenz. Das hat der Schöpfer nicht gewollt und die Menschen mißbrauchen ihre Gewalt über die Thiere, indem sie sie also quälen; ich halte es daher für meine Pflicht, so viele dieser armen Vögel zu kaufen, als ich nur immer vermag und ihnen die Freiheit zu schenken."

„Wie kann man nur so übertreiben?" rief das Fräulein von Stein aus, „ich glaube im Gegentheil, daß Gott die Thiere auch zu unserm Vergnügen geschaffen hat und daß Du weit besser daran thun würdest, den Armen das Geld zu geben, welches Du ausgibst, um Vögel zu befreien, die dann im Freien sterben müssen, denn sie haben es im Zimmer verlernt, ihre Nahrung zu suchen und zu finden. Wenn ich jetzt Cheri fliegen ließe, so würde er doch gewiß im Freien Hungers sterben müssen!"

„Cheri ist ein Canarienvogel und als solcher allerdings nicht im Stande, in einem Clima, wo er nicht heimisch ist, im Freien zu leben. Dasselbe gilt von allen, aus wärmeren Gegenden hier eingeführten Vögeln. Für diese vermag ich auch nichts zu thun, ich muß sie ihrem Schicksal überlassen; aber alle solche, welche einheimisch sind, finden sich im Freien auch wieder und ehe ich ihnen ihre Freiheit wieder gebe, gewöhne ich sie an ihre naturgemäße Nahrung, behalte sie eine Zeitlang bei mir und dann trage ich sie in's Feld oder in den Wald, wo ich sie sich selbst überlasse. Du meinst, es sei besser, die Armen zu unterstützen, als den Thieren zu helfen? Ich finde, daß die Menschen weit weniger zu bedauern sind als die Thiere; erstere können reden, können sich etwas verdienen, haben es in ihrer Gewalt, freiwillig ihre Lage zu ändern. Das kann ein Thier nicht. Ein armer Hund, der an der Kette liegt und nichts zu fressen hat, muß hungern, ohne daß ihn Jemand bedauert; er erfüllt seine Pflicht, indem er das Haus bewacht, aber der Mensch erfüllt die seinige nicht, indem er ihn vernachlässigt." —

„Was müßte ich denn eigentlich thun, Deiner Ansicht nach? um den Thieren zu helfen?" fragte das Fräulein.

„Folge meinem Beispiel," sagte ihr Bruder, „ich gehe täglich mit Marquis spazieren und füttre die Vögel im Freien. Ich nehme ein Körbchen mit, welches Brod, Hanf oder Gerste enthält, lasse es von Marquis tragen und vertheile den Inhalt unter die Tauben und Sperlinge, die sich auf meinem Wege finden. Im Winter, bei dem schlechtesten Wetter, vergessen wir die Vögel nicht, denn dann brauchen sie es am nothwendigsten. Sie kennen uns auch und wenn wir uns blicken lassen, fliegen sie uns entgegen

Digitized by Google

oder eilen uns nach und fürchten sich nicht vor Marquis, dem sie ganz nahe kommen. Im Sommer, wenn ich meinen Sperlingen im Garten etwas hinstreue, kommen sie mit ihren Jungen und füttern die Kleinen, die noch nicht allein fressen können, ganz dicht neben mir. Auch an's Fenster locke ich sie auf diese Weise, so wie die Tauben der Nachbarn, die mir sogar aus der Hand fressen."

„Aber, lieber Bruder, die Sperlinge sind schädliche Thiere, sie richten in den Gärten viel Unheil an, fressen alles Obst, z. B. alle Kirschen von den Bäumen. Auch auf den Feldern thun sie Schaden, wie kannst Du nur finden, daß es Pflicht sei, sie zu nähren, damit sie sich noch vermehren?" fragte das Fräulein. Herr v. Stein schwieg einen Augenblick, denn er sah, daß seine Schwester Recht hatte, aber er wollte es nicht zugeben und sagte: „Wenn ich den Vögeln in meinem Garten Futter gebe, so brauchen sie meine Kirschen nicht zu fressen; übrigens wächst hier in der Gegend wenig Obst."

„Hier in der Gegend wird viel Wein gebaut," antwortete die Schwester.

„Mit Dir ist nicht zu streiten," sagte Herr von Stein, „ich kenne Dich und Deinen Eigensinn. Da Du aber von Wein sprichst, so fällt mir dabei ein, daß der Weinbauer Lorenz einen Kettenhund hat, den er, wie ich glaube, nur mit schlechten, verfaulten Weintrauben nähren will. Das arme Thier würde verhungern, wenn ich mich nicht seiner annähme und ihm täglich etwas zu fressen bringen ließe. Ich habe mehrere solche Hunde hier in der Gegend, die ich beständig füttre, denn die Bauern, die auch zum Theil arm sind und selbst schlecht leben, geben ihnen nur, wie schon gesagt, jetzt während der Weinernte, schlechte Weintrauben, die zu nichts zu brauchen sind oder anderes verdorbenes Obst, wovon ein Hund nicht leben kann; sie haben auch alle nur die Haut über den Knochen."

„Daß Du Dich der Hunde erbarmst," antwortete das Fräulein, „begreife ich, obgleich es ein eigenthümlicher Einfall ist von Dir, von Haus zu Haus zu gehen und andrer Leute Hunde zu füttern, aber Dein Mitleid mit den Vögeln ist gewiß übertrieben. Wer einen Vogel zum Vergnügen hält, wird ihm auch das Wenige, was er bedarf, geben können. Hunde werden manchmal mißhandelt, Vögel gewiß selten, oder wenn es geschähe, so würden sie es nicht lange aushalten und sterben. Wenn es, wie Du sagst, Gottes Wille nicht sein kann, daß der Mensch seine Gewalt über ein Thier mißbraucht, so kann es auf der andern Seite ebenso wenig Gottes Wille sein, daß man mit einem Thiere umgeht, wie mit einem Menschen. Dein Marquis z. B. ist ein verzogenes Thier, er frißt nichts als Braten und auch diesen nur von einem reinen, weißen Teller; er mag kein Brod und ich glaube gar, Du gibst ihm alle Tage nach Tische Kaffee." Herr v. Stein ärgerte sich über seine Schwester, daß sie etwas über Marquis sagte und rief heftig aus: „Und Minette ist etwa kein verzogenes Thier? Sitzt

Digitized by Google

ſie nicht auf einem Lehnſtuhl und hat vor ſich auf dem Tiſche eine Schale mit vergoldetem Rand, in welcher ſich Rahm befindet? Wäre doch Milch für ſie gut genug! Mein Marquis iſt ein ſeltenes Thier, klug und gut und ſchön; ich will, daß er der glücklichſte Hund auf der Welt ſein ſoll und er iſt es auch. Dir zum Trotz, weil Du ihn nicht leiden magſt, will ich ihm künftig nicht nur ſeinen eigenen, weißen Teller Mittags hinſtellen, ſondern ihm auch eine Serviette unterbreiten, wie einem Menſchen."

Das Fräulein lachte laut auf über ihres Bruders Zorn und ſagte: „Wenn Du ſo mit ihm umgehſt, während er geſund iſt, was wird dann geſchehen, wenn er alt und krank wird? Alle Hunde, die zu viel und zu gute Nahrung bekommen, werden meiſtens ſehr dick, unbehülflich und krank, wenn ſie alt werden, was doch eigentlich kein Glück iſt für ſie und daran ſind ihre Herren Schuld."

„Wenn Marquis krank würde," ſagte Herr v. Stein, „ſo würde ich ihn pflegen wie einen treuen Freund; würde ihm in ſeinen Korb, in welchem er ſchläft, ein weiches Kiſſen legen; würde ihm Nachts eine Lampe hinſtellen, damit er ſehen könnte, um Waſſer zu ſaufen, wenn er Durſt hätte; würde ihm auch Geſellſchaft leiſten, denn er iſt nicht gerne allein und wird immer traurig, wenn ich nicht bei ihm bin, oder ohne ihn ausgehe. Ich würde ihn mit einem Worte ſo gut pflegen als wenn er ein Menſch wäre."

Das Fräulein wurde plötzlich ernſthaft und ſagte: „Es thut mir leid, lieber Bruder, daß Du Dich ärgerſt, wir haben Unrecht, uns zu zanken, noch dazu über Hunde, Vögel und Katzen. Wir lieben die Thiere vielleicht zu ſehr und Du denkſt mehr an Deinen Hund, als an Deine Schweſter. Unſere erſten Pflichten ſind immer gegen die Menſchen, die ein Herz und eine Seele haben, welche leiden können, wenn wir ſie beleidigen, während ein Thier nur körperlichen Schmerz empfindet. Sein geiſtiges Bewußtſein oder ſeine Seele, wenn es eine hat, iſt ſehr untergeordnet. Du haſt weder Frau noch Kinder, ich bin auch nicht verheirathet, jedes von uns ſteht allein auf der Welt und wenn wir auch nicht zuſammen leben können, ſo ſollten wir uns doch nicht wehe thun und einander ärgern. Gönne mir das Vergnügen, meiner Katze gute Milch zu geben und ich will in Zukunft nicht mehr darüber lachen, daß Du Deinen Hund mit Braten fütterſt, aber leben wir in Frieden mit einander." Das alte Fräulein war im Grunde ſehr gut und hatte ihren Bruder lieb, auch Herr v. Stein war ein ſehr guter Menſch, aber ſie waren Beide ſchon etwas alt und wunderlich und in der Regel wollte keines von Beiden nachgeben, wenn ſie ſich zankten. Der Bruder war daher gerührt, als ihm die Schweſter die Hand reichte, die er freundlich drückte. Er nahm ſich auch vor, nicht mehr mit ihr zu ſtreiten und doch wäre beinahe wieder ein Streit entſtanden, denn in dieſem Augenblick ging Marquis auf Minette los, nachdem ſie ihm mit gekrümmtem Buckel immer näher gerückt war und ihn jetzt förmlich angriff. Der Hund biß und die Katze kratzte

Digitized by Google

und hätte nicht Herr v. Stein mit einem Stock dazwischen geschlagen, so wäre der Kampf recht ernsthaft geworden. Das Fräulein aber, welches Minette schon öfters gestraft hatte, wenn sie gegen Hunde feindselig war, litt keinen Ungehorsam. Sie erfaßte Minette, ging mit ihr aus dem Zimmer, schlug sie und schloß sie in einer Kammer ein. Wir Vögel aber wurden sämmtlich in unsere Käfige gesperrt und nach Hause getragen. Und so endigte diese Vogelgesellschaft, welche die erste und letzte war, die ich in meinem Leben mitgemacht habe. — (Forts. folgt.)

Ein Kapitel von den ehrsamen Schmieden.

Von Franz Pocci.

Haben wir uns jüngst mit den Gebräuchen der ehrsamen feinen Schneiderzunft beschäftigt, so wollen wir uns dießmal in die Werkstätten einer zwar gröberen, doch nicht minder respectablen Hantirung begeben, nämlich zu den Schmieden. Weit entfernt, uns, um deren Ursprunge nachzugehen, in das graue Alterthum abgöttischer Heidenzeit zu verfügen, wo, mit einer alten Erzählung zu reden, „drei tapfere Schmiedeknechte dem Vulcano in seiner rauchigen Hölen weidlich halfen zuschlagen, nemlich die Kyklopen Pteropis, Arges und Berontes, welche zugleich die Donnerwetter anstellen“, so wollen wir doch des Tubalkain nicht vergessen, der, wie die Bibel erzählt, ein Sohn Lamech's und ein Meister in allerlei Erz und Eisenwerk gewesen, sonach in der Geschichte als der älteste Schmiedmeister paradiren dürfte. Wie wesentlich und nutzbar jedoch das Handwerk der Schmiede dem menschlichen Lebensbedarfe sei, dieß bedarf wohl keiner näheren Erörterung, da wir aller Zeiten und aller Orts ein gewaltig Hämmern vernehmen von rußigen Gesellen, als da sind: Grobschmiede, Waffenschmiede, Nagelschmiede, Kupferschmiede und Compagnie. Wieder finden wir da beschäftigt: Meister, Gesellen und Lehrjungen und so dann Ein oder Anderer Gesell werden wollte, hatte er sich — gleich den Schneiderlein — manch absonderlichem Brauche in alter Zeit zu fügen. War der Junge am angesetzten Tage in der Herberge vor der Zunftlade erschienen, so mußte er 1) das Feuer aufblasen, dann 2) das Feuer abkühlen und 3) kam die „Fürsorge“ an die Reihe. Es wurde ein Stuhl inmitten der Stube gesetzt, ein Altgeselle hing sich ein Handtüchlein um den Hals, welches in ein Becken herabfiel und der das „Feuer aufzublasen“ hatte, hielt seine Rede: „Mit Gunst, daß ich mag aufstehen und zuschicken Alles, was man

Digitized by Google

zum Feueraufblasen bedarf. Mit Gunst, daß ich mag des Gesellen Handquele (tuch) und Handbecken zu mir nehmen u. dgl. m. Mit Gunst, daß ich mag das Feuer aufblasen zum ersten, zum zweiten und dritten Mal. Mit Gunst, daß ich mag abtreten." Bei den letzten Worten verließ der Junge die Stube, worauf die Gesellen sagten: „Kannst Du Einen finden, der ärger hinket als Du, so stehe auf und hang ihm den Fleck um, den Du hast." Nun wurde der Junge wieder hereingeholt, der zum Gesellen gemacht werden sollte. Er wurde auf den Stuhl gesetzt und man hing ihm die Handquele um. Der Altgeselle sprach: „Wir wollen zu Dir treten und Du sollst Dir drei Pathen wählen, die Dich zum Gesellen machen." Nun war das Feuer „aufgeblasen" und in ähnlicher Weise im zweiten Acte der Ceremonie wieder „abgekühlt." Sodann sprach der Gesellenpathe: „Mein Pathe, wie hoch denkst Du Dir Deinen ehrlichen Namen zu kaufen?" Die Antwort war: „Um ein Fuder Kohle, um einen polnischen Ochsen, um ein Maß Wein und ein gemäst' Schwein, so können wir dann lustiger sein." Hierauf wurde die „Fürsage" vorgesprochen; wovon wir das Wesentliche hier anführen:

„Mein lieber Pathe, ich soll Dir zwar viel von Handwerksgewohnheit hersagen, aber vielleicht möchtest Du mehr wissen, als ich vergessen und gelernt hätte. Doch will ich Dir sagen, wann es gut wandern ist: zwischen Ostern und Pfingsten, wann die Schuh geflickt und Dein Beutel gespickt. Nimm dann Abschied von Deinem Meister an einem Sonntag und sprich also: Lehrmeister, ich sage euch Dank, daß ihr mir zu einem ehrlichen Handwerk geholfen. Zur Meisterin sprich: Lehrmeisterin, ich sage euch Dank, daß ihr mich in der Wäsche freigehalten. Darnach gehe zu Deinen Freunden und zur Brüderschaft und bedanke Dich bei ihnen und sprich: Gott behüte euch, saget mir nichts Böses nach. Dann trinke mit ihnen Valet und wandere immer zum Thor hinaus. Draußen aber nimm drei Federn in die Hand und blase sie in die Höhe. Die Eine wird fliegen über die Stadtmauer hinaus, die andere über das Wasser, und die dritte wird fliegen gleichaus. Wolltest Du nach über die Mauer, so könntest Du herunterfallen und kämst um Dein junges Leben, die Frau Mutter um ihren Sohn und wir um unsern Pathen. Folgst Du aber der über's Wasser, so wird eine große Perle, auf deutsch gesagt ein Mühlstein, am Ufer liegen. Nimm denselben und wirf ihn in's Wasser. Trägt's den Mühlstein, so trägt's Dich auch. Wenn es Dich aber nicht trüge, so kämst Du um Dein junges Leben, die Frau Mutter um ihren Sohn und wir kämen um unsern Pathen. Thue dieses also nicht, und folge dem Federlein, das gradaus fliegt. Dann wirst Du aber an einen Teich kommen, darin ein Haufen grüner Leute herumsitzet. Die werden schreien: arg, arg! Laß Dich das nicht irren und denke, arg habest Du gegessen bei

Digitized by Google

Deinem Meiſter. Dann wirſt Du eine Mühle hören, die immerfort geht. Gehe Du auch fort, bis Du an die Mühle kommſt. Wenn Dich nun hungert, ſo gehe hinein und ſprich: Guten Tag Frau Mutter, hat das Kalb noch Futter? Was macht der Hund? iſt die Katz geſund? Legen eure Hühner auch viel Eier? Was machen die Töchter? haben ſie viel Freier? Sagt, ſie ſollen fromm ſein, damit ſie Männer kriegen. — Ei, wird dann die Frau Mutter Müllerin ſagen, das iſt doch ein feiner Sohn; er bekümmert ſich um mein Vieh und meine Töchter. Da wird ſie ſich ſchicken, eine Leiter holen, in die Eſſe ſteigen und eine Knackwurſt herunternehmen wollen. Laß ſie aber dieß nicht thun, ſondern ſteige Du hinauf; nimm aber nicht die größte, ſondern warte bis ſie Dir ſelber gibt, wenn Du eine Stange herunter gereicht haſt. Dann bedanke Dich höflich und gehe fort. Dann wirſt Du kommen an einen großen Berg, da wirſt Du denken: Du lieber Gott, wie werde ich nun mein Bündel hinaufbringen? Da hange es aber nicht an ein Schnürlein, um es hinter Dir herzuſchleppen; denn es möchte Einer unverſehens hinter Dir herkommen, es abſchneiden und ſo kämſt Du um Dein Bündel. Trage es alſo auf Deinem Rücken hinauf. Wenn Du nun oben auf dem Berge biſt, ſo wirſt Du denken: Du lieber Gott! 'rauf wär' es, wenn es auch nur wieder unten wäre! Nun kollere es etwa nicht vor Dir her den Berg hinab; denn es könnte Einer von Unten herkommen und Dir's nehmen. Alſo behalt es auf Deinem Rücken. Wenn Du nun weiter gehſt, ſo wirſt Du durch einen dichten Wald kommen, da werden die Vögelein ſingen jung und alt und Du wirſt Dich luſtig mit ihnen erzeigen. Alsdann wird ein braver Kaufmann in rothem Sammtpelz auf ſeinem Schimmel geritten kommen und ſprechen: Glück zu, Landsmann, wie ſo luſtig? Darauf magſt Du erwiedern: Soll ich nicht luſtig ſein, weil ich all meines Vaters Güter bei mir hab? So wird der Kaufmann denken, Du habeſt irgend ein paar tauſend Thaler bei Dir und wird Dir einen Tauſch anbieten. Thue es aber nicht flugs das erſte Mal, das andere Mal auch nicht. Das dritte Mal aber tauſche mit ihm. Gib ihm aber Deinen Rock nicht zuerſt, ſondern nimm den ſeinen; denn wenn Du ihm Deinen gegeben hätteſt, ſo möchte er davon reiten; denn er hat vier Füße und Du haſt nur zwei und Du könnteſt ihn nicht einholen. Gehe dann immer fort. Da wirſt Du an einen Brünnen kommen, da wird Dich ſehr dürſten und wenn Du nun trinkeſt, ſo leg Dein Bündel ab, auf daß Dich das Gewicht nicht in den Brunnen reiße. Geh dann wieder fort. Da wirſt Du einen Galgen ſehen. Freu Dich deſſen, daß Du nit daran hangeſt; mehr aber freue Dich, daß Du bald in eine Stadt kommen mögeſt. Da wird Dich die Wache am Thor fragen: Woher? Sprich Du nur immer: Vom nächſten Dorfe, ſo kömmſt Du am beſten aus. Gehe allſogleich in die Herberge, Dein Bündel abzulegen; dann gehe zum Herrn Vater, daß Du Dein Ge-

Digitized by Google

ſellenzeichen holeſt. Da wird Dir ein weißes Hündlein begegnen mit einem feinen krummen Schwänzlein. Ei, wirſt Du denken, wenn ich könnte das Schwänzlein abwerfen, das gäbe eine wackere Feder auf meinen Hut. Nein, mein Pathe, thue dieß nicht; denn Du könnteſt Dein Zeichen verſchleudern oder das Hündlein todt werfen und Du kämſt um Dein ehrlich Handwerk. Und haſt Du Dein Bündel zu dem Herrn Vater gebracht, ſo hänge es nicht an die Wand, wie die Bauern ihren Hut in der Schenke, ſondern leg es fein unter die Hammerbank. So nun ein Geſell in der Werkſtatt arbeitet, ſo ſchlage ein oder zwei Mal mit. Dann magſt Du einen guten Schluck aus der Hauskanne thun und Dich bedanken. Des Abends bei'm Eſſen ſchneide Dir ein fein klein Stück Brod ab, daß man Dich kaum davor ſitzen ſieht und zuletzt ein fein groß Stück, daß Du zugleich mit den Andern ſatt wirſt. Wenn Du nun ſatt biſt, ſo ſtecke Dein Meſſer nicht ein, ehe auch die Andern ſatt ſind, ſonſt möchten ſie ſprechen: Das iſt ein kleiner Eſſeſchmied; er will gewiß Einen ausſtechen, weil er ſo wenig ißt. Wenn Dir dann der Meiſter zutrinkt, ſo trinke. Iſt viel darinnen, ſo kannſt Du viel trinken; iſt wenig drinnen, ſo muß Dir das Wenig genügen. Wenn es Nacht wird, ſo frage, ob der Meiſter einen Schmied braucht, der gern ſchläft. Darauf wird er antworten: Schlafen kann ich ſelber, da brauche ich keinen Geſellen dazu. Frühmorgens, wenn Du aufgeſtanden biſt, wird der Meiſter fragen: Schmid, was war heute für ein Gepolter auf dem Boden? Sprich: Ich weiß nicht; die Katzen biſſen ſich herum, da mußt ich aus dem Bette ſpringen. Wenn Du aber wieder vom Meiſter fortgehſt, ſo magſt Du Dich hinwenden, wohin Du willſt." —

So der Pathenſpruch. Hierauf geſchah Umfrage bei den Geſellen und Weiteres, wie ihr es in dem Kapitel von der Schneiderzunft geleſen habt, und mit dem Mahle ſchloß das Geſellenmachen. — Wer aber ein Schmiedmeiſter werden wollte, hatte als Meiſterſtück ein Pferd und ein Rad zu beſchlagen, wenn er eines Meiſters Sohn. Wo nicht, hatte er drei Stücke zu leiſten. 1) Ein Rad mit doppelten Nägeln; 2) eine Pflugſchar, womit ſchon viel gearbeitet worden, anzuſchweißen und 3) mußte er ein Pferd beſchlagen, wobei ihm vergönnt war, den Huf aufzuheben, um die Größe des Eiſens bemeſſen zu können. Manchen Ortes war aber auch dieſes nicht geſtattet und wurde ihm das Pferd nur etliche Male vorbeigeritten. War das Meiſterſtück fertig, ſo ſchickte der Handwerksmeiſter das Zeichen — einen Hammer — zu allen Meiſtern und ließ ſie in's Haus laden, um die Arbeit zu prüfen. Nach kurzer Berathung geſchah der Meiſterſpruch und das Meiſteressen wurde gehalten.

Nun mag der neue Meiſter ſich Geſellen nehmen und fleißig darauf losſchlagen, d. h. nicht etwa auf die Geſellen, ſondern auf's Eiſen. Ein altes Sprüchwort ſagt: So lang das Eiſen warm, ſo ſchmiede es, oder

Digitized by Google

ein Anderes: Nur in der rechten Schmiede wird man recht beschlagen. Besser beim Schmied als bei'm Schmiedlein. Das heißt: Geh immer zum rechten Mann; oder des Schmiedes Kinder sind die Funken gewohnt. — Patron der Schmiede ist der heilige Eligius, der einmal einem lahmen Pferde das verlorne Bein wieder anheilte. So auch erzählt eine Legende, wie folgt: Apelles war ein Mönch und Klosterschmied. Da erschien ihm eines Tags der Teufel als ein schönes Fräulein, um ihn von der Arbeit zu verführen. Apelles aber nahm die glühende Zange und zwickte die Mamsell der Art in die Nase, daß ob ihres Geschrei's die Mönche des Klosters zusammenliefen und das Wunder sahen. Der wackere Klosterschmied aber hatte fortan die Wundergabe, glühendes Eisen ohne Schaden mit der Hand zu fassen und zu halten. Zum Schlusse ein lustig Schmiedstücklein:

Es war einmal ein Student, der eines Schmiedes Sohn war aus einem Landstädtchen; der studirte so fleißig an der Universität, daß er mit großem Ruhme Doctor der beiden Rechte werden konnte. Er schrieb nun an seinen Vater und bat ihn, ihm das Geld zum Doctorwerden zu schicken; er wolle dann mit seiner Würde wieder heimkehren und sein wackerer Gesell bleiben. Der Vater ließ nun die ganze Zunft der Schmiede zusammenkommen, legte ihnen den Fall vor und fragte, ob wohl jemals geschehen, daß eines Schmiedes Sohn Doctor beider Rechte geworden. Da sprachen die Zunftgenossen: Was braucht' es zweier Rechte; eines wäre genug und es sei in dem Städtlein ein unerhört Ding, daß eines Schmiedes Sohn Doctor geworden und es solle immer beim alten Herkommen bleiben. Nach diesem Ausspruche der Zunftgenossen sprach der alte Schmied: So soll es auch bleiben und wollte mein Sohn wider altes Herkommen sündigen und als Doctor beider oder auch nur Eines Rechtes heimkehren, will ich meinen ehrlichen Schmiedehammer nehmen und ihm die Hirnschale entzweischlagen. Solches ward auch dem Sohne geschrieben, mit dem Bemerken, er solle sich nicht weiser dünken als der Herr Stadtschreiber und Procurator, der alte Hans Federlein, der nicht Doctor und doch ein ehrlicher, vornehmer Mann sei. Hierauf ließ der gute Sohn den Doctorhut an der Universität liegen, setzte sein Lederkäpplein auf und hämmerte treulich in des Vaters Werkstatt; und wenn er noch lebt, kann er es noch thun oder ist vielleicht gar schon Meister geworden. Den fleißigen Schmieden sei aber das Trostsprüchlein gesagt aus Sirach:

„Ob Dir es sauer wird mit Deiner Nahrung und Arbeit, das laß Dich nicht verdrießen, denn Gott hat es so verordnet."

Digitized by Google

Mädchen und Blumen.

Aus dem Engliſchen.

Das Gänſeblümchen.

I.

Lucie Neville, oder „das Gänſeblümchen," wie ſie nachher von ihren Gefährtinnen genannt wurde, war die jüngſte und einzige Uebriggebliebene einer ganzen Reihe von Brüdern und Schweſtern, deren Mutter die traurige Aufgabe erhalten hatte, eines nach dem andern dahinwelken zu ſehen und in dem grünen, ſtillen Kirchhof zu beten. Aber Frau Neville hatte ihren Kindern den Glauben an einen allmächtigen Heiland gelehrt, der ihre Sterbebetten verklärt und der zurückgebliebenen Mutter ſagte, daß ihre Lieblinge nicht verloren ſeien, ſondern nur vorausgegangen. So ſagte ſie einmal: „Gott in Seiner ewigen Liebe hat meinen Lämmern nicht erlaubt, ſich zu weit zu verirren, ſondern er hat ſie früh in Seine Hürde geſammelt."

Wenn eines nach dem andern von ihren Lieben dahingerafft wurde, weinte Frau Neville. Aber ſie murrte nicht und war fähig auszurufen: „Dein Wille geſchehe, o Gott, und nicht der meinige!"

Obgleich blaß und zart, hatte Lucie doch kein beſtimmtes Zeichen der ſchrecklichen Krankheit gezeigt, welche ihre Brüder und Schweſtern dahingerafft hatte. Daß ſie nicht ſo ſchön war wie ihre Geſchwiſter, war ein großer Troſt für ihre arme Mutter, wenn ſie ſich an die durchſichtige Weiße der Haut und die glänzenden Augen ihrer verlorenen Kleinen erinnerte.

Es war jedoch ihr beſtändiges Beſtreben, Lucie vorzubereiten für Alles, was der Wille ihres Vaters im Himmel mit ihr ſein möchte. Sie übergab dieſelbe Seinen Händen mit der vertrauenden Ergebung eines ſanften und liebenden Herzens, welches wohl weiß, daß Alles, was Er anordnet, gut iſt. Jeden Sonntagmorgen, wenn Lucie vom Gotteshaus zurückkehrte, ging ſie an den Gräbern ihrer Geſchwiſter vorüber. Die meiſten derſelben waren ſehr jung geſtorben, aber es machte ſie nicht traurig, denn ſie wußte wohl, daß ſie nicht da ſeien. Sie ſah empor zu dem blauen ſonnigen Himmel, mit einem von Dank überfließenden Herzen zu dem Herrn, welcher ſeine herrliche Heimath verließ, um für die Sünder zu ſterben und der ſo gnädig geſagt hat: „Laſſet die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht."

„Mama!" rief Lucie bei einer ſolchen Gelegenheit und eher laut denkend als ſprechend, „Mama, ich wünſche, ich hätte in der Zeit gelebt!"

„In welcher Zeit, mein Kind?"

„Als unſer Herr auf die Erde kam, und vor allem, als er die Kinder

Digitized by Google

auf seine Arme nahm und sie segnete. Welches Glück, eines von diesen Kindern gewesen zu sein!"

„Gott hat noch immer einen Segen für Dich, meine Lucie. Du hast ihn eben über uns Alle aussprechen hören und ich hoffe, daß Dein Herz bereit war Amen zu sagen. Diesen schönen Segen mit einem dankbaren Geist empfangen und mit Gebet in unsere Wohnungen zurückgebracht, macht ihn zu einem der wichtigsten Theile des Gottesdienstes."

„Ich fürchte, Mama," sagte Lucie, „daß ich oft mehr an das Wetter denke, oder wen wir auf dem Nachhauseweg begegnen könnten, als an unsers guten Pfarrers Abschiedssegen."

„Das ist unrecht, und Du mußt gegen solche wandernde Gedanken in Zukunft ankämpfen."

„Erinnerst Du Dich," sagte Lucie, „daß Du mir einmal eine Geschichte gelesen hast von einer Dame, welche tausend gute Entschlüsse faßte in ihrem Kirchstuhl, aber jedesmal schon im Kreuzweg dieselben wieder vergaß, oder sie doch wenigstens auf dem Kirchhof begrub? — Das war, wie Du mir erklärtest, darum, weil sie anfing, etwas Anderes zu denken, oder sie fing eine Unterhaltung an mit einer Bekannten, mit welcher sie nach Haus ging und so wurde der gute Same, welchen sie so freudig aufgenommen hatte, wieder aus ihrem Herzen gestohlen. Ich denke, das muß eine wahre Geschichte gewesen sein, Mama, weil es so natürlich scheint."

„Ja, sie ist wahr und ich habe Dir nachher gesagt, wie diese Dame endlich durch die Gnade Gottes fähig gemacht wurde, etwas von dem guten Samen mit nach Haus zu bringen, welcher nach einiger Zeit kräftig emporwuchs, köstliche Früchte tragend. Das Erste, was sie that und was Alle in solchen Fällen thun müssen, war, daß sie Gott bat, ihr zu helfen; dann blieb sie in ihrem Stuhl, bis die Kirche beinahe leer war und ging allein nach Haus durch die stillen Felder, schweigend mit ihrem eignen Herzen sprechend; und so wurde die Gewohnheit des Nachdenkens daraus."

„Wenn ich nun," sagte Lucie, nach einer gedankenvollen Pause, „von heut an mit Niemand anders aus der Kirche nach Hause ging als mit Dir, und Du, das weiß ich, wirst mich nie in Versuchung bringen, über andere Dinge zu sprechen, sondern durch Deinen guten Rath nur den Eindruck zu verstärken suchen, welchen ich erhalten haben möchte, wäre das nicht ein guter Plan?"

„Ein sehr guter Plan."

Lucie hielt ihr Versprechen, und manche gute Lehre ward ihr gegeben auf ihrem ruhigen Heimweg von der Kirche.

Lucie, welche die Gewohnheit hatte, ihrer Mutter Alles zu sagen, verfehlte nicht, ihr von der Blumenwahl zu erzählen, welche stattgefunden hatte,

Digitized by Google

nach jenem schönen Tage im Walde und warum sie das Daisy oder Gänseblümchen gewählt.

„Es ist wahr," fügte sie hinzu, „was Laura Bennet sagt, man kann es kaum von dem gewöhnlichen Gras unterscheiden, unter welchem es wächst; aber Gott sieht es, und sendet seinen Thau und Regen gerade so auf dasselbe wie auf die Rose und seine eigene Unbedeutendheit ist sein Schutz. Florence Delmont sagte nachher, ich hätte aus demselben Grund die Sonnenblume eben so gut wählen können, als das Gänseblümchen; aber ich denke, liebe Mutter, man kann nicht zu demüthig sein.

Frau Neville zog sie an sich und küßte sie zärtlich, sie hätte ihr liebes Gänseblümchen, so hinfällig es auch aussah, doch nicht vertauschen mögen mit der herrlichsten Blume, die je auf Erden geblüht.

II.

Es ist nur noch wenig zu sagen von unserer kleinen Lucie Neville, deren kurzes Leben am besten zu beurtheilen ist nach ihrem frühen und seligen Tod, welcher kurz nach ihrem Eintritt in ihr 17. Jahr erfolgte. Es war ein Ereigniß, welches lang vorausgesehen war von Allen, die sie kannten. Das einzige Wunder war, wie ihr schwacher Körper es so lange ausgehalten hatte. Gegen das Ende wurden ihre Leiden sehr groß, aber Lucie beklagte sich nie. Sie sagte oft, daß es eine barmherzige Krankheit sei, weil sie ihr so viel Zeit gab zu denken und zu beten. Wenn Jemand bemerkte, daß sie besser schien, und wenn die Krankheit einen günstigen Verlauf nähme, so könne sie noch einige Monate leben, sagte sie sanft „Gottes Wille geschehe;" und als endlich ihre Stunden nur noch gezählt waren, schwebte dieselbe Antwort noch auf ihren Lippen.

Während ihrer ganzen Krankheit war Lucie heiter, und man sah oft ein Lächeln auf ihrem Munde und auf die Fragen ihrer zahlreichen Freunde antwortete sie stets: „Gott ist sehr gut, ich habe keinen Zweifel, keine Furcht, keinen Kampf. Es ist Alles Friede!"

Die zwei letzten Tage vor ihrem Ende konnte Lucie nicht mehr viel sprechen, in Folge ihrer großen Schwäche und des Mangels an Athem. Aber der ruhige Zustand ihres Gemüths war bemerkbar auf ihrem heitern, ja glücklichen Gesicht, auch gab sie denselben kund durch einzelne, abgebrochene Worte. Lucie hatte oft den Wunsch ausgesprochen, Gott auf ihrem Sterbebett zu verherrlichen. Sie hatte daran gedacht, dann alle ihre Lieben um sich zu versammeln und ihnen von dem theuern Heiland zu sagen, zu welchem sie nun eilte. Da waren Viele, von welchen sie dachte, daß der feierliche Eindruck einer solchen Scene, unter dem Segen Gottes, zu einer Warnung dienen möchte, ihre leichtsinnige und weltliche Lebensweise aufzugeben. Aber Gott fand es für gut, ihr diesen Wunsch zu versagen, und Lucie fand

Digitized by Google

Troſt in dem Gedanken, wie oft und eindringlich ſie Manche gewarnt, und war zufrieden in der Ueberzeugung, daß ihr himmliſcher Vater das, was ſie gewünſcht, an ihnen thun könne, wenn er es für gut hielt.

„Gott kann ohne mich auskommen," ſagte ſie; „aber o! was ſollte ich ohne ihn thun? Es iſt gut, daß mein Leben auf Erden eine beſtändige Dankſagung war und nun gehe ich, um ihn im Himmel zu preiſen für alle Ewigkeit."

Lucie ſchlummerte viel, ſchien aber bei ſich zu ſein, ſo oft man ſie anredete. Wenn ihre Mutter ſie fragte, ob ſie ſich wohl fühle, antwortete ſie augenblicklich: „Ja ganz wohl, ich fühle mich von liebenden Armen getragen." Und auf die an dem letzten Tag ihrer Krankheit ausgeſprochene Hoffnung, daß ſie eine beſſere Nacht haben möchte und weniger Huſten in derſelben, bemerkte ſie mit einem glücklichen Lächeln: „Es gibt keine Nacht mehr für mich, liebe Mutter."

Frau Neville hatte ſie ihrem Ende nicht ſo nahe geglaubt; aber ein raſcher Wechſel kam bald darauf über Lucie, und als die Mutter ſich über ihr geliebtes Kind beugte, nicht ihre eignen Worte voll tiefer Zärtlichkeit zuflüſternd, ſondern Gottes göttliche Tröſtungen, trübten keine Thränen die Augen dieſer chriſtlichen Mutter. „Wenn Du durch's Waſſer geheſt, will ich bei Dir ſein." — „Fürchte Dich nicht, ich bin Dein Gott, ich ſtärke Dich, ich helfe Dir, ich erhalte Dich durch die rechte Hand meiner Gerechtigkeit."

„Gott ſei Dank!" flüſterte Lucie, während ihr Athem raſch und kürzer wurde.

Die Stimme der Mutter zitterte, aber ſie fuhr fort: „Und ob ich auch wanderte im Todesthale, fürchte ich mich doch nicht, denn Du biſt bei mir. Dein Stecken und Stab tröſten mich."

„Ja," ſagte Lucie; „es iſt nicht dunkel, Chriſtus iſt da."

Sie lehnte ſich zurück, blaß und bewegungslos. Der Kampf war beinahe vorüber. Frau Neville wiſchte ihr den kalten Schweiß von der Stirn und bedeckte dieſelben mit heißen Küſſen.

„Mutter! meine liebe theure Mutter!" flüſterte das ſterbende Mädchen, „glücklich — ſo glücklich! — zu Jeſu zu gehen!" Ihre blaſſen Lippen hörten auf, ſich zu bewegen, obgleich ein Lächeln darauf zögerte, und Alles war ſtill. — —

Frau Neville ſtrich ſanft mit der Hand über die ſtillen Augen, die ſelbſt im Tod noch aufwärts zu blicken ſchienen, und auf ihre Kniee niederfallend an dem Bette, ſchüttete ſie ihr volles Herz aus im Gebet. „Der Herr hat's gegeben," rief ſie weinend, „und der Herr hat's genommen, der Name des Herrn ſei gelobt? Vater, nicht mein, ſondern Dein Wille geſchehe!"

Digitized by Google

Schluß.

Alle ihre jungen Freundinnen weinten, als sie von Lucie's Tod hörten. Aber bei einigen war dieser Kummer mit einer süßen Hoffnung gemischt.

„Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben," sagte Clara Seymour; während Florence von ihr sprach als einer, die „nicht verloren", sondern nur „vorangegangen."

„Sie war zu gut für diese Welt," sagte Helene; dann fuhr sie fort: „Wieder eine Blume aus dem Kranze unserer Kindheit ist verwelkt, ich werde niemals wieder ein Gänseblümchen sehen, ohne an Lucie Neville zu denken."

„Es wird mir auch so gehen," rief Florence. „Es soll mir ein Prediger sein, und mich lehren aufwärts zu schauen, wie sie es that."

„Als wir diesen Morgen durch den Kirchhof gingen und ich einige Gänseblümchen sah auf ihrem Grab, fühlte ich mich zu glücklich, um zu weinen. Sahst Du sie, Clara?"

„Nein, ich dachte an etwas Anderes; und die Thränen, welche Du mich vergießen sahst, waren nicht alle für die arme Lucie, auch waren es keine Schmerzensthränen. Erinnerst Du Dich, was Du thatest, gerade ehe wir an dem Grab niederknieten?"

„Nein, ich kann mich nicht darauf besinnen," antwortete Florence.

„Es lag eine Ranke einer wilden Winde im Weg beschmutzt und zertreten, und Du hobst sie auf und schütteltest den Staub von ihren Blättern, und schlangst sie sanft um ein altes hölzernes Kreuz auf dem benachbarten Grab. Sie sah so sicher und glücklich aus, sich an dieses alte Kreuz anschmiegend, gerade wie ich zuweilen fühle, wenn mein Glaube am stärksten ist. Die Winde, das weißt Du, ist meine Blume! Du erinnerst Dich des glücklichen Tages in dem Wald — wie lange es nun scheint — und unserer Blumenwahl, liebe Florence?"

„Ja, Lucie war dennoch die klügste von uns. Es ist hübsch, schön und gut zu sein und geliebt und groß; aber zu lernen aufzuschauen ist noch besser."

Und nun, was sollen wir noch von dem Daisy sagen, dem Gänseblümchen?

Es ist eine gewöhnliche Blume und wächst überall; obgleich Wenige sie der Beobachtung werth halten, so sieht Gott sie doch und wacht über ihr in Liebe. Lieber Leser, willst Du es nicht zu Deinem Prediger erwählen, wie Florence that und es Dich lehren lassen, emporzublicken? O wenn Du wüßtest, was für einen Trost diese herrliche Lection gewährt, wenn man sie einmal auswendig gelernt hat, und wie leicht und angenehm sie alles Uebrige macht, Du würdest sie niemals wieder vergessen. Was auch

Digitized by Google

für Trübsale Dein himmlischer Vater für gut befindet Dir zu senden, es ist so tröstlich, emporzublicken, Gottes Stimme zu hören: „Fürchte Dich nicht, ich bin es. Ich will Dich nicht verlassen und versäumen.“

Wir haben die Rose verwelken sehen, das Rhododendron versuchen allein zu stehen; die Winde sich um das Kreuz zu schlingen; den Lorbeer sich nach der Palme sehnen, und das sanfte Daisy, Gänseblümchen, mit seinem aufwärts gerichteten Blick voll Liebe und Glauben. Leser, wähle Dir auch eine Blume!

Die Brüder von Berg.

Nach einer Sage erzählt von **Franz Bonn.**

I.

Die Brüder.

Es war zu Berg im Land am Rhein
Auf hoher Burg im Abendschein,
Da saßen schweigend in Gedanken
Zwei treue Brüder Hand in Hand
Im Erkerthurm, den wilde Ranken
Bedeckt bis an des Dächleins Rand.
Es waren beide frisch und jung,
Von blondem Haar und gleicher Schöne,
Voll Kraft und Leben, Geist und Schwung

Des alten Grafenhauses Söhne.
O Jugendzeit du schönste Blüthe,
Wo hoffnungsselig Alles grünt,
Das Herz das Höchste sich erkühnt
Und thatenlustig überschäumt,
Indeß in redlichem Gemüthe
Voll wilder Sehnsucht reiner Güte
Der holde Mai des Lebens säumt.
Nie ausgepries'ne Zeit der Wonne
Du, gleich der Erde — wenn sie träumt
Im ersten Strahl der Frühlingssonne —
Wie schön, wo deine Zauber walten,
Ist doch des Lebens bunter Drang!
Da fühlt das Herz sich festgehalten
Und fröhlich strömet der Gesang.

Digitized by Google

Wenn Freundschaft in den Rosentagen
Zwei Herzen band — die fühlen's lang,
Wenn fern und einsam auch ihr Gang,
Sie müssen's stille mit sich tragen,
Ein Stündlein kommt nach langer Qual,
Wo sie entzückt sich wieder fassen,
Die süßen Thränen fließen lassen,
Glückselig, wie zum Erstenmal.

„Mein Adolph," sprach entzückt der Eine
Und griff zum Becher, dessen Gold
Gefüllt mit edlem deutschen Weine
Im Abendlicht erglänzte hold:
„Ich bring's der Eintracht, dieser Stunde,
Der schönsten meiner Lebenszeit —
Der Treue wandellosem Bunde,
Die dauert bis in Ewigkeit."
Und Adolph nahm den andern Becher,
Stieß an und trank ihn schweigend leer,
Kein Wörtlein konnt er reden mehr
Und lautlos saßen lang die Zecher,
Denn wichtig war, was sie beschloßen.
Gestorben war der alte Graf,
Der kurz vor seinem Todesschlaf
So sprach zu seinen beiden Sprossen:
„Dir Adolph gebe ich mein Land,
Du führe fortan dieses Schwert
Gerecht und treu mit starker Hand,
Des Ruhmes deiner Ahnen werth;
Dir Eberhard dem jüngern Sohne,
Dir geb ich eine andre Krone
Nicht minder werthvoll, hehr und rein —
Du sollst ein Priester Gottes sein.
Denn wißt, es stammt aus grauer Zeit
Die Kunde, alt, wie unser Recht,
So lange aus dem Grafenhaus
Dem Dienst des Herrn sich Einer weiht,
So lange blühet mein Geschlecht
Und nimmer stirbt mein Name aus."
So sprach der Alte im Verscheiden,
Sie leise segnend, zu den Beiden.
Das war ein Wort wie Donnerschlag
Für Eberhard, deß junge Brust
Voll Kampfes- und voll Thatenlust
Kaum den Gedanken fassen mag.

Digitized by Google

Denn mit dem Schwert war er vertraut,
Ergeben ganz dem Ritterthum
Von Jugend auf — nach Siegesruhm
Rief es in seiner Seele laut.
Und nun soll scheeren er das Haar,
Soll mit dem schleppenden Talar
Den Panzer tauschen silberblank;
Der Arm gewohnt an Eisenschienen
Soll fortan am Altare dienen;
Sein Fuß im Bügel frei und frank
Soll ernst und langsam künftig wandeln
Und dulden soll er — statt zu handeln.
Das wühlt ihm heiß durch Mark und Bein
Sein Herz rief „Nein“ und dreimal „Nein!“
Willkommener als der Talar
Wär ihm gewesen selbst der Tod
Und ob's des Vaters Wille war —
Nicht halten kann er das Gebot.

Drum hatten sie nun Rath gehalten,
Wie sie das Reich fortan verwalten.
Denn Adolph sah des Bruders Schmerz,
Verstanden hat er ganz sein Herz,
Ob er die Herrschaft auch empfangen,
Nicht soll der Bruder freudlos bangen,
Er bot ihm frei die treue Hand
Und so entschlossen war er bald:
„Wir wollen theilen Leut und Land,
Die Schätze und des Reichs Gewalt
Und daß kein Zwist uns je soll trennen
Und untergraben Land und Haus,
Daß wir uns immer dran erkennen,
Laß uns zwei Becher tauschen aus.
Daß Keiner, was die Zeit auch bringe,
Jemals von seinem Bruder läßt,
Daß bis zum Tod ein Band sich schlinge
Um unsre Herzen stark und fest.“

* * *

Und Jahre waren hingeschwunden
Seit jener Tag versank in's Meer,
Sie standen brüderlich verbunden
Zu Schutz und Trutz mit Hand und Wehr'.
Wie sie sich hielten lieb und werth,
Getreu sich halfen mit dem Schwert,

Digitized by Google

Getreulich hielten klugen Rath,
Gemeinsam übten jede That:
Es war dem Land ein reicher Segen
Und Wohlfahrt blühte allerwegen.
Denn besser ist kein Reich regiert
Als wo die Treu' das Scepter führt. —

Oft hörte man im Morgenstrahl
Ein Horn ertönen durch das Thal,
Dem bald ein andres Antwort gab; —
Dann grüßten sich mit Lust die Treuen
Und in die Wälder ging's thalab,
In hoher Jagd sich zu erfreuen.
Dann wieder saßen sie beisammen,
Wie einst im Abendsonnenflammen
Im Erkerlein beim edlen Schach
Gar traulich unterm stillen Dach,
Bis sie zu anderm Kampfe wieder
Die rauhe Zeit in Waffen rief!
Ging hoch die Woge oder tief,
Sie thaten stets wie treue Brüder;
Ob hold der Weg, ob wild und steinig,
Sie schritten fort — im Herzen einig.

Wie wenn von einem Felsgestein
Zwei Quellen sprudeln frisch und reich,
An Kraft und laut'rer Strömung gleich
Und sich umfassen hell und rein,
Dann thalwärts eilen eng verbunden
Und wenn ein Felsen wo sie theilt,
Sich fröhlich, wie sie sich gefunden,
Vereinen wieder unverweilt;
Wie Tannen, die auf einem Grund
Mit tausend Wurzeln sich umfassen,
Vereint die Zweige rauschen lassen
Und stehen wie in ew'gem Bund,
So strebten und so standen beide
In reiner Liebe ungeschieden,
Von Mißgunst rein und scheelem Neide,
Voll Treue, Einigkeit und Frieden.

Adolph der ältre, dessen Gau
Südlich der Dühn am Rhein gelegen,
Nahm bald sich eine holde Frau,
Zu mehren seines Hauses Segen.

Digitized by Google

Sie war ein ächtes deutsches Weib,
Von Herzen mild und schön ihr Leib,
Einfach und schlicht ihr Schmuck und Kleid,
In Sitten streng, im Hause klug,
Aufrichtig ohne Hehl und Trug,
So hielt sie fern ihm Streit und Leid
Und schuf sein Haus zum Paradies
Voll schöner Blüthen guter Thaten,
So daß ihn Jeder glücklich pries,
Der sah, wie ihm die Wahl gerathen.
Neidlos und froh sah Eberhard
Des Bruders Heil und Wohlergehen,
Nur treuer ihre Liebe ward,
Nur fester ihr Zusammenstehen.
So lebten sie in schönen Tagen
Voll süßer Freuden und Behagen.

Nur manchmal, wenn er war allein,
Fiel Eberhard in dunkles Sinnen,
Das Wort des Vaters fiel ihm ein
Und wie ein Vorwurf sprach's von Innen.
Dann, wenn er so im Walde ritt,
Das Mondlicht durch die Zweige glitt
Und rauschend was im Laub sich regte,
War's ihm, er hört' des Vaters Wort.
Doch wie's ihn heftig auch bewegte,
Bald sprengt er wieder munter fort
Und schwang den Speer hoch in die Lüfte,
Nahm rasch das Jagdhorn von der Hüfte
Und blies mit Macht, daß sich der Klang
Weithin im stillen Thale schwang. —

* * *

Zu Kaiser Heinrichs Hofe ward
Beschieden einst Graf Eberhard
Und reiten mußte er gen Speier
Mit Mann und Roß zu hoher Feier.
Da gab er in des Bruders Hand
Sein Schloß und seinen Theil am Land
Und was an Schätzen war ihm werth,
Daß er's verwalte treu und gut,
Bis er vom Feste heimwärts kehrt';
So war es wohl in sichrer Hut.
Und fröhlich zog er fort in's Land,
Der Bruder reicht ihm Kuß und Hand,

Digitized by Google

Gab ihm noch lange das Geleite,
Bis Eberhard ihn bat zu scheiden;
Noch einmal küßten sich die Beiden
Und lustig ging's im Trab in's Weite.

Das war ein schmucker Reiterzug
Mit Fähnlein, Wappen bunt genug,
Auf stolzen goldgezäumten Rossen
Die Knappen all und die Genossen
Mit Helm und Panzern blank von Stahl,
So ritten sie im Sonnenstrahl,
Mit lautem Schall Thal aus und ein,
Südwärts hinauf den schönen Rhein.
Wer sie des Weges kommen sah,
Blieb steh'n und harrte bis sie kamen
Und grüßte gern — denn fern und nah,
Nennt' man mit Ehrfurcht seinen Namen;
Und wo sie rasteten und ritten,
Graf Eberhard war wohlgelitten.
Wo still an dunklem Waldessaum
Die Glöcklein eines Klosters schallten,
Da ließ er die Genossen halten,
Hielt Einkehr in dem stillen Raum;
Und wo von hoher Felsenwand
Ein Schlößlein sah hinaus in's Land,
Da ließ er froh sein Horn erschallen
Und hielt und ging nach Wohlgefallen.

Doch wo die Reise fröhlich geht
Durch Blüthen hin im Sonnenschein,
Manch stilles Kreuz am Wege steht
Und Leid und Kummer harren Dein.
Du ziehest froh auf holden Wegen
Durch Feld und Thal in Lust und Licht,
Dem Unheil reitest du entgegen
Und ahnest seine Nähe nicht.

II.

Ein falscher Freund.

O daß kein Glück auf Erden ist,
Das dauert mehr, als kurze Frist,
Dem ferne bleibt der Neid der Andern,
An dem sie still vorüberwandern,

Digitized by Google

Und ohne frech sie abzustreifen,
Die Blüthen lassen blühn und reifen!
Daß wo der Liebe Zauber blühen
Der Haß so gerne sie verkehrt,
Die Sonne nur mit ihrem Glühen
Den Keim der wilden Wetter nährt,
Bis Wolkennacht verhüllt die Bläue
Und streut des Hagels böse Saat:
So war auch dieser Brüder Treue
Vor Haß nicht sicher und Verrath.
Denn ob auch jedes Herz im Stillen
Sich freute ob der Brüder Bund —
Ein Herz trug Haß im tiefsten Grund
Und sah ihr Glück mit Widerwillen.
Leuberg ein Ritter wild und stolz,
Von Trotz und kaltem Hohne voll,
Dem nie das Eis vom Herzen schmolz,
Das nur von Eigenliebe schwoll,
Der nur bedacht auf Zank und Spott
In wilder Lust die Zeit verbracht,
Verzecht, verspielte jede Nacht
Und höhnend lacht dem großen Gott: —
Ihm war der Brüder Glück ein Dorn,
Der stets ihn stach zu Groll und Zorn.

Einst hatte Adolph im Turnier
Ihn schwer geschleudert in den Sand,
Die Lanze ihm mit starker Hand
Gerannt durch Schild und Panzer schier,
Und lächelnd unter lautem Loben
Ihn flink vom Boden aufgehoben.
Da schwur er Rache ihm im Stillen,
Doch mächt'ger faßte seinen Willen
Des Neides und der Habsucht Gier.
Denn seiner Väter Erbe war
Ihm bald zu schmal, sein Schloß zu klein,
Drum sann und sorgt' er immerdar,
Wie er ein fremdes mache sein,
Und an der Grafschaft Berg vor Allen
Hätt' er nicht schlimmes Wohlgefallen!
Doch da die Brüder einig standen,
Sich treu in Rath und That verbanden,
Sah er, umsonst sei sein Beginnen,
Wollt' er es mit Gewalt gewinnen.
So trieben Haß und Habsucht ihn,
Zu trennen dieser Brüder Bund;

Digitized by Google

Und ob's ihm auch unmöglich schien,
Zu streuen da des Argwohns Saat,
Wo also felsenfest der Grund —
Gab ihm doch Satan guten Rath
Und fein und schlau in mancher Nacht
Hat er den Plan sich ausgedacht.
Denn wenn er erst entzweit die Beiden,
Hofft' er im Kampf mit eigner Hand
Für sich die Sache zu entscheiden,
An sich zu reißen all ihr Land.
Willkommen war ihm nun die Frist,
In's Werk zu führen Trug und List,
Da Eberhard entfernt zu Speier,
Verweilte bei der Kaiserfeier.
Erst schlich er unter falschem Schein
Der Freundschaft sich bei Adolph ein
Und ward da, wie es Sitte war,
Im Schlosse gastlich aufgenommen,
Schien's dem auch völlig wunderbar,
Daß Leuberg just zu ihm gekommen.
Er wußte schlau mit List und Kunst
Zu fesseln sich des Grafen Gunst,
Dem alsbald schien, daß mit Vertrauen
Sei auf den Ritter wohl zu bauen.
Doch Leuberg's Ziel war nur der Becher,
Den einst getauscht die treuen Zecher
Im Garten als der Liebe Zeichen,
Nur diesen sucht' er zu erreichen —
Und also sprach einmal der Gast,
Da sie beim Wein alleine waren:
„Habt Dank für Speise, Trank und Rast,
Mich treibt's von hinnen nun zu fahren,
Ich will gen Speier zum Turnier,
Das dort der Kaiser denkt zu halten,
Doch eh' ich scheide, müsset Ihr
Den letzten Wunsch mir noch gestalten.
Wenn Ihr mir seid von Herzen hold,
Gebt mir den Becher da von Gold!"
Doch ohne Zögern Adolph spricht:
„Verlangt mein Schloß, begehrt mein Land,
Mein Auge selbst, die rechte Hand —
Doch diesen Becher fodert nicht!
Ihr wißt, es ist der Treue Pfand,
Die wir uns brüderlich gelobt!"
Und Leuberg lächelnd ihm entgegnet:
„So treue Liebe sei gesegnet,

Digitized by Google

Daß sie wie Gold sich ächt erprobt!
Ich kenne Euer edles Herz
Und meine Bitte war nur Scherz!“
Noch lange sprachen sie zusammen,
Bis sich der Tag mit rothem Flammen
Geneigt und es allmählig nachtet.
Und da sie wollten nun in's Haus,
Da tauscht, von Adolph unbeachtet,
Leuberg geschwind den Becher aus,
Mit einem, den er bei sich trug,
Ganz ähnlich dem, draus Adolph trank,
That fröhlich noch den letzten Zug
Und hob sich langsam von der Bank;
Und Morgens, eh' die Sterne sanken,
Schied Leuberg von des Grafen Schloß
Und ritt in blutigen Gedanken
Den Rhein hinauf auf raschem Roß.

* * *

Das war ein Leben bunt und frisch
An Kaiser Heinrichs Hof zu Speier,
Von Rittern, Grafen, Herrn und Frauen
Ein seltsam kunterbunt Gemisch,
Gar froh und prächtig anzuschauen,
Ein Wechselstreit von Schwert und Leyer,
Von Spiel, Turnier und Zechgelagen,
Von stolzen Rossen, Reitern, Wagen; —
Da zog aus dem gelobten Land
Ein Häuflein ruhmbedeckter Streiter
In bunt phantastischem Gewand;
Da sprach von ihrem Sieg ein Reiter,
Der mit dem Kaiser zog gen Rom;
Da war ein Herr vom Donaustrom,
Da einer aus dem span'schen Land
Und andre von der Nordsee Strand.
Das klang und sang und glänzt und strahlte,
Und lachte, koste, stritt und prahlte
Und eiferte um Pracht und Rang
In Spielen, Wettkampf und Gesang.
Graf Eberhard war nicht der Letzte,
Und wo er sich zur Tafel setzte,
Da ging es hoch und lustig her,
Da ward so mancher Becher leer
Und mancher Zecher voll von Wein.

Digitized by Google

Doch wie er fröhlich war und munter,
Zuweilen schlich er sich allein
An's Fenster — schaute weit hinunter
Auf's stille Land im Abendschein
Und leise auf der Sehnsucht Spuren
Sucht er die heimathlichen Fluren,
Still denkend an der Treue Bund
Grüßt Adolph er von Herzensgrund!

* * *

Leuberg traf bald in Speier ein,
Macht gleich sich an des Grafen Seite,
Gab überall ihm das Geleite
Und zechte froh mit ihm bei'm Wein.
So wußt' er bald mit Winken, Blicken,
Mit manchem Wort ihn zu bestricken,
Und sprach der von dem Bruder gut,
So ließ er manches Wörtlein fallen,
Wie: „seid besonnen, traut nicht Allen,
Er stellt Euch nach, seid auf der Hut!
Laßt mich Euch treu zur Seite steh'n,
Es möcht' Euch Unheil sonst geschehn."
Der schlug es erst sich aus dem Sinn,
Dann sann er lange her und hin,
Vermuthete und rieth und sann,
Errieth, verstand, verneinte dann
Und malt' sich in der Zweifel Drang
Ein Bild von Furcht und Hoffnung bang. —
So sinkt ein Funke ungesehen
In einen Bau zu nächt'ger Frist,
Und nährt sich, wächst, will nicht vergehen
Und wuchert bis er Flamme ist,
Bis ihn erfaßt der Winde Fluth
Und er in fesselloser Wuth
Aufwallend steigt in hellem Brand
Und niederrafft, was mächtig stand.
Der aber diesen Funken streute,
Hat wohl ersehn sich seine Beute,
Um nach und nach mit klugem Plan,
Mit sicherm Gift und schlauen Waffen
Durch Zweifel, Argwohn, blinden Wahn
In Haß die Liebe umzuschaffen.
Er hatte Einen sich gedungen,
Der just vom Galgen war entsprungen.

Digitized by Google

Ein armer Gauner heimathlos,
Den Noth und Elend zogen groß,
Den hatte er mit Gold gewonnen,
Zu thu'n wie er sich's ausgesonnen.

Einst ging mit Leuberg spät allein
Graf Eberhard im Mondenschein
Die Stadt entlang, da plötzlich rauscht
Es hinter ihm und wie er lauscht,
Spürt Er mit Macht getroffen sich —
Es glitt am Wamse ab der Stich,
Mit Absicht nach des Ritters Plan,
So schlecht geführt, daß er nicht tödte
Und nur zu Wuth und blindem Wahn
Des Grafen Argwohn noch erhöhte. —
Rasch eh' der Graf sich umgewandt,
Hat Leuberg schon mit starker Hand,
Den Mörder an der Brust gefaßt,
Der zitternd bebet und erblaßt,
Deß blanker Dolch in solcher Hand
Wohl schneller als sein Mund gestand,
Daß er zu blut'ger Missethat
Dem Grafen heimlich sich genaht.
Der faßt ihn scharf und ruft ihn an:
„Sprich Bube, sprich! was war Dein Plan,
Wie konntest solche That Du wagen?"
Der aber sank in's Knie und sprach,
Wie es ihn Leuberg lehrte sagen:
„O habt Erbarmen — seht mir's nach,
Die Armuth nur hat mich bewogen,
Ach, Habsucht hat mein Herz betrogen —
Dankt's Eurem Bruder, der als Sold
Mir gab den Becher hier von Gold,
Daß ich Euch tödte, edler Graf!
Ich schwör's bei'm Ew'gen, dessen Macht
Euch heut behütet und bewacht,
Daß tödtlich nicht mein Dolch Euch traf —
Graf Adolph Euer Bruder nur,
Von Hab- und Herrschsucht ganz geblendet,
Hat mich nach Speier hergesendet,
Daß ich Euch tödte. — Glaubt dem Schwur
Und diesem Eurem goldnen Becher" —
Da plötzlich schwieg der bleiche Sprecher,
Denn Leuberg, wüthend nur zum Schein,
Drang heftig auf den Mörder ein,
Und ob er And'res ihm verhieß,

Digitized by Google

In's Herz mit sicherm Arme stieß,
Daß er verstumme, ihm den Stahl
Und Eberhard — wer faßt den Strahl,
Der blitzend niederschlug — die Flammen,
Die jetzt sein Herz mit Macht durchlohten,
Als stürzt' der Weltenbau zusammen,
Als schläng' ihn tief ein Feuerboden:
So faßte ihn des Burschen Wort,
Und wüthend, sinnlos halb — entsetzt
Starrt er auf Schrift und Wappen jetzt,
Die selbst im bleichen Mondenstrahl
Ihm ächt bewiesen den Pokal!
Mit kalten Frostes eis'gem Schauer
Durchschnitt es ihm das tiefste Herz
Und kalt wie Marmor, stumm wie Erz
Stand ohne Zorn Er, ohne Trauer,
Den Blick dem Becher zugekehrt —
Und krampfhaft fuhr die Hand an's Schwert!

O bitterste von allen Stunden!
O schmerzlichste von allen Wunden,
Wenn dir Gewißheit wird in Thaten,
Ein treues Herz hat dich verrathen.
Wenn, was dein Herz so lang beglückt,
Was dich begeistert und entzückt,
Als Lüge plötzlich dir erscheint!
Das ist kein Schmerz, der Thränen weint,
Das ist kein Leid, das Worte bannen —
Dein ganzer Himmel zieht von dannen!
Dein Frühling stirbt — dein Herz zerbricht,
Die tiefe Nacht schlingt Alles Licht
Und was dein Glück war rein und groß,
Nun ist's dein Elend — namenlos! —

III.

Der Liebe Sieg.

Wie wenn vom West die Windeswellen
Die Luft durchtoben und die Fluth,
Die sonst so spiegelklar geruht,
Beginnt zu sinken und zu schwellen
Und auf der Fluth die Kähne schwanken:
So waren Eberhards Gedanken

Digitized by Google

Voll Unruh' tief im Grund bewegt,
In Schmerz versenkt, von Wuth erregt,
Da er nun finster und allein
Zur Heimath ritt hinab den Rhein.

Wie anders, da er ausgezogen,
Da bunt im Wind die Fähnlein flogen
Mit Kränzen, Bändern, Bild und Wappen!
Nun folgt ihm keiner seiner Knappen,
Denn da noch schliefen seine Mannen,
Zog heimlich er des Nachts von dannen.
Nun waren's andere Genossen,
Die eng und fest sich an ihn schloßen
Und näher ihm zur Seite ritten
Und treuer folgten seinen Schritten —
Es war der dunklen Geister Schaar.
Voll Blutgier zog voran die Rache,
Ein nimmersatter gift'ger Drache
Mit flammenrothem Flügelpaar;
Des Zornes wildes Löwenthier
Mit starkem Nacken, scharfen Tatzen
Schritt raschen Schrittes hinter ihr,
Gefolgt von tausend wilden Fratzen,
Wie sie das Blut des Menschen schafft,
Wenn Mordlust durch die Adern wühlt,
Die Alles vor sich niederrafft,
Von wilden Wirbeln fortgespült,
Ein Strom, der nach dem Ziele ringt
Und Alles mächtig in sich schlingt.
Denn strafen will er den Verrath,
Vergelten die beschloßne That,
Will rächen die erlittne Schmach,
Die ungesühnt nicht zu ertragen,
Will ihn mit eigner Hand erschlagen,
Den Bruder, der die Treue brach!
So ritt er hin in wilder Hast,
Nicht fühlend mehr der Reise Last.

Zu Ende ging der dritte Tag,
Die Sonne sank mit goldnem Strahl
Und dämmernd über Berg und Thal
Ein unbewölkter Himmel lag.
Er dachte jener schönen Stunde,
Wo sie vom Abendlicht umgeben,

Digitized by Google

Die Zeichen tauschten aus zum Bunde,
Den sie geschlossen für das Leben.
Tiefinnig zog erlebte Lust
Noch einmal durch die junge Brust.

Da sah er fern im Abendgold
Bestrahlt die Thürme lieblich hold
Des Bruders Schloß auf grünem Hügel —
Und sinnend hielt er an den Zügel.
Es rauschte still der ferne Fluß
Und feierlich zum Abendgruß
Erklang es rings von Höh'n und Tiefen —
Es war als ob ihn Engel riefen!
Der Jugend schöne Stunden sind es,
Des Knaben Spiel, das Glück des Kindes,
Der Unschuld tiefe Heiterkeit,
Der reinen Liebe Maienzeit —
Die ziehen auf der Töne Schwingen,
Wie Wandervögel durch die Luft,
Getragen von des Abends Duft,
Den Menschen Friedensglück zu bringen.
Es spricht die schöne Abendstunde,
Als wie aus unsichtbarem Munde:
„Vergiß, o Herz, was dich gekränkt,
Der Tag erlischt — dein Kummer auch,
Thu auf dich ganz dem Friedenshauch,
Der all die müden Blumen tränkt!
Nur was du liebst, ist ewig dein!
Sieh! wie so mild der Sonnenschein
Versinkt im West und geht zu Ruh,
So still und heiter sei auch du.
Du weißt nicht, ob der Sonne Strahl
Dich heut nicht grüßt zum Letztenmal,
Wirf ab die Last, wie schwer sie sei —
Und werde selig — mach' dich frei!"
Und da nun aus den dunklen Zweigen
Der Mond emporstieg voll und mild,
Der treuen Freundschaft klares Bild,
Da mußte Eberhard sich neigen.
Es brach sein Zorn — die Wuth entwich
Und weinen mußt' er bitterlich.

Wie er nun langsam weiter zieht,
Da schaute aus dem Dickicht helle

Digitized by Google

Die alte kleine Waldkapelle,
Wo er als Knabe oft gekniet
Mit seinem lieben Mütterlein. —
Verwittert, grau war das Gestein,
Gehöhlt die Schwelle von den Tritten,
Manch frommer Spruch war eingeschnitten
In Thür und Bank — ein frischer Brunnen
Rauscht heimlich von der kühlen Wand,
Darüber war von Künstlers Hand
Gemalt die schönste der Madonnen
Auf klarem Golde fromm und mild,
Ein still verborgen Gnadenbild.
Da hielt er an und stieg vom Pferde,
Band's draußen an und trat hinein,
Warf auf die Kniee sich zur Erde
Und rief zu Gott in tiefer Pein:
„Du weißt, wie ich so treu ihm war,
Von ganzer Seele hingegeben,
Wie ich ihm Alles brachte dar
Zum Opfer gerne — Leib und Leben.
Wie tief ich ihn im Herzen trug,
Das ihm nur glühte, ihm nur schlug;
Doch seine Herrschsucht brach den Eid,
Erschlagen wollte mich sein Neid!
O so vergib der armen Hand,
Die nun der Rache Schlag muß führen:
Zerrissen ist das goldne Band,
Ich sag mich los von meinen Schwüren;
Vergib mir Gott in Deiner Huld —
Du weißt, es ist nicht meine Schuld!“ —

Zur selben Frist beim Lampenschein
Vereint in trautem Kämmerlein
Saß Adolph mit den lieben Seinen.
Die Mutter spann bei ihren Kleinen,
Die lauschten alter Mährchen Kunde,
Die schön der Mutter floß vom Munde.
Wer nennt das hohe reiche Glück,
Wenn froh auf Weib und Kind dein Blick
In Frieden ruht und stiller Lust —
Da ist ein Himmel deine Brust,
Drin Freuden, zahllos, wie die Sterne!
Adolph in stiller Liebe dacht'
An Eberhard in weiter Ferne,
Wo ihn wohl mag die dunkle Nacht

Digitized by Google

Begleiten nun auf ſtillen Wegen
Mit Gottes Schutz und Himmelsſegen. —
Und als die Kindlein geh'n zu ſchlafen,
„Gut' Nacht" noch ſagen nun, die Braven,
Da ſprach er ſanft zu ſeinem Weibe:
„Sprich mit den Kindern Dein Gebet
Für Eberhard, daß früh und ſpät
Des Himmels Gnade bei ihm bleibe."
Da beteten die Unſchuldsvollen
Andächtiglich, und lieblich quollen
Die Worte aus dem reinen Munde
Zu Gott empor — zur ſelben Stunde,
Als Eberhard in der Kapelle
Lag ringend bei der Gnadenquelle. —

War's ihr Gebet? war's jene Milde,
Die ausging von dem Gnadenbilde?
War's ſeiner eignen Liebe Drang? —
Das Wort des Heilands tief ihm klang
In's volle Herze — vom Vergeben,
Vom Lieben Derer, die uns haſſen,
Wie Er aus Liebe ſelbſt ſein Leben
Für ſeine Feinde hat gelaſſen. —
Und alſo ſprach's vom Kreuz ihn an:
„Das hat ein Gott für dich gethan,
So thu auch du — wie Er dir that,
Vergib dem Bruder den Verrath!" —
Und haſtig ſchwang er ſich auf's Roß,
Schaut einmal noch nach ſeinem Schloß
Und ſpricht mit thränenfeuchtem Blick:
„Fahr wohl du Traum von Erdenglück!
Fahr wohl mein Land — mein Hab und Gut!
Fahr wohl du friſcher Jugendmuth!
Ob du zur Fremde mich getrieben
Mit deinem Haß — ich will dich lieben,
Du Traum der Treue — mein Idol,
Du ſchöne Heimath lebe wohl!" —

Raſch gibt er ſeinem Roß den Sporn,
Das flüchtig ſetzt durch Buſch und Dorn
Und aus der Heimath grünem Thal,
Wo ſeine Tannen — ſeine Buchen —
Fort reitet er im Mondenſtrahl,
In weiter Welt ſein Heil zu ſuchen.

Digitized by Google

IV.

In der Fremde.

Ach wem des Glaubens goldne Sonne
Verſank mit aller Segenswonne,
Der fühlt es tief, er fühlt es ſchwer,
Dem kommt kein Licht — kein Morgen mehr,
Gleich gilt das Wechſeln ihm der Sterne,
Sein Sinn wird kalt, ſein Herz wird klein,
Sucht er den Frieden nah und ferne,
Er wird doch ohne Heimath ſein!

So ritt Graf Eberhard dann fort,
Von Land zu Land, von Ort zu Ort,
Denn alſo trieb ihn ein Begehren,
Zu ziehen in's gelobte Land,
Im Kampf zu des Erlöſers Ehren,
Zu üben kühn die ſtarke Hand
Und neigte ſich des Kampfes Welle,
Zu ſterben an geweihter Stelle,
Zu finden frommen Rittertod
Und ſo zu enden alle Noth.
Denn unnennbare Traurigkeit
Hielt ihm das junge Herz gefangen,
War ihm doch alle Seligkeit
Mit einemmal dahingegangen
Und was die Welt ihm ſchön gemacht,
Was ihn durchglüht, ein heilig Feuer,
Der Glaube an der Tugend Macht,
Ihm über Alles werth und theuer,
Er war in ſeiner Bruſt geſtorben,
Sein ſchöner Frühling war verdorben,
Sein Himmel trüb und trüb der Blick —
So trug er ſtumm ſein Mißgeſchick!

Wohl hat der Liebe Siegesluſt,
Da er die Rachſucht überwunden,
Mit Seligkeit erfüllt die Bruſt,
Wie er ſie früher nie empfunden,
Doch war das nur ein ſchwindend Licht,
Noch war ſein Herz geläutert nicht,
Denn wer nicht lernte lange Zeit
Mit ſtiller Luſt ſein Leid zu tragen,
Der fühlet — muß ſein Herz entſagen
Nur des Verluſtes Bitterkeit.

Digitized by Google

Wie nun das weite blaue Meer
Vor ihm lag endlos ausgegossen,
Da sind wohl Thränen heiß und schwer
Ihm auf den Bart herabgeflossen
Und endlos wie der Ozean
Sah ihn die weite Zukunft an;
Es senkte sich in dunkle Wogen
Des Tages Königs-Diadem,
Frisch kam der Wind vom Nord gezogen
Und fort ging's nach Jerusalem. —

Ein Mond entschwand, seit er die Seinen
Zu Speier heimlich hat verlassen,
Die harrten lang auf sein Erscheinen,
Dann forschten sie auf allen Straßen
Und da sie konnten nichts erfragen,
Fort zogen sie in's Heimathland.
Der Wächter auf der Zinne stand,
Der sah von fern die Fähnlein ragen
Und blies in's Hörnlein mit Behagen.
Adolph vernahm den frohen Klang,
Sich auf das Roß er freudig schwang,
Ob seines Bruders Wiederkehr
Und ritt auf wohlbekannten Wegen
Des Bruders treuem Troß entgegen.
Doch ach! wie traf ihr Wort ihn schwer,
Daß Eberhard sie still verlassen
Und keiner wußte, wo er hin.
Kaum kann er's glauben — kaum erfassen,
Doch sprach er rasch: „Auf suchet ihn,
Zieht alle Straßen in die Runde
Und Keiner komme ohne Kunde!"
Heim ritt er traurig in Gedanken
Und sann und rieth wohl nach dem Grund,
Die Tage kamen und versanken,
Doch frohe Botschaft bracht' kein Mund.

Leuberg indeß, der es vernommen,
Daß Eberhard nicht heimgekommen
Und niemand wußt' wohin er ritt,
Sah sich in seinem Plan betrogen
Und fast bereute er den Schritt,
Da ihn die eigne List belogen.
Wohl hofft er heimlich lange Zeit
Daß Eberhard noch kampfbereit,

Digitized by Google

Mit kräft'ger Faust und starker Wehre
Zu blut'ger Rache wiederkehre.
Doch als enteilte Tag um Tag,
Da sah er wohl — es traf sein Schlag
Umsonst und er erkannte das:
„Die Lieb' ist stärker als der Haß."

Drum sann er neuer Rache Plan,
Wie er zum Ziel sich schaffe Bahn.
Doch eh' er neuen Rath erfand,
Fiel ihm Graf Adolph in das Land
Mit Mann und Roß und starker Macht,
Ihn festzunehmen über Nacht. —
Denn als es einst beim Trunk geschah,
Daß der den Becher still besah
Und prüfte Spruch und Bild und Wappen,
Erkennt er, 's ist der ächte nicht!
Rief Weib und Kind und Magd und Knappen,
Von Angst und Sorge fortgerissen,
Doch Niemand wollt' vom Becher wissen. —
Da fiel ihm ein des Ritters Wort
Und alsbald blieb ihm keine Wahl,
Als daß ihm der den Becher stahl.
Und rasch entschlossen zog er fort
Mit Mann und Roß, mit Wehr und Waffen,
Gewißheit sich und Recht zu schaffen.

Als nun des Wächters warnend Rufen,
Den Schlag von fremden Rosseshufen
Vernahm des Ritters lauschend Ohr,
Entrann durch ein geheimes Thor
Er rasch — und ohne Widerstand
Entfloh er heimlich aus dem Land.
Adolph da er die Flucht erfuhr,
Bestärkt in seinem Argwohn nur,
Ließ Leubergs Burg in Flammen setzen
Und wie mit finsterem Entsetzen
Er starrte zornig in die Gluth, —
Da schwur er's laut bei seinem Blut,
Nicht eher aus der Hand zu thun
Das scharfe Schwert und nicht zu ruh'n,
Bis er gesühnt mit blut'ger That
Des Ritters schmählichen Verrath.

Noch war in ganzer Schwärze nicht
Getreten ihm sein Plan an's Licht,

Digitized by Google

Doch ahnt er, daß es ihm gelang,
Des Bruders Herz ihm abzuwenden —
Denn wie er Boten mochte senden,
Ach keine Kunde zu ihm drang! —

Indessen war Graf Eberhard
Nach langer mühevoller Fahrt
Im heil'gen Lande angekommen
Und dort mit Freuden aufgenommen.
Denn schwer war noch das Reich bedroht,
Das dort der Christen Macht gegründet,
Von blut'gen Krieges schwerer Noth,
Die wild der Heide rings entzündet.
Willkommen war da solch ein Schwert,
Das nur nach heißem Kampf begehrt,
Ein Held, bereit dahinzugeben
Im Tode fröhlich Blut und Leben.
So hatte manche Waffenthat
Gar ruhmvoll Eberhard bestanden,
So oft der Heide sich genaht
In blut'ger Schlacht den heil'gen Landen
Und ob er mitten in der Schlacht,
Wo tausendfach der Tod ihm drohte,
Die Feinde schlug mit starker Macht —
Sein Herz das Feuergeist durchlohte,
Traf keines Feindes Schwert und Speer,
Siegreich bestand er die Gefahren,
Als schützten Ihn der Engel Schaaren —
So segnet Gott die treue Wehr! —

Ein Jahr war schon dahingegangen,
Es kam der Herbst mit seiner Pracht,
Da war ein sehnsuchtsvoll Verlangen
Ihm nach der Heimath aufgewacht.
Am heil'gen Grab ist er gestanden,
Da fielen ihm die Tage ein,
Die seinem Herzen all entschwanden,
Seit er verließ den deutschen Rhein.
So nah dem heilig ernsten Ort,
Verstand er tiefer Gottes Wort;
Allmählig wurden wunderbar
Der Liebe Tiefen da ihm klar.
Genug nicht schien's ihm jetzt zu schweigen,
Stumm zu vergeben den Verrath,

Digitized by Google

Ihn trieb's, dem Bruder das zu zeigen,
Daß der erkenne seine That,
Daß ihn ergreife bittre Reue
Und er zu Gott sich wieder wende —
Daß wieder blüh' die alte Treue
Und heilig Glück den Jammer ende;
Daß wieder sie das Band umschlinge
Bis in den Tod getreu und fest,
Daß Keiner, was die Zeit auch bringe,
Jemals von seinem Bruder läßt.

So war er denn gar bald entschlossen,
Nahm Abschied von den Kampfgenossen
Und folgte seines Herzens Triebe
In tiefem Frieden hoher Liebe.

Gesegnet ist, wer dem verzeiht,
Der Unrecht hat an ihm gethan,
Der Friede zieht auf seiner Bahn
Und mit ihm wandelt Seligkeit!
Das ist ein Zug, den nicht Natur
Dem Menschen hat in's Herz gegeben,
Das lehret ihn der Glaube nur —
Ein Erbtheil ist's von höherm Leben.
Wer segnet den, der ihm geflucht,
Den, der ihn haßt, in Liebe sucht,
Ihm treu mit Trost und Hilfe naht,
Der übt des Herzen schönste That!

Wie anders war des Leuberg Sinn,
Da er nun floh durch Wind und Nacht!
Das war nun seines Trug's Gewinn,
Daß seine Burg in Trümmer kracht!
Daß er von aller Hilfe bloß
Muß irren durch die weite Welt.
Ihn schützt kein Haus, kein sicher Zelt,
Er war allein und heimathlos.
So kam zum Herzog von Brabant,
Der ferne seinem Haus verwandt,
Er auf der Flucht und rief ihn an,
Wie Unrecht Adolph ihm gethan,
Der ohne Grund sein Schloß zerstört,
Der aber hat ihn bald erhört,
Denn gern zu blut'gem Kampf bereit
War jener Herzog jederzeit!

Digitized by Google

So rüstete sich denn zur Schlacht
Der Graf von Berg mit Mann und Roß —
Der Herzog auch mit großer Macht
Führt nach dem Rheine seinen Troß. —

Du Menschenwürger — blut'ger Krieg,
Wohl ist dein stolzer Sohn der Sieg,
Wohl bist du schön, wenn sich die Hand
Der Jugend hebt für's Vaterland
Und wenn mit gottgeweihter Wehr'
Der Held dich führt für Recht und Ehr'.
Doch was du spendest rings, ist Noth
Und was du aussäst, ist der Tod,
Nichts Heil'ges ist für dich erschaffen,
Du ziehest hin mit blut'gen Waffen,
Erschlägst der Jugend frische Kraft,
Entfesselst jede Leidenschaft
Und wo du wälzest deinen Brand,
Verwüstet liegt und öd das Land!

V.

Das Wiederfinden.

Graf Eberhard zur Heimath ritt,
Das Antlitz braun vom Sonnenbrand
Des fernen Südens — sein Gewand
Von seltnem Stoff und fremdem Schnitt,
Lang waren Lockenhaar und Bart
Gewachsen ihm bis auf die Brust —
So kennt ihn Keiner auf der Fahrt
Und Niemand störte seine Lust.

Er ritt dahin, das Herz voll Sehnen;
Wie freut er an des Bruders Haupt
Das seine wieder fest zu lehnen,
Ob er auch immer noch geglaubt,
Daß Adolph ihm die Treue brach;
Wie will verzeihen er die Schmach,
Wie freut er sich, wenn seine Treue
Beschämt der Bruder würde schau'n;
Wie will er trösten seine Reue,
Wie will er ihm auf's Neu' vertrauen.
Und wie er so auf stillem Pfad
Sich wieder seiner Heimath naht —

Digitized by Google

Da blüht in ſüßer Wonnen Drang
Ihm aus dem Herzen der Geſang:
Er ließ ſein Hörnlein wieder ſchallen —
O könnt' er's ſagen Allen Allen,
Wie ihm ſo wohl, ſo ſtill, ſo klar,
So ſelig jetzt im Herzen war.

Doch wie er nahte nun dem Schloß —
In ſtillem Schritte ging ſein Roß —
Da ſtand am Weg ein blinder Mann,
Der ſprach den Grafen bittend an.
Dem war der Bettler wohl bekannt,
Da er ſeit vielen Jahren ſtand
Am Wege dort zu jeder Friſt,
Drum that er gern an ihm als Chriſt. —
Er frug ihn, wo Graf Adolph ſei,
Doch der erzählte mancherlei:
Graf Adolph ſei in's Feld gezogen,
Weil ihn ein Ritter ſchnöd betrogen,
Er halt' es nicht der Mühe werth,
Solch' eines goldnen Bechers wegen
Gleich zu ergreifen Speer und Schwert,
Statt es in Frieden beizulegen.

„Ach," ſprach der Greis, „in früh'rer Zeit,
Als Eberhard daheim noch war,
Da herrſcht' im Lande Einigkeit,
Da drohte Keinem je Gefahr!
Wollt's wünſchen um Graf Adolphs willen,
Es käm' ſein Bruder bald zurück,
Er war ja all ſein Lebensglück,
Nun härmt der Graf ſich ab im Stillen,
Denn Eberhard iſt nicht zu finden,
Wie man die Boten auch geſandt,
In jede Stadt von Land zu Land
Seit langer Zeit nach allen Winden.
Doch muß das Schickſal ſich erfüllen,
So war's und bleibt es alle Zeit —
Hätt' ſich nach ſeines Vaters Willen
Der Kirche Eberhard geweiht —
So blühte wohl das Grafenhaus;
Doch wie es ſagt die alte Kunde,
Nun ſtirbt es wohl in Bälde aus
Und ſeine Herrſchaft geht zu Grunde."

Digitized by Google

Da wie vom Blitz getroffen ward
Mit einemmal Graf Eberhard
Und frug und lauscht' der wicht'gen Kunde,
Die quoll aus dieses Bettlers Munde,
Mehr werth als Gold und Edelstein;
Denn klar und hell, wie Sonnenschein
Erkennt er's nun — ein blinder Wahn
Hab' ihn geführt auf dunkle Bahn.
Des Ritter Leuberg finstrer Trug
Ward ihm nun klar, und heftig schlug
Sein Herz in unnennbarer Lust,
Denn rein ist seines Bruders Brust
Von jener schaudervollen That,
Rein seine Treue von Verrath! —

Schon wollt' er eilen nun in's Schloß,
Da sprengt heran auf schnellem Roß
Ein Reitersknecht. „Der Feind ist nah,"
Ruft der in Hast und sprengt von dannen,
Zu künden es des Grafen Mannen,
Die noch zum Schutz von Weib und Kind
Im Schloß zurückgeblieben sind.

Graf Eberhard dieß kaum vernahm,
Ihn heiße Kampflust überkam,
Er wendet um, sprengt fort im Laufe
Und bald wird sichtbar seinem Blick
Im Thal ein dichter Reiterhaufe.
Dem Herrn befiehlt er sein Geschick,
Zieht frisch das Schwert und wie ein Blitz
Herniederfährt vom Wolkensitz,
So sprengt er mitten in die Reihen,
Dem Bruder seinen Arm zu leihen.

Da war zum blut'gen Schwertertanz
Vereint ein blanker Ritterkranz
Von tapfern Degen, braven Knechten,
Die tüchtig aufeinander rannten,
Die sicher ihre Bogen spannten —
Das war ein Schlagen, Stoßen, Fechten,
Ein Drang von Roß und Reiterhaufen,
Ein Stürzen war's, ein Ringen, Raufen.
Da stand im Kampfe Mann gen Mann.
Graf Eberhard sich nicht besann,
Braust wie ein Ungewitter drein
Und schlug mit wucht'gen Schwertesstreichen

Digitized by Google

So mächtig auf die Feinde ein,
Daß, die noch leben, zitternd weichen.
Mit Staunen schaute Adolphs Troß
Den Rittersmann, der hoch zu Roß
Mit festgeschlossenem Visir
In bunter Tracht, mit fremder Zier
So unerwartet sich genaht,
Zu üben solche Heldenthat!
Schier faßt sie wunderbares Grauen,
Denn eh' sie recht ihn konnten schauen,
War er den Feinden unverweilt
Zu neuem Schlage nachgeeilt.

Auch Adolph war nicht minder stark
Dem Feind gedrungen in das Mark,
Ob er in heißen Kampfes Drang
Entfernt sich auch von seiner Schaar,
Ein Leu mit schnellem Flügelpaar,
Mit starker Faust das Schwert er schwang.
Schon war die Flucht nun allgemein,
Der Feind war gänzlich überwunden,
Und viele hatten noch im Rhein
Unrühmlich nassen Tod gefunden,
Zerstäubt wie Sand im Sturme war
Mit Mann und Roß der Feinde Schaar.

Da lenkte Eberhard sein Roß
Zurück nach seines Bruders Schloß.
Er ritt allein im düstern Wald,
Da sieht im Abendlichte bald,
Gefolgt von einem Rittersknappen
Er einen Reiter — schnell das Wappen
Erkennt er und des Helmes Zier —
Ein mißgestaltet Drachenthier —
Der Mantel auch ist ihm bekannt
Und rasch zum Schwerte greift die Faust.
„Ha Leuberg!“ ruft er wuthentbrannt,
„Zieh Schurke“ und wie Wetter braust
Er mit vernichtender Gewalt
Wie rasend auf den Ritter los —
Ob der auch rief ein mächtig: Halt!
Und abwehrt mit dem langen Schwert,
Es traf ihn hart der rasche Stoß —
Zu Boden stürzen Mann und Pferd. —

Digitized by Google

Da eilt herbei der Knappe schnell,
„Graf Adolph“ bebt's aus seinem Munde,
Dem aber floß schon roth und hell
Das Blut hervor aus tiefer Wunde.

Ach Adolph war's! Er hatte just
Das Schwert gerannt in Leubergs Brust,
Den er im Kampfe überwand,
Und als ihm der im Todesbeben
Die ganze Missethat gestand,
Die er verübt in seinem Leben —
Nahm er zum Hohne stolz dem Schelm
Zur Beute — Mantel, Schild und Helm
Und so mit diesen angethan
Erzeugt' er seines Bruders Wahn,
Der allzurasch im Dämmerlicht
Mit seinem Feind ging in's Gericht.

Und Adolph hebt sein blutig Haupt,
„Mein Eberhard,“ ruft er und neigt
Das Antlitz wieder stumm zur Erde.
Der aber springt entsetzt vom Pferde,
Verwirrten Sinns und sprachberaubt
Und eine Weile Alles schweigt,
Als stünde still der Puls der Welt! —
Es steigt der Mond am Himmelszelt
Empor im Ost mit rother Pracht,
Sein milder Strahl voll Frieden lacht
So sanft herab — als wär kein Schmerz! —
Und Adolph sprach: „Komm an mein Herz,
Mein Bruder — gern will ich vergeben,
Doch warum nimmst Du mir mein Leben?!“

Ohnmächtig vor Entsetzen fast
Stürzt der in ungestümer Hast
Nun weinend an des Bruders Herz —
Wer faßt den namenlosen Schmerz? —
Erschlagen hat er, den er liebte,
Um den so viel er litt und that,
Um den er solches Opfer übte,
Dem er vergeben den Verrath.
Nun liegt er sterbend da — o Gott,
Vor Dir ist Menschenplan ein Spott!
Das war ein traurig Wiedersehn,
Wie schaudernd bebt der dunkle Wald! —

Digitized by Google

Doch wo zwei Herzen sich versteh'n,
Löst sich des Irrthums Räthsel bald.
Ob auch aus Adolphs tiefer Wunde
Das Leben ohne Rettung floß,
War's auch die letzte kurze Stunde,
Die schönste war's, die er genoß. —
Denn da er Alles nun erfuhr,
Wie Eberhard aus Liebe nur
Zu ihm von selber heimgekehrt,
Daß nur ein Wahn gelenkt sein Schwert
Gen seines Bruders treue Brust,
Da schwand der Schmerz in süße Lust
Und von der Treue Glück durchdrungen
Die Brüder hielten sich umschlungen!
Ob sie der Tod bald trennen muß,
Vereint hat sie der letzte Kuß
In alter Lust und Seligkeit
Vereint für alle Ewigkeit! —

O heil'ge Stunde lustdurchglüht,
Wenn wiederfindet das Gemüth,
Was es verlor im Sturm der Zeit —
Wie Friede blüht aus Wahn und Streit,
Wenn Rosen blüh'n aus scharfen Dornen,
Da quillt aus wunderbaren Bornen
Ein Vorgefühl von Himmelslust,
Allmächtig durch des Menschen Brust!
Und mag der Leib in Nacht versinken,
Der Geist sieht goldne Sterne blinken,
Er schwebt empor auf gold'nen Schwingen —
Das kann ein menschlich Lied nicht singen!

VI.

Der Mönch.

Still war's im Schloß, die kühle Nacht
Hat sacht mit schweigendem Erbarmen
Die Welt umhüllt mit dunklen Armen
Und tief bedeckt das Feld der Schlacht.
Im Erker saß die Gräfin wach
Und harrt des Gatten tief bewegt,
Die Lampe zittert im Gemach,
Kein Laut in Hof und Schloß sich regt.

Digitized by Google

Die Kinder lagen ſchon in Ruh,
O armes Weib — was harreſt du!
Dein Gatte liegt im Wald erſchlagen,
Er kehrt dir nimmermehr zurück,
Ob ihm auch hold war heut das Glück,
Er kann dir ſeinen Sieg nicht ſagen! —
Horch, tönt nicht ſchmetternd die Trompete,
Der Wärtl bläst — er naht — er naht —
Und ſchon zu heißem Dankgebete
Hebt ſie die Hände froh — da trat
Graf Eberhard herein zu ihr,
Ihn drückt das Leid zu Boden ſchier,
Da er ihr nun mit eignem Mund
Geſtehn ſoll, was die Hand gethan,
Daß er in ſchuldlos irrem Wahn
Adolph erſchlug im Waldesgrund.

Wer ſchildert da des Grafen Pein,
Als er die beiden Kinderlein,
Die bald erfuhren, was geſchah,
Mit ihrer Mutter weinen ſah.
Was ſoll da Freundeswort und Troſt,
Wenn wild des Schmerzes Woge tost,
Hinſtrömt der Thränen bittre Fluth,
Umſonſt iſt Hoffen da und Muth.

Doch der das Weib zur Wittwe macht,
Zu Waiſen läßt die Kinder werden,
Der Vater in dem Himmel wacht
Und ſieht der Menſchen Schmerz auf Erden:
Er ſendet ſeine Engel nieder,
Wenn aller Troſt des Lebens weicht —
Er gibt dem Herzen Ruhe wieder,
Er macht die Bürde ſüß und leicht. —
Wen ſchuldlos trifft ein Mißgeſchick,
Bald wird ihm wieder hell der Blick;
Doch Eberhard, ob ohne Schuld
An Adolphs Tod — muß ſich geſtehn,
Es iſt mit ihm nicht Gottes Huld —
Und alſo ſprach's in ihm im Stillen:
„Hätt' ich gethan des Vaters Willen,
Das Unheil wäre nicht geſcheh'n!“ —
Zu jeder Friſt an jedem Orte
Gemahnt's ihn an des Vaters Worte.
Er ſucht die Plätzlein all die trauten,
Wo ſie in Liebe ſich erbauten

Digitized by Google

An ihrer Treue ſtillem Glück —
Und einſam tönet ſeine Klage,
Ach jene ſchönen Jugendtage —
Sie kehren nimmermehr zurück.
Nicht länger hält's die Seele aus
Im todtenſtillen Grafenhaus;
Der Kinder Blick wie Vorwurf trifft
Sein Herz mit bittrer Reue Gift
Und ob auch mild und liebevoll
Die Wittwe Adolphs ihm verzieh, —
Sein Herz vor Wehmuth überquoll,
Er ſelbſt vergibt die Schuld ſich nie.
Sein ganzes Leben iſt vergällt,
Er ſieht, kein Heil gibt ihm die Welt,
Bei Gott in Einſamkeit allein
Kann Heil für ſolche Wunde ſein.

So gab er in der Gräfin Hand
Die Herrſchaft über Volk und Land,
Daß bis das Söhnlein käm zu Jahren,
Sie möge treu es ihm bewahren.
Die goldnen Becher aber beide
Und was an Schmuck ihm und Geſchmeide,
An Gold und Waffen eigen war,
Das bracht er fromm der Kirche dar.

* * *

Ein Jahr entſchwand ſeit jener Stunde
Da Adolph ſtarb im Waldesgrunde,
Da klang zu Berg viel Glockenklang,
Ein Kloſter ſtand auf grünem Hügel
Und feierlich auf luft'gem Flügel
Der Schall ſich in die Thale ſchwang.
Da ſtand das Volk in langen Reihen,
Ein Biſchof ſchritt im Prachtornat,
Vor ihm ein Mönch, der juſt die Weihen
Von ſeiner Hand empfangen hat
Und viele Mönche, Ritter, Frauen,
Ein langer Zug gar bunt zu ſchauen,
Darunter auch ein blonder Junge,
So blühend, wie der Frühling iſt —
Und jubelnd klang's von jeder Zunge:
„Gelob ſei ewig Jeſus Chriſt!“
Der Weihrauch wirbelt in die Lüfte,
Dazu der Frühlingsblüthen Düfte,

Digitized by Google

Der Vöglein frischer Morgensang,
Der Menschen Lied — der Glocken Klang —
O wie so voll des Friedens ward
Das Herz dem Grafen Eberhard —
Ihm galt das festliche Geleit,
Da er zum Priester ward geweiht.

Des Vaters Wille war gethan!
Und wie sie schritten jetzt zur Pforte
Des Klosters, hielt der Bischof an
Und sprach zum Volke diese Worte:
„So führt der Herr durch dunkle Nacht,
Durch Wahn und Irrthum uns an's Licht,
So lenkt uns seiner Liebe Macht
Und folget uns und läßt uns nicht!
Umsonst ist unser Widerstreben,
Er wachet über unserm Leben —
Die Wahl ist unser — frei der Wille,
Doch seine Liebe wirket stille
Und wer beharrt nicht in der Schuld,
Den hält mit göttlicher Geduld
Er in den treuen Vaterarmen,
In stiller Liebe und Erbarmen!
So hast auch Du nach bittern Stunden
Dein Ziel, o Eberhard, gefunden,
Dein Herz war edel, treu und rein,
So geh in Deine Heimath ein,
Daß Friede stets Dein Herz erfreue,
Der Himmel segne Deine Treue,
Daß Du so treu ihm sei'st fortan,
Wie an dem Bruder Du gethan!"

Und wie sich nun die Pforte schloß,
So manche stille Thräne floß,
Manch heiß Gebet zum Himmel steigt,
In Andacht stumm das Volk sich neigt,
Der Glockenklang von Neuem tönt
Und weithin über Berg und Thal
Lag hell und klar der Sonnenstrahl
Und Erd und Himmel sind versöhnt!

Der blühnde Junge, Adolphs Sprosse,
Saß lang auf seiner Ahnen Schlosse
Und auf Jahrhunderte hinaus
Blüht fort und fort das Grafenhaus.

Digitized by Google

Im Mund der Sage aber drang
Bis heute fort die schöne Kunde
Von dem getreuen Liebesbunde,
Der dieser Brüder Herz umschlang. —
O klinge fort und fort auf's Neue
Du Lied von deutscher Brudertreue!

Das heilige Osterfest.

Die zwei größten Feste, welche die christliche Kirche feiert, der Todes- und der Auferstehungstag unseres Herrn Jesu Christi, fallen meistens auf den Monat April.

Christus hatte sein Werk vollendet. Das Reich Gottes war der Welt verkündet; der Same der heil. Lehre, welche die Welt retten sollte, war verbreitet und durfte nur seine Früchte tragen. Dem Menschensohn war noch die Erfüllung der Prophezeiungen aufbewahrt, um durch die wirkliche Erfüllung Alles dessen, was seit Jahrhunderten von ihm geweissagt wurde, was er selbst zu seinen Aposteln sagte, die Gottheit zu beweisen.

Wohl wissend, daß der Tag nahe sei, wo er überantwortet würde, um am Kreuze zu sterben, wollte er in Gemeinschaft mit seinen Jüngern Ostern halten, d. h. er wollte das Lamm ohne Makel essen, welches Moses den Israeliten gebot zu thun, als Erinnerungsmahl an den Auszug aus Egypten. Da aber Jesus in Bethanien war, so schickte er seine zwei Jünger Johannes und Petrus nach Jerusalem, um die Vorbereitungen des Abendmahls zu machen. Und seine Jünger sprachen zu ihm: Wo willst du, daß wir hingehen und bereiten, daß du das Osterlamm essest. Und er sprach zu ihnen: Gehet hin in die Stadt und es wird euch ein Mensch begegnen, der trägt einen Krug mit Wasser, folget ihm nach. Und wo er eingehet, da sprechet zu dem Hauswirth: der Meister läßt dir sagen: Wo ist das Gasthaus, darinnen ich das Osterlamm esse mit meinen Jüngern? Und er wird euch einen großen Saal zeigen, der gepflastert und bereitet ist; daselbst richtet für uns zu. Und die Jünger gingen aus und kamen in die Stadt und fanden es wie er ihnen gesagt hatte und bereiteten das Osterlamm. Am Abend aber kam er mit den Zwölfen.

Es würde uns zu weit führen, würden wir hier alle Gebräuche erzählen, die sich in den verschiedenen Weltgegenden und unter den verschiedenen Confessionen an das Osterfest reihen. Eine der gewöhnlichsten Sitten dieser Festzeit, ist das Färben der Eier, die als Ostereier vertheilt werden. Man

Digitized by Google

vermuthet, daß dieser Gebrauch aus der Verwechslung zweier lateinischen Worte entstand ovus — Ei und avis — Lamm, daß daher auch die Eier die Osterlamms-Mahlzeit vertreten haben.

Sehr bemerkenswerth ist jedoch die wichtigste Rolle, die das Ei in allen Sagen der Weltentstehungslehre, spielt. Wir lesen in den Büchern der Brahmanen, die mit der Weltschöpfung beginnen, also: „Als das höhere Wesen das Weltall schaffen wollte, schuf er zuerst nach seinem Willen die Gewässer, alsdann warf er die andern Elemente in dieselben, welche sich vereinigten und ein Ei bildeten. In diesem Ei entfaltete sich Brahma, der die Schale in zwei Hälften theilte, die eine bildete den Himmel, die andere die Erde." Die persische Lehre des Zoroasters von dem Ursprung der heidnischen Gottheiten heißt: Das Ei der Welt spaltete sich, weil Ariman Gottheit der Nacht, sich von Ormuz Gottheit des Tages trennen wollte. Diese Sage gleicht der der Griechen. Castor und Pollux, von denen der eine die Nacht, der andere den Tag regiert, entschlüpften dem Ei des Schwanes Leda. Nach der egyptischen Mythe entstand aus dem Ei, welches dem Schöpfer Cnef aus dem Munde fiel, die Gottheit Phtha. Das Ei selbst jedoch blieb das Symbol des Weltalls, besonders auch bei den Persern, die die Sitte, sich mit gefärbten Eiern zu beschenken, ausübten. Derselbe Gebrauch bestand auch bei den Slaven, zur Zeit des Heidenthums.

Unter den großen Festen der christlichen Kirche sind einige beweglich, einige unbeweglich. Unbewegliche Feste sind solche, die immer auf den bestimmten Tag fallen, bewegliche solche, die erst nach einer gewissen Anzahl von Jahren, wieder denselben Datum eintreffen. Zu den letztern gehört Ostern, Himmelfahrt, Pfingsten, Trinitatis und Frohnleichnam. Das Osterfest bestimmt alle andern. Das Himmelfahrtsfest fällt vierzig Tage nach Ostern stets auf einen Donnerstag; Pfingsten fünfzig Tage nach Ostern; Trinitatis oder Dreieinigkeitsfest acht Tage nach Pfingsten; Frohnleichnam eine Institution des Jahres 1264 fällt auf den ersten Donnerstag nach Trinitatis. Die unbeweglichen Feste sind: Die Beschneidung 1. Januar, die heil. drei Könige 6. Januar, Himmelfahrt Mariä 15. August, Allerheiligen 1. November, Weihnachten 25. Dezember.

Die Pfingstwoche, das Himmelfahrtsfest, Pfingsten und der Marienmonat.

Unter allen Monaten des Jahres ist der Monat Mai derjenige, der seit dem Alterthume die meisten bürgerlichen und die meisten religiösen Feste

Digitized by Google

zählt. Die Indier pflanzten am ersten Tage einen symbolischen Baum und diese Sitte vererbte sich auf unsere Tage; denn in vielen Gegenden unseres Landes wird der Maibaum als ein Zeichen der Freude und des Jubels bei der Wiederkehr der schönen Jahreszeit gesetzt. Dem Beispiele der Indier gleich, feierten die alten Griechen den ersten Maitag und jetzt noch bestreuen die Griechen an diesem Tage ihre Hausschwelle mit Blumen und Blättern. Die alten Römer weihten drei Tage des Mai's ihren Blumenfesten. In vielen spanischen Dörfern besteht noch das Fest der maia, ein junges, hübsches Mädchen weiß gekleidet und mit Blumen geschmückt, von Haus zu Haus zu führen. Eine kleine Mahlzeit beschließt den Umgang, zu der sich die maia mit ihren Begleiterinnen die freiwilligen Beiträge bei den Nachbarn holt. Aehnliche Gebräuche finden in großer Anzahl in andern Gegenden statt, die wir hier nicht alle aufzählen können. Eines der hervorragendsten ist das Blumenfest zu Toulouse in Frankreich, welches von den griechischen und römischen Colonisten, die sich im südlichen Frankreich ansiedelten, eingeführt wurde. Das Fest wird noch immer am ersten Mai gefeiert. Im Mittelalter jedoch wurde es zu einem poetischen Feste, zu einem literarischen Wettkampf umgestaltet, dessen Sieger mit Blumen in Gold und Silber gekrönt wurden. Die erste literarische Zusammenkunft wurde dort von den Minnesängern (troubadours) abgehalten. Aus dieser ersten Zusammenkunft bildete sich ein Verein zur Unterstützung der Stadtarmen. Im 15. Jahrhundert, also zwei Jahrhunderte später starb zu Toulouse eine reiche Bürgerin Namens Clémense Isaure, die ihr bedeutendes Vermögen diesem ursprünglichen Dichterverein vermachte, unter der einzigen Bedingung, an ihrem Sterbetage alljährlich an ihr Grab zu pilgern und dasselbe mit Rosen zu schmücken.

Diese vielfältigen Freudenfeste lassen sich leicht durch den Jubel erklären, den jedes Herz beim Erscheinen des wiederkehrenden Mai's empfindet, wo die Natur wieder prangt im herrlichen Blumenflor, die Wälder von den frischen Liedern der Vögel ertönen, als wollten sie selbst mit einstimmen in den allgemeinen Lobgesang des Frühlings.

Unter den christlichen Festen sind es drei, die beweglich sind, die im Monat Mai fallen: Himmelfahrt, Pfingsten und die Bet- oder Bittwoche. Die Himmelfahrt, welche auf den vierzigsten Tag nach Ostern fällt, ist dasjenige Fest an welchem Christus laut der heil. Schrift gen Himmel fuhr, nachdem er seinen Jüngern zweimal nach einander erschien und das dritte Mal in Bethanien, wo Er sie zuletzt segnete. Pfingsten, das Erinnerungsfest der Ausgießung des heil. Geistes über die Apostel, der sich in Form von feurigen Zungen auf die Häupter der Jünger setzte und sie mit der Sprachengabe ausrüstete, um in allen Ländern das Wort Gottes

Digitized by Google

und die Heilskunde zu predigen. Nach den Schriften des heil. Augustinus sind diese zwei Feste apostolischen Ursprungs, das heißt, sie reichen bis in die allerfrüheste Zeit der christlichen Kirche.

Auf den Monat Mai fällt auch die Bittwoche, eine Feier, die jedoch erst im fünften Jahrhundert von dem heil. Mambott, Bischof in Vienne der französischen Provinz Dauphiné, der Kirche vorgeschrieben wurde. Sie fällt und beginnt immer mit dem Montag vor dem Himmelfahrtsfest und ist zu Processionen auf den Feldern geweiht, um Gottes Segen für das Gedeihen der Feldfrüchte zu erflehen.

Es ist ferner bekannt, daß die Kirche des fünften Jahrhunderts unter dem Pabste Innocentius I. jeden Samstag der Woche zu Ehren der heil. Jungfrau widmete. Auf dem Concil zu Clermont 1095, auf welchem so viele und große Pläne gefaßt wurden, unter andern die der Kreuzzüge zur Wiedergewinnung des heil. Landes, und die der Gottesgerichte, um die unsäglichen Fehden zu schlichten, die die Lehensritter unter sich lieferten, beschloß Urban II., daß alle Gottesdienste des Samstags der heil. Jungfrau Maria gewidmet seien, wenn nicht höhere Feste auf diesen Tag fielen. Später war die Kirche selbst mit einem Tag nicht zufrieden und weihte der Mutter Gottes einen ganzen Monat, und wie man einem Freunde das liebste und schönste anbietet, was man besitzt, so wollte auch die Kirche den Mai, den lieblichen, blumigen Frühlingsmonat, ganz ausschließlich zur Verherrlichung der heil. Jungfrau auserlesen. Gibt es auch etwas schöneres als gerade den Mai zum Andenken Maria's zu erwählen, wo die Wälder mit den gefiederten Sängern bevölkert sind, die ihren Namen verkünden; wo die jungen Mädchen die Blumengabe des Frühlings der heil. Jungfrau, der Königin der frommen Martyrer, welche vor dem Tode nicht erbleichten, opfernd darbringen!

Die gesammte Dichterwelt Europa's hat sich in unzähligen Hymnen vereinigt, die sie harmonisch mit dem allgemeinen Lobgesang der Natur, zu Ehren der Mutter des Heilands verbindet. Unter diesen Hymnen könnten wir viele anführen, die volksthümlich wurden und als Tradition von Generation zu Generation überliefert werden, ohne von denjenigen zu sprechen, die von der Kirche selbst angenommen wurde. Die duftigste, poetischste Weihe findet sich wohl in den „Marienliedern" des berühmten Guido Görres, der sie in Rom vor etwa 15 Jahren dichtete.

Digitized by Google

Lebensgeschichte des Canarienvogels Bibi,

von ihm selbst erzählt.

Geschrieben von der Tante Erneſtine.
(Gräfin Thekla Bandiſſin.)

V.

Es war nun wieder Winter geworden. Die Familie Rehberg war wieder in die Stadt gezogen, Mimi und ich mit ihnen. Die hübſche Bianka war auf dem Lande im Walde zurückgeblieben, wohin Frau v. Rehberg ſie hatte führen laſſen, ſo gerne ſie ſie mitgenommen hätte in die Stadt; aber im Hauſe war nirgends Platz für ſie, denn in den Zimmern konnte ſie doch nicht ſein. Auch meinte Frau v. Rehberg, es würde ſchwer ſein, das liebe Thier zu erhalten, es ſei ihr ſchon ein Mal ein ſolches Reh geſtorben, weil es in der Küche allerhand gewürzte Speiſen genoſſen habe und das hätte ſie damals ſehr betrübt. Nun wollte ſie lieber dem Thiere ſeine Freiheit geben, als etwas Aehnliches mit ihm erleben. Bianka mußte mehrere Male in den Wald geführt werden, ehe ſie dort bleiben wollte; das erſte Mal blieb ſie nur einen Tag dort, und kam am andern Morgen ganz athemlos in's Haus zurück. Sie hatte den Weg allein gefunden. Die Ziege hatte während ihrer Abweſenheit beſtändig gemeckert und ſie im Garten überall geſucht, als ſie nun wieder kam, bezeugte ſie große Freude. Auch die Kinder weinten alle vor Rührung über Bianka und konnten ſich nicht darüber tröſten, daß ſie zum zweiten Mal in den Wald geführt werden ſollte. Sie blieb dieſes Mal mehrere Tage aus, kam aber, obgleich man ſie ſehr weit weggebracht hatte, dennoch wieder, und wäre im Hauſe geblieben, wenn nicht abermals Frau von Rehberg befohlen hätte, ſie fortzuführen. Da blieb ſie denn endlich aus, und mochte wohl im Walde Geſellſchaft gefunden haben, welche ſie über den Verluſt der unſerigen getröſtet hatte und ihr endlich beſſer zuſagte als das Leben mit Menſchen, die ſie nun wieder verſtießen, nachdem ſie ſie ſo lange geliebt und verzärtelt hatten.

Azor zog mit uns und mußte ſich von Sultan trennen, der zurückblieb, um das Haus zu bewachen. Azor war hauptſächlich Minchens Spielkamerad, namentlich ſpielte er Ball mit ihr, das heißt, ſie warf einen Ball auf die Erde, unter Sopha und Stühle und der Hund apportirte ihn ihr wieder. Auch lief er beſtändig hinter ihr her, zupfte ſie an ihrem Kleidchen, an ihrem Stiefelbande, nahm ihr auch manchmal ein Butterbrod aus der Hand, oder ſtahl ihr einen Zwieback, worüber ſie dann allemal weinte und nach ihm ſchlug, aber ſie waren bald wieder die beſten Freunde.

Während dieſes Winters kam eine Schweſter der Frau von Reh-

Digitized by Google

berg nach W., um mit ihrer einzigen Tochter, welche Clärchen hieß, dort zu wohnen. Ihr Mann, der an einem andern Orte eine Anstellung gehabt hatte, war gestorben, und sie wollte nun als Wittwe in der Nähe ihrer Schwester sein und ihre Tochter dort erziehen. Clärchen war ein sehr schönes Kind von zehn Jahren; sie hatte besonders schöne große Augen, schönes dunkles Haar und war blendend weiß. Wegen ihrer Schönheit wurde sie nicht nur von ihrer Mutter, sondern auch von fremden Leuten sehr verzogen und war dadurch sehr eitel und unartig geworden. Sie meinte immer, die ganze Welt müsse ihr nachgeben und nahm auf Niemand Rücksicht. Sie hatte zwar ein gutes Herz, war mitleidig gegen Arme, schenkte jedem etwas, der sie darum bat, aber im nächsten Augenblick bereute sie es wieder und sagte: sie brauche die Sachen selbst, man solle sie ihr zurückgeben. Auch beim Spielen war sie unerträglich; wollten die andern Kindern mit Puppen spielen, so verlangte sie Blindekuh zu spielen, gab man ihr nach, so wollte sie wieder etwas anderes, verlangte Karten, Domino oder irgend etwas, was die andern Kinder nicht wollten. Mit dem eigensinnigen Hermann stritt sie sich beständig und Frau von Rehberg wußte oft gar nicht, was sie mit dem unartigen Mädchen anfangen sollte. Sie hatte Unterricht mit Louischen zusammen und obgleich sie älter war als diese und auch ein kluges Kind war, so lernte sie doch gar nichts und machte den Lehrern viel Verdruß. Sie hatte namentlich viel Talent für Musik; ihr Lehrer sagte oft, daß sie es weit bringen würde, wenn sie sich Mühe geben wollte, aber sie gab sich eben keine und meinte, das müsse alles von selbst kommen. Frau von Rehberg fragte einigemal ihre Schwester, was denn aus einem Mädchen werden sollte, welches nie Ernst zeigte und für Niemanden etwas thun wollte; da lachte Clärchens Mutter und sagte: „Meine Tochter ist so schön, daß sie überall gefallen und gewiß im Leben ihr Glück machen wird, warum soll sie gar so viel lernen? Ernsthaft wird sie mit der Zeit auch werden, wenn sie älter und verständiger wird, jetzt ist sie noch ein Kind, das wird sich alles geben.“ Frau von Rehberg schüttelte den Kopf und sagte: „Ein Mädchen kann nie liebenswürdig sein und nie gefallen, wenn sie nur an sich denkt und nie nachgeben will; Clärchen ist immer mit sich selbst beschäftigt, dadurch wird sie nicht glücklich werden.“

Das arme Clärchen hatte in der Zukunft ein sehr trauriges Schicksal, wie sich später zeigen wird. Leider war sie auch Schuld an Mimi's Tod, wohl nicht absichtlich, aber aus Unvorsichtigkeit. Sie liebte es nämlich, mit uns zu spielen, auch uns allerhand zu bringen, denn, da ihr dieses nicht viel Mühe machte und keine Opfer kostete, so amüsirte es sie. Mimi badete sich sehr gerne, und es sah recht possirlich aus, wenn ihr die Kinder ein großes Glas mit Wasser oder eine große Schale hinstellten; gleich setzte sie sich auf den Rand, spritzte mit dem Schnabel ein wenig im Wasser herum

Digitized by Google

und dann plumpte sie plötzlich mit dem ganzen Körper hinein; weil es aber zu tief war, um darin zu stehn, zappelte sie immer schnell wieder heraus. Dieses wiederholte sie oft mehrere Mal hinter einander und plätscherte im Wasser so lange, bis der ganze Tisch, worauf es stand oder ein großer Raum im Zimmer naß war. Die Zuschauer amüsirten sich immer sehr dabei und lachten darüber, besonders unterhielt sich Clärchen dabei. Man sagt von den Canarienvögeln, es seien lebhafte, leichtsinnige Thiere; lebhaft sind sie allerdings, aber von Natur ist jedes Thier vorsichtig, weil es instinktmäßig alle Gegenstände meidet, die ihm gefährlich werden können; in dieser Beziehung übertreffen wir sogar die Menschen, namentlich die Kinder, welche nichts fürchten, was sie noch nicht kennen, und ohne Ueberlegung alles essen oder unternehmen, was ihnen schädlich ist. Ein Vogel würde nichts essen, was ihm nicht gut ist, wenn er nicht nach und nach durch die Menschen dazu verlockt würde, die ein Vergnügen darin finden, ihn zu etwas zu zwingen, was seiner Natur eigentlich zuwider ist und so geht es auch mit andern Dingen.

Doch um auf Clärchen zurückzukommen, so liebte sie wie gesagt die Spielereien mit dem Wasser, und machte sich selbst gerne damit zu schaffen. Eines Tages nun kam das Hausmädchen und trug einen Eimer Wasser in das Zimmer, wo wir uns befanden, sie wollte Thüren und Fenster waschen. Clärchen war zufällig zugegen und es fiel ihr ein, Mimi zu fangen und sie auf den Rand des Eimers zu setzen. Mimi sah ihr Spiegelbild im Wasser und flog hinein; es war natürlich sehr viel und kaltes Wasser im Eimer, Mimi sank unter, konnte sich nicht sogleich wieder herausarbeiten und wäre augenblicklich ertrunken, wenn das Hausmädchen sie nicht herausgezogen hätte. Aber der Schreck war zu stark gewesen und sie war so erstarrt, daß es lange Zeit brauchte, um sie wieder zu sich zu bringen. Umsonst wickelte Frau von Rehberg sie in Flanell und Watte ein und wärmte sie am Feuer; sie ließ die Flügel hängen und zitterte den ganzen Tag, besonders hatte sie ein krampfhaftes Zucken in den Füßen. Letzteres verlor sich nicht mehr, sie bekam öfters in der Folge Krämpfe, konnte nicht auf den Füßen stehn, fiel von den Sprossen des Käfigs herunter, so daß die Kinder jedes Mal glaubten, sie müsse sterben. Die arme Mimi litt viel dabei, obgleich sie dazwischen ganz munter war, sang und herumflatterte; als aber der Winter schon zu Ende war, kam noch im April eine große Kälte; ein scharfer Wind blies durch die Fenster herein und die Menschen klagten über die Witterung, obgleich sie einheizten und sich warm anzogen. Im Freien aber litten die Thiere dabei, viele Vögel wurden krank und starben. Auch wir, die wir im Zimmer waren, empfanden die Kälte und sehnten uns nach dem Sommer, der so lange auf sich warten ließ. Mimi hörte plötzlich auf zu singen, fraß nichts mehr, hatte öfters am Tage Krämpfe in den Füßen und obgleich

Digitized by Google

man hoffte, sie würde sich noch erholen, so waren doch schon ihre Augen ganz glanzlos und erloschen. Frau von Rehberg ließ sie immer an den Ofen stellen, aber da gefiel es ihr nicht, sie wollte lieber am Fenster beim Licht leiden. Eines Morgens stand das Vogelhaus auch beim Ofen und Mimi war darin, aber das Thürchen war offen, sie flog heraus, setzte sich auf einen Rosenstock an's Fenster, als wollte sie noch ein Mal den blauen Himmel sehn; da kam Louischen und brachte ihr ein Blättchen Salat; sie pickte danach, verlor das Gleichgewicht und lag plötzlich todt zwischen den Blumen da! So starb das arme, kleine, zarte Thier. Ich war jetzt wieder ganz allein und anfangs sehr traurig. Mimi wurde ausgestopft und steht noch in einem Glaskasten da und sieht aus, als wenn sie lebte. Anfänglich glaubte ich auch, sie wäre lebendig, lockte sie, flog zu ihr hin und wurde ungeduldig, weil sie keine Antwort gab, aber endlich wurde ich das überdrüssig, da es doch nichts half und bekümmerte mich nicht mehr um sie. Künftig blieb ich dann auch allein, wie ich es noch bin.

Mein Leben bei Rehberg's war nun so ziemlich immer dasselbe; ich wurde von Allen verzogen und geliebt, wußte auch, daß ich mir Alles erlauben durfte; daß Niemand ein Wort über mich sagte, wenn ich eine hübsche Blume zerbiß, mich auf den Rahmen eines Bildes setzte, denselben etwas zerkratzte oder beschmutzte; wußte, daß selbst Bücher und Papiere mir Preis gegeben wurden, und daß ich beim Frühstück in die Zuckerdose hineinkriechen oder mich auf den Theekuchen setzen durfte. Diese und viele andre Vorrechte waren mir unbestritten eingeräumt, und jeder nannte mich graziös und niedlich, ich mochte unternehmen, was ich wollte und obgleich man das vielleicht nicht glauben sollte, so machte mich das Bewußtsein, thun zu dürfen, was mir gefiel, dennoch übermüthig. Ein besonderes Vergnügen machte es mir immer, wenn ich irgendwo ein Nadelkissen mit Stecknadeln oder Nähnadeln entdeckte; diese zupfte ich alle einzeln heraus und trug sie eine Strecke fort, dann ließ ich sie fallen; war aber in einer solchen Nähnadel ein langer Faden, dann war es mir um so lieber, und alle Seide oder Zwirn, die ich finden konnte, trug ich in meinen Käfig. Das alles that ich und thue es auch wohl jetzt noch zuweilen, obgleich weit seltener, denn ich bin nun alt und stiller geworden, sehe auch nicht mehr gut und werde wohl schwerlich mehr lange leben. —

Ein paar Jahre waren auf diese Weise verstrichen, an mir war damals keine Veränderung zu merken, wohl aber an den Kindern, die nach und nach größer wurden. Hermann war schon in einem Cadettenhause. Louischen wurde schlanker und hübscher und hatte schon viel gelernt. Hugo ging in die Schule, und Minchen konnte schon lesen und schreiben und ein wenig nähen, ein Taschentuch säumen und einen Strumpf stricken; Clärchen war noch unverändert, beinah erwachsen, immer aber ausgelassen, eitel und eigen-

Digitized by Google

willig. Es war im Winter, wir waren alle in der Stadt, da brachen die Blattern aus und viele Menschen, sowohl Erwachsene als Kinder starben daran. Clärchen wurde angesteckt und ihre Mutter war in Verzweiflung, denn sie fürchtete, entweder ihre Tochter zu verlieren, oder sie von dieser fürchterlichen Krankheit entstellt zu sehen. Sie pflegte Clärchen Tag und Nacht, bis sie nach ein paar Tagen selbst auch die Blattern bekam. Der Kummer, Clärchen nicht pflegen zu können, vermehrte noch ihr Uebel, sie schwebte gleich in der größten Gefahr und trotz aller Anstrengungen der Aerzte, trotz der sorgfältigsten Pflege der Frau von Rehberg, starb sie, während das arme Clärchen noch krank im Bette lag. Bei ihr hatte sich der Krankheitsstoff gleich auf die Augen geworfen, wie das bei den Blattern sehr häufig vorkommt; der Arzt erklärte gleich, daß sie wohl nicht sterben, aber wahrscheinlich erblinden würde. Sie erfuhr bald, daß sie ihre Mutter verloren hatte und weinte bitterlich, denn sie konnte nicht ein Mal die Leiche derjenigen sehen, die sie jetzt mehr wie je liebte in dem Augenblick, wo sie wußte, daß sie ihr nie mehr einen Beweis ihrer Liebe würde geben können. Sie wußte, daß ihre Mutter mit gränzenloser Zärtlichkeit an ihr gehangen, daß sie hingegen ihr oft Kummer und Verdruß gemacht hatte; sie bereute jetzt ihr kindisches, unüberlegtes Betragen; sie bat ihre Mutter laut um Verzeihung, obgleich sie wußte, daß sie sie nicht mehr hören konnte, klagte sich an, sie getödtet zu haben, da sie sie angesteckt hatte und war mit einem Worte jetzt eben so lebhaft in ihrem Schmerz, wie sonst in ihren Spielen und Unarten. Frau von Rehberg hatte gleich an die Tante Erneſtine geschrieben, welche auch augenblicklich kam, um sich des unglücklichen Kindes anzunehmen und nicht von ihrem Bette wich. Sie pflegte und tröstete sie mit der größten Aufopferung, sagte ihr, daß sie nun künftig ihre Mutter sein und sich glücklich fühlen würde, der Tochter ihrer Schwester ihr Leben zu weihen. Sie hatte viel Aehnlichkeit in der Stimme mit Clärchens Mutter, und da sie leise und sanft sprach wie diese, auch eine gute Art hatte, mit Kranken umzugehn, so war es dem armen Mädchen der einzige Trost, sie um sich zu haben. Die Tante Erneſtine wußte es zwar bald, daß Clärchen blind werden würde, aber natürlich verhehlte sie es ihr so lange wie möglich und sagte ihr, daß sie nach und nach wieder sehend werden würde. Sie wollte sie erst ganz gesund werden lassen und sie dann langsam auf ihr Unglück vorbereiten. Clärchen blieb weit länger im Bette liegen, als gerade nothwendig gewesen wäre; sie hatte die Augen verbunden, die Fenster, sagte man ihr, seien verhängt und das Zimmer finster, so erklärte sie es sich, daß sie nicht sehen konnte. Dieses geschah, damit man nicht gezwungen werde, ihr die Wahrheit zu gestehen. Während sie also im Bette lag, suchte die Tante Erneſtine auf ihr Gemüth und ihre Stimmung zu wirken, indem sie ihr vorstellte, daß ihre verstorbene Mutter vom Himmel herabsähe auf ihr geliebtes Kind und sich

Digitized by Google

freuen würde, es geduldig und in Gottes Willen ergeben zu finden. „Gehorsam und Demuth," sagte die Tante, „sind die Grundlagen aller weiblichen Tugenden und Gott ist in den Schwachen mächtig, die sich dieser Eigenschaften befleißigen, das heißt: er stärkt sie mit seiner Kraft, dasjenige zu vollbringen, was sie in ihrer Schwäche ohne ihn nicht vermöchten. Nur derjenige kann ganz unglücklich sein, der Niemanden liebt, oder gar nur sich selbst liebt; die Liebe, selbst für einen Verstorbenen, macht den Menschen reich und glücklich, wenn sie ihn treibt, seine Fehler abzulegen und sich zu veredeln. Auch der Aermste vermag zu geben, indem er für Andre lebt, ihren Wünschen und Bedürfnissen zuvorkommt, von seinen Herzens- und Geistes-Gaben mittheilt und je mehr er sich bestrebt, auf diese Weise zu geben, je reicher wird er sich fühlen, an innerer Zufriedenheit."

Clärchen wurde nach und nach darauf aufmerksam gemacht, daß sie früher nie daran gedacht hatte, auch Pflichten gegen Andre zu haben, denn sie hatte es sich gefallen lassen, daß ihre Mutter sich ganz für sie aufopferte, ohne diese Sorgfalt und Liebe zu vergelten. Sie hatte auch gedacht, das würde ewig so bleiben; sie hatte sich so ruhig und sicher gefühlt in der Gegenwart, unter dem Schutz ihrer Mutter, daß es ihr gar nicht eingefallen wäre, Gott um seinen Schutz zu bitten, weil sie nicht glaubte, diesen jemals zu bedürfen. Nun war das arme Kind elternlos, mußte suchen, sich die Liebe erst von Andern zu verdienen, welche ihre Mutter ihr umsonst geschenkt hatte. Sie fühlte das wohl, wußte es aber nicht anzufangen, indessen zeigte ihr die Tante Erneſtine den Weg und sprach ihr Muth ein und sagte: „Wenn man nur den Willen hat, das Gute zu thun, so hat man es schon halb vollbracht, denn der Wille ist ja eben die Hauptsache und gilt vor Gott am meisten." Die Tante konnte es nicht über sich gewinnen, Clärchen auf ein Mal mit ihrem ganzen Unglück bekannt zu machen, deßhalb sagte sie ihr vorläufig nur, der Arzt habe ihr erlaubt aufzustehn, aber sie würde noch lange Zeit blind bleiben, erst nach und nach werde das Augenlicht wiederkehren. Clärchen glaubte es und da sie bereits durch ihre Krankheit viel sanfter geworden war, so fügte sie sich geduldig in ihr Schicksal. Um sie zu zerstreuen, hatte die Tante Frau von Rehberg und alle Kinder in das Schlafzimmer kommen lassen, wie sie zum ersten Male aufstand; jedes half ihr, gab ihr in die Hand, was sie brauchte oder verlangte, sagte ihr ein freundliches oder heiteres Wort. Alle wollten lachen, scherzen, aber es wurde ihnen schwer; die Tante Erneſtine und Frau von Rehberg hatten die Thränen in den Augen, als sie das schöne, blasse Mädchen mit wankenden Schritten gehen sahen, die großen, blauen Augen offen, aber starr. Und so sollte es nun ewig bleiben, sie sollte nie wieder das Glück haben, mit diesen armen Augen irgend Jemand zu sehen, den sie liebte; der freundliche Sonnenstrahl, der blaue Himmel und die schöne Natur waren nicht mehr da für sie! Louischen gab ihr den Arm,

Digitized by Google

als sie durch's Zimmer ging und mochte wohl an dieses Alles denken, denn plötzlich liefen ihr die Thränen so stark über das Gesicht, daß sie dieselben nicht mehr verbergen konnte; sie half Clärchen sich auf einen Lehnstuhl setzen und lief davon. Nach zehn Minuten aber kehrte sie wieder und weil sie nun ruhiger war, schlang sie ihre Arme um Clärchens Hals und sagte: „Mein liebes Clärchen, ich freue mich so sehr, daß Du wieder auf bist, daß ich Dir gerne etwas zu Liebe thun möchte. Ich will Dir etwas schenken, was ich sehr lieb habe, nämlich meinen Vogel Bibi. Du mußt ihn von mir annehmen, denn er ist immer lustig und wird Dir oft durch seinen Gesang die Zeit vertreiben helfen, auch hast Du dann beständig etwas in Deiner Nähe, was Dich daran erinnern wird, wie lieb ich Dich habe. Ich würde mich nicht von Bibi trennen können, wenn ich nicht dächte, daß er Dir Vergnügen machen wird."

Clärchen war sehr gerührt von Louischens Freundlichkeit, denn sie wußte, daß es ihr schwer ward, mich herzugeben, auch wollte sie das Geschenk nicht gleich annehmen, aber Frau von Rehberg bat sie auch darum und so that sie es denn, indem sie Louischen liebevoll umarmte und dankte.

(Schluß folgt).

Von den Drehern oder Drechslern.

Von Fr. Pocci.

Nachdem wir den Schneidern unsern Besuch gemacht und uns auch in der rußigen Werkstatt der Schmiede etwas umgesehen haben, möchten wir eure Aufmerksamkeit auf das zierliche Gewerbe der Drehkunst lenken, welcher Jung und Alt, Groß und Klein, Vornehm und Niedrig so außerordentlich viel an Nothwendigem, Nützlichem, Schönem und Ergötzlichem zu danken hat — vom einfachen Kegel bis zum complicirtesten Nadelbüchslein. Schon die Alten hatten vor diesem kunstvollen Gewerbe großen Respect und nahmen an, daß eigentlich der liebe Gott selbst der erste Drechsler sei, weil Er die Weltkugel gedreht. Im Jahre 1653 widmete der gelehrte Joachim Müllner der Drechslerkunst ein langes Gedicht und weist auf das eben Gesagte in folgenden Versen:

Soll oder soll ich nicht — bevor ich weiter geh —
Den Ursprung dieser Kunst herführen aus der Höh'?
Ihr würdenwerthes Volk, die ihr vor Vielen gehet,
Sagt, wer das Kugelwerk des Erdenrunds gedrehet?
Wer hat das Sterngewölb so zierlich ausgehöhlt,
Und es mit Licht und Luft so wunderbar bestellt?

Digitized by Google

Wer hat das Erdenrund mit Waſſer ſo umleget?
Wer iſt der Meiſter doch, der es erhält und träget?
Ein Jeder füllet mir auf dieſe Fragen bei,
Daß es die Allmachtshand des großen Gottes ſei.
So iſt denn klar hieraus und unſchwer zu erſehen,
Daß Gott ein ſondrer Freund der Drechslerei und Drehen,
Der ſelbſt die Himmelsſcheib ſo zierlich drehet um.
O hohe Herkunftsehr'! o heilig Alterthum!

Möchtet ihr nun dieſe alterthümlichen, allerdings etwas zopfigen Verſe belächeln, ſo könntet ihr doch ihrem Inhalte eine ſchöne Deutung entnehmen, wenn wir uns auch den lieben Herrgott gleichſam nicht an einer Drehbank vorſtellen wollen, an welcher er gleich einer Elfenbeinkugel die Welt dreht. Ohne Zweifel iſt die Drehkunſt uralten Urſprunges. Diodor von Sicilien bezeichnet den Dädalos und deſſen Neffen Talos als Erfinder derſelben; Plinius nennt den Samier Theodorus als denjenigen, welcher zuerſt die Drehbank gebraucht hat; der Philoſoph Thales und auch Phidias ſollen in Holz gedrechſelt, Alexander von Macedonien und Artaxerxes, der Perſer, ſich an Ausübung dieſer Kunſt erfreut haben. In der Geſchichte des Mittelalters, ja bis auf das 18. Jahrhundert herab, finden wir Kaiſer und Könige, Fürſten und Grafen, welche die Drehkunſt getrieben und ſelbſt künſtliche Meiſterwerke angefertigt haben. Unter ihnen nennen wir: Kaiſer Rudolph II, Ferdinand III, Leopold I, Herzog Albrecht IV von Oeſtreich, Alphons, Herzog von Ferrara, Churfürſt Maximilian III von Bayern und noch viele erlauchte Herren aus der Reihenfolge bayriſcher und ſächſiſcher Fürſten. „*Τορνευειν*“ hieß bei den Griechen drechſeln, daher das römiſche Dreheiſen „tornus“ genannt wurde und in Frankreich der Drechsler — „tourneur“. Im 11. Jahrhunderte widmeten viele Mönche in ſtillen Klöſtern ihren Fleiß dieſer ſchönen Kunſt und mancher durch die Revolution aus Frankreich vertriebene Edelmann dankte der Ausübung derſelben ſeinen Broderwerb. Die Natur bietet aber auch das reichſte Material zu dieſer Kunſt: Holz, Bein, Eiſen und Stahl werden gebraucht und Plinius erwähnt ſchon des Pollio, der aus den Schildkrötenſchalen Buckeln gedreht, womit er Geräthſchaften geſchmückt habe. In allen Kunſtſammlungen finden wir koſtbare und künſtliche Dreherarbeiten aus allen Zeiten. Georg Windiſch, der im 17. Jahrh. zu Altenburg lebte, hat aus einem Pfefferkorne 200 winzige Becher gedreht und aus Welſch- oder Haſelnüſſen gearbeitet gibt es allenthalben die wunderbarſten Kunſtſtücke. Item — daß das Dreherhandwerk von jeher mehr als eine Kunſt angeſehen wurde, iſt wohl erklärlich. Aeltere Vorſchriften geſtatten den Meiſtern höchſtens zwei Lehrlinge, auf daß die Kunſt mit aller Sorgfalt gelehrt werde. Wollte Einer Lehrling werden, ſo hatte er ſich manchem Brauche zu fügen, wobei aber auch

Digitized by Google

wieder viel Kurzweil getrieben wurde. Die Gesellen führten den Lehrling, nachdem er vor der Zunftlade erschienen war, hinaus, zogen ihn als Bacchanten an und geleiteten ihn in Prozession wieder in die Stube. Man steckte auf Besen Lichter, klingelte und setzte ihn auf eine Bank. Er mußte den Mund öffnen, in welchen ihm ein Ei gesteckt wurde, worauf er mit hölzernen Messern barbirt wurde. Dann hatte er sich umzukleiden, um als ein „rechtschaffener Geselle“ wieder zu erscheinen. Dem Altgesellen hatte er einen Kranz zu reichen; die Anderen legten ihre Hüte auf den Tisch, um den sie saßen; der Lehrling ward mit dem Kranz geschmückt und bekam vom Altgesellen eine Maulschelle mit den Worten: „Diese leide von mir; wenn Dir aber ein Anderer eine geben will, so wehre Dich.“ Dann ging's an den Ehrentrunk, wobei in zierlicher Rede daran erinnert wurde, daß wo zwei oder drei Gesellen beisammen, Messer, Würfel, Degen und Kartenspiel verboten seien. Im Spruche des Altgesellen hieß es: „So mit Gunst! Du wirst Dich gutermaßen zu erinnern wissen, daß Du von uns begehrst hast einen freundlichen Trunk und ein freundliches Ausschenken. Dasselbe ist Dir somit zugesagt. Nun aber hält man nicht viel von einem ehrlichen Gesellen, der einem viel zusagt und wenig hält, sondern vielmehr für einen ehrlichen Gesellen, der wenig zusagt und viel hält. Denn Zusagen und Halten stehet wohl bei Jungen und Alten. So siehst Du wohl, daß ich derjenige Gesell bin, der seinen Worten will Kraft und Macht geben, und bin ich dann versehen mit zweien Schenkkännlein Bier, das liebe Brod obenauf, wie auch die große Kanne daneben und was noch dabei sein soll. Ist es nicht dabei, so ist es doch im Keller; ist es nicht im Keller, so ist es doch im Faß, und ist es damit noch nit genug, so wollen wir einen schlesischen Bauer kommen lassen mit ein paar Wasserstiefeln; der soll auf einer Leiter von 24 Sprossen in ein Faß steigen. Was er mit einem oder zwei Schneiderspitzen wird herausbringen, soll mein und Dein Gewinnst sein. Ich hoffe, Du werdest mit mir zufrieden sein. Mit Gunst hab ich nun ausgeredet.“

Nach Trunk und Dank des Lehrlings hieß es weiter: „Du darfst nicht danken meiner Schenke und meines guten Willens. Hast Du nicht genug getrunken, so trinke nach; schlage die Kanne und Gläser nicht auf den Tisch, auch mir und meinen Mitgesellen nicht an den Kopf; denn Bader und Doctor sind gar theuer, sie geben wenig Pflaster um einen Dreier; das Geld, um das wir das Pflaster kaufen, wollen wir lieber in Branntwein versaufen. Wenn Dir aber in der Zeit was eingefallen wäre, das dem hochlöblichen Handwerk nicht zu leiden stünde, so melde es und wolle es nicht verschweigen.“

Drauf der Lehrling: „Mit Gunst! Was ich gemeldet, das melde ich abermal. Ich weiß auf ehrliche Meister und Gesellen nichts, als was ihnen

Digitized by Google

wohl ansteht. Ich weiß gar viel; aber es ist Alles von mir selber, also ist's besser, daß ich schweige. Schweiget mein Hut, so schweiget mein Mund."

Zum Schlusse ward die Ernennung des Gesellen vorgenommen. Wer Meister werden wollte, hatte drei Stücke anzufertigen: Ein tüchtig Spinnrad, eine gedrehte Gewürzbüchse mit 7 Fächern und ein gedreht Schachspiel mit einer Büchse dazu. Wer eines Meisters Sohn war, hatte nur Ein Stück zu liefern. An manchen Orten ward eine Schleierkugel als Meisterstück aufgegeben, nämlich eine Kugel, mit welcher die Schleier geglättet wurden. — So viel von den Drechslern.

Heinrich Findelkind.

Eine Erzählung von Isabella Braun.

Erstes Kapitel.

Was bringt der Vater mit?

Es war ein kalter Oktobertag des Jahres 1361. Der Horizont schaute düster auf die Erde herab; ein scharfer Nordwind sauste einher und nahm die letzten, buntgefärbten Herbstblätter von den Bäumen; das nahe Gebirge trug schon seit einigen Wochen frühe Schneespuren; auch in der Ebene hatte es geschneit, aber die Sonne war mit holdseligem Lächeln darüber hingefahren, als wollte sie tröstend sagen: „'s ist noch nicht an dem! es war nur des Winters Quatiermacher mit seinem grimmen Gesichte." Nun aber schien es doch kalter Ernst zu werden.

Dies mochte ein Mann denken, der an jenem Tage über die bergigen Wege in der Richtung gegen Kempten zuschritt; denn er hatte eine warme Decke um sich geworfen, obgleich er völlig abgehärtet gegen den Einfluß jeglicher Witterung aussah. Sein Körperbau war fest und gedrungen, sein Gesicht vom Wetter gebräunt; es lag in dessen Ausdrucke eine ehrliche Offenheit, ein starker Wille, wohl auch etwas Hartes und Strenges; dazwischen aber schaute die Gutmüthigkeit überall hervor. — Heute zog ein sorgenvoller Schatten darüber; der Himmel und seine Stimmung paßten zusammen und der Mann blickte öfters empor, als ob seine Gedanken damit im Einklange wären.

Es war der Meier von Kempten, der also einherschritt; denn so nannten und kannten ihn die Leute in der ganzen Umgegend. Seine Meierei lag etwa eine halbe Stunde entfernt von der Stadt und wäre gerade nicht armselig gewesen; aber seine neun Kinder machten sie doch zu eng und zu klein und dem Manne oft schwere Sorgen. Heute kam er von einem

Digitized by Google

Gange, welcher ihm recht ſauer geworden war. Er hatte ſeine beſte Milchkuh verkauft, weil die mißrathene Ernte nicht für den Winterbedarf ausreichte, und dieſer Entſchluß war nicht ohne innerlichen Kampf abgegangen. Ein ſelbſt aufgezogenes und ſo ſchönes Stück Vieh, die Freude der Kinder, welche ſie faſt wie ein Familienſtück betrachteten und die Zierde des Stalles! — Es war ein harter Abſchied geweſen. Jörg, der älteſte Knabe, der dem Vater bereits wie ein Knecht zur Seite ſtand, hatte ſie Tags zuvor mit beſonderer Sorgfalt geputzt; dem Bärbele wurde es ganz weh um's Herz beim letzten Melken, Hannes ließ es ſich nicht nehmen, ſie ſanft an den Hörnern herauszuführen und ihr noch etwas Gutes in's Maul zu ſchieben; die Kleineren mußten ſie noch ſtreicheln und liefen ſchreiend nach, bis der Vater ſie mit dem Verſprechen beſchwichtigte, ihnen dafür etwas mitzubringen. Aber der Abſchied war ihm ſelber am allerſchwerſten geworden und wer wird es dem Maier verdenken, daß er auch jetzt, trotz des guten Erlöſes von harten Thalern, keine Freude empfand, ſondern ein finſteres Geſicht machte und den grauen Himmel ſorglich anblickte.

Der Winter iſt juſt nicht des Landmanns guter Kamerad, die Stube nicht ſein Lieblingsort. Wie ſein Beruf ihn ſtündlich hinausführt in die freie Natur, ſo iſt er auch dort zu Hauſe. Darum ſind die Häuſer der meiſten Bauern klein und faſt armſelig; in jener Zeit aber, von welcher ich erzähle, mag's noch ſchlechter geweſen ſein. In der Meierei des Jörgen ſah es im Winter am allerkleinſten aus, weil die jüngſten Kinder in der Stube bleiben mußten. Da gab es ein Durcheinander von Lachen, Weinen, Necken, Plaudern, von Herum- und Herabpurzeln, von Geklapper und Gehämmer und der anſtoßende Stall miſchte ſeine Naturlaute von Mäh und Muh, von Gebrüll und Gewieher darein; die Mutter verhielt ſich bisweilen abwehrend die Ohren, oder pitſchte und patſchte die kleinen Schelme, bis es Ruhe gab; der Vater aber pfiff drohend und wo das nicht ausreichte, kam wohl auch ein kleines Hagelwetter über die ungeberdige Schaar.

All dieſes mochte der Meier von Kempten auf ſeinem Gange überlegen und ſo kam es, daß er die winterlichen Vorboten am Himmel etwas mürriſch betrachtete. Es ging ſchon ſtark gegen den Abend; er hatte Eile, vor ſinkender Nacht heimzukommen, denn zu jener Zeit des Fauſtrechts war's nicht geheuer auf der offenen Straße, wenn man einen wohlgeſpickten Geldſack mit ſich trug. Er beſchleunigte ſeine Schritte den Berg hinab, von wo er im Halbdunkel die große Eiche gewahrte, welche ſein Gut begrenzte und ſein Stolz war. Unter ihrem Schatten hatte auch ſein Vater als Knabe geſpielt, dann war der Raſen daneben ſein eigner Tummelplatz geworden und nun trieben es die Kinder auf gleiche Weiſe. Er hatte unter dem Baum eine Bank gezimmert; an Sonn- und Feſttagen kamen nicht ſelten die Nach-

Digitized by Google

barn zu Geſpräch und Berathung hieher; wandernde Geſellen und arme Mütterlein mit ihrem Reiſigbündel ließen ſich dort raſtend nieder und der Platz wurde ſelten frei von Morgens bis Abends.

Als der Meier ſich ſeiner Heimath näherte, herrſchte bereits tiefe Sabbathruhe in der Gegend. Menſch und Vieh war entweder im Haus oder Stall und von ſeinem eignen Herdfeuer leuchtete ihm die Flamme entgegen. Er griff nach ſeinen mitgebrachten Spitzwecklein im Zwerchſacke, dachte an die harrenden Kinder und es wurde ihm weicher um's Herz, als er den Baum erreichte. Er blieb ſtehen und ſah in die immer noch blätterreichen Aeſte. Da vernahm er ein leiſes Wimmern mitten durch die Nacht. Sogleich dachte er an ſein kleinſtes Büblein; ſollten die Geſchwiſter es im leichtſinnigen Spiele vergeſſen haben und die vielbeſchäftigte Mutter meinen, es liege in ſeiner Wiege? Er hielt ängſtlich den Athem an und horchte. Das Wimmern kam wirklich vom Baume, aber ſo leis, als ob es am Erſterben ſei. Jörg eilte zur Bank und beugte ſich forſchend nieder. Ja dort lag ein Wickelkiſſen; es mußte ſein eignes Kind ſein, vielleicht ſterbend von der kalten Nachtluft. Haſtig nahm er es in ſeine Arme. Nein es war nicht ſein kleiner dicker Bub von einigen Wochen, ſondern ein kaum gebornes Kindlein. Unſchlüſſig, was er thun ſollte, blieb er ſtehen. „Wem gehört das Kind? — ſeine Mutter muß ganz in der Nähe ſein; natürlich! — ſo ſpät des Abends!“ — Er ſtieß einen Ruf aus, er horchte. — Keine Antwort, er hörte nur den Wind ſauſen. Nun legte er das Kind wieder auf die Bank, um ſein Weib zu holen, die beſſer Rath in der mißlichen Sache wiſſen mußte. Jetzt aber wimmerte das Kind von Neuem, und es war zuvor in ſeinem Arme ſo ſtill geweſen. Der Nordwind ſauste ſo bitterkalt daher, daß es den abgehärteten Mann fror und ſchüttelte. Da nahm er raſch das Kind wieder auf den Arm, ſchlug die warme Decke darum und eilte ſeinem Hauſe zu. Der kleine und große Hund bellten willkommend, die Kinder riſſen die Thüre auf, ſprangen ihm jubelnd entgegen, zogen ihn zur Stube und ſchrieen: „Vater, was bringſt uns mit?“

Die Mutter ſaß an der Wiege beim warmen Ofen, nickte ihm lächelnd zu, Jörg frug ſogleich: „Iſt die Kuh verkauft?“ und Bärbele fügte bei: „Hat ſie einen guten Stall und gute Leute?“

„Und gutes Futter?“ fügte Hannes bei.

„Und hat ſie recht gebrüllt, wie Du fort biſt?“ forſchte Annaliese.

Der Meier von Kempten konnte ſich bei all den Fragen und andringenden Kindern kaum erwehren. Er ſtand immer noch ſtumm und unbeweglich mitten in der Stube und ſeinem Weibe kam es nun vor, als fehle ihm etwas. Sie hielt im Schaukeln der Wiege inne, ſtand auf und näherte ſich ihrem Manne. Nun frugen die Kleinen wieder ungeduldig: „Vater, was bringſt uns mit?“ und in dieſem Augenblicke ſchrie auch Jackele in der

Digitized by Google

Wiege. Das weckte den Meier aus seiner Versunkenheit, er schlug die Decke auseinander, Mutter und Kinder stießen gleichzeitig einen Schrei der Verwunderung aus, aber wie ganz verschieden klang er! Die Kinder jubelten; sie hatten die Kuh gänzlich vergessen und Alles dazu, was der Vater sonst hätte mitbringen können und worüber sie den ganzen Tag sich berathen und die kleinen Köpfe zerbrochen hatten. Die Mutter frug hastig, woher das Kind sei? und während sie es in die eignen Arme nahm, es wiegte und das kalte, starre Gesichtlein an ihrer Wange fühlte, vergaß sie im Erbarmen, auf die Antwort zu hören.

„Ein neues Brüderlein!“ jubelte der kleine Christian.

„Nein, nein, ein Schwesterlein!“ schrie Viktörle und streckte sich nach dem Ankömmlinge.

Das Kind begann auf's Neue zu wimmern und die Meierin machte nun in der Wiege neben Jakob ein Ecklein, nahm es aus dem Wickelkissen, hüllte es in eine wollene Decke und legte es hinein. Alle Kinder umdrängten die Wiege und suchten die beiden Schreihälse zu beruhigen. Das kluge Bärbele hatte bereits in dem Ofen die Milch gewärmt und reichte sie der Mutter. Das Kind sog kräftig und war sogleich beruhigt, während Jakob immer unbändiger schrie. Da ging dem Meier, der ohnedem ein durch den Vorfall erregtes Gemüth hatte, die Geduld aus, — er kramte in seinem Sacke, legte die Spitzwecklein auf den Tisch und rief den Kindern, die nun darüber herstürzten. Nur Bärbele stand noch neben der Mutter und als der Vater wieder zu ihnen trat, auch Jakob zur Ruhe gekommen war, frug die Meierin auf's Neue: „Ja um Gotteswillen, sag' nur, woher bringst den armen Wurm?“ —

Fast in lautlosem Tone sagte der Mann: „Draußen unterm Baum ist's gelegen und hat gewimmert, als ob's am Verscheiden sei. Kann's doch nicht erfrieren lassen! So hab' ich's halt mitg'nommen, bis seine Mutter es abholt.“

Wieder kam die ganze Schaar zur Wiege; Viktörle wollte den Kindern von ihrem angebrochenen Spitzwecken geben und stach sie damit in die Mäulchen, daß sie auf's Neue weinten; die Andern setzten sogleich die Wiege so stark in Bewegung, bis sie umzufallen drohte und der Vater rief nun in drohendem Ernste: „Weg mit Euch Allen! Bärbele, trag die Supp' auf, mich hungert und jetzt kein Wort mehr!“ —

Sogleich stand die ganze Schaar um den Tisch; Jedes faltete die Hände, Bärbele brachte die Suppe; das Gebet erklang einstimmig von jedem Munde und man hörte nichts mehr, als das Geklapper der hölzernen Löffel. — Nach dem Essen wollten die Fragen und der Lärm von Neuem beginnen, aber der Meier schickte sie zu Bett. Da galt keine Widerrede. Man hörte nur mehr: „Ruhsame Nacht! Gelobt sei Jesus Christus! in Ewigkeit, Amen!“ — und die Stube war leer bis auf Bärbele und Jörg.

Digitized by Google

Letzterer ging noch in den Stall, der Vater folgte ihm, Bärbele trug die Schüssel und Löffel ab, spühlte und wusch Alles rein und das dauerte eine gute Weile. Dann begaben sich auch diese beiden Aeltesten zur Ruhe.

Der Meier und sein Weib saßen nun allein beisammen auf der Ofenbank vor der Wiege. Sie schwiegen eine Weile; dann rieb sich der Mann, wie er in Verlegenheit stets zu thun pflegte, jene Stelle hinter den Ohren, wo der Zweifel seinen Sitz zu haben scheint und sagte: „Was aber nun anfangen mit dem armen Wurm da?“

Das Weib entgegnete zögernd: „Nun ich denk halt, seine Mutter wird es schon abholen. Gewiß hat sie im nahen Wald Reisig gesucht und sich dabei verspätet. Geh doch 'naus und schrei einmal recht laut, daß sie ein Zeichen hat.“

Der Meier ging hinaus und weiter weg, er schrie freilich aus Leibeskräften, aber keine Seele antwortete ihm. Ganz entmuthigt kehrte er zurück und setzte sich wieder nieder. Alles Kratzen hinter den Ohren half ihm nichts und er sagte: „Wenn seine Mutter es aber nicht abholt, was nachher.“

„O, Mann, was denkst auch!“ rief das Weib fast zusammenschauernd. „Wer wird sein kleines Kind nicht suchen! so einen armen, lieben, verlassenen Wurm!“

„Wenn aber nicht, sag ich!“ erwiederte der Mann halb zornig und halb brummend. —

„Ja, dann! — aber Jörg, was anders, als es behalten?“

Das wollte dem Meier nicht in den Sinn; er schüttelte in Einem fort den Kopf und erwiederte dann: „Behalten, behalten! so, so, behalten! leicht gesagt! aber unsre Neun?“ —

„Haben dann noch ein Zehntes, Jörg!“ Jetzt fuhr der Meier auf: „So, ein Zehntes? Aber mit was das Zehnte ernähren? Muß ich's erst sagen, daß es mit den Neunen kaum geht? Nirgends will's ausreichen! Für was hätt ich denn meine Kuh verkauft?“ —

„Gott wird schon nachhelfen, Jörg!“ sprach sein Weib, die Hände fromm zusammenfaltend, einen recht mütterlichen Blick auf die beiden Kinder werfend. Dann fuhr sie fort: „Weißt noch, Jörg, wie wir Beide geweint und gejammert haben, als unser lieber Herrgott den Joseph und die Lisbeth geholt hat? Sie wären auch nicht verhungert; 's hätt halt reichen müssen für alle Elf miteinander, wenn sie am Leben geblieben wären. Nun schickt uns Gott dafür ein anderes und es sind erst Zehn!“ —

Diese einfachen, frommen Worte und die Erinnerung an seine verstorbenen Kinder hatten das ohnehin gute Herz des Meiers weich gestimmt und er sagte: „Nun, so sei's in Gottesnamen! ich will sein Vater sein, wenn kein Andrer sich einstellt.“

„Und ich seine Mutter,“ — sprach leise das Weib und wischte sich die Augen. „Aber Jörg, spritz es mit dem Weihbrunnen an, es könnt nicht getauft sein; 's ist mir um's Jakoble, wenn's so neben ihm liegt.“ —

Digitized by Google

Der Meier that, wie ihm geheißen und sah dabei fast so andächtig wie der Pfarrer aus. Dann ging er schweigend aus der Stube in seine Schlafkammer. Das Weib saß noch eine lange Weile auf und betete fast ein halbes Dutzend Rosenkränze: einen für den kleinen Heiden, einen für's Jakoble, einen für die andern Kinder, einen für die Verstorbenen und einen für's ganze Haus. — Dann legte sie sich in's Bett in der Stube und rückte die Wiege ganz nah daran.

Der andere Tag war ein Sonntag. Bärbele bekam den Auftrag, das Haus und die Kinder zu hüten. Es schneite recht naß und außer dem fünfzehnjährigen Jörg durfte keines der Schaar die Eltern begleiten. Diese gingen selbander in die Stadt zur Kirche und hernach zum Pfarrer, dem sie den Vorfall mittheilten.

Inzwischen war es für Bärbele kein leichtes Ding, Ordnung zu halten. Die Spitzwecken waren verzehrt bis auf den allerletzten, und die Kuh über dem neuen Brüderlein ganz vergessen; nur Hannes ärgerte sich schier darüber und mochte gar nicht aus dem Stall kommen. Er sagte: „Es ist recht wüst von Euch, daß Keines an die Blaß denkt, und Du Bärbel auch nicht; hast sie doch alle Tage gemolken und wer weiß, wie ihr's jetzt geht!“ — Hans schmollte über das kleine Kind aus purer Eifersucht für seine Blaß.

„Aber Hannes; 's ist doch nur ein unvernünftiges Thier!“

„So, ein unvernünftiges Thier?“ fuhr er auf. „Hat sie uns nicht Alle gekannt und den Hals weit gestreckt, wenn wir nur in den Stall geguckt haben? und das kleine Ding da macht die Augen gar nicht auf.“ —

Jetzt fiel Annaliese zornig über ihn her und Bärbele mußte abwehren; Hanne aber wollte haben, es soll gleich die Augen aufmachen, um dem Hannes zu zeigen, wie nett sie seien. Sie grabelte mit ihren Fingern daran herum und stach sie ihm beinah aus. Aber es verzog das Mäulchen jämmerlich zum Weinen und streckte seine Händchen hervor. Da ging die Freude von Neuem an. Es waren so winzig kleine Fingerlein mit so winzig kleinen Nägeln und mit so vielen Falten um die Knöchel. Jakoble, dünkte es sie, habe nie so magere Händchen gehabt und zur Liebe kam noch das Erbarmen. Annaliese wollte es gleich fett machen und gar nicht aufhören, ihm Milch einzugießen, obgleich es sein Mäulchen wehrend hin und her bewegte und zu weinen begann. Jetzt wachte auch Jakoble auf, schrie aus Leibeskräften, schlug um sich und stieß das arme Würmlein. Alle drängten sich nun herzu und wiegten in Einem fort. Bärbele nahm den größern und Annaliese den kleinern Schreihals beschwichtigend in den Arm und Hanne heizte im Ofen nach, daß sie sich nicht erkälten möchten, bis es in der Stube „wadelte“ vor Hitze. Als die Kinder immer noch schrieen, wollte Christian, man solle sie zur Unterhaltung in den Stall tragen zu den Schäflein, die auch kleine Lämmer

Digitized by Google

hatten. „Nein, man ſolle ſie ein wenig peitſchen," ſagte der immer noch übelgelaunte Hannes. Bärbele hatte wieder Mühe, Ordnung und Ruhe herzuſtellen, und hieß die Kinder ſpielen. Chriſtian ſetzte ſich zuerſt in die Ecke zum Ofen und beugte die kleinen Scheiter aufeinander; Grete nahm allerlei Tücher und machte ein Kind daraus mit einem ſehr großen Kopfe, das ſie nun auch herum trug und beſtändig hinter Bärbele und Annalieſe drein ging. Endlich gaben die beiden Wickelkinder Ruhe, wurden wieder in die Wiege gelegt, den Anderen Schweigen geboten und ſo entſtand leidliche Ordnung. Annalieſe bewachte die Wiege und Bärbele ſchnitt Brod zur Suppe ein, wobei die Einen ihr zuſahen, um ein Schnittchen zu erhaſchen und ihr dann in die Küche folgten, wo auf dem Herde Feuer angezündet wurde.

„Hans! Hans! haſt wieder vergeſſen, Späne zu ſchneiden!" rief Bärbele; aber Hans hatte ſich auch nun an die Wiege geſchlichen, um zu ſehen, ob das Kind einmal die Augen aufmachen würde. Seine, hinter dem Trotz gelagerte Liebe zu dem neuen Ankömmlinge, brach nun hervor und er ging nur ungern an ſein Geſchäft.

So verſtrich die Zeit und die Eltern kehrten mit Jörg aus der Stadt zurück.

„Iſt Niemand da geweſen und hat nach dem Kind gefragt?" war des Meiers erſtes Wort und er athmete tief auf bei der Verneinung. —

Die Mutter war lauter Liebe für das Kindlein. Des Pfarrers Troſt und Verheißung auf Gotteslohn hatte ihr banges Herz aufgerichtet und geſtärkt und ihr war's nicht anders, als ſei ihr verſtorbener Knabe wieder vom Himmel herab auf die Welt gekommen. Sie fürchtete beinahe, daß man das Kind wieder holen würde, und am Nachmittag richtete ſie Jakobles Taufzeug zurecht mit ſo innigen Gefühlen, wie ſie es für die eignen Kinder gethan hatte.

Am Montag ließ das böſe Wetter nach, ſie bettete das Kindlein gut ein, ſchlug eine ſchützende Decke darum und trug es in ihres Mannes Begleitung zur Taufe in die Kirche. Der Pfarrer übernahm die Pathenſtelle und gab ihm ſeinen eignen Namen Heinrich. Als man das Kind wieder zurückbrachte, tiſchte die Mutter ſogar einen Taufſchmaus, beſtehend aus Käs, Butter und gedörrten Schnitzen auf, worüber ein großer Jubel entſtand und wodurch Hannes vollkommen beſänftigt wurde. Der Name Heinrich gefiel den Kindern ſo überaus gut, daß ſie ihn ſtets von Neuem riefen und in die Wiege hineinſchrieen. Der ganze Montag wurde ihnen zum Feſte und Heinrich war nebſt Butter, Käſe und gedörrten Schnitzen der Mittelpunkt ihrer Freude.

In der ganzen Nachbarſchaft machte der Vorfall großes Aufſehen und man ſprach einige Tage lang nichts anders, als von dem Findlinge. Die Einen lobten des Meiers Barmherzigkeit über die Maßen, gaben ihm aber nichts, um das zehnte Kind zu ernähren; die Andern meinten, er hätte

Digitized by Google

wohl genug an den eignen Kindern haben können; es sei ein Unrecht gegen diese und gegen die ganze Nachbarschaft, fremde Kinder von hergelaufenen Leuten aufzunehmen; wieder Andere riethen auf reiche Vergeltung, welche der Meier erwarte, sie waren unerschöpflich in Vermuthungen, und der Spott blieb auch nicht weg. Aber in der Meierei kümmerte man sich um all diese Gerede nichts und der kleine Heinrich erwarmte in der Wiege, in welcher die Barmherzigkeit ihn sanft gebettet hatte.

Zweites Kapitel.

Wie es in der Meierei zugeht und die beiden Schlaf- und Spielkameraden aufwachsen.

Heinrich war im ganzen Sinne des Wortes Jakobs Schlafkamerad: nicht nur, daß er an seiner Seite in der Wiege lag, sondern er schlief auch in Einem fort; er that niemals die Aeuglein recht auf, zwinkerte nur damit ein wenig, trank seine Milch mit geschlossenen Augenliedern, schlief gleich wieder in den Tag und die Nacht hinein und zeigte für seine Umgebung so wenig Interesse, daß es sie nachgerade zu verdrießen begann. Hannes war dabei der Eifrigste und zog wieder über das Kind los, eilte aber doch in jedem müssigen Augenblicke an die Wiege, um aufzupassen, wenn Heinrich denn einmal erwachen würde und ausgeschlafen hätte. Bärbele und Annaliese hatten sich in die beiden Kinder getheilt; es gab sich ganz von selbst, seit jenem ersten Sonntage, wo Bärbele ihren Jakob und Annaliese den Heinrich herumgetragen hatte. So ging es hinfürder auch und Jedes hielt nun zu seinem Kindlein wie eine eifersüchtige Wärterin. Hannes hatte sich Annaliese anvertraut und diese gelobte ihm hoch und heilig, ihn sogleich herbeizurufen, wenn Heinrich einmal „rechtschaffen" aufwache aus seiner ewigen „Duselei," und so ging er in vollem Vertrauen frischweg an seine Arbeit.

Es war bereits seit jenem Samstag eine Woche vorüber und neuerdings Samstag geworden, wo es noch viel zu thun gab für den Sonntag und Wochenabschluß. Jörg langte eben in Begleitung des Vaters mit einer großen Holzfuhre vom Walde an, schirrte die Pferde aus und schickte sich an, abzuladen, während in einiger Entfernung sich Hannes sehen und vernehmen ließ, denn er pfiff sein Lieblingsstück. Er war als ein schwarzhaariges, braunäugiges Rößlein an seinen eignen Wagen gespannt, denn er schob einen mit Reisig hochbeladenen Schubkarren vom Walde her. Hanne stand seiner wartend unter der Hausthüre, denn nun begann ihr gemeinschaftliches Geschäft und die Mutter hatte bereits geschmält, daß der Herdwinkel ohne Vorrath sei. Er stellte mit einem tüchtigen Stoße den Karren nieder und schlug die Arme übereinander in rascher Bewegung, um sich warm zu machen. Seine Hände waren roth und ein wenig blutig geritzt, aber er achtete es nicht und begann abzuladen, während Hanne kleine Pauschen machte, sie an dem gebogenen Knie brach, um sie dann mit einem Strohband zu umwin-

Digitized by Google

den, wobei ihr Hannes noch helfen sollte. Es hatten sich also zwei Gruppen gebildet, dort der Vater und Jörg, hier die beiden kleinern Geschwister.

Auf einmal erschien Annaliese unter der Hausthüre; sie winkte eifrig und bedeutungsvoll dem Bruder und als er's nicht merkte, schrie sie: „Hannes, Hannes, lauf, lauf! aber komm gleich!"

Das Verständniß, was der eilige Ruf bedeute, kam ihm sogleich; er rannte beinahe den Schubkarren sammt der Hanne um und eilte in die Stube. Aber seine Schwester war nicht faul und sprang ihm nach. Sogleich standen sie an der Wiege und da lag Heinrich mit ausgeschlafnen, offnen Aeuglein, groß und blau.

„G'rad wie der Himmel!" rief der Hannes vor Entzücken und Freude. Annaliese fiel ihm in's Wort: „Ja, wie der Himmel, wenn er blau ist, aber der ist oft nicht so schön und ganz grau. G'rad wie ein Vergißmeinnicht, ein recht großes am Bach."

„Oder wie eine Grethel in der Heck" — sagte langsam die dicke Grethe, welche ihre Namensblume zur Ehre bringen wollte.

„Oder wie ein Rittersporn" — ergänzte Christian, der auch etwas von den blauen Blumen wußte.

Die Kinder konnten sich gar nicht satt sehen. Sie waren voll Verwunderung, weil sie alle mitsammen braune Augen hatten und nun meinten sie, blaue Augen seien viel fürnehmer, und gewiß hätten die Rittersleute oder gar die Engelein blaue Augen, ja, das Jesuskindlein in der Kirche hatte blaue Augen und flächserne Haare. Sie schoben das Häublein auf die Seite und — „Herrjeh!" die flächsernen Haare kamen dicht hervor. — Auf einmal stand der große Jörg auch noch hinter ihnen und schaute über ihre Schultern und Köpfe neugierig in die Wiege und dabei verzog sich sein Mund beinahe bis an die Ohren.

Jetzt vernahmen sie von draußen des Vaters gellenden Pfiff; auch die Mutter schrie: „Hanne, Grethel, Hannes! wo steckt Ihr denn allsammt. Macht voran, sonst werdet Ihr in alle Ewigkeit nicht fertig!"

Wieder tönte der Pfiff des Vaters und dann erschien er unter der Thüre und rief: „Tausend schwere Noth! was gibt's denn da? Wann kommst endlich, Jörg? Muß ich allein abladen?"

„Es hat die Augen aufgemacht, Vater!"

„Und sie sind ganz himmelblau, Vater!"

„Wie Vergißmeinnicht!"

„Wie die Grethel in der Heck!"

„Wie der Rittersporn, Vater!"

So riefen ihm die Kinder im Chore entgegen, während er näher trat. Er mußte lachen, sah das Kind an und sagte: „Nun, was gibt's denn da zu wundern? Mein fast, Ihr könntet das an einander schon oft gesehen haben."

Digitized by Google

„Aber Vater, ſie ſind nicht wie die unſrigen; ſchau nur's Jakoble an.“

„Meinetwegen braun, oder grau, wenn er nur ſieht! Hab ſchon gemeint, er hätt ſich gar die Augen ausgeſchlafen. Nun aber raſch vorwärts, oder ich hol die Peitſch und treib Euch auseinand.“

„Vater, ſchau nur noch ein „gottzigsmal“ her, ich glaub, es lacht.“ —

In dieſem Augenblicke verzog das Kind allerdings den Mund, aber zum Weinen, denn Jedes hatte mit ſeinen Fingern ſo lang an ihm herumgetippt, daß es ihm zuviel wurde. Der Vater rief nun wieder: „Soll ich mit der Peitſche kommen?“ und näherte ſich der Thüre. Nun ſtob der ganze Schwarm auseinander, Jedes eilte zu ſeiner Arbeit, Annaliese war wieder allein an der Wiege und bald kam auch die Mutter zu ihr. Beide freuten ſich mitſammen, daß Heinrich ſo friſch und blauäugig in's Leben hineingeguckt hatte.

Draußen aber ging's bei der Arbeit ſehr geſprächig zu; Grethe hatte ſich zu den beiden Geſchwiſtern geſellt und ſie ſprachen immer von dem Kinde und vergaßen ſchier den lieben, kleinen Jakob. Sie machten allerlei Pläne für die Zukunft: wie ſie die kleinen Buben auf dem Schubkarren ſchieben und ihnen ſogar einen Wagen und allerlei machen wollten.

Mit dem erwachten Kindlein aber ging es nun von Woche zu Woche beſſer. Die zuerſt ſo magern Bäcklein ſchwollen an; die ziegelfarbige Röthe floß in eine wahre Roſenblüthe über, die Runzeln glätteten ſich, die faltigen Händlein bekamen ordentlich Fleiſch und ſtatt ungewiß umherzukrabeln, ſchloßen ſie feſt den hingehaltenen Finger ein, und die beiden Büblein lachten bald um die Wette. Gegen das Ende des Winters ſaßen ſie einander gegenüber in der Wiege, ganz aufrecht, ſpielten mit ihren eignen Füßen, oder ſtreckten ſie in die Höhe, als ob ſie damit zum Munde wollten, und die blauen und ſchwarzen Aeuglein ſtarrten ſich an, bis die Finger gegen einander ausgriffen und ſich in's Geſicht fuhren. —

Es entſtand zwiſchen Bärbele und Annaliese ein Wettſtreit, welches Kindlein dicker und ſchöner ſei, und die Mutter mußte abwehren, ſonſt wären ſie überfüttert und gemäſtet worden, ganz wie die Schweinlein im Stalle. Alle im Hauſe, Vater und Mutter, Jörg nicht ausgenommen, hatten ihre helllichte Freude an den zwei Bürſchlein und freuten ſich mit jedem Tage mehr. Freilich meinten Chriſtian und Viktörle, gar Niemand ſpiele mehr mit ihnen; aber ſie beruhigten ſich und ſpielten dafür mit Jakoble und Heinrich.

Zu Weihnachten baute Hannes eine Krippe auf und ſteckte Lichtlein auf; aber die kleinen Kinder in der Wiege ſchauten kaum hin, ſondern griffen nur mit beiden Händen nach den rothbackigen Aepfeln und ließen ſie auf dem Boden herumkugeln. Gegen das Frühjahr rutſchten ſie ihnen ſogar nach und als der Boden draußen am Eichbaume weich und mit Gras bedeckt wurde; als hunderte von weißen Maßliebchen mit dem goldnen Augenſterne

Digitized by Google

heraufblühten, daß ein weißes Tuch über den Rasen gedeckt schien; als der Himmel doch noch tiefblauer sich färbte, als Heinrichs Augen: — da saßen die Kinder neben einander draußen in der linden Luft, purzelten um- und übereinander, Christel und Viktörle thaten es ihnen vor, pflückten die Blumen, damit die kleinen Finger dieselben zerzupften, aber sie fragten die Blumen nicht, gleich den Erwachsenen, ob sie sich liebten? das fühlten sie Alle von selbst in ihren Herzen.

Dann kam der Sommer. Jetzt begann der Sprachunterricht, nachdem das brudelnde Prr — vorangegangen war. Nun kamen die süßen Kinderlaute von „Mem“ und „Aett“ und von allen Wortverkürzungen und Verdrehungen, die reicher sind, als die Sprachen der Gelehrten.

Dann kam der Herbst mit seinen süßen Baumfrüchten, in welchen sie mit den festen Kiefern und jungen, einzelnen Zähnlein wühlten, wo sie nicht mehr auf dem Boden rutschten, sondern sich aufrichteten an jeder Bank, niederfielen und ohne Weinen aufstanden, wo sie herumliefen an Bärbeles und Annalieses „Fürtuch“ — und endlich selbstständig überall waren, wo man sie nicht brauchen konnte, und im Stalle, den Schafen und Gänsen und allem zahmen Gethier Besuch abstatteten.

Dann kam ein zweites Frühjahr, noch viel lustiger, als das erste, wo Hannes sie hinausschob auf seinem Karren in den nahen Wald voll der grünen, singenden Herrlichkeit; ein zweiter Sommer mit süßen Beeren, die sie einander und sich selbst in's Mäulchen schoben; dann kam mit einem Male auch manches Pitsch und Patsch, wenn sie nicht gut thun wollten. Sie lernten des Vaters Pfiff verstehen, den sie anfangs nur für lustig gehalten hatten und sie lachten nicht mehr bei seinem Stirnrunzeln, sondern liefen gehorsam, wie die Andern auf dieses gebietende Zeichen.

Und so kam und ging eine Jahreszeit um die andere. Zuerst ritten sie hopp, hopp, auf Jörgs Knie, und dann saßen sie gar festgehalten auf den langsamen Ackergäulen, zuletzt allein sich anklammernd, mit den Händen und immer fester mit dem Zügel. Immer mehr kam mit der Zeit; sie nahm und brachte dagegen Anderes, nicht nur den zwei Kleinen, sondern auch den Größern. Hannes wurde durch Christel am Schubkarren abgelöst und gesellte sich zu Jörg und dem Vater; Annaliese und Hanne thaten Bärbeles Geschäfte, während diese eine kräftige Dirn wurde im Felde draußen, und Eines rückte dem Andern nach.

Jakob war ein schwarzhaariger, dickbackiger, brauner Bub geworden und Heinrichs Flachshärlein hatten sich in einen krausen, blondhaarigen Wald verwandelt. Seine Augen glänzten immer blauer und seine Wangen waren wie ein Gemisch von Milch und Blut. Die beiden Knaben kletterten wie Eichkätzlein auf jeden Baum und nahmen das Obst ab; sie zogen gemein-

Digitized by Google

sam auf die Gänsehuth und thaten genau, was die Andern in ihrem Alter gethan hatten.

Von Heinrichs rechter Mutter fand sich keine Spur; er war das Kind des Meiers von Kempten, wie die Andern. Die kleinen Geschwister hatten den Vorfall, welcher ihn hergebracht, gänzlich vergessen, die größeren wurden nie daran gemahnt und selbst die Eltern schienen es in ihrer gleichmäßig vertheilten Liebe vergessen zu haben. Die Meierei stand ziemlich abgesondert, der Verkehr mit Nachbarn war für die Kinder gering und so hatte Heinrich, als er sein sechstes Lebensjahr erreichte, keine Ahnung, daß er ein armes Findelkind war, welches die Barmherzigkeit zu Jakob in die Wiege gebettet hatte.

Drittes Kapitel.

Heinrich erfährt etwas für ihn Neues unter dem alten Eichbaume.

Es war ein Sonntag, ein stiller, friedlicher Sonntag auf dem Lande, so recht grundverschieden von den andern Wochentagen, wo Menschen und Thiere arbeiten, wo der Boden bearbeitet wird, wo der Sonnenschein, die Luft, oder der Regen zu arbeiten scheinen und die abgeschabten Kleider der Leute von Arbeit Zeugniß geben. Heute aber war Alles frei davon, war Alles gewaschen und geputzt, die Kinder, die Erwachsenen, die Kühe im Stalle und selbst die ganze Natur schien im Sonnenschein gewaschen und gefirnißt zu sein. Der Himmel leuchtete blau und die Wiesen waren stellenweise noch ganz jugendlich grün. Dennoch war es Herbst, wie damals, als das fremde Kind unter der Eiche lag, ja, es jährte sich gerade zum sechsten Male. Aber wie anders war's heute!

Damals sauste der Wind und die kleine Decke des Horizonts drohte mit dem nahen Winter, als sollte der Herbst nicht freundlich weilen dürfen; heute war hellichter Sonnenschein, als ob der Sommer sich nicht trennen könne von der Erde. Damals lag ein heimathloses, halbsterbendes Kind unter dem Baume, und jetzt spielte dasselbe Kind als frischer, muntrer Knabe in einem Kreise von eben so frischen, muntern Kindern, die ihn Bruder nannten und die Meierei, der Baum, das Feld, der Wald, Alles, Alles rings umher war so gut seine Heimath, wie die Heimath der Anderen.

Ja, dort drüben, nicht sehr weit von der Eiche, wo der Meier von Kempten einen Baumgarten angelegt hatte, spielten die Kinder, die Kleinen und die Großen, gelehnt an die kleinen und großen Stämme und die aufgewachsenen Bäume, welche bereits Frucht getragen hatten. Sie jagten sich abwechselnd umher, um den Platz zu tauschen und es gab Neckereien in Menge, die alle belustigten.

Heinrich war der Flinkste darunter. Wenn Viktörle ihn schon zu erhaschen meinte und die Hand nach ihm ausstreckte, entwischte er ihr doch,

Digitized by Google

war außer ihrem Bereich und saß droben in den Zweigen, wie ein Spottvogel pfeifend, oder lachte von Oben herab. Schmollte sie, dann lachten Alle; eine neue Neckerei umdrängte sie, daß sie am Ende am lautesten lachte auf Kosten eines Andern, denn der Scherz ging im Kreise herum und weilte nie lange bei dem Einen. Es ging an ein Springen und Fangen, als ob es die allergrößte Luft der Welt wäre, außer Athem zu kommen und müde zu werden. Es entstand mancher derbe Wettkampf und die Püffe, welche es dabei absetzte, waren eben so gut wie Liebkosungen und wurden eben so heiter aufgenommen. In jenen Umarmungen, welche dahin zielten, den Andern zu Boden zu werfen, in jenem zu unterst und zu oberst liegen auf dem Rasen und in jenem immer noch fest umschlungen Herumkugeln war nur Kinderluft. Sogar die Mädchen nahmen das Gleiche nicht übel, sie zeigten sich nicht „wehleidig," sondern ihre Wangen färbten sich dabei immer roſiger und die braunen Augen lachten mit dem Mund und den Backengrübchen um die Wette.

So ging es bereits den ganzen Nachmittag, als der Abend heranrückte und die Meierin auch heraus kam, sich unter den Eichbaum setzte und dem Spiele zusah. Die seltne Ruhe that ihr wohl, der frohe Anblick noch wohler und Alles um sie her stimmte sie ganz weichmüthig. Da schaute zwischen den schwarzen und braunen Köpfen ihrer Kinder der blonde, krause Lockenkopf herüber, sie vernahm sein silberhelles Lachen, und das ihres Jakobs tönte darein, und die Andern bildeten den Chor, daß es ihr wie ein Glockengeläute vorkam. Sie mußte unwillkürlich an jenen schaurigen Abend vor sieben Jahren denken und wie es weder sie noch den Vater auch nur eine Stunde lang gereut hatte, was die menschliche Barmherzigkeit sie thun ließ, und wie Gottes Segen darauf lag, wie das Brod nie fehlte für Alle miteinand. Sie faltete wie im Gebete ihre Hände und eine rechte Sonntagsstimmung bemächtigte sich ihrer.

Als ob diese Gedanken den Knaben anzögen, kam Heinrich im jagenden Spiele in die Nähe des Eichbaums. Er hatte das festgesetzte Ziel übersprungen; ein Anderer mußte statt seiner springen und er wurde in der lustigen Schaar nicht vermißt. Als er die Mutter erblickte, war für einen Augenblick das Spiel vergessen, er sprang auf sie zu und sank keuchend, mit gerötheten Wangen und glänzenden Augen in ihren Schooß. Da war ihr's, als ob die Blätter in dem alten Baum rauschten und die Geschichte seiner verflossenen Kindheit erzählten. Sie sprach in der Eingebung des Augenblicks: „Ja, setz' Dich zu mir auf die Bank, wo Du vor sieben Jahren so elendiglich gelegen bist." —

Heinrich erhob den Lockenkopf von ihrem Schooße und blickte mit seinen hellen Augen neugierig auf die Mutter, indem er rasch frug: „Was hat mir denn gefehlt?"

Digitized by Google

Sie nahm ihn näher und ſagte: „Was Dir gefehlt hat? Gar Alles, armer Tropf! Wärſt faſt erfroren und verhungert da auf dem harten Bänklein.“

„Aber warum denn, Mutter?“

„Warum? Meinſt, ſo ein kleiner, armſeliger Wurm, kaum einige Tage alt, könn' es in Wind und Wetter aushalten eine ganze Nacht lang?“ —

„Aber warum haſt Du mich denn da draußen liegen laſſen?“

„Ich hab' Dich ja nicht hingelegt und kein Sterbenswörtlein davon gewußt! Gott ſteh' mir bei! wie hätt' ich ſo was thun können.“

„Hat's am End' das Bärbele gethan? Wart' nur, die werd' ich beim Schopf nehmen!“ rief Heinrich entrüſtet.

„Das Bärbele! Gott verzeih' Dir's, Du weißt's nicht beſſer. Das Bärbele und die Annaliese haben Dir abgewartet, wie's eine Kindsfrau im Schloß drüben nicht beſſer thun könnt, als Dich der Vater in die Decke gewickelt, uns gebracht hat und Du bei Jakob in der Wiege gelegen biſt.“

„Aber wer hat's denn gethan?“

„O, Kind, armes Kind, Deine eigne, unbarmherzige Mutter und ich kann nur ſagen, Gott verzeih' ihr das Unrecht.“ —

Heinrich ſah ganz verwirrt darein; es kam ihm die Angſt, als ob er gerade jetzt in Wind und Wetter unter dem Baum liege und am Erfrieren ſei. Er rief weinend: „Biſt Du denn nicht meine Mutter?“

„Nein, nein, ich bin's ſo recht nicht, Heinrich, aber ich bin Deine Pflegemutter und will's ſein alleweil, ohne Aufhören.“ —

„Und der Vater iſt auch nicht mein Vater?“

Die Meierin ſchüttelte verneinend den Kopf, während Heinrich weiter forſchte: „Und der Jakob, der Chriſtel und die Hanne“ —

„Alle ſind nicht Deine rechten Geſchwiſter. Aber ſei nur zufrieden, ſie wiſſen's gar nicht anders, als daß Du uns gehörſt.“

„Aber wem gehör' ich denn?“ rief Heinrich, in ein lautes Schluchzen ausbrechend.

„Du biſt ein Findelkind, Heinrich, aber wein nicht ſo, höre auf! Du biſt doch unſer Bub' und ein guter Bub, das muß ich ſagen.“

Die Meierin ſagte ihm viele beſänftigenden Worte und immer auf's Neue; aber die kleine Bruſt wogte in Stößen und je mehr Thränen die Mutter abtrocknete, deſto mehr floßen nach, als ob ſein Herz ein Quell geworden wäre.

„Heinrich, Heinrich! wo bleibſt?“ tönte es vom Spielplatz herüber; aber er hörte es nicht. „Heinrich, Heinrich, komm!“ er hörte es, aber ſeine Thränen floßen auf's Neue. Da ſprang Jakob herbei. Er ſah den weinenden Bruder und meinte, „es hätte etwas abgeſetzt.“ Er theilte es mit einer ſchlagenden Bewegung den Andern mit; ſie riethen hin und her, was es ſein könne, hielten ſich aber wie bei ähnlichen Gelegenheiten ſcheu in der Ferne, als ob es anſteckend wäre, und das fröhliche Spiel endete. Jedes ſchlich

Digitized by Google

sich von dannen und die Schaar verlor sich in Haus, Hof, Stall und Garten. Die Größern hatten bei dem herannahenden Abend ohnedem etwas zu thun und die Kleinen fanden überall leicht eine Beschäftigung.

Die Meierin und das Findelkind waren nun allein und unbeachtet. Sie erzählte Heinrich seine kleine Geschichte im Zusammenhange, ermahnte ihn Gott zu preisen für seine Lebensrettung, es sein Lebenlang nicht zu vergessen und Gott jetzt gleich auf den Knieen zu danken, weil es am nämlichen Platz und auch ein Sonntag sei, der dem Beten gehöre. Und der Knabe kniete mit gefalteten Händen vor der Bank. Es war nur ein Schluchzen, das die vorgesprochenen Worte verschlang, aber es stieg aus einer unschuldsvollen Kindesseele zum Vater im Himmel auf, zu jenem mächtigen und erbarmenden Vater, der auch sein ersterbendes Wimmern schon gehört hatte.

Jetzt nahm die Meierin den Knaben an die Hand und ging schweigend mit ihm zum Hause. Der Meier sah sie mit Verwunderung; er furchte die Stirne, denn er schloß auf einen Streit und es war ihm nichts ärgerlicher, als ein Verdruß am Sonntage. Aber die Mutter nahm ihn auf die Seite und sagte: „Mach kein so böses Gesicht; ich hab's ihm nur gesagt."

„Was denn?" sagte er immer noch finster.

„Nun, daß er ein armes Findelkind ist. Wissen muß er's doch einmal, über kurz oder lang."

Der Meier sah nun mit seiner ganzen Gutmüthigkeit auf den Knaben, zog ihn auf sein Knie und sagte: „Willst alleweil brav sein?"

Wieder wollte der Knabe in Thränen ausbrechen, aber der Vater wehrte ab und gab ihm einen sanften Klapps, als Liebkosung.

Dann aber rang Heinrich die Worte heraus: „Vater, ich dank' Dir, daß mich nicht hast „verfrieren und verhungern" lassen."

Der Meier lachte und entgegnete: „Sollst nie verfrieren und verhungern, so lang ich leb'; aber jetzt lach einmal wieder." —

Heinrich gab sich Mühe; es wollte nicht recht gelingen; dennoch mischte er sich stille unter die Andern; aber er blieb den ganzen Abend sehr stille. Er setzte sich nur halb auf die Bank, als ob er das Gefühl hätte, nicht her zu gehören. Vater und Mutter gaben ihm jedoch an diesem Tage nochmal so viel Suppe, als sonst und lachten ihn freundlich an. Dann gingen die Kinder zu Bette; Heinrich schlief bald ein, aber er träumte die ganze Nacht von Heinrich Findelkind, als ob er's nicht selber wäre. —

Viertes Kapitel.

Wie Heinrich aufwächst.

„Heinrich Findelkind" — war des Knaben erster Gedanke beim Erwachen und er sagte sich diesen Namen in Einem fort, wo er ging und stand. Er drängte die Mutter mit stets neuen Fragen über die ersten Tage seiner

Digitized by Google

Kindheit, bis sie ungeduldig sagte: „Aber nun laß mich in Fried', ich weiß nichts mehr und will nichts weiter wissen" und als sie merkte, daß Heinrich ein trauriges Gesicht machte, fügte sie sogleich beschwichtigend bei: — „als daß Du mein guter Bub' bist!" —

Heinrich wandte sich nun mit seinen Fragen an Bärbele und Annaliese. Da hörte er nun, besonders von der letzten, wie sie sich Alle über ihn gefreut hätten, und wie es zugegangen war an seiner und Jakobs Wiege, und hörte so viel, bis er selbst eine Freude hatte über das kleine Kindlein mit den blauen Augen und fast ganz vergaß, daß er's selber gewesen sei.

In den ersten Tagen nach der gemachten Entdeckung geberdete sich das arme Findelkind ganz eingeschüchtert; er saß kaum fest auf seinem Platze, als ob er nicht hieher gehöre, rückte vor Jedem auf die Seite, und wenn beim Essen sein Schüsselein schon zum Einfüllen vorgeschoben war, ein Anderes aber auch etwas begehrte, zog er es eilig wieder zurück. Die Mutter gewahrte es sogleich und lächelte ihm ermunternd zu, während der Vater in seiner derben Weise darein rief: „In der Reih' geblieben, Eins nach dem Andern! 's hat Keins ein bessres Recht als das Andre!"

Nach dem Essen sagte Heinrich aus innerstem Antriebe nun jedes Mal: „Vergelts-Gott!" und als Jakob es ein Paar Mal gehört hatte, sagte er es nach. Die Geschwister flüsterten unter einander, was vorgegangen sei? für die Kleinen war es eine Neuigkeit, für Jakob ein halbes Wunder, aber Alle kamen mit einander überein, daß sie Heinrich nun fast noch lieber hätten, als zuvor. Es entstand ein Wettstreit unter ihnen, dieses zu zeigen; Annaliese aber betrachtete ihn besonders als ihr gehörig, wie damals in der Wiege, und Heinrich hingegen that, was er Jedem an den Augen absehen konnte. So erwarmte er auf's Neue in der Meierei und sein Gefühl des Heimathsrechtes kehrte in die junge Brust zurück, nur gesellte sich dazu eine kindliche Dankbarkeit, welche in seinen blauen Augen leuchtete, und ein Feuer hatte, gleich einem Saphire. Ja, die gemachte Entdeckung veredelte sein ursprünglich schon so gutes Herz, wie der Edelstein erst durch das Schleifen den rechten Werth und Glanz erhält.

Der Herbst blieb noch lange schön und milde, so daß die Schafe, Ziegen und Schweine immer noch auf die Weide getrieben werden konnten. Jakob und Heinrich versahen bereits dieses Geschäft, wobei Brummer, der Schäferhund, ihnen treulich half. Die beiden Knaben waren stets sehr vergnügt dabei gewesen. Die Natur bot ihnen eine größere Mannigfaltigkeit von Spielzeug, als ein kleiner Prinz in seinen Prachtzimmern nur haben kann. Da waren die unzähligen Thiere im Grase, welche es zu beobachten, zu fangen galt; da waren kleine Fallen zu stellen und anzufertigen; da liefen und huschten die Mäuslein vorüber oder spitzten die Köpfe aus ihren versteckten Höhlen hervor; da waren es die zu hütenden Thiere selber, besonders die muntern

Digitized by Google

Geiſen, welche ihnen Vergnügen machten; da war irgend ein Vogelneſt, das ſie belauſchten; da war die Iller mit ihrem ſchönen, oft hell blinkenden Waſſer, die Steine am Ufer zum Einſammeln und die großen Steine zum Schleudern, daß ſie weit in den Fluß hinein flogen, drauf hüpften in kleinen Abſätzen, oder plätſchernd hinein fielen, daß davon das Waſſer emporſprang.

Nun aber trat dabei eine kleine Veränderung ein. Heinrich hatte ein ſo übervolles Herz, daß er mit ſeinem Gefährten davon plaudern mußte und die Geſchichte war für Jakob ſo neu, wie für ſeinen Kameraden; es kam ihm ſo ſpaſſig vor, daß Heinrich ein Findelkind ſei und er horchte gerne darauf. Einmal ſagte er nach ſolchen Geſprächen plötzlich: „Du! vielleicht gehörſt gar einem Ritter!“ Heinrich fuhr bei dieſer ganz neuen Anſchauung der Dinge zuſammen. Erſt beſann er ſich, dann rief er: „Warum nicht gar! Ein Ritter iſt ja reich, der hätt' mich ſchon behalten und nicht unter den Baum gelegt.“

„Ja, aber vielleicht hat Dich ein böſer Ritter ſeinem Feind geraubt und Dich im Zorn weggeworfen.“ —

Die Knaben wußten natürlich allerlei von den Rittern und meiſt etwas Schlimmes, denn ſie hatten große Furcht vor ihnen, wenn ſie von der nahen Burg daherſprengten und auf nichts im Wege Acht gaben. Der Vater fürchtete ſie auch, weil ihre Roſſe ſchon einige Male ſeine ſchönen Kornfelder zerſtampft hatten, und ſo war dieſer Gedanke des Knaben eben kein unnatürlicher. Nach einer Weile fuhr Jakob fort: „Wart nur! vielleicht holt Dich einmal ſo eine ſchöne Rittersfrau in rothem Kleide, wie ſie auf den Pferden daher reiten, einen Vogel auf der Hand. O, die iſt viel ſchöner, als unſre Mutter.“ —

Heinrich fuhr zornig auf: „Was red'ſt! Ich will mich aber nicht holen laſſen und mag ſie nochmal ſo ſchön ſein! Eine beſſre Mutter, als die unſere, gibt's auf der ganzen Welt nicht!“

Jakob aber gingen nun die Ritter und die Edelfrauen gar nicht mehr aus dem Kopfe; er wäre am liebſten ſelbſt ein Findelkind geweſen. Stets fing er davon wieder auf's Neue an, bis Heinrich ganz traurig wurde. Plötzlich erlitt ihr Geſpräch eine Unterbrechung. Sie hüteten nicht weit vom Flußufer und ſahen einen Mann daherkommen, der Etwas im Arme trug, an dem Ufer innehielt und ſich niederbeugte. Sogleich ſtanden ſie an deſſen Seite. Der Mann hatte eben einen großen Stein aufgehoben und war beſchäftigt, denſelben an den Hals eines kleinen Hundes zu binden.

„Was thuſt?“ riefen ſie wie aus einem Munde.

„Den Hund erſäufen,“ war die ruhige Antwort des Mannes.

In Heinrichs Geſicht ſtieg eine glühende Röthe auf, und das Erbarmen zitterte in ſeiner Seele. Er näherte ſich dem armen Thiere und ſagte: „Iſt er krank?“

Digitized by Google

Der Mann schüttelte den Kopf, indem er in seiner Beschäftigung fortfuhr und entgegnete: „Nein, krank ist er nicht; aber wir haben Hunde genug; können nicht all das Vieh am Leben lassen; fressen uns sonst noch das Brod vom Maul weg.“

„Schenk mir den Hund!“ rief nun in mitleidsvoller Aufwallung der Knabe.

Der Mann sagte lachend: „O, den kannst schon haben! Mir ist's einerlei, ob er versauft oder verhungert. Wem gehörst?“

Heinrich wurde auf's Neue roth, aber Jakob erwiederte rasch statt seiner: „Wir gehören dem Meier von Kempten und der hat schon noch Futter für den kleinen Hund.“

Der Mann lachte wieder, indem er rief: „O, er wird schon größer; aber meinethalben!“ Damit warf er das Thier ihnen zu und ging von dannen.

Heinrich nahm den Hund liebevoll in seinen Arm, als ob er ein kleines Kind wäre, streichelte ihn, Jakob that das Gleiche und sie kehrten zu ihrer Heerde zurück.

Jetzt kam hintendrein freilich die Sorge, was der Vater dazu sagen würde. Jakob beruhigte den Bruder mit den Worten: „Weißt, ersäufen kann ihn der Jörg gerad so gut, wie der Mann, wenn's der Vater nicht leiden will, daß wir ihn behalten.“ —

Das war nun freilich für Heinrich ein schlechter Trost, denn er hatte den Hund bereits lieb gewonnen, weil er unwillkührlich dabei an sich selbst denken mußte, als er verlassen unter dem Eichbaum gelegen war. Sie spielten nun mit dem Hunde, als sie aber gegen Abend nach Hause zogen, sank auch Jakob der Muth vor dem strengen Vater und er sagte bittend: „Trag Du den Hund.“ —

Heinrich nahm ihn an sein klopfendes Herz, verbarg ihn sorgfältig, und als die Heerde im Stalle war, trat er schüchtern mit dem Hunde in die Stube, und man hätte dabei gemahnt werden können, wie vor Jahren der Meier auch etwas Kleines unter seiner Decke heimgetragen hatte. Als der Knabe den Hund zeigte und erzählte, wie sie zu ihm gekommen seien, that er's in so mitleidiger Weise, daß der Meier sagte: „Meinethalben! aber Du mußt ihn aufziehen und mich laß ungeschoren; in die Stube darf er mir nicht, so lang er noch so ein kleines Vieh ist.“ —

Heinrich hatte eine unbeschreibliche Freude, lange nicht so sehr an dem Hunde, als weil er nun nicht umkommen mußte. Er richtete ihm ein warmes, weiches Plätzlein im Stalle zurecht, fütterte ihn mit der Milch, die er selber noch gerne gegessen hätte und Jakob stand ihm dabei getreulich bei; er war ihr Spielzeug für den ganzen langen Winter.

Das Leben in der Natur gab Heinrich immer neue Nahrung für seine Empfindung, daß er ein mitleidig gerettetes Findelkind sei; das Erbarmen und die Dankbarkeit schoßen daraus hervor, wie der Halm aus der guten

Digitized by Google

Saat. Der Meier konnte ihm die ganze Heerde ohne Besorgniß anvertrauen; er war aufmerksamer und klüger geworden, denn in seinen Kopf war ein Licht gekommen und in sein Herz eine Wärme, die alles beleuchteten. Früher hatte er wenig an Wind und Wetter gedacht; je mehr es sauste und brauste, um so lustiger war's ihm erschienen. Jetzt aber dachte er dabei an das erstarrende Kindlein unter dem Eichbaume, wozu er flüsterte: „ich, Heinrich Findelkind" — und an die gefährdete Heerde. Dann rief er: „Du, Jakob; schau, es zieht ein Wetter am Himmel auf; wir wollen heimtreiben, daß kein Thier Schaden leidet." —

Im darauf folgenden Sommer wäre es zwischen den beiden Knaben fast zu einem Streit gekommen. Heinrich, welcher der beste Kletterer war, hatte im Walde das Nest einer Singdrossel entdeckt und sagte es Jakob. Oft schauten sie auf die kleinen Eier und waren auf die ausschlüpfenden Vöglein begierig. Als sie nun eines Tages am Waldrande hüteten, war Jakob allein hineingegangen und bald darauf vernahm Heinrich dessen Ruf. Er beauftragte Brummer, die Heerde zusammen zu halten und lief auch hinein. Aber was sah er! Jakob stand unter dem wohlbekannten Baum und hielt das Nest mit den kahlen Jungen in der Hand, die er jubelnd seinem Bruder zeigte. Aber Heinrich schrie mit zorniger Stimme: „Was fang'st an? Warum laß'st die Vögel nicht in Ruh?" —

Jakob entgegnete verblüfft und murrend: „Warum, weil ich sie haben will; sie sollen mir daheim was vorsingen."

„So? — und an die armen Thiere, welche umkommen, weil sie noch keine Federn haben und nicht selber fressen können, denkst nicht?"

„Sie werden schon Federn kriegen und ich will sie füttern."

„Und an die Alten denkst auch nicht? Hörst, wie sie voller Angst herumfliegen?"

„Meinetwegen!" schrie Jakob; „sie sollen nur neue Eier legen! Ich will einen Vogel haben, so gut wie Du einen Hund."

„Aber den Hund haben wir vom Tod errettet und die Vögel werden sterben. Jetzt gleich gibst sie her; ich thu sie wieder hinauf." —

„Aber ich mag nicht! ich will einen Vogel haben." —

Heinrich hatte gute Lust, d'rein zu schlagen; aber es stieg wieder in ihm die Erinnerung auf, wie er auch so mutterlos unter einem Baume gelegen sei und er sagte bittend: „Thu den Vögeln kein Leid. Guck! gerad so elendiglich bin ich dagelegen und der Vater hat mich heimgetragen, und die Mutter hat mich zu Dir in's Nest gelegt."

Da kam dem Jakob auch das Erbarmen und die Reue. Er gab seinem Bruder die Vögel sammt dem Neste. Dieser schob sie vorsichtig in seine Hirtentasche, kehrte dieselbe auf den Rücken, kletterte behende den Baum hinauf, fügte das Nest sorgfältig zwischen die Aeste und als er wieder her-

Digitized by Google

unter war, versteckten sich die beiden Knaben im Dickicht. Bald sahen sie die Alten näher flattern, sahen die großen, kahlen Köpfe der Vöglein, hörten ihr Gekreisch und die Alten saßen wieder bei ihnen. Jetzt kehrten sie seelenvergnügt zu ihrer Heerde zurück. —

Zu dieser Zeit war auch der gerettete Hund tüchtig herangewachsen. Es war ein brauner, bärenhafter Rattenfänger, dessen zottige Haare ihm über die hellen, klugen Augen herabhiengen, ein liebes, drolliges Thier. Heinrich hatte ihm den Namen Schnuffl gegeben, weil er überall herumroch, und die Knaben nahmen ihn mit auf die Weide. Es war, als ob der Hund in Heinrich seinen Lebensretter erkenne, denn er folgte besonders ihm auf Schritt und Tritt. Viele Stunden lang war er damit beschäftigt, ihn abzurichten und Jakob sah ihm dabei höchlich belustigt zu. Schnuffl mußte aufwarten, über den Stock springen, apportiren, Annaliese den Korb tragen, sich auf den Rücken legen, sich todt stellen und wieder lustig bei seinem Befehle aufspringen, und überhaupt alle die einfachen, üblichen Kunststücke erlernen. Dies war eine große Freude und Heinrich fühlte einigen Stolz, wenn der Hund bewundert wurde und ihm folgte.

So verstrich noch ein Jahr. Heinrich wuchs immer mehr heran und hatte immer mehr Gelegenheit, Allen zu dienen und dankbar zu sein. Jedem stand er bei, ohne zu fragen und er war immer bei der Hand, wo man ihn brauchte. Am treusten war er aber doch seinem Jakob, neben dem er in der Wiege gelegen war und nun auch auf Einem Lager ruhte. Einmal hatte der Vater demselben aufgetragen, einen Holzstoß zu schichten; aber Jakob hatte etwas Anderes im Sinne; er wollte bald fertig sein und that es so schlecht, daß Heinrich voraussah, der Stoß werde mitten in der Nacht herunterstürzen. Er sagte kein Wort, als aber Jakob des Nachts an seiner Seite fest schlief, stieg er aus dem niedern Fenster, und beugte vorsichtig in aller Stille den Holzstoß auf's Neue, worauf er wieder in sein Bett schlich. Jakob merkte nichts davon und war des andern Tages sehr verwundert, als ihn der Vater lobte, daß er's so gut gemacht habe. Heinrich aber fühlte sich an diesem Tage vergnügt, wie nie zuvor. Solche Vorkommnisse lösten sich häufig ab und ein Geist der Liebe und des Friedens umschloß die Geschwister; mitten drin aber stand mit seinen fröhlichen, blauen Augen Heinrich Findelkind.

Fünftes Kapitel.

Heinrich faßt einen raschen Entschluß und führt ihn eben so rasch aus.

Wieder kam ein Sommer, aber ohne warmen, anhaltenden Sonnenschein. Immer schichteten sich neue Wolkenzüge am Himmel, das Getreide wollte nicht reifen, die Körnlein erstickten in der Aehre und der Meier von Kempten hatte schließlich nicht so viel geerntet, als er zum Brod für seinen Haus-

Digitized by Google

halt brauchte. Nachdem die Sonne wieder freundlich schien, war's doch als ob ein ganzes Wolkenheer über der Meierei hänge, wenigstens sah es so trüb darin aus. Dies kam alles von des Vaters umwölkter Stirne; die Kinder getrauten sich kaum, laut unter einander zu reden, denn gleich fuhr der Vater ärgerlich darein und hieß sie schweigen. Die Mutter ging in beständiger Sorgfalt, Alle zu beschwichtigen, herum und wenn Jörg und Bärbele, die sich ein Wort mehr als die Andern erlauben durften, sie frugen: „Aber Mutter, was ist's mit dem Vater? 's ist ja grad nimmer zum Aushalten?“ — Dann sagte sie beschwichtigend: „'s wird schon wieder besser werden! ärgert ihn nicht; er wird halt eine Sorge haben.“

Innerlich aber sann sie selber stundenlang, was es doch sein möge? Ein Mißwachs sei auch schon früher dagewesen und überstanden worden mit dem rechten Gottvertrauen. Davon sagte sie auch in ihrer sanften Weise dem Manne ein Wörtlein; der aber blieb finster und verschlossen, schüttelte nur unwillig den Kopf, ging seiner Wege und das Weib betete dafür in der Stille manchen Rosenkranz.

Eines Sonntags saß der Meier unter seinem Eichbaume und schaute gedankenvoll drein. Da kam ein Wanderer des Wegs und als er den Meier gewahr wurde, blieb er vor ihm stehen und sagte, als ob er die beste Nachricht nicht eilig genug mittheilen könnte: „Hast's schon vernommen? Der Bauer von der Gabel droben ist eines jähen Tods verstorben. 's ist ein arg Leidwesen dort und man sagt obendrein, es steh schlecht mit Haus und Hof.“

Der Unglücksbote erschrak über den Ausdruck von Jörgs Gesicht und erinnerte sich plötzlich, daß dieser ja der Schwieger des Verstorbenen sei.

Der Meier sprang auf und rief: „Woher weißt's?“ —

„Bin g'rad selber des Wegs gekommen und hab's mit leibhaftigen Augen gesehen.“

Jörg hatte kein Wort und keinen Abschiedsgruß mehr; er eilte in's Haus und stand todtenbleich vor seinem Weibe, indem er sagte: „Dein Bruder ist todt; ich muß gleich hin und nach der Sach' sehen.“ — Er schied mit einer finstern verschlossenen Miene und ließ das Weib unter Thränen um den Bruder zurück.

Zwei traurige Tage verstrichen in der Meierei; am dritten kam der Vater zurück und stand völlig gebrochen in der Mitte seiner Kinder neben dem armen Weibe. Ein paar Mal schluckte und würgte er an seiner Rede, dann aber war sie kurz genug; — der Bruder im Grabe, er selber aber durch frühere Bürgschaft für ihn verdorben, ganz zu Grunde gerichtet.

Dies also war der schwere Sorgenstein auf des Meiers Brust gewesen und er hatte sich nun zertrümmert über sein Hab und Gut gewälzt. Von

Digitized by Google

Gutmüthigkeit und verwandtschaftlicher Treue getrieben, hatte er ohne Wissen der Seinen sein Eigenthum verpfändet und sah seit Wochen das Unglück einherkommen, aber doch nicht in so grausenhafter Gestalt, wie es nun erschienen war.

Die Kinder suchten ihn mit ihrem frischen Lebensmuthe zu trösten und meinten, es sei lange noch nicht Alles verloren; sie seien ja kräftig herangewachsen, ihr Brod selber zu verdienen und für Vater und Mutter zu arbeiten. Aber es half nichts; da mußte schon die Nacht ein wenig den ersten Schrecken zudecken und bald lagen sie Alle auf ihrem Lager.

Am nächsten Morgen fehlten bei der Frühsuppe Jörg und Bärbele und als man sie rief, traten Beide mit einem geschnürten Bündel herein.

„Was ist's?“ frugen Vater und Mutter ganz erschrocken, und Bärbele sagte: „Wir Zwei wollen fort, dann sind zwei Mäuler weniger zu füttern und wir können leicht einen Dienst finden und Euch unsern Lohn geben zum Unterhalt für die Andern.“

Die Mutter wurde leichenblaß, der Vater fuhr auf und rief: „Aber wie soll ich ohne Euch zurechtkommen! Dann geht gar noch Alles zu Grund!“

Die andern Kinder brachen in Thränen aus und Jakob legte den Löffel nieder, sogar ihm war der Appetit vergangen. Niemand achtete auf Heinrich, der sich leise hinausgeschlichen hatte; Alles redete durcheinander und der Jammer wollte kein Ende nehmen. Da erschien Heinrich wieder, seinen eignen kleinen Bündel unter dem Arm. Seine blauen Augen leuchteten von frischem Muthe, und der kleine, achtjährige Mensch stand aufrecht, indem er rief: „Der Jörg und das Bärbele dürfen nicht fort! Wer soll dem Vater und der Mutter helfen! Ich geh! ich bin groß genug, ich kann wo anders um Lohn und Pfleg die Schafe hüten, und der Jakob kann daheim meine Arbeit verrichten. Gott vergelt's Euch hunderttausendmal, was Ihr an mir gethan habt!“

Bei diesen Worten verließ den armen Knaben seine Kraft und all die Bilder seiner glücklichen Heimath standen vor seinen Augen. Die Abschiedsthränen schoßen gewaltsam in dieselben und sein kleines Herz stand wie eine Insel in dem See der Zähren. Ueberwältigt fiel er in den Schoos der Mutter und schluchzte laut. Aber es dauerte nur einen kurzen Augenblick. Wieder stand er aufrecht und lächelte muthig durch seine Thränen. Alles, was man gegen seinen raschen Entschluß sagte, bestärkte ihn nur und in des Vaters Augen las er eine stille Bestätigung: die Liebe zu den eignen Kindern und die eigne Verzagtheit hatten den Vorrang gewonnen. Heinrich eilte zur Thüre; aber, als es so bittrer Ernst war, packte die Mutter schnell ein Säcklein mit Vorrath für die Wanderschaft, ach, und wie viele Stoßgebetlein für das Kind, welches ihr so lieb geworden, kamen dazu. Jakob stellte sich Seite an Seite zum Bruder und faßte dessen Hand, als wollte er mit ihm gehen. Heinrich aber machte sich los und trat vor den Vater. Sprachlos legte

Digitized by Google

dieſer ſeine Hand auf des Knaben Haupt; die rauhe, kräftige Hand zitterte, als er nun ſagte: „Gott ſei Dein Geleitsmann! und geht Dir's ſchlecht, ſo kennſt Deine Heimath.“ —

Die Mutter beſprißte den Scheidenden von der Stirne bis zu den Füßen mit Weihwaſſer; es mußte für die Thränen gelten, welche ſie gewaltſam zurückdrängte. Nun eilte Heinrich aus der Thüre und Alle gaben ihm das Geleite ein Stück Weges, Jakob und Annaliese dicht an ſeiner Seite.

Als Heinrich von Weitem den Baum ſah, fühlte er's wieder in ſeinem Herzen anſchwellen, und wie Einer vor der heranwogenden Meeresfluth entflieht, riß er ſich ohne ein letztes Abſchiedswort von ihnen, ſprang ſo ſchnell er konnte, ſah nicht rückwärts, hörte aber Jakobs Stimme und fühlte, daß dieſer ihm folge. Da verdoppelte er ſeine Eile und war längſt an dem Eichbaume vorüber, als er athemlos innehielt und auf den Raſen ſank. Hier lag er mit geſchloſſenen Augen in Erſchöpfung von der Eile. Da fühlte er etwas an ſeiner Hand. Er ſchlug die Augen auf und vor ihm ſaß ſein treuer Schnuffl und bedeckte die kleinen Finger. Heinrich lächelte das gute Thier unter Thränen an, ſtreichelte deſſen Kopf und ſagte dann: „Schnuffl, es nutzt nichts! du mußt wieder heim. Dich können ſie dort brauchen, der Jakob am allermeiſten. Du mußt ihm alle Deine Kunſtſtücke vormachen, damit er luſtig wird und lacht und an mich denkt. Schnuffl, jetzt geh heim und mach mir's Herz nicht ſo ſchwer.“

Aber die Worte waren zu ſanft und traurig geſprochen, als daß Schnuffl ſie im richtigen Sinne verſtanden hätte; nur der wohlbekannte Klang: „Kunſtſtücke“ drang zu ſeinem Verſtändniſſe. Sogleich wedelte er mit dem Schweife, legte ſich wie mauſetodt auf den Rücken und begann damit die Reihe ſeiner kleinen Künſte. Heinrichs Herz klopfte laut in der bewegten Bruſt und während er ſich zum letzten Male an allem weidete, war es zugleich ein ſchmerzlicher Abſchied von all den ſtillen Plätzen, wo er dieſelben ihn gelehrt hatte.

Nun aber kam in das kleine, muthige Herz wieder die Entſchloſſenheit; raſch ſtand er auf, erhob den Finger und rief: „Schnuffl, jetzt fort und das gleich!“ Der Hund verſtand dieſe oft gehörten Worte, zog den Schweif ein und wendete ſich langſam der Heimath zu; auch Heinrich eilte in entgegengeſetzter Richtung von dannen. Aber nach einigen Augenblicken konnte er ſich's doch nicht verſagen, nach dem treuen Kameraden umzublicken. Schnuffl hatte das Gleiche gethan und als er Heinrichs Augen begegnete, kehrte er raſch um. Da griff der Knabe nach einem Steine am Wege und ſchleuderte denſelben mit zitternder Hand gegen das Thier. Freilich traf er nicht das Ziel; aber Schnuffl hatte den Ernſt des Gebotes verſtanden und lief zurück. Heinrich raffte ſich zuſammen und trat kräftig die heimathliche Erde mit ſeinen kleinen Füßen, weiter und immer weiter fortſchreitend, der fremden, einſamen Lebensbahn entgegen.

Digitized by Google

Sechstes Kapitel.

Der kleine Pilger kommt zu zwei großen.

Wohin? —

Heinrich hatte sich diese Frage noch nicht einen Augenblick lang vorgelegt. Wie er aus der Heimath ohne klügelnde Ueberlegung, sondern nur im liebenden Drange seines Herzens, den Eltern eine Last zu nehmen, geschieden war und wie das kindliche Gottvertrauen ihn weiter zog: so ging er auch jetzt seine Wege; er hatte genug zu thun, das pochende Herz über die Trennung zu besänftigen. Aber seine tapfre Selbstüberwindung, mit welcher er seinen kleinen Liebling von sich gejagt hatte, obwohl er ihm ein tröstender und erheiternder Gefährte gewesen wäre, stärkte und stählte ihn und je kräftiger er den Boden stampfte, desto mehr wuchs sein Muth. Als er an einem Gesträuche vorüberkam, brach er sich einen Wanderstab, hing seinen Bündel daran und versuchte ein Liedlein zu pfeifen. Aber ohne daß er es merkte, verstummte er und war mit seinen Gedanken in der Meierei. Er sah Schnuffl zu Jakob zurückkehren, vor demselben aufwarten und ihm damit seine letzten Grüße bringen. Er sah Jakob mit der Heerde ganz traurig ausziehen, hörte dessen Peitsche knallen, aber sie hatte keinen lustigen Ton; sah Annaliese in der Küche handtiren, hörte die hölzernen Teller klappern; er sah den Vater im Felde, die Mutter im Stalle, Jedes an seiner Arbeit; er sah dabei Baum und Strauch, jede Oertlichkeit in ihren einzelnen Gegenständen; alles, alles sah er, als ob er mitten darunter wäre. Aber Knabe, schau lieber zum Himmel empor. Siehst Du die Wölklein ziehen? wohin wandern sie? vielleicht auch planlos, wie Du? wohin der Wind sie eben weht? Aber nein, Gott lenkt sie mit seinem Finger und auch Dein Gang ist von demselben geleitet.

Heinrich schaute in seinen Gedanken wirklich zum Himmel empor und da zog plötzlich ein strafendes Gefühl durch seine Brust. Heute hatte er noch gar nicht gebetet. Sogleich nahm er sein Hütlein ab, — blickte um sich, — ja er war mutterseelenallein. Nun faltete er seine Hände um den Hut, kniete nieder und sprach: „Lieber Gott! ich, Heinrich Findelkind bin wieder allein, wie dazumal unter dem Baum. Aber nun kann ich selber gehen und mit den Händen arbeiten. Hilf Du mir jetzt weiter und führ mich zu guten Leuten, wo ich Aufnahme und Arbeit finde. Wenn's recht weit ist, so geh immer mit mir, lieber Gott, oder schick mir, weil ich noch so klein bin, einen guten Geleitsmann, damit ich nicht verirre, keine bösen Menschen und keine wilden Thiere mir was thun und ich nicht verhungere. Behüte sie Alle daheim, daß es ihnen wieder gut geht und vergilt ihnen tausendmal, was sie an mir, Heinrich Findelkind, gethan haben. Amen.“ —

Nun stand er auf und wanderte viel muthiger und frischer weiter manche

Digitized by Google

Stunde lang auf der Straße gen Lindau. Die weißen Wolkenlämmer am Himmel wanderten mit ihm; es ward ihm dabei ganz traulich, als ob sie seine Heerde wären. Die Vögel umflatterten ihn, wie Begleiter; er hörte tausend Stimmen der belebten Natur, die ihm bekannt erschienen und der große Berg seiner Heimath hatte die Gutwetterkappe aufgesetzt; so lang er den noch sah, war er nicht in der Fremde.

Er mochte bereits mehrere Stunden gewandert sein und war an manchem einsamen Gehöfte vorbeigekommen. Aber so oft er auch dabei anhielt und sich fragte: — gehst hinein? suchst eine Unterkunft? verneinte es eine innerliche Stimme und trieb ihn gewaltsam fort. Nun befand er sich auf einem ganz freien Felde; weit und breit kein Mensch, kein Haus. Er spähte umher und sein Auge erforschte einen großen Eichbaum. Da schlug sein Herz freudig und heimathlich. Sogleich stand vor seinem Geiste die Meierei von Kempten. Er sah die Mutter die Mittagssuppe auftragen und Alle sich um den Tisch schaaren. Da eilte er zum Baum, legte sein Bündelein ab, und sich daneben auf's Gras, wobei er die zusammengebundenen Zipfel des Tuches löste und seinen Vorrath ausbreitete. O, was hatte die gute, vorsorgende Mutter doch Alles hineingethan! Brod, Käse, gedörrte Pflaumen, Aepfel und Birnschnitze, — lauter Festtagsspeisen.

„Jetzt stehen sie daheim um den Tisch und beten;" flüsterte Heinrich. Sogleich stand er auf, faltete die Hände und betete laut und deutlich genau so, wie er daheim gethan hatte. Dann setzte er sich nieder, brach ein Stück Brod und Käse ab und aß mit tüchtigem Hunger sein Mittagsmahl. Mit gewohnter Sparsamkeit beschränkte er sich jedoch; aber einen einzigen Apfelschnitz konnte er sich nicht versagen. Dann packte er wieder Alles zusammen und betete wieder, wie daheim.

„Jetzt gehen sie an die Arbeit." — Arbeit? Er hatte keine; seine Lämmerheerde da Oben war leicht zu hüten, sie schien auf ihn zu warten. Lange sah er sie an; es formten sich allerlei Figuren aus denselben; seine Gedanken und Anschauungen verschwanden undeutlich und wurden zu Träumen; bald zerrannen auch sie und er war tief und fest eingeschlafen; aber die Engel Gottes stiegen auch an der ewigen Himmelsleiter neben dem heimathlosen Kinde auf und nieder, wie sie es immer thun, wo ein unschuldiges Herz ihrer bedarf.

Als Heinrich erwachte, fuhr er ganz erschrocken empor. Ihm war's, als hätte er morgens daheim verschlafen und der Vater werde nun schelten. Er sah staunend um sich, besann sich und wußte nun Alles. Aber es war nicht mehr so sonnenklar, wie bei seinem Einschlafen. Die vorangegangene Traurigkeit und die nachherige Ermüdung hatten den Schlaf so fest und lang gemacht, daß sich der Tag nun zum Ende neigte. Nun raffte er sein Bündelein zusammen und ging weiter. Aber die kleinen Füße waren wie

Digitized by Google

Blei; er dachte jetzt zum ersten Male an die Nacht und wie er sie verbringen würde. So oft er ein Gehöfte sah, blieb er zögernd stehen; wenn er sich jedoch demselben näherte, scheuchte ihn entweder ein böser Hund weiter, oder eines der Leute war eben so ganz anders, wie daheim, daß er schnell vorüberschritt, während es ihm das Wasser in die Augen trieb.

Endlich aber wurde es Nacht; doch der Mond ging feurig auf in einer großen Scheibe. Der war ihm wie ein guter Bekannter von daheim und die Beiden schritten mit einander weiter. Bald waren sie die Einzigen in der Gegend, welche noch wachten, alle Fenster der Gehöfte starrten dunkel in die Nacht hinaus. Heinrich fürchtete sich nicht, aber er fühlte eine große Ermattung. Als der Mond ihm wieder ein Haus zeigte, ging er mit sich zu Rathe, was er thun solle. Auch dort war bereits Alles zur Ruhe gegangen; es war so still, daß ihm vorkam, als ob man die Schläfer athmen höre. Nun zeigte ihm der Mond einen Haufen Stroh; er sah beinahe wie ein Berg aus. Sein Herz schlug vor Freude. Wie oft hatten Jakob und er sich in eine solche Vestung versteckt und gewünscht, eine Nacht daselbst zu verbringen, erst in einer so schönen, mondhellen Nacht. Er dachte an seinen treuen Schnuffl und wie gut es wäre, wenn er ihn bei sich hätte und wie sie Drei, der Mond, er und Schnuffl ganz vergnügt sein wollten. Leise schlich er zum Strohhaufen; nichts regte sich. Nun machte er sich einen Schlupfwinkel und dazu noch einen recht warmen. Da lag er nun, betete sein Sprüchlein und Vaterunser, bezeichnete sich mit dem heiligen Kreuze und war in der allerkürzesten Zeit eingeschlafen.

Bei Tagesanbruch erwachte er. Das hatte gut gethan und ihn ganz frisch gemacht. Nun aber trieb's ihn fort. Er fürchtete sich, einen Menschen des Gehöftes zu sehen und hier bleiben zu müssen. So nah, nur wenige Stunden von der Heimath, konnte er's nicht aushalten; er fühlte, daß er eines baldigen Tages davon- und heimlaufen würde; nein, er mußte weit, weit fort. Eilig raffte er sich auf und rannte von dannen, als ob er etwas gestohlen hätte. Bald gelangte er an einen munter dahinfließenden Bach. Sogleich wusch er sich die verschlafenen Augen aus und fühlte sich ganz frisch. Unter dem Baum daneben hielt er nun sein Frühstück, aber nicht so sparsam, wie Tags zuvor, denn es hungerte ihn sehr. Jetzt aber ging's in der frischen Morgenluft tapfer vorwärts; er mußte nun schon weit von Hause fort sein und er wunderte sich, wie weit es wohl so in der Welt fortginge, bis er dahin käme, wo der Himmel sich abrundete.

Als Heinrich nach drei Stunden ein wenig rastete und seine Augen sich eben schließen wollten, wurde er wie von einem Orgelton aufgeschreckt, als ob er in einer Kirche geschlafen hätte. Er blickte verwundert um sich und sah in einiger Entfernung zwei Gestalten daherschreiten, welche

Digitized by Google

ein frommes Lied sangen. Es waren seltsame Männer, denn sie glichen weder den Rittern, noch den Bürgern und Rathsherren und auch nicht den Geistlichen, die er bisher gesehen hatte. Ihr Haupt war mit einem breiträndigen Pilgerhute bedeckt; lange, schwarze Mäntel mit Kragen, in Mitte des Leibes von einem Strick umschlungen, an dem ein großer Rosenkranz herunterhing, umhüllten sie. Jeder hatte einen dicken Reisestab in der Hand, so schritten sie ruhig und gleichmäßig dahin und der Schall ihrer schweren Tritte begleitete ihren feierlichen Gesang.

Heinrich sprang sogleich auf die Beine und als die Männer nahe kamen, stand er reisefertig da, das Bündelein an seinen Wanderstab gehängt. Sie gewahrten ihn, unterbrachen ihr Lied und sagten: „Gelobt sei Jesus Christus!“

„In alle Ewigkeit, Amen!“ gab er den frommen Gruß zurück und die Männer stimmten wieder den unterbrochenen Gesang an.

Wie eine Engelsstimme klang's in Heinrichs Herzen: „Geh ihnen nach, geh mit ihnen!“ und sogleich stampften seine kleine Füße hinter ihnen drein; er lauschte, während sein Herz höher pochte. Als sie das Lied beendet hatten, trat tiefe Stille ein, so, daß man selbst die Kindertritte auf dem harten Boden vernahm. Einer der Männer wandte sein Haupt und sagte zu seinem Begleiter: „Der Knabe folgt uns.“ —

Nun sah auch dieser zurück. Es war ein edles mildes Gesicht von einem langen, dunklen Bart umgeben, das sich gegen Heinrich richtete und dessen treuherzigen, blauen Augen begegnete. Der Mann blieb stehen, wendete sich um und sagte: „Wohin gehst Du, mein Knabe?“

Bei dieser Frage tauchte in Heinrichs Herzen die ganze, bisher fast unbewußte Hilflosigkeit seiner Lage auf; sie malte sich in seinem Gesichte und legte sich als kindliche Bitte mit dem rührenden Vertrauen der Unschuld in seine Augen, indem er entgegnete: „O, ich weiß es selbst nicht; aber seid so gut und laßt mich mit Euch gehen, lieber Herr!“

Der Mann lächelte kopfschüttelnd und sagte: „Mit uns, Kind? das wäre ein weiter Weg für Deine kleinen Füße.“

Statt hiedurch entmuthigt zu sein, leuchteten vielmehr Heinrichs Augen und er rief: „O, das ist gerade recht! ich will weit, weit fort! für mich ist kein Weg zu weit. O laßt mich um Gotteswillen mit Euch gehen. Wohin geht Ihr denn?“

„Bis nach Rom, mein Knabe.“

„Nach Rom? ist das also recht weit fort?“

Der Mann nickte bejahend.

„Viel weiter als Lindau und Bregenz?“

Diese beiden Städte umschloßen seine sämmtlichen geographischen Kenntnisse, denn er hatte sie oft von dem Vater nennen hören. Der Mann

Digitized by Google

lächelte wieder zu der knabenhaften Frage und entgegnete: „Wohl hundertmal weiter.“

„Und gibt es in Rom auch Schafe zu hüten?“ —

Da sagte der Mann mit zum Himmel gerichtetem Blicke und mehr, als ob er mit sich selbst, als mit dem Knaben spräche: „O du ewige Hirtenstadt der Welt! Wann wirst du wieder deinen Hirten umfangen, zu dem Christus sagte: Weide meine Lämmer, weide meine Schafe!“ — Der Pilger bekreuzte sich und schien den Knaben vergessen zu haben. Seine Gedanken schweiften nach dem fernen Avignon, wo der oberste Hirte der Christenheit damals seinen Sitz aufgeschlagen hatte. Aber Heinrich forschte nach der dunklen Rede und frug: „Herr, wie heißt dieser Hirt, von dem Ihr redet und kann ich in Rom seine Schafe nicht hüten?“ und der Pilger sagte freundlich erklärend: „Mein Kind, das ist der heilige Vater, der Papst. Wir pilgern nach Rom, wo der erste Stellvertreter Christi, der heilige Petrus, seinem göttlichen Meister nachfolgte im Kreuzestode. Wir pilgern in die Stadt der alten Wunder, nicht um ihre Herrlichkeit zu schauen mit ihrem ewig blauen Himmel, ihren duftigen Orangenwäldern und Cypressenhainen, sondern um dort zu beten und unser Gelübde zu erfüllen.“

Heinrichs Augen leuchteten, wie der blaue Himmel, von welchem der Pilger sprach und sein Herz verlangte nach dieser ungekannten Herrlichkeit. Er rief also wieder: „O Herr, nehmt mich mit! Ich will Eure Reisesäcke tragen und Euch dienen. Nehmt mich mit in die schöne Stadt; ich möchte am liebsten mit Euch gehen.“

„Und warum denn mit uns am liebsten, Kind?“

„Weil Ihr so freundlich seid und so schöne Lieder singt, und weil Ihr mir allerlei erzählen könnt, was ich gern wissen möchte.“

Sie waren inzwischen weiter gegangen, Heinrich immer neben dem einen Pilger her, indem er in dessen Gesicht schaute. Nun aber blieb derselbe wieder stehen, sah dem Knaben recht forschend in's Gesicht und sprach: „Wie kommt es, daß Du so allein dahinwanderst ohne Ziel? Du, noch ein Kind! Wie heißest Du? woher bist Du?“

„Ich bin Heinrich Findelkind!“ sprach der Knabe in stiller, demüthiger Weise.

„Ein Findelkind!“ rief nun der Mann im Tone des tiefsten Mitleids. Dann fuhr er fort: „Aber wer hat Dich bisher erzogen und ernährt? wie kommt es, daß Du jetzt heimathlos dahinwanderst? Erzähle mir Alles, Knabe!“ —

Sie waren wieder weiter gegangen und Heinrich erzählte mit der ganzen, schlichten Beredtsamkeit eines dankerfüllten Herzens seine Lebensgeschichte, vom ersten bis zum letzten Tage. Jetzt, wo er zum Erstenmale von Allem, was seine Seele erfüllte, reden konnte, fehlte es ihm nicht an Worten; es

Digitized by Google

quoll und sprudelte von seinem Munde, wie ein freigelaßner Quell. Er verweilte bei allen Einzelnheiten und die Namen seiner Geschwister flochten sich wie Blumen eines Kranzes in die Erzählung. Als er zum Abschiede gelangte und auch den letzten Abschied von Schnuffl erwähnte, brach der Schmerz zum Erstenmale ganz hervor und ein lautes Schluchzen erstickte seine Worte.

Der Pilger hatte ihn nicht ein einziges Mal unterbrochen; auch jetzt schwieg er immer noch, aber seine Blicke ruhten mild und erbarmend auf dem armen Knaben, der, noch ein Kind, die Entschlossenheit eines Mannes im selbstsuchtslosen, dankbaren Herzen bewiesen hatte. Endlich sprach er leise mit seinem Begleiter, der sich vor ihm ehrerbietig, gleich einem Diener, neigte und dann ergriff er des Knaben Hand, indem er in weichem Tone sagte: „Heinrich!“

Dieser erhob das mit Thränen übergossene Gesicht beim Tone seines Namens, den er so lange schon nicht mehr gehört hatte und noch mehr Vertrauen kam dabei in sein Herz.

„Heinrich, Du kannst mit uns ziehen. Gott, der unser Begleiter ist, wird auch der Deinige sein und zeigen, wie weit Deine Pilgerfahrt führen soll. Er, der gute Hirte, wird Dich selbst als Schäflein weiden, bis Du Deine Heerde findest. Nun aber laß uns beten und ein Pilgerlied anstimmen, auf daß wir frohen und seligen Muthes werden.“ —

Der Pilger hielt immer noch Heinrichs kleine Hand in der seinen und so schritten sie die Straße vereint dahin, während ihre vollen Männerstimmen ein frommes Wallfahrtslied sangen, das nun auch den kleinen Pilger beruhigen sollte.

„In Gottes Namen fahren wir,
Seiner Gnaden 'gehren wir:
Nun helf uns Allen Gottes Kraft,
Verleih uns Pilgern Schutz und Macht.
Kyrieleison.

Und das heilige Kreuze
Ward uns allezeit nütze:
Das Kreuz, dran Gott sein Marter leit,
Dasselbige sei unser Freud,
Kyrieleison.

Auch das heilige Grab,
Da Gott selbst inne lag,
Mit seinen fünf Wunden also her:
Fröhlich fahren wir daher.
Kyrieleison.

Digitized by Google

Nun bitten wir den heiligen Geist,
In dem rechten Glauben allermeist,
Daß er uns behüt an unserm End',
Wann wir heimfahren aus diesem Elend.
Kyrieleison."

Als die Pilger dieses Lied beendet hatten, trat eine tiefe Stille ein; aber der fromme Sang hatte Heinrichs Seele durchzogen wie ein Frühlingshauch und es war ihm wunderbar heilig zu Muthe.

Sie mochten eine Stunde schweigend dahingegangen sein, als der eine Pilger, welcher offenbar der vornehmere war, sagte: „Rasten wir ein wenig dort im Schatten jenes Gebüsches."

Bald waren sie daselbst angelangt und nun legte er sich auf's Gras, während der Andere aus einem Sacke allerlei einfache Speisen hervorholte und sie auf dem Rasen ausbreitete. Sogleich löste auch Heinrich den Knoten seines Tüchleins und rief jubelnd in der Freude des Gebens: „Ich habe auch etwas! Thut es zu dem Eurigen!"

Die Männer sahen wohlgefällig auf den Knaben und der Eine davon schnitt mit seinem Messer sogleich ein Stück Brod und Käse ab, verkostete es und sagte: „Das ist gut! hat es Deine Pflegemutter selbst bereitet?"

Heinrich war ganz stolz über das ertheilte Lob und rief: „Das will ich meinen! Sie und Bärbele; aber Annaliese hat ihnen geholfen; die kann's auch schon grad so gut. Und versucht nur die Schnitz! die sind erst prächtig! Die Aepfel wachsen all in unserm Garten; der Jakob und ich haben sie gebrockt und geschnitten." —

Heinrich vergaß über sein Lob, selber zu essen, bis die Pilger ihn mahnten, auch zuzugreifen und sich am gemeinsamen Vorrathe zu laben. Nach der Mahlzeit begehrte der Herr einen Trunk; aber die Reiseflasche war leer. Sogleich sprang Heinrich auf und rief: „Wartet ein wenig! ich will gleich eine Quelle finden. Gebt mir nur die Flasche."

Mit dem richtigen Instinkte für die verborgene Schatzkammer der Natur, welchen ein Leben in derselben stets verleiht, eilte Heinrich in den nahen Wald und kehrte nach kurzer Zeit mit der gefüllten Flasche zurück. Sein Gesicht strahlte vor Vergnügen, daß er nützlich sein konnte und als sie getrunken hatten, eilte er auf's Neue in den Wald, um die Flasche zu füllen. Wie er nun wieder bei ihnen saß, sagte der Herr: „Ei Heinrich, Du bist ja ein wackerer Leibknappe! besser, als ihn arme Wallfahrer verdienen."

Sogleich entgegnete er wißbegierig; „Mit Vergunst, Herr, möchtet Ihr mir nicht sagen, was sind denn Wallfahrer?"

Der Mann bedachte sich eine Weile, um die richtigen, einfachen Worte für Heinrichs Verständniß zu finden; dann sagte er lächelnd: „Nun, ein Wallfahrer ist, wer eine Wallfahrt unternimmt."

Digitized by Google

„Aber Vergunst, Herr, was ist denn eine Wallfahrt?“ und der Knabe schaute mit gespannter Aufmerksamkeit in des Pilgers Gesicht, welcher erwiederte: „Eine Wallfahrt ist der Pilgergang, den man entweder allein, oder im Verbande mit Mehrern zu einem besonders heiligen Orte in der Absicht macht, entweder ein Werk der Buße zu verrichten, oder Gott zu lobpreisen für eine bereits empfangene Gnade, oder auch eine solche zu erflehen. Dieser Pilgergang darf aber keine gewöhnliche Reise sein zu eignem Vergnügen, sondern ein frommer Gang in stiller Demuth; nicht hoch zu Roß von Dienern begleitet, sondern mühselig zu Fuß, arm und niedrig, weßhalb die Wallfahrer sich in Pilgerkleider hüllen, damit Jeder gleich ist, sei er Herr oder Knecht, Ritter oder Bettler; es ist ein Werk der Demuth und Liebe zu Gott; Alles, was man in diesem Geist verrichtet, nimmt er gnädig auf. Und so eine Wallfahrt thut der Seele gut, mein Knabe. Ritter und Knechte, Bürger, Bauern und Frauen haben daheim nicht Zeit und nicht Einsamkeit genug, um über göttliche Sachen nächzudenken. Aber auf dem weiten Wallfahrtswege hat man Zeit und Gelegenheit dazu. Das Wandern in der freien Natur mahnt das Herz an den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde; der Reiche lernt dabei arm sein und entbehren, was der Arme täglich entbehrt. Wie fromm stimmt aber erst die Ankunft beim heiligen Orte das Gemüth! Tausende haben vor ihm da gebetet, Tausende beten mit ihm, Tausende werden hier beten, wenn er selbst wieder daheim oder schon gestorben ist; Tausende haben ihren Schmerz an diesen Ort getragen und Erhörung gefunden. Und sagt nicht Christus: wo Zwei oder Drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen.“

Der Pilger hielt inne; sein Antlitz leuchtete im Strahl der Begeisterung; er faltete die Hände und schien zu beten. Eine tiefe Stille herrschte in dem kleinen Kreise. Heinrich hatte mit inniger Andacht zugelauscht und er begehrte nun um so lebhafter, ihre Wallfahrt zu theilen. Seine Blicke ruhten ehrerbietig auf den Pilgern und nach einer Weile sprach er schüchtern: „Herr, seid ihr auch ein vornehmer Ritter und ist der Andre Euer Diener?“

Der Pilger umging diese Frage, indem er antwortete: „Auf der Wallfahrt sind alle Menschen Brüder. Ja, nenne mich Bruder Anselm und meinen Begleiter Bruder Balthasar. Nun aber laßt uns aufbrechen und unsre Reise fortsetzen!“

Siebentes Kapitel.

Herberge und Heimath.

Es drängte Heinrich unablässig zu neuen Fragen; aber er hatte sich gemerkt, was eine Wallfahrt sei und daß er die Pilger nicht in ihren Gebeten und frommen Liedern stören dürfe. Nur hie und da, wenn ihm etwas

Digitized by Google

auf dem Wege auffiel, berührte er des Pilgers Hand und sagte schüchtern: „Herr, darf ich etwas fragen?“ — worauf er gewöhnlich eine Bejahung und eine freundliche Antwort erhielt. Es ging gegen Mittag, als Heinrich wieder etwas zu fragen hatte: „Bruder Anselm, warum geht jetzt auf einmal so eine frische Luft?“ und dieser erwiederte fröhlich: „Ei Kind, wir sind in der Nähe eines großen Wassers; man heißt es den Bodensee und wir fahren in einem Schiff darüber.“

Heinrich war voll Erstaunen, und konnte es kaum erwarten, zu dem Wasser und dem Schiffe zu kommen. Nun aber sah er Häuser und war fast unzufrieden. Der Pilger belehrte ihn, daß es Lindau sei und daß man das feste Land, auf dem es stehe, eine Insel heiße.

Sie waren nun in Lindau angekommen und Heinrichs Augen weilten mit Entzücken und Staunen auf dem großartigen Anblicke, der sich ihnen darbot. Da lag das in der Länge unübersehbare Wasser vor ihm, vom frischen Winde bewegt, mit seinem rastlosen Wellenzuge. Da lachten dies- und jenseits der Breite des See's die grünen Wiesen, Obstbäume und Weingärten, welche noch die reifen, glänzenden Beeren trugen; da leuchteten aus der Ferne die mit ewigem Schnee bedeckten Schweizerberge; hier und dort erhob sich eine Ritterburg, ein Kirchlein, eine Kapelle, ein Dorf, ein stilles, einsames Gehöfte und ein dunkler Wald. Unzählige Male tönte es nun von Heinrichs Lippen: „Herr, darf ich was fragen?“ bis endlich die Fragen und Antworten vor dem neuen, überwältigenden Anblicke verstummten. Vor ihnen lag der See, dieses glänzende, große Wasser, so tief, so geheimnißvoll, so still und wieder so unruhig, als ob da unten wilde Kriegsheere kämpften. Da lagen die Schiffe mit Stricken und Rudern und da standen die Männer, sonnverbrannt und von jedem Wettersturm abgehärtet. Was gab es da alles Neues für Heinrich zu sehen, während die Pilger mit einem bärtigen Schiffer die Ueberfahrt nach Bregenz besprachen und bezahlten. Bald stiegen sie in das Fahrzeug; die niemals müden Wogen senkten und hoben es, daß Heinrich zu fürchten begann, die Wassertiefe möchte sie verschlingen. Aber er schaute auf Bruder Anselms ruhiges Gesicht; ihm wurde dabei so zuversichtlich, als ob der Herr Jesus am Steuer säße. Bruder Anselm machte ihn aufmerksam auf die Wasserbahn, welche das Fahrzeug zog, auf die tanzenden Silberflämmchen, als ob die Wellen ihr Boot sei, auf die Vögel, die über dem Wasser schwebten; — erzählte ihm von den Gefahren, wenn der von Süden kommende Föhn mit dem Gegenwinde um die Herrschaft streitet, wenn der weißgraue Nebel als Vorbote dichter, schwarzer Wolken den Schiffer warnt, sich dem tückischen Elemente anzuvertrauen; — nannte und zeigte ihm die vier Himmelsgegenden und die verschiedenen Wetteranzeigen in denselben. Auf diese Weise entschwand die Zeit unbemerkt und sie landeten ungefährdet am Ufer, wo Bregenz amphitheatralisch mit seinen Häusern,

Digitized by Google

Kirchen und Klöstern an der Ostbucht des See's aufsteigt, einer großen Ritterburg ähnlich, auf der Höhe und Niederung gelagert.

Die Pilger schritten schweigend durch die Stadt und hielten vor einem altersgrauen Kloster, wo sie demüthig um Herberge baten und in das Refektorium geführt wurden. Wie ein Hündlein seinem Herrn, folgte ihnen Heinrich und jeder der ehrwürdigen Mönche lächelte den Knaben an, weil er auf jede Frage mit frischem, frohem Muthe antwortete, er pilgere nach Rom, um ein Gelübde zu erfüllen. Ja, Heinrich Findelkind, dachte in seiner Einfalt, dort für den Pflegvater zu bitten, daß er nicht von Haus und Hof komme.

Man trug den Pilgern Speise und Trank auf; Heinrich aber vergaß beinahe das Essen, indem er auf die Gespräche seiner Begleiter mit den Mönchen horchte und so viel von der heiligen Stadt und dem herrlichen Lande vernahm, wohin sie pilgerten. Sein junges Herz glühte voll Begeisterung und Verlangen, dies Alles zu sehen und dabei wünschte er sehnlich, auch ein Pilgerkleid zu haben. So kam der Abend heran; die Mönche gesellten ihn für die Nacht zu einem frommen Klosterbruder und Heinrich konnte lange nicht einschlafen, er mußte immer auf den Mann blicken, der auf den Knieen betete und wäre gerne aufgestanden, um neben ihn zu knieen. Endlich schlief er doch ein und träumte von einem herrlichen Paradiese mit goldnen Früchten. Als man ihn weckte, sprang er munter von seinem Lager und war in Bälde bereit, den Morgenimbiß einzunehmen, worauf sie nach frommen Abschiedsbegrüßungen ihre Reise fortsetzten.

Der Reisetag hatte ihn bereits mit den Pilgern vertraut gemacht und diese hingegen hatten den frischen, gutherzigen, wißbegierigen Knaben lieb gewonnen. Jetzt getraute er sich schon öfters zu fragen, oder zupfte Bruder Balthasar an seinem Pilgerkleide, um seine Aufmerksamkeit zu erregen; aber die beste Erklärung wußte stets Bruder Anselm zu geben und er that dieses auch ungefragt. Bald, nachdem sie Bregenz verlassen hatten, lenkte er des Knaben Aufmerksamkeit auf eine stattliche Burg, welche auf einem Berge thronte und sagte: „Schau dahin, Heinrich! das ist die Veste des Grafen von Montfort, eines tapfern Ritters. Graf Rudolf ist der Stammherr; er und seine Gemahlin Elisabeth, Pfalzgräfin von Tübingen, hatten sechs Söhne, von denen drei den geistlichen Hirtenstab und drei das Schwert ergriffen. Diese letztern, tapfern Herrn theilten sich in seine Länder; Hugo II. gründete die Tettnangische, Rudolf die Feldkirch'sche und Ulrich die Bregenzer Linie und so wandern wir nun durch die Gauen dieser edlen Grafen." —

Heinrich schaute mit seinen lebhaften Augen auf die schöne Burg und hatte auf dem ganzen Wege das Verlangen, einen Grafen von Montfort zu sehen. Dann aber war seine Aufmerksamkeit wieder von den Bergen angezogen und Bruder Anselm erklärte ihm, daß es die norische Alpenkette sei

Digitized by Google

und daß sie über einen dieser Berge wandern würden. Wie freudig schlug nun des Knaben Herz, das so oft, wenn er den großen Berg bei Kempten betrachtet hatte, die Sehnsucht kaum unterdrücken konnte, einmal hinauf zu steigen und von dem Gipfel in die Welt zu schauen. Von Schritt zu Schritt traten die Berge immer deutlicher hervor. Ihre Höhen grenzten sich am tiefen Himmelsblau in scharfen Umrissen ab und bildeten die seltsamsten Gestalten, welche immer wieder wechselten. Während er neugierig umherschaute, beteten die Pilger entweder leise, oder sie sangen fromme Lieder. Er bat sie oftmals, das erste, welches er von ihnen gehört und das ihm so viel Muth gegeben hatte, wieder zu singen, bis er sowohl die Worte, als auch die Melodie inne hatte und er mit seiner hellen Stimme es mitsingen konnte. Sie unterbrachen ihre Wallfahrt, um auszuraſten, und das war für Heinrich unendlich beglückend. Er verstand es, die schattigsten Plätzlein und die frischeste Quelle zu entdecken, durfte seine beiden Beschützer bedienen und beim Mahle ungehemmt nach Allem fragen, was ihm zu Sinne kam. Bei ihrer gegenwärtigen Rast nahm Bruder Anselm aus der Reisetasche ein Buch und als er dasselbe aufschlug, glänzten liebliche Bilder im Farbenschmucke daraus hervor. Heinrich rief sogleich: „Herr, was sind das für Kaiser? Sie haben alle goldne Kronen auf.“

„Das sind Heilige, mein Kind, und die Kronen sind keine irdischen aus Gold und Edelsteinen, sondern himmlische, meist Dornen- und Martyrkronen mit Blut bespritzt, wie unser Heiland sie trug; aber der liebe Gott verwandelt sie in seinem Himmel so wunderbar schön, viel schöner, als irdische Kronen zu sein vermöchten.“

Heinrich verlangte nun inständig, ihm die Geschichten zu den Bildern zu erzählen und Bruder Anselm willfahrte ihm gerne. Er wählte die Lebens- und Leidensgeschichte jener Heiligen, welche für Heinrichs kindliches Verständniß paßte und sprach begeistert von dem Glaubensmuthe, der Selbstentsagung, Gottes- und Menschenliebe, welche keine Mühsal und sebst den Tod nicht scheute; er erzählte ihm von dem heiligen Knaben Vitus und wie das Kind ausharrte in der Marter für den Glauben an seinen Erlöser. Heinrichs Blicke schwammen in Thränen und als der Pilger sein Buch schloß, rief er: „O Herr! lehrt mich die Schrift lesen, damit ich alles erfahre, was in diesem Buche steht.“ —

Da lächelte Bruder Anselm und sagte: „Meinst Du, das sei so leicht und bald geschehen? Siehst Du alle die vielen Buchstaben? Wie willst Du sie Dir merken?“ —

„O, Herr! es sind ja oft die ganz gleichen! Nennt mir einige und Ihr sollt sehen, daß ich sie wieder kenne, wenn sie auch wo anders stehen.“

Der Pilger hatte Freude über des Knaben Eifer und versprach ihm, bei der Abendrast die Lektion zu beginnen. Nun aber brachen sie auf.

Digitized by Google

Die reiche Natur rings herum hatte für Heinrich in diesem Augenblicke den Reiz verloren, denn er dachte immer an die Heiligen. Da lenkte Bruder Anselm wieder dessen Aufmerksamkeit auf die Gegend, welche sie durchwanderten. Er sagte: „Jetzt geht's auf den Arlberg zu, Heinrich, und das Ländchen, welches wir durchschreiten, heißt von ihm: Vor-Arlberg. Des Berges eigentlicher Name kommt von den Adlern, welche auf seinen Zacken nisten, und er heißt eigentlich der Adlerberg. Ueber den geht's in's Land Tyrol, Heinrich!" —

Der Knabe war so freudig, daß er mit seinen kleinen Füßen tapfer den Boden stampfte und niemals über Müdigkeit klagte. Die schönen Lieder halfen ihm noch besser vorwärts und er freute sich auch so sehr auf's Nachtquartier, wo er etwas aus dem Buche lernen sollte.

Es war gegen Abend, als sie Feldkirch erreichten und in einer kleinen Herberge Nachtlager nahmen. Aber trotz seiner Müdigkeit bat Heinrich um die versprochene Unterweisung. Bruder Anselm nahm sogleich ein Blatt, das er bei sich trug, zog sein Schreibgeräthe hervor und schrieb mit großen, deutlichen Buchstaben:

„Heinrich Findelkind."

Jetzt erklärte er: „Das ist Dein Name, mein Knabe; nun schau ihn nur recht an und dann sag mir jeden Buchstaben einzeln vor."

Heinrich war nicht nur erfreut, sondern auch höchlich ergötzt. Er mußte die Zeichen, die mit einander ihn selber bedeuteten und doch mit ihm keine Aehnlichkeit hatten, anlachen. Mit allem Eifer nannte er nun die Buchstaben in und außer der Ordnung und sah sich im Geiste schon im Besitze der ganzen, großen Wissenschaft des Lesens. Im Ungenügen der Jugend bat er seinen Beschützer, auch noch ihre beiden Namen beizufügen und blickte dann mit Stolz auf diese einfachste Lese-Fibel, die jemals ein Kind besessen haben mag. Als sie zur baldigen Nachtruhe sich begaben, schwammen die Buchstaben in leuchtendem Schimmer gleich einer Sternenschrift am Firmamente, durch seinen Traum.

Beim frühen Morgenlichte unternahmen die Pilger ihre Weiterreise und schritten zwischen den saftigen, von kleinen Flüssen durchzogenen Weidetriften rüstig dahin. Diese Wanderung gefiel unserm Heinrich sehr wohl und er rief ein- über das anderemal aus: „O, wenn sie daheim so gutes Futter hätten! da wär's eine Lust zu hüten! das thät meinen Kühlein schmecken!"

Die Berge traten immer deutlicher hervor; sie schienen sich aus einem Mantel zu wickeln und die Pilger einladend zu begrüßen. Das heutige Reiseziel war den Pilgern noch nicht vollständig bekannt und sie besprachen sich in den Pausen zwischen ihren Gebeten und Gesängen hie und da mit vorübergehenden Wanderern darüber. Als sie dem Arlberge, den sie zu übersteigen hatten, immer näher kamen, warfen sie manchen sorglichen Blick

Digitized by Google

auf den kleinen, ſchwachen Knaben, deſſen Füße in ſchlechten Schuhen ſtacken, die durch die dreitägige Wanderung bereits gelitten hatten.

Des Kindes offner, friſcher Sinn, ſein wißbegieriges Fragen und ſein anſchmiegendes Vertrauen hatten ihre Liebe bereits gewonnen und ihrer Pilgerſchaft einen frühlingsgleichen Reiz verliehen. Aber ſie durften darüber nicht des Knaben Wohl vergeſſen; ſie mußten daran denken, ihm eine paſſende Unterkunft zu verſchaffen. Wie ſollte ſein ſchwacher Körper die weite, beſchwerliche Reiſe, mit allen Wechſeln der Witterung, unbeſchützt von guter Kleidung, aushalten? und ſelbſt dann noch, gewöhnte dieſe frühe Reiſe nicht den Knaben an ein müſſiges Herumſchlendern, während ſeine künftige Lebensbahn die der ſtrengen Arbeit ſein mußte?

Während die Pilger auf dieſe Weiſe für den Knaben dachten, ſchritt dieſer harmlos an ihrer Seite hin und freute ſich an Allem, was er ſah. Inzwiſchen zog er wohl auch mit einigem Stolz ſein beſchriebnes Blatt hervor, betrachtete auf's Neue die Buchſtaben, zählte ſie und frug, wie viele er noch zu lernen habe. Die kleine Zahl ermuthigte ihn und er freute ſich ſchon auf's nächſte Nachtquartier, um noch mehr davon zu lernen.

Nach vielen Wegſtunden fühlten ſie ſich ſehr ermüdet und freuten ſich, als ſie den kleinen Ort Pludenz erreichten, wo ſie Mittagsraſt halten wollten. Der Wirth war ein redſeliger Mann mit einem offenen, freundlichen Geſichte. Er begrüßte die Pilger ehrerbietig, wie Geiſtliche und verwunderte ſich, den Knaben in ſolcher Geſellſchaft zu ſehen. Als dieſer müde auf der Bank raſtete, rief er daher: „Und wohin geht's, Kleiner?“

Alſogleich leuchteten Heinrichs Augen, als er rief: „Ich wallfahrte bis nach Rom.“ —

Da rief der Wirth lachend: „Hoho! warum nicht gar bis nach Jeruſalem zum heiligen Grab! Siehſt mir auch grad aus wie der Walther von Habenichts, von dem die Ritter erzählen. Deine zerriſſenen Schuhe und Kleider ſehen darnach aus! die brauchen doch mit Wind und Wetter nicht erſt Bekanntſchaft zu machen. Alſo nach Rom gehſt? Haſt vielleicht ein Gaisböcklein umgebracht und mußt deßwegen Buße thun?“ —

Heinrich war in ſeinem heiligen Ernſte der Pilgerfahrt durch des Wirthes Scherz ein wenig erzürnt und rief mit Lebhaftigkeit: „Ihr braucht mich nicht auszulachen! ich geh doch nach Rom mit meinem Gelübde. Der Meier von Kempten hat mich, Heinrich Findelkind, vom Tod errettet und erzogen. Nun iſt er durch Bürgſchaft verdorben und ich will in Rom beten, daß er nicht von Haus und Hof muß.“

Heinrich hatte Thränen in ſeinen guten, blauen Augen; der Wirth ſah ihn mitleidig und wohlgefällig an und auch Bruder Anſelm hatte dem Geſpräche mit Wehmuth zugehört; denn die Zuverſicht des Knaben, ihre Wall-

Digitized by Google

fahrt zu theilen und sein dankbarer Zweck derselben bewegte sein Herz, während er die Unmöglichkeit immer deutlicher einsah.

Nun wurden die Speisen aufgetragen und der Hunger verscheuchte alle Ueberlegungen und ließ die Gespräche verstummen. Nach dem Essen erkundigte sich Bruder Anselm über den Weg und das Nachtquartier, das sie zu wählen hatten. Der Wirth nannte ihnen das Oertchen Dalaas, welches sie in vier Stunden erreichen konnten. Als sie ihn nach dem Weg über den Arlberg frugen, sagte er: „O, jetzt, um diese Jahreszeit geht's noch, wenn's auch ein langer und böser Weg ist. Aber wenn die Nebel kommen und gar der Schnee, dann Gnad Einem Gott! der Arlberg hat schon Vielen das Wandern für immer gelegt! der ist fast wie ein Gottesacker und Viele liegen begraben vom Schnee, oder in den Schluchten." — Nach einer Pause fuhr er fort: „Aber wie soll der Kleine über den Berg kommen mit seinen zerrissenen Schuhen? die halten die spitzen Stein und das Gerölle nicht aus!"

Heinrich hörte diese Worte mit Schrecken und sah die Blicke, welche der Wirth mit den Pilgern wechselte. Sogleich stand er auf seinen Füßen, sein Bündelein auf dem Rücken und als die Pilger sich weiter darüber besprachen, war er bereits aus der Thüre und eilte fort, fort auf dem Wege, bis er Pludenz hinter sich hatte. Als die Pilger ihm langsam folgten, hörten sie die reine, klare Kinderstimme zum blauen Himmel emporsteigen:

„In Gottes Namen fahren wir,
Seiner Gnade 'gehren wir!
Nun helf uns Allen Gottes Kraft,
Verleih uns Pilgern Schutz und Macht.
Kyrieleison!"

Da stimmten die Pilger in den Sang des Knaben ein und noch nie hatte ihr Lied frommer und vertrauungsvoller als in diesem Augenblick geklungen.

Als sie weiter schritten, begegneten ihnen einzelne Reiter, welche die Straße dahersprengten, als ob sie die Pilger überreiten wollten. Die beiden Männer wechselten besorgte Blicke und sprachen leise mit einander. Sie sahen nicht wie Leute aus, welche Furcht kannten, aber sie wollten bei ihrem Pilgergange jeden Streit vermeiden und auch unerkannt bleiben. Die einzelnen Reißigen ließen auf einen größern Zug schließen; die ganze Gegend war ohnedem an solche Reiterschaaren gewöhnt, da sie den drei Zweigen der Grafen von Montfort gehörte, welche sowohl in Pludenz, Werdenberg, als auch Feldkirchen gastlich die Ritterschaft willkommen hießen.

Der Tag neigte sich dem Abende zu, als unsre Pilger den kleinen Ort Dalaas vor sich liegen sahen. Die Herberge befand sich am Anfange desselben und ein wilder Lärm tönte ihnen von dort entgegen. Sie gewahrten auch auf dem herbstlichen Rasen hingestreckte Gruppen von Reißigen, welche zechten, spielten und sangen und durch den Wein, so wie den Wür-

Digitized by Google

selbecher hochgeröthete Gesichter zeigten. Aus dem Hause selber drang nicht weniger toller Lärm, denn dort hatten sich die Ritter einquartiert. Die beiden Pilger mochten mit dem Treiben dieser wilden Gesellen vertraut sein; deßhalb blieben sie berathend stehen. In der Herberge selber war für sie keine Unterkunft zu suchen, und sie entschloßen sich, in einem weiten Umwege den Ort zu umgehen, damit sie in irgend einem Hause eine ärmliche, verborgene Unterkunft fänden. Als sie so eben ihren Vorsatz ausführen wollten, wurden sie von einem Reitersmanne entdeckt, sogleich rief er ihnen zu: „Herbei! herbei! Ihr schwarzen Gesellen von der Kanzel! Ihr sollt uns eine Predigt halten! eine lustige Predigt zum Zeitvertreib."

Im selben Augenblicke war die Aufmerksamkeit des ganzen Trosses auf die Pilger gerichtet. Sie warfen die Würfel zur Seite und riefen im wilden Chore: „Ja eine Predigt, eine lustige zum Zeitvertreib." —

Bruder Anselm suchte die anstürmenden Gesellen mit sanften, ernsten Worten abzuweisen; aber sie hatten bereits für ihren Verstand zu lange gezecht und die weiter entfernt Stehenden riefen ungestüm: „Lauter! lauter! wir wollen die Predigt auch hören! Wir wollen Euch sehen! hinauf auf den Tisch; er soll die Kanzel sein!" —

Ein lauter Jubel erfaßte den Troß und die eben gesprochenen Worte wurden einstimmig wiederholt. In Bruder Anselms Gesichte malte sich eine edle Entrüstung; seine dunklen Augen blitzten gebieterisch; er stand unbeweglich, wie eine granitne Säule vor der wilden Rotte; als aber einer der Knechte seinen Arm ergriff, donnerte seine Stimme: „Zurück! feiler Knecht! berühre mich — und bei meinem Leben" —

Aber er beendete die Worte nicht; plötzlich senkte er sein Auge auf das arme Pilgerkleid und das Feuer des Zornes wechselte mit der Demuth des Wallfahrers. Anders verhielt es sich mit seinem Begleiter. Kaum hatte der Reitersknecht Bruder Anselms Arm berührt, als Balthasar den Angreifer packte und mit Kraft und Ungestüm denselben zu Boden schleuderte. Keiner hatte sich dessen versehen, der Kreis erweiterte sich, eine augenblickliche Stille trat ein, aber es war die gährende Stille vor dem Zornesausbruche. Der Sturm brauste jedoch von anderer Seite rasch einher, denn der Anführer des Trosses hatte den Vorgang vom Fenster aus gewahrt und stand nun plötzlich in dem Kreise. Es war eine hohe Gestalt, an wilde Gewaltthat gewöhnt und aus dem, von Wein gerötheten Gesichte sah zugleich Entrüstung und Hohn, als er die Pilger erblickte. Das Erscheinen des Ritters schürte das Feuer unter dem Trosse, denn sie kannten ihren Herrn gut genug, um zu wissen, „daß der Tanz mit den Pfaffen nun erst angehen werde." — Ihre Zuversicht ward alsogleich erfüllt, denn der Ritter schrie: „Ihr wollt meinen Knechten nicht predigen, nun so predigt mir, dem Herrn!"

Bruder Anselm sah dem Ritter ernst und würdig in das Gesicht und

Digitized by Google

entgegnete: „Steht ab von Eurem Uebermuthe und laßt uns des Weges ziehen zu frommer Pilgerfahrt. Das ist kein Gebahren für einen echten Ritter, der auf das Kreuz seines Schwertes geschworen hat, die Bedrängten zu beschützen.“

Bei diesen Worten brauste der Zorn des Ritters in wildem Sturme in seinem Herzen; aber er verbarg ihn unter der Maske des Hohnes, indem er rief: „Das ist keine Predigt nach meinem Sinne! laßt mich eine andre hören, und damit sie lustig wird, bringt den vollgefüllten Humpen, Ihr Knechte!“

Augenblicklich war sein Begehren erfüllt und der Ritter streckte den Arm aus gegen Bruder Anselm mit dem Becher. Aber plötzlich traf ihn ein starker Schlag auf die Hand, daß der Humpen ihr entfiel und der Wein ihn bespritzte. Vor ihm aber stand Heinrich Findelkind mit noch erhobenem Stocke und die blauen Augen leuchteten und die Wangen des Knaben glühten vor Entrüstung. Der Ritter stand einen Augenblick lang sprachlos vor der Gruppe; dann rief er im Hohne: „Wahrlich, Ihr habt Euch einen tüchtigen Kämpen und Beschützer ausgesucht! Aber bei meinem Ritterwort, so wahr ich Graf Albrecht von Werdenberg bin, der Bursche soll mein Geisel sein, bis Ihr ihn auslöst in gutem Kampfe und er soll es inzwischen büßen bei meinem Schwerte. Und hier Graf Wolfegg, denn ich erkenne Euch nun trotz der Kutte, liegt zum Zeichen der Ausforderung mein Fehdehandschuh.“

Indem der Ritter also that, ergriff er den zitternden Knaben, hob ihn über sein Haupt empor, sah ihm mit flammenden Blicken in's Gesicht und machte dann eine Bewegung, ihn fortzuschleudern. Aber so schnell, wie ein Gedanke, hatte Bruder Anselm den kleinen, armen Schützling ergriffen, hielt ihn mit beiden Armen an der Brust und zu gleicher Zeit erscholl aus seinem Munde der feierliche Ton des folgenden Liedes*):

Mitten im Leben
Sind wir vom Tod umgeben:
Wen suchen wir zum Helfer aus
Als Dich, o Herr der Stärke?
Wohl zürnest Du rechtlich um unsre Schuld
Und unsre Missewerke;
Doch haben auf Dich und Deine Huld
Die Väter gehofft und sind bestanden!
Heiliger Herre Gott!
Es haben zu Dir und Deiner Huld
Die Väter gerufen und wurden nicht zu Schanden.
Heiliger, starker Gott!

*) Dieses Lied „Media vita“ hat den als Dichter und Componisten ausgezeichneten Mönch Notker Balbulus von St. Gallen zum Verfasser, der es einst (um das Jahr 900.) am Martinstobel gedichtet und gesungen, als er den Baulenten zuschaute, die mit Lebensgefahr über den grausenden Abgrund der Wildniß eine Brücke schlugen. Es blieb mehrere Jahrhunderte lang ein allgemeines Volkslied in Gefahren. —

Digitized by Google

Verſchmäh uns nicht, wenn die Kraft gebricht,
In der Zeit des Alters verlaß uns nicht!
Barmherzig ſei in der letzten Noth
Und gib uns nicht in Nacht und Tod!
O Heiland, Herr und Gott! —

Beim erſten Tone dieſes allbekannten Liedes, das die Gemüther erſchütterte, wohin es drang, das in Zeiten ſchwerer Bedrängniß, unter den Schrecken des Todes, mitten im Meeresſturme, als Kriegslied in Schlachten geſungen wurde: trat die ganze Rotte auseinander, Alle neigten das Haupt und die Pilger zogen mit dem Knaben ſingend durch ihre Reihen. Als ſein letzter Ton verklang, hatten ſie den Ort verlaſſen und wanderten wieder auf freiem, friedlichem Felde.

Bruder Anſelm legte nun den zitternden Knaben auf den Raſen. Aber Heinrich blickte ängſtlich um ſich und trieb ſie zur Eile. Nun hatten ſie den Arlberg dicht vor ſich. Was ſollten ſie thun? Ihre eigne Kraft war zwar unerſchöpft, aber der Knabe konnte den Berg nicht mehr überſteigen. In dieſer Rathloſigkeit gewahrten ſie einen Mann, der im Walde Holz ſammelte. Bruder Balthaſar ging auf denſelben zu, ſprach eine Weile mit ihm und brachte die Botſchaft: daß ſie nach zwei guten Wegſtunden zu einer Hochebene des Arlberges gelangen und ſeitwärts eine Meierei finden würden. Sie gehöre dem Jacklein über Rain und das ſei ein guter Mann, der gern Herberge verleihe.

Bruder Anſelm ſah auf den jungen Begleiter und las in deſſen Augen, daß der ausgeſtandene Schrecken das kleine Herz immer noch mit Furcht gefeſſelt hielt und die Scheu ihn vorwärts treibe, obwohl ſeine Füße vor Müdigkeit wankten. Sie zogen alſo weiter; Heinrich hielt ſich an Bruder Anſelms Hand, ohne ſie einen Augenblick loszulaſſen und als tiefe Stille herrſchte, ſprachen des Knaben Lippen ganz leiſe das Echo ſeiner Seele aus:

„Mitten im Leben,
Sind wir vom Tod umgeben“ —

und blickte dabei mit dem tiefſten Ausdrucke innerlicher Erſchütterung in Bruder Anſelms freundliches Geſicht. Wieder ſtimmten die beiden Männer das feierliche Lied an und Heinrichs ganze, offne Seele nahm es auf. Unter dieſem Geſange entwich allmählig das finſtre, drohende Geſicht des Ritters, wie er ihn emporgehalten hatte, und das Gefühl des göttlichen Schutzes, der in ſeinem kurzen Leben ihm ſchon öfters ſo augenſcheinlich zu Theil geworden war, kam über ihn mit ſüßer Beruhigung. So ſtiegen ſie betend und Gott lobpreiſend, theils in Worten, theils in Gedanken, langſam weiter, immer höher auf ſteinigem Gerölle, zwiſchen dunklen Tannen, wo bereits das Licht des Tages erloſchen war. Bisweilen ſtanden ſie unſicher, welcher Spur des Weges ſie folgen ſollten und mußten auch wieder zurück,

Digitized by Google

um den rechten Weg zu ſuchen. Die beiden Stunden hatten ſich bereits verdoppelt, die Nacht war völlig eingebrochen, Heinrich wankte bei jedem Schritte und zitterte vor Müdigkeit und Froſt. Aber ſobald Bruder Anſelm begann:

„Mitten im Leben
Sind wir vom Tod umgeben“ —

— raffte ſich der Knabe zuſammen und ihm war's, als jage ihn der wilde Reitertroß, um ihn zum Gefangenen zu machen. Sie glaubten ſich gänzlich verirrt, als ſie dieſes Lied wieder auf's Neue anſtimmten, in deſſen feierliche Töne ſich nun ein Hundegebell miſchte. Da ſchwiegen ihre Lippen und die Herzen klopften freudig:

„Du gibſt uns nicht in Nacht und Tod,
O Heiland, Herr und Gott!“ —

Das Hundegebell kam näher und näher, dann ließ ſich ein funkelndes Licht erblicken, dieſes drang durch den Wald und vor ihnen ſtand ein großer, kräftiger Mann, theils in der Tracht des Landmannes und des Reißigen. Trotz der Narbe in dem wettergebräunten, bärtigen Geſichte, ſah dasſelbe doch recht freundlich auf die verirrten Wanderer und lud ſie ein, ihm zu folgen. Bald gelangten ſie auf eine ſchöne Hochebene, auf welcher die Meierei des Jacklein über Rain in tiefer Stille und Einſamkeit lag. Unter der geöffneten Hausthüre ſtand ſein Weib, friſch und freundlich, nach echtem Gebirgsſchlage, und hieß die Pilger mit ausgeſtreckter Hand willkommen. Als ſie den Knaben erblickte, ſchlug ſie jedoch die beiden Hände zuſammen und rief: „O mein lieber Herr Jeſus Chriſt! wie kommt der arme Bub' zu ſolcher Wanderſchaft und noch jetzt, wo's auf den Winter geht! Komm, komm, ſetz Dich und wärm Dich am Ofen und Du Jacklein ſchür nach, derweil ich die Abendſupp koche.“ —

Geſchäftig eilte ſie nun von dannen; die Männer ſetzten ſich um den Tiſch, Heinrich aber war ſo müde, daß er auf der Ofenbank am wärmenden Feuer alſogleich einſchlief. Mitleidig ruhten die Blicke der drei Männer auf dem Kinde und Jacklein ſagte: „Mit Vergunſt, edler Ritter, denn das ſeid Ihr trotz dem Pilgerkleid! bin ſelbſt ein alter Reitersmann und meine Augen haben noch nicht verlernt, den Platz zu kennen, wo der Harniſch zu ſitzen pflegt; alſo nochmal mit Vergunſt, edler Ritter, wo zieht Ihr hin und was ſoll's mit dem Buben?“ —

Bruder Anſelm ſagte nun, daß ſie für jetzt wenigſtens keine Ritter, ſondern arme Pilger auf einer Wallfahrt nach Rom ſeien und erzählte ausführlich, wie ſie zu dem Knaben gekommen waren, was ſie über ſeine erſten Lebensſchickſale erfahren hatten und ſchilderte das treuherzige, friſche, muthige Weſen des armen Findelkindes, das ſo heimathlos in der weiten fremden Welt umherirre. Da rief Jacklein mit Rührung: „Wißt Ihr was? Laßt

Digitized by Google

den Knaben bei mir! Ich will ihn groß ziehen und Gott soll mich strafen, wenn ich nicht wie ein Vater an ihm thu!"

Die beiden Männer sahen sich fragend an und Bruder Balthasar sagte: „Er hat weder gute Schuhe noch Kleider." Bruder Anselm nickte ganz traurig mit dem Haupte und entgegnete: „Ja, er wird unterliegen auf dem weiten Wege und wir müßten ihn schutzlos zurücklassen. Es geht mir ganz zu Herzen, von dem Kinde zu scheiden; aber es muß sein! Jacklein, Ihr werdet ihn gut halten?"

Dieser legte seine kräftige Hand zum Gelöbniß in die Rechte des Pilgers und Bruder Anselm sagte dann: „Wir wollen morgen dem Knaben die Sache vorstellen und ihn fragen; er mag selbst entscheiden. Mir ist's nicht anders, als ob er von Gott mir anvertraut sei; aber vielleicht war ich nur das Mittel, ihn zu Euch zu führen."

Die Hausfrau hatte inzwischen die Speisen aufgetragen und Jacklein weckte den müden Schläfer, der anfänglich nur mit halbem Bewußtsein zum Tische hinkte. Aber nun machte sich der Hunger geltend und er griff so wacker zu, daß Jacklein seine Freude daran hatte. Bald nach dem Essen suchten die Pilger ihr angewiesenes Lager und heute umgaukelte den müden Heinrich kein Traumbild trotz der erlebten Gefahren. Er schlief fest und tief und erwachte nicht eher, als bis Jacklein ihn weckte. Mit Schrecken und Bestürzung sah er die Pilger bereits reisefertig vor ihm stehen. Er sprang auf, sank aber vor Schmerz auf sein Lager zurück. Seine, von den zerrissenen Schuhen nur dürftig geschützten Füße, waren von dem langen, steinichten Wege wund gerissen und voller Blasen. Jacklein warf den Pilgern einen Blick des Einverständnisses zu und sagte zu Heinrich: „Kleiner, Du kommst nicht weiter; da hilft nichts. Bleib nur bei mir; Du sollst meine Schafe hüten und mein kleiner Dienstmann sein."

Heinrich schaute erschrocken auf Jacklein und von diesem auf Bruder Anselm. Als er in dessen Augen einen so wehmüthigen Abschiedsblick entdeckte, stammelte er mit Bestürzung: „Herr, ich soll nicht mit Euch gehen?"

Bruder Anselm neigte sich zu ihm und entgegnete: „Armer Knabe, wie weit würdest Du kommen mit Deinen müden, verwundeten Füßen, ohne gute Schuhe und schützende Kleider! O Heinrich, erkenne in Jackleins Anerbieten Gottes sorgende Barmherzigkeit, welche schon dreimal in Deinem jungen Leben Dir rechtzeitig zu Hilfe kam. Jacklein will Dir ein so guter, väterlicher Herr sein, wie es der Meier von Kempten gewesen ist. Bleib bei ihm und diene ihm treu und willig!"

Des Knaben Herz wogte vom Schmerz des Abschiedes und er sagte mit weinerlicher Stimme: „Und ich darf nicht in Rom mein Gelübde erfüllen?"

„Ich will statt Deiner Gottes Segen herabflehen über Deinen Wohl-

Digitized by Google

thäter; Du biſt zu einem Wallfahrer noch zu klein. Deine erſte Pflicht iſt die Arbeit, mit welcher Du immer das Gebet verbinden kannſt.“

„Und ich darf den ſchönen, blauen Himmel, die fremden Wälder mit den goldnen Früchten, das große Meer und die Stadt und die weite Welt nicht ſehen?“

„Heinrich! der blaue Himmel iſt überall ausgeſpannt; ob die Welt weit oder eng ſei, überall iſt ſie ein Wunder des allmächtigen Gottes!“

„Und ich darf die ſchönen Geſchichten in dem farbigen Buche nicht leſen lernen?“

„O Kind! die herrlichſten Geſchichten von Gott ſelber ſtehen in dem großen, farbigen Buche der Natur. Es iſt immer vor Deinem Blick aufgeſchlagen; dahinein ſchaue mit dem rechten, gläubigen, forſchenden Auge!“

„Und ich ſoll mich von Euch trennen?“ rief nun Heinrich, indem er in ein lautes Schluchzen ausbrach.

Bruder Anſelm kniete neben dem weinenden Knaben nieder; er bezeichnete deſſen Stirne mit dem heiligen Kreuze, dann betete er leiſe und dann legte er ſegnend ſeine Hand auf des Kindes Augen, indem er ſagte: „Sei wacker und ſtark, mein Kind; und nun gib uns die Hand zum Abſchied: „In Gottes Namen fahren wir!“

„Wann werde ich Euch wieder ſehen, Herr?“ ſprach Heinrich mit halb erſtickter Stimme.

„Wann Gott es will! ſeine Wege ſind wunderbar.“

Nun nahm Heinrich auch von Bruder Balthaſar freundlichen Abſchied und dankte ihnen mit der ganzen Fluth ſeiner Augen; dann ſchritten die Pilger, von Jacklein begleitet, raſch von dannen. Heinrich aber, der ſich mühſam aufgerichtet hatte, ſank auf ſein Lager zurück und ſchluchzte bitterlich. Wieder eine Trennung! und das junge Herz hatte ſich an den liebevollen Beſchützer ſo innig geſchloſſen. Wer kennt nicht die Macht des Geiſtes, wenn er, gleich dem Aether vom Sonnenſchein, durchwärmt iſt von Menſchenliebe! Wer kennt ſie nicht, jene wunderbare Macht, welche die Herzen gewinnt und feſſelt, Fremdes vereint, wenigen Stunden die Länge von Monaten verleiht in ihrer Wirkſamkeit, und wer kennt dich nicht, gutes edles Wort, das in die offne Seele fällt und dann durch das ganze Leben fortkreiſet, hinüber auf tauſende andere Leben, immer Gutes wirkend. Weine nur, Knabe, ſolche Thränenfluth iſt ein dankender Quell, der dein eignes wackres Herz zu einer Frühlingsau macht, aus der die Blumen der Menſchenliebe ſprießen.

Achtes Kapitel.

Wie Heinrich auf dem Arlberge ſich eingewöhnt.

Immer noch hatte Heinrich ſein von Thränen benetztes Geſicht auf dem Lager verborgen, als er ſich an ſeinem Fuße berührt fühlte. Sogleich blickte

Digitized by Google

er auf und gewahrte Mutter Jacklein daneben knieen, die wunden Stellen mit einer Salbe beſtreichend. Er fühlte augenblicklich eine lindernde Wirkung und zwar an ſeinem traurigen Herzen, denn die Sorgfalt in der Fremde iſt der Liebeshauch, welcher uns mit lindem Heimathsgefühle anweht. Heinrich ließ ſich von Mutter Martha, ſo hieß die Meierin, zum Morgenimbiß führen, wozu auch Jacklein bald kam und die letzten, aufmunternden Grüße der Pilger brachte.

Heinrichs neue Heimath war ein verborgener Erdenwinkel. Das feſte Gebäude glich ſeinem Beſitzer; es erſchien wie ein abgetrenntes Theil einer Burg; die Felſenwände ringsum ſtiegen wie Mauern und Zinnen, wie Schießſcharten und Wälle empor. Da gab es ſtatt der Burgverließe ſchaurig tiefe und kalte Schluchten, aus welchen kein Entrinnen war. Da gab es hingegen auch Felſenthürme, von wo man weit in's Land hineinſehen konnte. Da gab es auf der Hochplatte, wo die Meierei lag, einen Garten voller Alpenkräuter, farbig und duftig, bunt und reich; aber drin wandelten keine zarten Ritterfräulein, ſondern die Heerde weidete dort mit hellem Glockenſpiele. Jacklein herrſchte in ſeinem Beſitze wie ein echter Freiſaſſe und konnte in ſeinem ganzen Ausſehen und Gebahren den ehemaligen ritterlichen Dienſtmann nicht verläugnen. Er war in ſeinem frühern Leben in der Weite herumgekommen, hatte viel erlebt und erfahren und konnte alſo guten Rath geben, was ihm in der Nachbarſchaft Anſehen und Zutrauen verſchaffte, beſonders da er ſtets frohen Muthes und heitern Sinnes war.

Jacklein ſah mit freundlichem Blicke auf den heimathloſen Knaben, der ſchweigend und mit Thränen kämpfend die Suppe aß; dann nahm er ihn bei der Hand und ſagte: „Komm, wir wollen in den Stall und draußen Bekanntſchaft machen mit Deiner Heerde.“

Jacklein hatte das Rechte getroffen. Als Heinrich wieder das wohlbekannte Gebrüll, Gewieher und Gemecker hörte, war's ihm nicht anders, als wie ein Gruß von daheim. Aber wie ſchön und doch wieder anders war's hier! ſo prächtige Kühlein, ſo ſtattliche, fette Ochſen und auch ein paar Pferde, faſt ſo ſchön wie die Streitroſſe der Ritter, ſtampften den Boden. Zutraulich ging er zu jedem Thiere, ſtreichelte den glatten Rücken, ſah den Kühen in ihre verſchlafenen Augen und jubelte voll Bewunderung. Jacklein ſtand vergnügt daneben, als Heinrich ſich zu ihm wandte und plötzlich ſagte: „Wie heißen ſie alle?“

Nun wies der Meier lachend auf die verſchiedenen Thierarten und entgegnete: „Das iſt ein Pferd, das eine Kuh, das ein Ochs.“ —

Aber Heinrich fiel ihm ſogleich kopfſchüttelnd in's Wort: „So mein' ich's nicht, Meiſter. Ich mein, wie heißt Jedes mit ſeinem eignen Namen?“

„Nun, nun Kleiner,“ — ſagte Jacklein, — „wenn auch die Thiere einem ordentlichen Chriſtenmenſchen gehören, getauft hab' ich ſie nicht!“

Digitized by Google

„Aber wie ſoll mir dann Jedes auf den Ruf folgen, Meiſter?“

„Nun, ſo gib ihnen einen Namen!“ ſagte lachend der Meier.

Das machte nun unſerm Heinrich große Freude. Mit ſeinem klugen Köpflein und beobachtenden Auge hatte er bald einige Eigenheiten der Thiere entdeckt und einen Namen gefunden. Jacklein aber lachte ſtets gutmüthig dazu. Dies kam freilich nicht an Einem Tage zu Stande, ſondern Heinrich kam ſo nach und nach zu den rechten, langſamen Namen und hatte endlich ein ganzes Regiſter beiſammen. Da gab es unter den Kühen ein Breitmaul, eine Scheck, eine Blaß, eine Annaliese und eine Bärbel, eine Trutſchel und eine Mutſchel; da gab es unter den Ochſen einen Bummler und einen Brummler, einen Boxer und einen Brüller; da gab es unter den Gaiſen einen Schlecker und einen Necker; ein Springfüßlein und eine Grethel; da gab es unter den Gaisböcken einen Hanſel, einen Jackel, einen Langbart, ein Spitzmaul, einen Zornnickel, — kurz es gab ein langes Regiſter von Namen. Aber die Annaliese, eine ſchöne braun und weiß gefleckte Kuh, mit ſo zartem Felle wie weicher Sammt, war Heinrichs Liebling und drum hatte ſie auch juſt dieſen Namen erhalten.

Unter dieſen Beſchäftigungen gewöhnte ſich Heinrich ſehr raſch bei Jacklein ein und ſeine Reiſe erſchien ihm wie ein Traum; er hätte an die Wirklichkeit derſelben kaum glauben können, wenn nicht die beiden, ernſten Geſtalten der Pilger ſo leibhaftig vor ſeinem Geiſt geſtanden wären und die Sehnſucht nach ihnen ſein dankbares, warmes Gemüth bewegt hätte. Als er nun wieder in der gewohnten Umgebung war, fiel es wie ein Vorwurf in ſeine Seele, daß er auf der Reiſe beinahe den Vater, die Mutter, Alle miteinand, ſelbſt den Jakob vergeſſen hatte und die Vergangenheit verband ſich nun mit der Gegenwart ſo wunderbar, daß er oft daheim zu ſein wähnte und ganz ungeheißen die gewohnten Geſchäfte verrichtete. Jacklein hatte ſeine helle Freude darüber und gewann den kleinen Dienſtmann ſehr lieb.

Als Heinrichs Füße wieder ganz heil waren, forderte Jacklein ihn auf, mitzugehen. Er führte denſelben in das nahe Dorf Stuben und beſtellte dort beim Schneider zwei vollſtändige Anzüge, den einen für täglich, den andern für die Sonntage. In dem letztern ſah er wie ein kleiner Dienſtmann aus und das Lederwamms und die Pumphoſe ſtand ihm vortrefflich. Als er ihn am nächſten Sonntage zum erſten Mal trug und Jacklein ſich zum Kirchengang nach Dalaas anſchickte, gab er dem Knaben ſein großes Schwert in den Arm und hieß ihn mit demſelben hinterdrein ſchreiten. Wie da des Knaben Augen glänzten! Er fühlte ſich mit dem Schwerte im Arme ſo keck, daß er nicht einmal fürchtete, dem böſen Grafen von Werdenberg zu begegnen, deſſen finſtre Blicke er nicht vergeſſen konnte.

So lange die Herbſtſonne noch golden herniederleuchtete, nahm Jacklein den Knaben ſtets zu ſeinen Bergwanderungen mit, um ihn mit der neuen

Digitized by Google

Heimath bekannt zu machen. Er gab ihm den eisenbeschlagnen, mit einer Spitze versehenen Stock in die Hand, lehrte ihn den Fuß sicher auf das Gestein setzen, sich emporschwingen, sich anhalten an den schlanken Tannen, schwindellos an einer Felsenkante vorübergehen und hoch oben in die Welt hinausjauchzen mit vollem Brustitone. Als sie zum ersten Male hoch oben standen und hinausblickten, frug Heinrich sogleich: „Wo ist der Weg, den die Pilger gehen?“

Jacklein zeigte ihm die Straße und die ganze Richtung ihrer Pilgerfahrt und wieder zogen des Knaben Gedanken sehnsuchtsvoll mit ihnen. Auf einer andern Seite zeigte Jacklein auch über die Gegend hin über Bregenz, Lindau und all die Orte, welche Heinrich durchwandert war und er dachte sich ein fernes Pünktlein, wo seine Kinderheimath liegen mußte, und o, wie schlug da das kleine Herz nach Vater und Mutter und den lieben Gespielen! —

Ja, auf den Bergen, das war ein schönes, neues Leben für den frischen Knaben. Wenn das Echo seine Stimme und sein helles Lachen wiedergab, war's ihm, als ob Jakob sich irgendwo versteckt habe und ihn necke. Da gab es so viel Neues zu sehen, so viele fremde Thiere, welche vorbeihuschten, krochen, sprangen, hüpften und flatterten; so mancher unbekannte Ton, manches seltsame Gekreische drang in sein Ohr, daß er mit Fragen gar nicht fertig wurde, und Jacklein ihn auf den Frühling vertröstete, wo er Alles viel besser erkennen werde. Wenn sie dann Abends mit dem Gesinde bei der Suppe saßen, ging's an ein so lustig Geplauder, daß Mutter Martha oft auf halbem Wege stehen blieb und ihre Eile und Arbeit vergaß, um dem Knaben zuzuhören. Bald war Heinrich der allgemeine Liebling geworden und weil er so erfahren für sein Alter und so anstellig war, behandelten ihn die Knechte wie ihresgleichen und hatten ordentlich Respekt vor dem kleinen Burschen.

Die fröhlichen Bergwanderungen dauerten nur leider nicht lange. Es kam zuerst ein dichter bleierner Nebel, welcher Alles einhüllte, daß man keine Bergspitze mehr sehen konnte. Wenn einmal die Sonne durchdrang, war ihr Schein fahl und kalt und alles rinsum verändert und abgestorben. Wenn der Nebel sich lagerte, glich die Hochplatte einem Eilande mitten im tiefen, grauen Wasser, aus dem die Felsenzacken geisterhaft emporragten.

Einsmal über Nacht kam der rauhe Winter mit aller Gewalt. Die Schneeflocken rasten gegen einander, als ob sie im Kampfe lägen; der Sturm heulte gegen die Felswände gleich hungrigen Wölfen und die Bäume krachten von seiner Wuth gebrochen.

Nun verbot Jacklein dem Knaben, das Haus zu verlassen, damit er nicht Schaden leide auf dem gefährlichen Boden voller Abgründe. Heinrich hatte aber in Hof und Stall genug zu thun und Mutter Martha benützte

Digitized by Google

ihn als kleine Magd, wobei er mit emsiger Geschäftigkeit hin und her lief. Sein fröhliches Kindergesicht war die lachende Sonne in der ganzen Meierei, die selbst am Abende nicht unterging, denn da versammelten sich alle Insassen in der großen Stube und Heinrichs Fragen brachte Jacklein zum Plaudern über sein früheres, bewegtes Leben als ritterlicher Dienstmann. Der Knabe war ein Zuhörer, wie ein Erzähler sich nur einen wünschen kann. Er horchte mit all seinen Sinnen und bekam niemals genug. Diese Erzählungen ritterlicher Heldenthaten, von denen Jacklein oft Zeuge gewesen war, schloßen sich in seinem jungen Geiste an die Legenden der frommen Pilger. Sie hatten ihm auch vom heiligen Ritter Georg, der den Lindwurm tödtete, berichtet und der Knabe gab hinwieder seine frommen Geschichten zum Besten, wobei Mutter Martha andächtig die Hände faltete.

Sie hatten nebst dem Gesinde noch einen eifrigen Zuhörer. Dies war Neger, ein großer, schwarzer, langhaariger Hund, der vor seinem Herrn lag oder saß, auf alle vier Beine gestreckt, den Kopf erhoben, oder aufrecht, indem er sich plötzlich in die Höhe richtete, als käme es nun recht schön, und als gälte es zum Kampf zu eilen. Bisweilen aber spitzte er die Ohren und dann hielt Jacklein mitten in der Rede inne, um gleichfalls zu horchen und zeigte sich der Hund unruhig, dann ging nicht selten Jacklein zur Thüre, oder noch weiter, mit einem Spieße bewaffnet. Manch verirrter Wanderer kam mit ihm zurück, wurde gewärmt und gespeist und von Jacklein und Neger auf die rechte Bahn gewiesen. Bei solchen Gelegenheiten dachte Heinrich stets an seine eigne Lebensgeschichte, wie er unter rauhem Winde unter dem alten Eichbaum gelegen war und sein mitleidiges Herz that dem halberfrornen Gaste alles zu liebe.

Aber noch etwas Anderes füllte des Knaben freie Zeit an den langen Winterabenden. Er hatte seine Papierstreifen weder vergessen noch verloren, sondern sie unzählige Male betrachtet und die einzelnen Zeichen so fest seinem guten Gedächtnisse eingeprägt, daß er sie mit dem Finger in die Luft schreiben, auf Steine und Holz kritzeln und mit Kohle malen konnte. Dann versetzte er sie wieder und wenn so ein bekannter Name eines seiner Lieblingsthiere entstand, jubelte er laut auf. Nun suchte er alles, was er sah, in diesen wenigen Buchstaben zusammenzusetzen; aber da fehlte oft gerade der erste oder hauptsächlichste und er kratzte, wie Vater Jörg gethan, verlegen hinter den Ohren. Er kam in seiner Noth zu Jacklein, der aber schüttelte den Kopf, nannte es „kribiskrabis“ — und „Spinnennetze“, auf die er sich nicht verstehe, das gehe nur den Pfarrherrn an, er hätte was Besseres zu thun. Wenn es sich dann hie und da so glücklich fügte, daß ein Wanderer den fehlenden Buchstaben ergänzen konnte, dann hatte Heinrich wieder für viele Tage ein herrliches Spielzeug, das ihn beschäftigte.

So verstrich der erste Winter auf dem Arlberge und Heinrich wuchs

Digitized by Google

kräftig heran, kein Fremdling mehr, sondern im Hause von Jacklein und Martha fast wie ein eignes Kind geliebt und oft dachte der Knabe: „Wie doch der liebe Gott gar so gut mit mir ist und mich gerade hieher geführt hat!“ — (Fortsetzung folgt.)

Chinesische Schattenbilder.

Von F. Arand.

Das Blumenland. — Bambus und Baumwolle. — Das Pflugfest.

Das Land der Blumen, die Blume der Mitte: so nennen die Chinesen ihr großes Reich, und sie haben ein gewisses Recht dazu. China ist die Heimath der herrlichsten Flora, es ist das Land der Camellien, der Azaleen, der Rosen, der Glycinen, der Lotosblumen, der mannigfaltigsten Pflanzenwelt. In den südlichen Provinzen sind ganze Hügelketten übersäet mit den köstlichsten Blumen, so daß selbst erfahrne und weitgereiste Botaniker bei deren Anblick in bewunderndes Entzücken gerathen. Robert Fortune, der unerschrockene und pflanzenkundige Reisende aus England, der mehrere Provinzen China's schon zu wiederholten Malen durchwandert hat, kann die überraschende Herrlichkeit des blumigen Landes nicht genug rühmen. Auf den Hügelabhängen der Provinz Tscheliang ruft er aus: „Von der prächtigen und auffallenden Schönheit dieser mit Azaleas bekleideten Berge, wo zu allen Seiten, soweit die Blicke reichen, das Auge auf Blumenmassen ruht, deren schimmernder Glanz und Schmuck Alles übertrifft, kann man sich kaum eine Vorstellung machen. Aber nicht allein die Azalea zieht unsere Bewunderung auf sich, sondern auch die Waldrebe, wilde Rose, Geisblatt, die schöne Glycine, die sich an den Hecken und Bäumen emporwindet, und hundert andere tragen bei, die Pracht zu erhöhen, und lassen uns bekennen, daß China in der That das Land der Blumen ist.“

Billig ist daher auch die chinesische Gartenkunst berühmt, die größeren Städte wetteifern mit einander in der Pflege dieser freundlichen Cultur, und der Blumenluxus wird in Haus und Tempel, zu Land wie zu Schiffe hoch getrieben; die Flüsse sind belebt von sog. Blumenbooten. Die Weltstadt Canton war lange der Markt für jene schönen Pflanzen, welche jetzt die europäischen Gärten zieren. Die weitberufenen Gärten von Fatee (d. h. Blumenland), welche eigentlich chinesische Pflanzschulen sind, wo Pflanzen zum Verkauf gezogen werden, sind der Lieblingsort der Cantonesen, und Spazierfahrten dahin gehören zum guten Ton. Ebenso zeichnet sich Futschau-fu, eine Hafenstadt am stillen Ozean, gegenüber der Insel For-

Digitized by Google

mosa, durch die glühende Pracht ihrer Flora aus, und die Gegend um diese Stadt wird von Reisenden der große Camelliengarten genannt. In keinem andern Theile des Landes sah Fortune diese Blumen in so vollkommener Gesundheit oder so schön gepflegt. Ebenso gedeiht daselbst die beliebte fingerförmige Citrone, die man in China so häufig in den Blumenläden findet, ganz besonders gut als einheimische Pflanze. —

Zu den werthvollsten Gewächsen gehört im himmlischen Reiche das Bambus vermöge seiner vielseitigen Nutzbarkeit, welche es wie kaum eine andere Pflanze zu unzähligen Zwecken eignet. Es dient zu Hüten und Schilden für Soldaten, zu Sonnenschirmen und zu Schuhsohlen, zu Pfeifen und Pinselhaltern, zu Seilen und Papier, für allerlei Gewerbe. Mit den Spänen werden Kissen gestopft; aus den Blättern wird eine Art grober Regenmantel, das sog. Blätterkleid oder Soe, verfertigt. Aus den Wurzeln werden die wunderlichsten Figuren, wie sie nur dem Geschmack des Chinesen zusagen, geschnitten und die Stengel müssen zu Verzierungen oder zu Weihrauchanzündern für die Tempelhallen den Stoff liefern. Die jungen Schößlinge pflegt man zu einem süßschmeckenden Gerichte zu verkochen. In den Knoten findet sich eine Substanz, die als Medicin verwendet wird. Auf dem Wasser gebraucht man das Bambus zur Bereitung von Segeln und Decken für die Boote, sowie zu verschiedenen Fischapparaten. Auf dem Lande dient es zu Rinnen für die Feldbewässerung, dann zu den insgemein beim Ackerbau gebräuchlichen Wasserrädern, welche von Arbeitern mit den Händen oder Füßen, oder auch durch einen Büffel in Bewegung gesetzt werden, um die Reisfelder so lange zu überschwemmen, bis die Frucht beinahe reif ist. Ebenso liefert das Bambus die Wasserröhren für die Quellenleitung. Zu mannigfachem Gebrauch dient es in der Theemanufaktur, und um einen besonders wichtigen Artikel nicht zu vergessen, die bekannten Speisestäbchen, der eigentliche Hausrath der Chinesen und die Verzweiflung der Europäer, welche zu einer chinesischen Tafel geladen sind, werden in der Regel ebenfalls aus Bambus gefertigt. Endlich spielt das Bambus eine bedeutende Rolle in den Händen der willkürlich schaltenden Mandarine. Das Peitschen bildet dort, selbst für die geringsten Vergehen, die landesübliche Strafe und das Bambus ist, wie ein Schriftsteller sagt, das A und O der chinesischen Rechtspflege. Gar Viele werden auf solche Weise zu Tode gebußt und gebambust. Noch zu manchen anderen Zwecken muß dieses merkwürdige Gewächs aushelfen, und ein französischer Reisender, Abbé Huc, bemerkt: man könne ohne Uebertreibung behaupten, daß die Bergwerke des chinesischen Reiches diesem weniger eintragen, als seine Bambusstauden. Und der englische Reisende Fortune fügt hinzu: beinahe das ganze Leben hindurch hat der Chinese das Bambus überall nöthig, und es verläßt ihn nicht, bis er darauf zu seiner letzten Ruhestätte an den Abhang eines Hügels getragen

Digitized by Google

wird, und auch dann noch wogt es neben der Cypresse, Pinie und Wachholder als Denkmal neben seinem Grabe. Nicht mit Unrecht trägt es daher den sprichwörtlichen Namen eines vegetabilischen Amphibiums. —

Die breite Thalebene, welche der größte Strom des himmlischen Reiches, der Yang-tse-kiang (d. h. Sohn des Weltmeers) gegen seine Mündung zu durchfließt, bildet den Hauptdistrikt der berühmten Nanking-Baumwolle. Der Grund, warum diese gerade hier so ausnehmend ergiebig gedeiht, liegt in dem Boden, der ein tiefer fetter Lehm ist und von sachverständigen Männern als der beste Boden in China, wenn nicht in der ganzen Welt bezeichnet wird. Die Baumwolle bildet in jenen Gegenden den Haupterwerbszweig, und die Erntezeit bietet deßhalb daselbst ein sehr bewegtes Bild. Die Baumwollenpflanze treibt von August bis Oktober immer neue Blüthen. Da täglich frische Samenkapseln aufspringen, so müssen sie mit eifriger Sorgfalt gepflückt werden, weil sie sonst auf den Boden fallen und die Wolle schmutzig wird, wodurch sie an Werth verliert. Da ist nun allwärts große Regsamkeit auf den Baumwollefeldern. Sobald die Sonne ihre mittägige Kraft entfaltet, sieht man die Landleute gruppenweise hinauswandern, um die reife Baumwolle zu pflücken und einzuheimsen. Die ganze Familie, Männer und Frauen, Greis und Kind, Alles ist bei der Arbeit und jedes kann sie verrichten. Die Kinder können mit ihren kleinen Händen die Baumwolle so gut pflücken, wie die Eltern, und munter sieht man sie Füße und Aermchen rühren; schwerer freilich wird es ihnen, dieselbe während des Einsammelns mit sich herumzutragen, aber da helfen ihnen die Ziegen, welche fast in jeder Familie gehalten werden, und den Kindern willig auf die Felder folgen. Es bietet, nach der Versicherung der Reisenden, einen freundlichen Anblick, wie die Gruppen rührig und emsig durch einander sich bewegen, und wie die Lieblinge der Kinder, die Ziegen, nebenherlaufend die abgepflückte Baumwolle in Säcken, welche ihnen über den Rücken gehangen sind, aufnehmen, den Sammelnden nachtragen und schließlich an der Seite der Kinder nach Hause bringen. — Der überflüssige Same wird zu Oel gepreßt, mit den Stengeln kochen die Leute ihr einfaches Mahl, und die Asche daraus, das Letzte von Allem, wird als Dünger auf das Feld gestreut. —

Weltbekannt ist, wie in China dem Ackerbau durch den Kaiser selbst öffentliche Ehrung angethan wird. Alljährlich am 23. Tag des dritten Mondes, d. h. ungefähr gegen Ende März nach unserem Kalender, begeht der Kaiser der Chinesen, der Himmelssohn, in feierlicher Ceremonie auf einem eigens bestimmten Acker das Pflugfest, während später die Kaiserin die Seidenfeier, das Fest der Seidenraupe vollzieht. Der Ackerbau erhält dadurch im chinesischen Reiche ein förderliches Ansehen, eine staatliche Weihe, und der Landmann steht dort höher im Range als sonst in irgend einem Lande der Welt. Die Ceremonie des Pflugfestes ist uralt, sie reicht bis

Digitized by Google

über das zwölfte Jahrhundert vor Christus zurück. Mit Fasten und Gebet bereitet sich der Kaiser auf den hohen Tag vor, und eine eigene Behörde, der sogenannte Sittenhof, veröffentlicht in den Zeitungen von Peking das Programm der Festlichkeit. Nach altem Herkommen soll sich diese in folgender Weise verlaufen: Am Vorabend des Festes treten die Mandarine vom Ministerium der öffentlichen Einkünfte zusammen, um die kaiserlichen Werkzeuge des Pflügens, welche in Seide verhüllt sind, zuzurichten, worauf dieselben vom Gouverneur der Hauptstadt im Geleite seines Stabes auf das sogenannte heilige Feld gebracht werden. Hier werden sie der Ordnung nach um das kaiserliche Zelt aufgestellt. Um die Mittagszeit des folgenden Tages beginnt dann die feierliche Handlung. In ehrfurchtsvoller Stille erwarten die Mandarine die Ankunft des Himmelssohnes. Der Kaiser begibt sich mit drei Prinzen der kaiserlichen Familie, den neun höchsten Würdenträgern des Reiches, einer großen Zahl Beamten zweiten Ranges und mehreren Landleuten auf das heilige Feld. Dort angekommen, bringt er zuerst auf einem Altare ein Opfer dar. Alsdann folgt die eigentliche Ceremonie. Der Kaiser wendet das Antlitz gegen Mittag, und der Präsident des Sittenhofes ruft mit lauter Stimme: Ueberreichet den Pflug! Der Minister wirft sich, das Gesicht gegen Norden gerichtet, zu Boden und präsentirt auf den Knieen die Pflugsterze dem Himmelssohn, der sie mit der rechten Hand ergreift. Der Präsident des Sittenhofes ruft weiter im gleichen Ton: Ueberreichet die Peitsche! Sofort wirft sich der Gouverneur von Peking, gegen Norden gewendet, zur Erde und präsentirt auf den Knieen die Peitsche, welche der Himmelssohn mit der linken Hand erfaßt. Zwei Greise leiten die Ochsen, zwei Arbeiter erster Klasse stützen den Pflug. Der Präsident des Sittenhofs und der erste Mandarin für die Agricultur schreiten voraus. Bei der ersten Bewegung des Kaisers werden die Fahnen geschwungen und die Sänger stimmen unter Instrumentenklang Jubellieder an. Der Gouverneur von Peking trägt die Samenbüchse nach und der Minister der öffentlichen Einkünfte folgt hintendrein. Nachdem der Kaiser eine Furche von abgemessener Länge gezogen, werden die Ackerwerkzeuge in ebenso feierlicher Weise von den Beamten wieder abgenommen, und der Himmelssohn steigt auf den kaiserlichen Pavillon. Jetzt folgen die drei Prinzen und nach ihnen die Minister und führen, das Beispiel des Kaisers nachahmend, jeder an seiner Reihe den Pflug und ziehen einige Furchen. Ist von diesen die Arbeit vollzogen, so werfen sie sich allesammt dreimal auf die Kniee und berühren dreimal die Erde mit der Stirne, um dem Himmelssohn zu danken. Die Landleute vollenden dann den Anbau des heiligen Feldes. Die kaiserlichen Ackerwerkzeuge aber werden wieder sorgfältig in Seide eingehüllt bis zur nächsten Feier.

Das ist das große Pflugfest, das in den Hauptstädten aller Provinzen des Reiches von den Statthaltern mitgefeiert wird, die symbolische Hand-

Digitized by Google

Das Pflugfest in China.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
B L

Digitized by Google

lung, die den Ackerbau hebt und den Stand des Landmanns im Lande der Blumen ehrt. Mit weisem Verständniß hat daher unser Dichter Schiller der chinesischen Prinzessin Turandot in dem Schauspiel gleichen Namens das Räthsel vom Pflug in den Mund gelegt, eines der sinnigsten Räthsel, die je gedichtet worden. Es verdient im Gedächtniß und im Munde der Jungen und der Alten zu leben, und so bilde es den passenden Schluß dieser Zeilen:

Wie heißt das Ding, das Wenige schätzen?
Doch ziert's des größten Kaisers Hand,
Es ist gemacht, um zu verletzen,
Am nächsten ist's dem Schwert verwandt.
Kein Blut vergießt's und macht doch tausend Wunden,
Niemand beraubt's und macht doch reich.
Es hat den Erdkreis überwunden,
Es macht das Leben sanft und gleich.
Die größten Reiche hat's gegründet,
Die ältsten Städte hat's erbaut;
Doch niemals hat es Krieg entzündet,
Und Heil dem Volk, das ihm vertraut!

Lebensgeschichte des Canarienvogels Bibi,

von ihm selbst erzählt.

Geschrieben von der Tante Ernestine.
(Gräfin Thekla Baudissin.)

VI.

Seitdem ich das Haus der Frau von Rehberg verlassen habe und ganz in die Hände der Tante Ernestine und Clärchens übergegangen bin, sind einige Jahre verflossen. Mein liebes Louischen ist schon ganz erwachsen, ein großes, schönes, blühendes Mädchen geworden, aber immer noch heiter und freundlich wie früher und alle Menschen sagen, sie hätte den Blick und das Lachen eines Kindes beibehalten. Auch gegen mich ist sie unverändert geblieben, ich würde ihre Stimme unter Tausenden erkennen und wenn sie uns besucht und mir ein Stückchen Biskuit mitbringt, was sie selten vergißt, so schmeckt es mir immer noch ganz besonders gut. Wenn sie mir aber auch nichts bringt, so fliege ich ihr dennoch entgegen. Sie nimmt mich gerne zwischen ihre weichen Händchen und kraut mir mit dem Vorderfinger der rechten Hand leise den Kopf, was mir von ihr sehr angenehm ist. Minchen sehe

Digitized by Google

ich auch noch zuweilen, aber ich liebe sie nicht so sehr, denn sie versteht weder mit Menschen noch mit Thieren so umzugehen, daß sie gerade das thut und sagt, was ihnen angenehm ist. Sie ist zu lebhaft, zu laut und zu unruhig. Wenn sie mich sieht, zupft sie mich am Schwanz, oder jagt mich hin und her; zu diesen Scherzen bin ich nun schon nicht mehr jung genug. —

Von Clärchen rede ich zuletzt, weil ich von ihr am meisten zu sagen habe. Mit ihr ist eine so gänzliche Veränderung vorgegangen, daß sie kaum noch dieselbe genannt werden kann. Anfänglich, als sie erfuhr, daß sie nie wieder sehen würde, war sie sehr traurig und still, bis sie sich in ihr Unglück fügen lernte; dann aber entwickelte sie eine Geschicklichkeit und eine Geduld, die Niemand ihr zugetraut haben würde. Vor allen Dingen bestrebte sie sich, der Tante Erneſtine die Mühe zu erleichtern, welche sie ihr verursachte und sie, die früher immer Hülfe gebraucht hatte beim Ankleiden oder Haarmachen, lernte jetzt alles allein und selbst thun. Sie kannte auf ein Mal eine Menge Sachen durch das Gefühl, die sie früher kaum mit den Augen gesehen oder gefunden hatte; besonders ihr Gehör wurde bald so fein, daß der leiseſte Ton ihr genügte, um zu verrathen, was in ihrer Nähe vorging. Jetzt hat sie es schon so weit gebracht, daß sie ganz fremde Menschen, die sie nie gesehen hat, nach der Stimme recht gut beurtheilt. Sie weiß, wie sie aussehen, was sie für Eigenschaften haben. Neulich kam ein junges Mädchen mit Louischen zu uns, das uns zum ersten Male besuchte, sie sprach nur wenig und ging dann bald wieder fort. Clärchen sagte zu der Tante Erneſtine: „Das junge Fräulein hat blondes Haar und eine schlanke Gestalt, sie ist aber wohl kränklich, nicht wahr, liebe Tante?“ Die Tante antwortete: „Sie ist allerdings blond und sieht blaß aus, aber ich weiß nichts davon, daß ihr etwas fehlt, warum glaubst Du, daß sie kränklich sein müsse?“

„Ich merke es an dem Ton ihrer Stimme, sie spricht leise und manchmal nicht ohne Anstrengung, darum glaube ich, daß sie eine schwache Brust haben muß,“ antwortete Clärchen.

Später erzählte Louischen, daß sie Recht gehabt hatte, das junge Fräulein soll an der Brust leiden. Manchmal sagt Clärchen zu der Tante: „Du hast heute wieder Kopfschmerzen, Tante, nicht wahr?“ denn die Tante leidet nicht selten daran; wenn sie es nun nicht eingestehen will, dann fährt ihr Clärchen mit der Hand über das Gesicht und fühlt sogleich, ob ihr etwas fehlt, sie sagt: an den Wangen und am Munde könne sie es fühlen. Geht Jemand durch das Zimmer, so weiß sie an der Art, wie er geht, zu errathen, in welcher Stimmung er ist und sie sagt, sie kenne den Charakter der Menschen an der Art und Weise, wie sie an der Hausglocke ziehen oder an die Thüre klopfen; auch hat es sich bewiesen, daß sie sich selten irrt. Nun möchtet Ihr vielleicht

Digitized by Google

glauben, meine lieben Leser und Leserinnen, daß Clärchen jetzt noch traurig sein müsse über ihre Blindheit? Dem ist aber nicht so, denn sie scheint es oft ganz vergessen zu haben, daß sie nicht sieht. Sie sagt im Gegentheil immer: „ich sehe dieses und jenes," oder: „ich sehe diesen und jenen Menschen auf der Gasse gehen." Sie ist viel heiterer wie früher, denn sie ist mit sich zufrieden; sie ist jetzt ein gutes, sanftes, fleißiges Mädchen geworden, das gegen Jedermann voll Liebe ist. Sie sagt oft: „Ich sehe es jetzt wohl ein, daß Gott mir Unglück schickte, um mich zu bessern; ich hatte viele böse Eigenschaften, die ich nie abgelegt haben würde, wenn es mir immer gut gegangen wäre und meine Mutter fortgefahren hätte, mich zu verziehen. Ich glaubte damals, daß es genügt, ein angenehmes Aeußeres zu haben, um in der Welt leicht fortzukommen und glücklich zu sein, aber jetzt denke ich anders darüber und weiß, daß nur die Eigenschaften des Herzens das Glück befestigen können. Ich danke daher Gott, daß er mich zu sich führte durch die Prüfungen, die er mir auferlegt hat. Ich verstehe nun die Gefühle Anderer besser, wenn sie von Kummer und Krankheit gedrückt sind, und kann sie trösten, indem ich ihnen aus eigener Erfahrung sage, daß Gott keinen verläßt, der ihn liebt und ihm gläubig Leib und Seele vertraut." So spricht das gute Clärchen und so handelt sie auch, denn trotz ihrer Blindheit besucht sie die Armen und Kranken, reicht ihnen Allmosen und weiß ihnen so freundlich Muth zuzusprechen, daß sie sich schon durch ihre Worte erleichtert fühlen. Viele behaupten, daß eine Besserung ihres Zustandes einträte, wenn ihnen Clärchen mit der Hand über das Gesicht fährt, um sich zu überzeugen, wie es ihnen geht, und daß in der Berührung von ihrer Hand eine Heilkraft liegen müsse. Einige Leute nennen das Magnetismus, aber die Tante Ernestine sagt: daß dieses die Gewalt der Seele über den Körper sei; daß ein Mensch, welcher viel Kraft des Willens, viel starken Glauben und warme Liebe besitzt, im Stande sein müsse, nicht nur die Schwäche seines eignen Körpers zu beherrschen, sondern auch auf fremde Körper zu wirken und ihnen von dieser Kraft und Ruhe mitzutheilen, welche viel dazu beiträgt, die Krankheit zu besiegen. Schon in der liebevollen Theilnahme und dem Wunsch zu helfen, liege für den Kranken ein so großer Trost, daß seine Hoffnung sich neu belebe, seine Geduld sich stärke, was zur Genesung so viel beitragen müsse.

Clärchen arbeitet viel; sie näht und strickt sehr ordentlich, wenn auch nur einfache Sachen; diese aber sind so gut gemacht, daß Niemand glauben will, eine Blinde könne so viel leisten, blos durch das Gefühl ihrer Finger. Ein Mal hat sie sogar eine kleine Stickerei in Perlen für die Tante zum Geburtstag gemacht; Louischen hatte ihr das Muster genau erklärt und ihr die Perlen nach den verschiedenen Schattirungen, der Reihe nach, hingelegt, sie fühlte jede Farbe mehrmals mit den Fingern an und unterschied sie

Digitized by Google

dann ganz deutlich. Sie hilft der Tante im Hause und in der Wirthschaft, gibt den Dienstboten aus der Vorrathskammer heraus, wiegt Zucker, Kerzen ab u. s. w., gibt auch Wäsche her aus dem Leinenschrank, wobei sie die Muster der Servietten und Handtücher nie verwechselt und ganz genau fühlen kann, ob alles glatt gebügelt und gemangt ist. Ein ganz besonderes Talent hat sie für Musik und spielt sehr hübsch Clavier, singt auch mit einer rührenden, weichen Stimme, welche die Zuhörer immer tief bewegt. Alles, was sie früher, als sie noch sehen konnte, nachläßig gespielt hatte, weiß sie jetzt auswendig und erinnert sich der Noten ganz genau; außerdem ist ihr Gehör so ausgezeichnet, daß sie jetzt ohne Noten alles spielt, was sie von Andern vortragen hört. So hat denn Clärchen durch ihre Blindheit nicht nur an Geschicklichkeit und Talent gewonnen, sondern auch an dauerndem Glück, da jetzt alle ihre Verwandte und Bekannte sie lieben und schätzen, während sie früher oft dem verzogenen, eiteln Mädchen aus dem Wege gingen und mit ihr nichts zu thun haben wollten. Clärchen besorgt meine Fütterung, die Reinigung meines Käfigs immer selbst und während sie mir Wasser, Hanf und andre Sachen gibt, die ich brauche, sitze ich auf ihrem Kopf oder ihrer Schulter. Sie redet mir während dem immer sehr freundlich zu, nennt mich ein liebes, gutes Thierchen, was mir viel Vergnügen macht und wobei ich nach Art der Vögel meine Federn ganz dick aufblase, um meine Zufriedenheit zu zeigen; dieses kann sie nun leider nicht sehen, was recht betrübend ist. Wenn sie aber mit dem Finger auf ihren Nähtisch klopft, so komme ich augenblicklich und setze mich auf ihre Hand.

Das ruhige Leben, welches ich jetzt bei der Tante Ernestine und Clärchen führe, wird nun wohl ohne Unterbrechung so fortdauern, bis ich sterbe und da ich nicht annehmen kann, daß sich noch etwas besonderes Bemerkenswerthes ereignen werde in meinem Leben, so schließe ich hier meine Erzählung in der Hoffnung, daß Ihr, meine lieben Leser, die Lebensgeschichte eines Vogels nicht gar zu langweilig gefunden haben werdet. Zum Schlusse füge ich nur noch hinzu, daß unter den Kranken, welche Clärchen öfters besucht, sich auch die Frau des alten Invaliden befindet, in dessen Zimmer ich auf die Welt kam. Sie ist sehr arm und ihr Sohn Georg, welcher nun Tischlergeselle ist, vermag nicht so viel zu verdienen, um sie allein zu unterstützen. Die Tante Ernestine thut viel für die alte Frau, wofür ihr auch Georg sehr dankbar ist. Er hat versprochen, mir einen kleinen Sarg zu machen, wenn ich sterbe; in Louischens Blumengarten hinter dem Landhause der Frau von Rehberg wird man mich dann begraben.

Digitized by Google

Die Camera obscura und das Auge.

Von Francis Place.

Als wir vor Kurzem dem Stereoskope unsere Aufmerksamkeit zuwandten, sahen wir, wie wesentlich anders uns die Außenwelt mit zwei Augen erscheint, als mit Einem; so daß wir nun deutlich erkennen, warum wir zwei Augen bekommen haben, und nicht etwa glauben dürfen, es sei dies darum der Fall, damit wir doch nicht gleich völlig erblinden, wenn dem einen Auge etwas widerfährt; wir haben viele andere Organe nur einfach, die zum Leben am Ende noch nothwendiger sind, als das Auge.

War nun schon die Wirkung, von der wir das Mitwirken des zweiten Auges begleitet sahen, im Stande, unser Interesse rege zu machen, so werden wir doch in noch weit höherem Grade zur Bewunderung unseres weisen Schöpfers veranlaßt, wenn wir näher zu betrachten beginnen, auf welche Weise denn eigentlich Ein Auge für sich allein unserem Bewußtsein Kenntniß von den uns umgebenden Gegenständen verschafft. Diese Betrachtung sei heut unser Thema.

Bekanntlich gehen vom großen Gehirne die Sinnesnerven aus, das heißt diejenigen Nerven, welche mit den Bewegungen der Muskeln nichts zu thun haben, sondern die lediglich dazu dienen, dem im Gehirne wohnenden Bewußtsein die verschiedenen Eindrücke zuzuführen, welche sie durch unsere Sinneswerkzeuge erhalten haben. Diese Nerven sind weiche, weißliche Fäden, und wir werden durch die höchst interessanten Experimental-Untersuchungen des Berliner Professor Du Bois Raymond mit großer Wahrscheinlichkeit zu dem Schlusse hingezogen, daß dieses im Nerven stattfindende Fortleiten der Sinneswahrnehmung vom Organe aus bis zum Gehirne nichts sei, als eine electrische Thätigkeit, gewissermaßen eine electrische Telegraphie.

Trotzdem ist nicht zu läugnen, daß wir über das, was zwischen Auge und Gehirn im Nerven vor sich geht, bei weitem nicht so gut unterrichtet sind, als wir dies wohl wünschen könnten, und daß wir von der Art, auf welche dieser im Nerven hin in's Gehirn geleitete Eindruck in unserem Bewußtsein zur richtigen Vorstellung wird, absolut keinen Begriff haben, und wohl nicht sobald haben werden.

Desto bestimmter und sicherer aber können wir genaue Auskunft über das geben, was in unserem Auge selbst geschieht; da aber eine strenge Herleitung und mathematische Begründung der Theorie des Auges hier nicht am Orte wäre und ohne Figuren auch ganz unmöglich ist, so wollen wir die von den Physiologen und Physikern ermittelten Thatsachen vertrauensvoll als verbürgt annehmen.

Digitized by Google

Auch diejenigen meiner geneigten Leser, welche bisher keine Veranlassung fanden, ihre Aufmerksamkeit dem interessanten und reichen Gebiete der Optik zuzuwenden, kennen doch ohne Zweifel die Vergrößerungsgläser und Brenngläser. — Obwohl jedes Vergrößerungsglas auch als Brennglas mit größerem oder geringerem Erfolge gebraucht werden kann, so ist doch nachweisbar, daß die Vergrößerungsgläser desto wirksamer sind, je kleiner und schärfer gewölbt sie sind, während die Brenngläser vor allen Dingen recht groß sein müssen. — Halten wir ein recht schönes, klares Brennglas in die Sonnenstrahlen, so sammelt das Glas alle hindurchgehenden Strahlen in einen sehr kleinen Raum, den man den Brennpunkt nennt, weil darin eine ungemein große Hitze herrscht. Nunmehr werden wir auch die vier Namen verstehen, die man diesen Gläsern gegeben hat. Man nennt sie Sammelgläser, weil die Strahlen in den Brennpunkt gesammelt werden; — oder Brenngläser, weil man mit ihnen brennbare Körper anzünden kann; — oder Vergrößerungsgläser, weil man die Gegenstände durch sie hindurch größer erblickt; — oder Linsen, weil die (namentlich die kleinen, stark vergrößernden) denselben an Gestalt wirklich einigermaßen vergleichbar sind. Wir wollen diesen letzten Namen beibehalten, weil er der kürzeste ist.

Der Brennpunkt nun, den wir soeben mit unserer Linse hervorbrachten, war ein kleiner Kreis und stellte ein genaues Abbild der Sonne dar. Wir können auch beim Lichte der Mondsichel oder einer Kerzenflamme Brennpunkte (die freilich nun den Namen nicht mehr mit Recht führen, weil sie keine Hitze enthalten) hervorbringen, diese sind aber keine Kreise mehr, sondern genaue Abbilder des Mondes und der Flamme. Auch von Häusern und Bäumen gibt unsere Linse, wenn sie gut ist, sehr nette Bilder, sie sind aber natürlich weit lichtschwächer. Alle diese Bilder sind verkehrt, das Oberste nach Unten gewendet, sie stehen auf dem Kopfe.

Merken wir uns nun einmal die Entfernung genau, in der wir die Linse von der Wand halten mußten, damit die Bilder am deutlichsten waren, und machen wir uns einen Pappkasten von eben dieser Länge, in dessen Vorderwand wir ein rundes Loch schneiden, in das unsere Linse gerade paßt, so werden nunmehr die Bilder natürlich auf der Hinterwand entstehen; und wenn diese aus geöltem Papier oder aus mattgeschliffenem Glase besteht, so können wir dieselben auch von außen sehen, und zwar auffallend heller und schöner, als vorher an der Wand.

Dieser Kasten mit der Linse ist ein Modell unseres Auges. Den Kasten bildet ein etwa zollgroßes, kugeliges Gehäuse aus weißer Hornmasse, welche „Augapfel“ heißt; was man davon von außen sehen kann, nennt man: „das Weiße im Auge.“ Die Linse sitzt etwa $^1/_4$ Zoll tief darin, sie besteht aus einem überaus klaren Knorpel von der geeigneten Gestalt, und heißt: „Krystall-Linse.“ Die Rückwand aber, wo wir unsere matte

Digitized by Google

Glastafel anbrachten, besteht aus einem über alle Beschreibung hinaus feinen Netzwerk, einer millionfachen Verästelung und Verzweigung des vom Gehirne her von hinten in den Augapfel hineinführenden Sehnerven. — Auf dieses Wundergebilde, in das sich der Sehnerv ausbreitet, und das man: „die Netzhaut“ nennt, fällt also das Bild, und die Millionen unendlich zarter Fäserchen werden von diesem Bilde angeregt zu ihrer sogenannten Nerventhätigkeit, die sich bis zum Gehirne fortpflanzt und diesem in einem Augenblicke einen klaren Begriff von der Gestalt und Farbe und Entfernung des Gegenstandes verschafft.

O, ihr, die ihr umschaut, und nach Wundern sucht, wo keine sind, hier habt ihr mehr als ihr wollt! Hier stehen wir mitten in einer Kette von Wundern, deren kleinstes unserem Verstande zu groß ist!

Damit wir nun nicht immer den Kopf wenden müssen, wenn wir nach etwas anderem blicken wollen, haben wir sechs Muskeln erhalten, welche den Augapfel nach allen Seiten hin etwas bewegen können. Der Sehnerv muß natürlich diesen Bewegungen folgen, und wer es liebt, zum Scherz die Augen auf unerhörte Art zu verdrehen, thäte besser, zu bedenken, wie nachtheilig die dabei auftretende Anspannung diesen so unbeschreiblich zarten Gebilden werden kann! Ist einer der Muskeln stärker, als die übrigen, so wird er den Augapfel stets auf sich zudrehen, was man bekanntlich „Schielen“ nennt, und in der Regel dadurch curirt, daß man den zu starken Muskel zum Theil durchschneidet.

Kehren wir für einige Zeit zu unserem Pappkasten mit der Linse und matten Glastafel zurück. — Außer dem Nutzen, daß er uns eine sehr deutliche Anschauung vom Bau unseres Auges verschafft, bietet er uns auch noch viel belehrende Unterhaltung. Man kann mit diesem Apparate auch sehr leicht für Zeichnungen einen perspectivisch richtigen Entwurf fertigen, wozu es sehr viel bequemer ist, wenn man die matte Glastafel oben in den Deckel des Kastens einfügt, und durch einen — schräg in den Kasten gestellten — Spiegel das Bild auf dieselbe lenkt. Mag der Kasten so oder anders construirt sein, immer bleibt er eine Nachbildung der alten, vom Neapolitaner Porta — vor ebenfalls reichlich 200 Jahren — erfundenen Einrichtung, die man beinahe ganz unverändert noch heute in größeren Städten antrifft, und die wirklich sehr überraschend für den ist, der sie zum ersten Male sieht.

Wer von den freundlichen Lesern diese Einrichtung noch nicht kennt, der trete mit uns ein in dies kleine Häuschen, das so unbemerkt am Eingange der Park-Anlagen steht. Es ist eine Art Zelt und ist innen verfinstert mit Ausnahme eines Loches in der Decke, in dem sich eine sehr große Linse befindet. Ein über derselben (also auswendig) angebrachter Spiegel und die erwähnte Linse bringen zusammen — wie wir das nun schon kennen — die Bilder der benachbarten Gegenstände auf einer großen weißen Tischlaptte

Digitized by Google

hervor. Unsere Augen haben sich mittlerweile an die Dunkelheit gewöhnt und so sehen wir nun in bunter Lebendigkeit ein wahrhaft unterhaltendes Bild. Da reitet der mit Orden überdeckte Stabs-Officier vorbei und grüßt den spanischen Grand, der in seinem prachtvollen Wagen mit seinen reichbetreßten Leibjägern und mit seinem von der ganzen Stadt bewunderten Viergespann vorbeifährt, und weder der Feldmarschall noch der Graf von Xantara ahnten von ferne, wie genau man sie beobachtete. Und dort sitzt eine Obst-Verkäuferin, bei der ein Mann steht. Er hat etwas gekauft, und wird wohl Geld gewechselt haben wollen, denn er nimmt einen Kassenschein aus seiner Brieftasche, die er alsdann in eine seiner weiten Seitentaschen steckt. Mein guter Mann, das ist ein schlechter Platz für deine Brieftasche! — Und von der andern Seite her kommt der Italiener, der bei den Kunstreitern 15 Teller auf ein Mal balancirt und dabei noch mit drei Kugeln Ball spielt, und den wir an seinem Schnurrbart sogleich erkannt haben, wenn er auch in seinem verschabten Rocke lange nicht so schön aussieht, wie Abends im Circus in seinem eleganten Anzuge. Wahrscheinlich will er auch Obst kaufen, denn er tritt gerade vor die Verkäuferin und unsern Mann mit den weiten Seitentaschen. Da öffnet und schließt sich lautlos und pfeilschnell die Thür unseres Zeltes, wie ein Blitz trifft die Tageshelle beleidigend unser Auge, das nun an die Dunkelheit gewöhnt war. Es ging Jemand hinaus, und es glänzte etwas, wie ein Helm; — ja wohl, es ist die Figur, die hier auf der Tischplatte so eilig auf die Obstgruppe zusteuert, und in der wir sofort den wachthabenden Polizei-Beamten wieder erkennen, der hier in der Nähe seinen Posten hat, und der vor ein Paar Minuten hier eingetreten war. Und jetzt ist er dort, und jetzt hat er den Italiener beim Kragen, denn er hatte mit Adlerblick gesehen, wie dieser der weiten Rocktasche eine Visite abstattete, und ich fürchte sehr, daß die 15 Teller auf längere Zeit Ruhe haben werden! — Dies dunkle Zelt nun, diese finstere Stube (lateinisch: Camera obscura) ist die ursprüngliche Einrichtung Porta's; man hat aber späterhin den Kasten mit Linse und Glastafel, den wir betrachtet haben, ebenfalls Camera obscura genannt.

Man hat nun nach und nach an diesem Apparat eine ganze Reihe von Verbesserungen angebracht, so daß die Camera obscura in ihrer heutigen Gestalt (als Photographir-Apparat) wirklich einen bewundernswerthen Grad der Vollkommenheit hat. — Die Betrachtung dieser Verbesserungen ist aber um so interessanter, als wir gleichzeitig untersuchen werden, ob und in welcher Weise diese Verbesserungen auch an unserem Auge angebracht sind.

Die zuletzt erwähnten Verbesserungen der Camera obscura sind theils so nothwendig und so leicht anzubringen, daß wir sie schon an den ältesten Instrumenten antreffen, theils aber sind sie erst durch die neueren Fortschritte der Wissenschaft ermöglicht.

Digitized by Google

Zunächst begreift man, daß die erwähnte Linse von einem grell von der Sonne beschienenen Gegenstande ein blendend helles, — bei düsterem Dämmerlichte aber von demselben ein mattes und lichtschwaches Bild liefern wird. Wollen wir also das Bild stets deutlich, aber nie blendend, sehen, so müssen wir zu seiner Darstellung bald mehr, bald weniger Strahlen auffangen, denn viele schwache Lichtstrahlen können ja am Ende denselben Effect geben, wie wenige starke; und da die Menge der aufgefangenen und gesammelten Lichtstrahlen offenbar mit der Größe der angewandten Linse zunimmt, so ist es das Einfachste: eine Anzahl Pappscheiben bereit zu halten, deren jede ein rundes Loch von $^1/_2$—3 Zoll Durchmesser enthält, und die man dicht vor der Linse anbringt, so daß man für jeden Grad der Helligkeit eine passende auswählen kann. — Ganz genau ebenso wird derselbe Zweck in unserem Auge erreicht. Der farbige Ring, nach dessen Farbe man das Auge blau, grau oder braun nennt, und welcher Regenbogenhaut oder Iris heißt, hat in der Mitte ein Loch (die schwarze Pupille, die aus demselben Grunde schwarz aussieht, aus dem dies auch bei den durchsichtigen Fensterscheiben der Fall ist, wofern man letztere von der Straße aus betrachtet), durch welches die Lichtstrahlen zu der schon erwähnten Krystall-Linse dringen, und dieses Loch, die Pupille, erweitert sich bei schwachem, und verengt sich bei starkem Lichte ganz von selbst, ohne unser Wissen und Wollen. Eine einfache Art, sich davon zu überzeugen, ist die, daß zwei Menschen sich dicht an einander stellen und einander in die Augen schauen, während der Eine dem Fenster den Rücken, der Andere das Gesicht zukehrt, und also der Erstere weniger geblendet sein wird. Jeder merkt sich genau die Größe der Pupille des Andern. Wechseln nun plötzlich Beide den Platz während sie einander in die Augen blicken, so werden sich die Pupillen des Ersteren, nun auf das Fenster zu blickenden, auffallend verengen, die des Andern hingegen sich merklich erweitern.

Eine zweite Verbesserung macht sich dadurch nothwendig, daß die Bilder naher Gegenstände weiter von der Linse abstehen, als die von entfernten Objecten herrührenden Bilder. Jedermann weiß, wie man sich da hilft, denn wer kann ein Fernrohr oder Opernglas anwenden, ohne den Abstand der Gläser von einander erst durch Ausziehen oder Zusammenschieben des Instrumentes für jeden Gegenstand zu regeln? Ebenso pflegt man, in der Camera obscura die Sammellinse in einer Röhre zu befestigen, die sich in einer Hülse verschieben läßt, so daß man den Abstand zwischen ihr (der Linse) und der matten Glastafel so lange ändern kann, bis das Bild den höchsten Grad der Deutlichkeit hat.

Eine Untersuchung der Thätigkeit unseres Auges hat gelehrt, daß beim Betrachten naher und ferner Gegenstände sich die Krystall-Linse unsers

Digitized by Google

Auges um ein Geringes verschiebt und die Stärke ihrer Krümmung merkbar ändert; man nennt diese Thätigkeit des Auges: die Accomodation.

Hast Du, mein lieber Leser, schon einmal sechs Stunden im Eisenbahn-Coupé gesessen, ohne aufzustehen, und dann gemeint, Du müssest umsinken, als Du auf die Füße tratst? Sieh, so steif werden die Glieder, wenn man sie eine Zeit lang ungebraucht in Einer Lage erhält. Oder soll ich die bekannten Geschichten wiederholen, wie der Fakir in Hindostan dem Brahma gelobt, seinen rechten Arm sieben Jahre lang emporzuhalten, wie er dann Anfangs den Arm durch Stricke in der Höhe erhält, und wie der Arm dann steif und starr wird und von selbst die Lage behält und für immer behalten wird? Wir haben auch Muskeln bekommen, mittelst deren die Ohren sehr merklich bewegt werden können, aber wir üben sie nicht, wir erhalten sie nicht geschmeidig, sondern lassen sie steif werden und staunen diejenigen an, bei denen sich die Thätigkeit erhalten hat. Gerade so nun verliert die, an sich biegsame, Krystall-Linse und der sie bewegende Muskel einen großen Theil ihrer natürlichen Geschmeidigkeit durch Mangel an Thätigkeit; es gibt aber kein sicheres Mittel gegen die Unbequemlichkeiten der Kurzsichtigkeit und Weitsichtigkeit, als die Erlangung der Fertigkeit, das Auge rasch und genau für jede Entfernung zwischen 4 Zoll Nähe und meilenweiter Ferne zu accomodiren.

Drittens ist das auf der matten Glastafel erscheinende Bild an den äußersten Rändern nie so scharf und bestimmt begrenzt, wie in der Mitte und es läßt sich nachweisen, daß die Glastafel etwa wie ein großes Uhrglas gewölbt und mit der hohlen Seite auf die Linse zugewandt sein muß, wenn das Bild überall ganz scharf sein soll. Man hat in einigen Fällen diesen Weg wirklich betreten, auch ist es der für unser Auge angewandte, da ja die Netzhaut keine gerade Fläche bildet, sondern wirklich einigermaßen der Wölbung des Bildes entspricht. Es kommt aber im Grunde hierauf nicht sehr viel an, da wir durchaus nicht im Stande sind, alle Theile einer großen Fläche gleichzeitig ganz genau zu erkennen; wir sehen vielmehr die seitwärts stehenden Gegenstände nur mehr oder weniger im Schimmer, während unsere eigentliche Aufmerksamkeit nur auf einen sehr kleinen Raum gerichtet werden kann, dessen Bild mit der Wölbung der Netzhaut genau genug übereinstimmt. — Anders steht die Sache, wenn wir den photographischen Apparat betrachten. Hier müssen die Bilder nothwendigerweise ihrer ganzen Ausdehnung nach auf einer durchaus ebenen Fläche völlig deutlich erscheinen, weßhalb man sich in der Nothwendigkeit befand, durch unsäglich langwierige und mühevolle Berechnungen eine Schleifart und Zusammenstellungsart von Gläsern zu ermitteln, welche dieses leistet. Man sagt von einer solchen Linsencombination: „Sie gibt ein ebenes Bild."

Zu einer vierten Verbesserung der Camera obscura gibt der Umstand

Digitized by Google

Veranlaſſung, daß wir durch unſere Schleifvorrichtungen nur ſolche Flächen vollkommen genau herſtellen können, welche entweder ganz eben, oder Theile der Oberfläche einer Kugel ſind. Nun zeigt aber die Mathematik, daß zur Hervorrufung eines fehlerfreien Bildes die beiden Flächen der Linſe nicht Theile von Kugeln ſein müſſen, ſondern von Körpern, die von Kugeln mehr oder minder verſchieden ſind. Da wir aber leider die von der Mathematik verlangten Flächen nicht ſchleifen können, und alſo genöthigt ſind, eine möglichſt nahe kommende Kugelfläche zu wählen, ſo wird das Bild auch nie abſolut ſcharf ſein, ſondern eine ſchwache, nebliche Trübung behalten, welche man die Abweichung wegen der Kugelgeſtalt oder die: ſphäriſche Aberration nennt, und welche man heutzutage großentheils zu beſeitigen gelernt hat, indem man etliche Linſen zuſammenfügt, deren Krümmungen in einem gewiſſen Verhältniſſe zu einander ſtehen. Eine Linſe, oder eine Reihe von Linſen, die zuſammen wie Eine einzige wirken, nennt man aplanatiſch, wenn bei ihr die ſphäriſche Aberration möglichſt vermindert iſt, und wir werden weiter unten ein Mittel kennen lernen, dieſe Aberration faſt ſpurlos zu vernichten. — Dieſer Fehler brauchte eigentlich in unſerem Auge nicht aufzutreten, da Nichts unſern Schöpfer hindern konnte, der Kryſtall-Linſe mit vollkommener Genauigkeit die paſſendſte Form zu geben; damit er indeſſen für alle Lagen und Krümmungen der Linſe beſeitigt bleibe, iſt die Letztere auf eigenthümliche Art, ſchichtenweiſe, aus Stoffen gebildet, welche das Licht verſchieden ſtark ablenken, wodurch — ſoviel wir beurtheilen können — der in Rede ſtehende Zweck mit bewunderuswerther Vollkommenheit erreicht iſt.

Die fünfte Verbeſſerung endlich, die ſchon vor einem Jahrhundert erfunden iſt, die wir aber zuletzt betrachten wollen, weil ſie uns etwas länger beſchäftigen wird, iſt darauf gerichtet, das Bild von ſtörenden Farbenſäumen zu befreien. Wenn man ein Glasprisma — wie man ſie an Kronleuchtern ſieht und in Glashandlungen für ein Paar Kreuzer bekommt — im Sonnenſchein hin und her wendet, ſo wird man bald einen bunten, regenbogenartig gefärbten Lichtſtreif ſehen, der dadurch hervorgebracht wird, daß die im weißen Sonnenlichte enthaltenen Farben vom Prisma verſchieden ſtark abgelenkt, alſo getrennt und ſomit einzeln ſichtbar werden. Da nun die Hervorrufung des Bildes auf ganz ähnlichen Ablenkungen beruht, ſo treten auch ähnliche Farben auf, die als feiner Saum das Bild umgeben. Man nennt dieſen Fehler die farbige Abweichung oder chromatiſche Aberration. Die Herſtellung einer farbenfreien — achromatiſchen — Linſe war bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts unmöglich, ja man würde ſicherlich nicht immer wieder von Neuem mit allen Kräften nach dieſem Ziele geſtrebt haben, wenn man nicht geſagt hätte: „Wir ſehen doch die Gegenſtände ohne Farbenſäume, alſo iſt unſer Auge achromatiſch, alſo muß es durchaus möglich ſein, auch achromatiſche Linſen herzuſtellen.“ Unſer kugeliger Augapfel iſt von drei

Digitized by Google

verschiedenen Stoffen erfüllt: der wäßrigen Feuchtigkeit vor der Krystall-Linse, dem Glaskörper hinter ihr, und endlich der Krystall-Linse selbst. Das führte zu dem Gedanken, eine achromatische Linse aus verschiedenen Stoffen herzustellen, wozu zwei damals in England besonders gut gefertigte Glassorten — das Kronglas und Flintglas — vorzugsweise geeignet schienen.

Man wird bald genug erkennen, daß alle diese Schlüsse auf einem großen Irrthume beruhten.

Ein Mann, der zugegen war, als einst der große Euler mit ähnlichen Gründen seine Ansicht von der Möglichkeit der Achromasie vertheidigte, glaubte, die Zeit sei gekommen, sich einen Namen zu machen. Er eilt nach London, sucht an dem einen Ende dieser Riesenstadt einen unbedeutenden Glasschleifer auf, der ihm eine erhabengewölbte Kronglas-Linse von ganz genau vorgeschriebener Krümmung schleifen soll. Darauf wendet er sich an einen eben so unbekannten Schleifer am andern Ende der Weltstadt, diesmal aber bestellt er ein vertieft geschliffenes Stück Flintglas von ganz genau derselben Krümmung. Am festgesetzten Tage will er die Gläser abholen, sie zusammenfügen, und als Erfinder der achromatischen Linsen auftreten. — Es ist aber gar nicht so leicht, eine ganz genau bestellte Krümmung herzustellen, und jeder der beiden Glasschleifer zog es vor, dies schlecht lohnende Geschäft in einer großen Glasschleiferei ausführen zu lassen, und weil ohne alle Frage Dollond (Englands Fraunhofer) derjenige war, der dies am schnellsten und besten besorgte, so gelangten die beiden Bestellungen alsbald an diesen Künstler. Sie wurden gleichzeitig ausgeführt, und die gefertigten Gläser sollten gerade an die Besteller nach entgegengesetzten Richtungen gesandt werden, als Dollond auf den Gedanken geräth, zu prüfen, ob wohl die erhabene Krümmung so genau in die Vertiefung passe, daß die so vereinigte Doppellinse ein deutliches Bild gebe, und siehe da — das Bild ist frei von Farben, die Linse ist achromatisch! Die Gläser werden abgegeben, aber am selbigen Tage noch veröffentlicht Dollond die Entdeckung und läßt sie patentiren. — Ohne die lauten Ansprüche, die unser Freund mit seinen zwei Gläsern auf die Ehre der Erfindung machte, zu hören, wollen wir nur noch erwähnen, daß zwar Euler das große Wort gesprochen hatte, das zum Ziele führte, daß aber Dollond mit so richtigem Scharfblicke erkannte, auf welche Weise die Farbensäume der Kronglaslinse durch das ihr entgegenwirkende Flintglas vernichtet werden, und mit so großem Geschicke dies Princip praktisch anwandte, daß seinem Namen in der Geschichte der Achromasie für immer ein ehrenvoller Platz gesichert ist.

Wendet man eine solche achromatische Doppellinse, oder — noch besser — eine Combination von zwei solchen, als Sammellinse an, so wird es möglich sein, außer den Farbensäumen auch noch die gesammte sphärische

Digitized by Google

Aberration nebſt der Wölbung des Bildes zu vernichten, ſo daß man mit dieſem Grade der Verbeſſerung der Camera obscura nunmehr zufrieden ſein darf.

Von der Achromaſie unſeres Auges haben wir aber noch allerhand zu ſprechen. Als Fraunhofer im Jahre 1811 jene denkwürdigen Unterſuchungen über das Licht machte, auf denen der heutige, weltkundige Ruf des Münchener optiſchen Inſtitutes beruht, fand er immer wieder und wieder ein und denſelben wunderlichen Widerſpruch zwiſchen der mathematiſchen Theorie und der praktiſchen Erfahrung. Dieſer Widerſpruch verſchwand, wenn man annahm, das Auge ſei nicht achromatiſch. — — Sieht man ferner durch das ſo ſchöne violettlich-blaue Smalte-Glas (das häufig zu bunten Scheiben bei Treppenaufgängen und Pavillons benützt wird) nach einer entfernten Lichtflamme, ſo ſieht man eine kleine, rothe Flamme mit breitem und verwaſchenem, blauem Saume. Die Größe dieſes Saumes führt auf den Schluß, unſerem Auge fehle die Achromaſie. Es gibt endlich Verhältniſſe, unter denen man eine Grenzlinie zwiſchen einer hellen und einer dunklen Fläche mit lebhaften Farbenſäumen ſieht, deren Verhalten ſich mit der Annahme, unſer Auge ſei achromatiſch, durchaus nicht verträgt.

Man ſah ſich daher gezwungen, einzuräumen, unſer Auge ſei nicht ganz vollkommen achromatiſch; man ging hierauf weiter und beſtimmte durch Rechnung und directe Meſſung die Größe der Abweichung und fand mit der vollſtändigſten Uebereinſtimmung, daß unſer Auge wirklich *ganz und gar nicht* achromatiſch iſt. Daß es aus drei verſchiedenen Stoffen beſteht, hat gar nichts zu bedeuten, denn dieſelben ſind weit entfernt, den zur Achromaſie erforderlichen Bedingungen irgendwie zu genügen; daß wir aber unter den gewöhnlichen Verhältniſſen die Gegenſtände ohne Farbenſäume ſehen, beruht auf etlichen Umſtänden, unter denen wiederum der ſchon genannte hervorzuheben iſt, daß wir unſere ſpecielle Aufmerkſamkeit nur auf die Mitte des Netzhaut-Bildes zu richten vermögen, wo die Farbenſäume nicht auftreten. Wegen dieſer Umſtände war alſo die Anbringung der Achromaſie in unſerem Auge unnöthig und deßhalb unterblieb ſie.

Wer es aber wagt, ohne Prüfung in's Tageslicht hinein zu lehren, die Natur ſei ſo oder ſo beſchaffen, weil er es in ſeiner Kurzſichtigkeit ſo für das Zweckmäßigſte hält, der nehme hier ein warnendes Beiſpiel! Einen ſchlechten Dienſt erweiſen wir der Ehre unſeres Schöpfers, wenn wir Seinen Werken Eigenſchaften andichten, die wir für Vollkommenheiten halten.

Wir wollen aber nicht vergeſſen, daß wir — wie geſagt — ohne dieſen Irrthum wahrſcheinlich noch heute keine achromatiſchen Linſen hätten; — möge jeder Irrthum ſo gute Früchte tragen!

Die außerordentliche Fülle des Stoffes nöthigt uns, das Kapitel von den Augenübeln, wobei auch von den Brillen die Rede ſein wird, für eine ſpätere Nummer dieſer Blätter zu verſparen.

Digitized by Google

Die Faßbinder oder Böttcher (Schäffler).

Von Fr. Pocci.

Fässer oder Tonnen muß es schon zu Noah's Zeit gegeben haben; denn wie anders hätte dieser erste Rebenpflanzer seinen Wein aufbewahrt. Demungeachtet schreibt man die Erfindung der Tonnen dem Speusippos aus Athen zu, welcher ein Neffe des großen Philosophen Plato war. Der Kyniker Diogenes von Sinope, der sich auf das Aeußerste aller Bedürfnisse beschränkte und nichts zum Eigenthum hatte als einen Mantel und einen Becher (welch letzten er auch als überflüssig wegwarf, als er ein Kind aus der hohlen Hand Wasser schöpfen sah), lebte bekanntlich in einer Tonne. Jedenfalls also müssen wir das Gewerbe der Faßbinder als eines der ältesten schätzen von Noah's schlichtem Weinbehälter an bis zum großen Faß zu Heidelberg, welches im Jahr 1591 gebaut ward und 250 Fuder oder soviel wie 283,000 Flaschen hält. Der Lehrling dieser ehrsamen Zunft hieß, wenn er zum Gesellen gesprochen werden sollte, Ziegenschurz, offenbar deßhalb, weil das Schurzfell bei der Arbeit wesentlich ist. Die Ernennung zum Gesellen hieß man „Schleifen" und des Jungen Handwerkspathe war der „Schleifpathe." Dieser nahm den Lehrling bei den Haaren, indem er sagte, er wolle in den Ziegenschurz greifen, setzte ihn auf einen Schemel, von welchem der Junge mehrere Male heruntergezerrt und wieder hinaufgesetzt und schließlich befragt wurde, wie er mit seinem Schleifnamen heißen wolle: „Hans Springinsfeld oder Hans Saufaus oder Hans Frißumsonst oder Hans Seltenfröhlich oder Urban Machden-Leimwarm oder Valtin Stemshorn oder soll's bei Deinem Taufnamen bleiben? Was aber — sprach der Schleifgesell weiter — willst Du zu Deinem Namengelde hergeben? Verehre den Gesellen eine Kuh und ein Kalb, dazu ein fettes Schwein und ein paar Hühner und Gänse, ein Faß Bier und ein Faß Wein, das liegt zu Cölln an dem Rhein. Nun hast Du weder Roß noch Wagen, kannst aber nicht Alles auf dem Buckel hertragen; was gedenkst Du also zu geben? Und bist Du Gesell geworden, wo willst Du hinausziehen? Du kannst nicht zum Thor hinauswandern, sondern Du mußt zuvörderst zu Deines Meisters Thür hinaus, und so machst Du auch kein Loch durch die Mauer, es fällt Dir auch kein Stein oder Ziegel auf den Kopf; denn wenn Du ein Loch durch die Mauer machst, so würden die Herren nicht mit Dir zufrieden sein; Du müßtest es wieder machen lassen, dazu würde Dich's viel kosten. Drum schleif ich Dich nun zum ersten Mal. Hab immerhin einen frischen Muth, Deine Sache wird bald werden gut. Ei, nun siehst Du schon wie ein halber Geselle aus und magst bald wandern aus dem Haus! Wenn Du nun wirst zum Thore hinausziehen, so werden

Digitized by Google

drei Wege gehen; der eine zur Rechten, der andre zur Linken und der dritte gradaus. Dann gehe gradaus der Nase nach, so wirst Du nicht irren. Wenn Du nun fortziehst, wirst Du vor einem Düngerhaufen vorbeikommen, auf welchem drei kohlpechrabenschwarze Raben sitzen, die schreien: Er zieht weg, er zieht weg! Laß Dich aber nicht aufhalten; wandre fort, so wirst Du in ein Dorf kommen, da werden Dich drei alte Weiber sehen und Dir sagen: Ach Junggeselle, kehrt doch wieder um; denn wenn Ihr weiter geht, so werdet Ihr Euch in einem Walde verirren; da wird denn Niemand wissen, wo Ihr seid. Ei, kehre aber nicht um; denn es wäre Dir ein Spott, ließest Du Dich von drei alten Weibern überreden. Am Ende des Dorfes wirst Du an eine Mühle kommen. Die wird sagen: Kehr' um, kehr' um. Was willst Du nun thun? Zuerst drei Raben, dann drei alte Weiber, dann ein redend Mühlrad? Es wird gewiß ein groß Unglück bevorsteh'n! Du sollst aber dennoch Deinen Weg fortgehen und sagen: „Mühle, geh Du Deinen Klang, ich will gehen meinen Gang.“ In einem schönen Walde magst Du unter einem Baume rasten. Die Vögel werden singen jung und alt, der Wind wird wehen gar sauer und kalt, die Bäume werden gehen die Winte die Wanke, die Klinke die Klanke, die Brausen und Brasseln; Du wirst meinen, daß Dir Alles über den Kopf fällt und in tausend Aengsten gedenken: Ach, wär' ich daheim bei meiner Frau Mutter geblieben! denn es könnte eine Tanne umfallen und die Frau Mutter käme um ihren Sohn und ich um meinen Schleifpathen. Geh aber immerhin zu. Du wirst an eine schöne grüne Wiese kommen; da wird ein Birnbaum stehen. Stell Dich darunter und laß Dir die Birnen haufenweise in's Maul fallen. Dann wird Dir ein Bächlein vorbeirinnen. Ein schmaler Steg führt darüber. Darauf steht eine Jungfrau und eine Ziege. Die stoß in's Wasser, dann kanst Du hinüber. So meinst Du wohl; aber Du sollst es nicht thun; sondern nimm die Ziege auf die Achsel und das Jungfräulein unter den Arm, so mögt Ihr alle drei hinüberkommen und die Jungfrau kannst Du zum Weib nehmen, die Ziege aber schlachten; denn das Fleisch ist gut auf die Hochzeit, das Leder gibt Dir ein gutes Schurzfell, der Kopf gibt einen schönen Schlegel, die Hörner geben ein paar krumme Stecken, die Ohren ein paar Fliederwische, die Augen eine gute Brille, die Beine ein paar gute Bankfüße, das Schwänzlein ein gut Fliegenwedel, daß Du Deiner Frau kannst die Fliegen wehren und das Euter gibt eine gute Sackpfeifen, daß Du Deiner Frau ein Lustiges magst vorpfeifen. Und nun schleif ich zum andern Male! Steh auf und kehr Dich dreimal um. Nun habe guten Muth, es gibt Kegel und Hut, Mantel und Röcke, Ziege und Böcke! Wandre weiter! Kommst Du an eine Stadt, so wird Dich der Thorwärter anschreien: Woher Junggeselle? denn die Thorwärter sind gar spitzfindig und wollen immer etwas Neues wissen. Da sprich: da und da komm ich her, ich hab gelernet gute Lehr, darum den

Digitized by Google

Eingang mir nit wehr! Da wird man Dich einlassen und Du sollst Dein Zeichen auf die Herberge holen.“ Nun folgen die Lehren, wie sich der junge Geselle bei dem Meister und dessen Angehörigen zu benehmen habe, was wir in ähnlicher Weise schon bei den Handwerksbräuchen der Schmiede gehört haben. Der Schleifpathe schleift nun zum dritten Male. „Glück herein! Gott ehre ein ehrsam Handwerk, Meister und Gesellen! Nun Ihr Gesellen alle, gehet hinaus, holet die Schrauben herein, damit ich ihm zu einem Ohre einschlage und zum andern wieder hinaus.“ Nun wird gezecht und zum Schlusse bekömmt der neue Geselle noch die Lehre: „Hiemit wünsche ich Dir Glück und Segen zu Deinem Gesellenstand und auf Deine Wanderschaft. Gott helfe Dir, daß Dir's wohl gehe zu Wasser und zu Land; und wo Du heute oder morgen mögest hinkommen, da Handwerksgewohnheit nicht ist, da hilf sie aufrichten. Hast Du nicht Geld, so nimm Geldeswerth; hilf Handwerksbrauch stärken und nicht schwächen, hilf eher Zehn ehrlich machen als Einen unehrlich, wo es sein kann. Wo es aber nit sein kann, da nimm Dein Bündel und lauf davon!“ — Wollte ein Gesell Meister werden, so hatte er, wenn er ein Fremder war, innerhalb dreier Wochen an Meisterstücken zu liefern: 1) einen Bottich, fünfzehn Schuh lang, 2) eine Butte fünf Schuh lang; 3) ein Halbfuderfaß, 4) eine Wanne, in welche ein Faß Bier geht. Alles aus Tannenholz. Hiebei waren noch absonderliche Gesetze vorgeschrieben, wie folgt: Wenn Einer Meister ward, so soll das Handwerk ein Faß Bier auszutrinken bekommen, wozu die Lade etwas Gewisses gibt. Wer sich dabei zanket, soll so viel Bier wieder einfüllen lassen als ausgetrunken war. Wer zu spät kömmt, muß Strafe zahlen; auch der, welcher dem älteren Meister nicht den gebührenden Rang läßt. Keiner soll den andern Lügen strafen, nicht mit der Hand auf den Tisch schlagen und nicht betrunken sein, wenn er zum Handwerksfeste kömmt. Wer das ganze Handwerk schimpft, soll mit so viel Groschen gestraft werden als Meister da sind. Keiner darf einen Käufer anrufen, er habe denn sein Geschäft schon angegriffen. Keiner soll die Kaufleute, ihnen Etwas zu verkaufen, mit nach Hause nehmen. Keiner soll sich auf öffentlichem Markte zanken. Keiner soll das Geld vor dem verkauften Gefässe nehmen, sondern hinter dasselbe treten, und schließlich heißt es nach Moses (V. 25, 15.) „Du sollst einen völligen und rechten Scheffel haben, auf daß Dein Leben lange währe in dem Lande.“ Also war alter Schäfflerbrauch. Hier aber müssen wir der alten Sitte des Münchener Schäfflertanzes gedenken. Alle sieben Jahr ziehen die schmucken Gesellen in alterthümlicher Handwerkstracht zur Fastnachtszeit mit Musik durch die Straßen. Sie tragen Laubgewinde aus Buchs, die sie zierlich wenden und schlingen, und tanzen vor den Häusern. Einer der Gesellen tritt vor und führt ein Reifspiel auf, indem er einen Reif, auf den er weingefüllte Gläschen stellt, schwingt und zum Schlusse den

Digitized by Google

Bewohnern, welchen zu Ehren getanzt wird, ein Vivat ausbringt. Ein paar Hanswurste ergötzen durch ihre wohl oft etwas derben Späße die versammelte Volksgruppe. Man schreibt das Herkommen dieses Tanzes alter Zeit zu, angeblich dem XV. oder XVI. Jahrhunderte, wo nach langer pestilenziöser Epidemie in München die Schäffler die ersten waren, welche aus den Häusern traten und zur Ermuthigung der bangen Gemüther einen Tanz aufführten. Das frühere Mittelalter weist uns auf ähnliche Tänze, wie z. B. die Schwerttänze der Messer- oder Waffenschmiede. Ehmals fand sich bei dem Schäfflertanze zu München auch die „Grethel mit der Butten" zur Belustigung des Pöbels ein. Es war nämlich der Lustigmacher, welcher von einem ausgestoppten alten Weibe gleichsam in der Butte auf dem Rücken getragen wurde und unter Trommel- und Pfeifenschall ward das Liedlein gesungen:

Grethel in der Butten
Wie viel gibst mir Oar? (Eier)
I gib nit mehr, i gib nit mehr
Als um an Baz'n zwoa (Zwei).
Und wenn Du mir nit mehra gibst
Als um an Baz'n zwoa,
So b'halt Du Deine Butten
Und alle Deine Oar! — —

Da nun die „Grethel mit ihrer Butten" zu manch anstößigem Unfug Veranlassung gegeben, ward sie allmählig abgeschafft. Möge aber der Schäfflertanz, der Alt und Jung noch an die Zeiten mahnt, wo Lustbarkeit und Frömmigkeit Hand in Hand gingen ohne daß ein Haar darin gefunden ward — möge dieser fröhliche Brauch erhalten bleiben. Ohne Zweifel wird es aber der sogenannten Aufklärung allmählig gelingen, dergleichen alterthümlichen Firlefanz gänzlich zu vertilgen. In der That aber sind viele derlei alte Bräuche mit Fug und Recht abgeschafft worden, weil sie nicht mehr in die Zeit gepaßt haben und leben nur in Liedern fort, auf daß wenigstens ihr Andenken geehrt wird. So wurde denn, etwa in der Voraussicht künftigen Absterbens, auch der „Münchener Schäfflertanz" in Reime gebracht, die wir, obgleich schon einmal abgedruckt*), hier folgen lassen:

Zu München im Land Bayern ist eine schwere Zeit,
Es tönt kein Laut der Freude und herrscht nur Traurigkeit;
Die Häuser sind geschlossen, die Straßen öd' und leer,
Kein froher Sang erschallet und still ist's ringsumher.

Geh nicht zu Deinem Nachbar, schließ Dich in's Kämmerlein,
Laß reichen Dir mit Zangen das Brod durch's Fenster ein.
Und wär' Dein Bruder draußen und selbst Dein eigen Kind,
Laß unberührt sie stehen und fliehe nur geschwind!

*) S. Geschichten und Lieder mit Bildern von F. Pocci. III. Band.

Digitized by Google

Die Peſt iſt's, die mit Grauſen durchzieht das Iſarthal;
Da ſterben ſie zu Haufen, die Stadt iſt'n Leichenſaal.
Wer möcht' ſie All' beſtatten, die da geſtorben ſind?
Kaum daß ein Todtengräber ſich für die Leichen find't.

Da ſolch ein gift'ger Odem durch alle Straßen weht,
Wer iſt's, der kühnen Muthes hinaus in's Freie geht?
Da wagten denn die Schäffler, die erſten, den Verſuch,
Und dachten: Gott wird helfen, des Trauerns war genug!

Es kleideten ſich feſtlich mit rothen Wämſern an,
Es ſchmückten ſich mit Kränzen wohl an die dreißig Mann.
Die zogen durch die Straßen mit Saitenſpiel und Sang,
Ein Schalksnarr an der Spitze, oft ganze Tage lang.

Und vor den Häuſern hielten ſie einen luſt'gen Tanz,
Und ſchwenkten volle Gläſer auf grünumwundnen Kranz.
Da lockten ſie die Bangen bald an die Fenſter vor
Und Manche traten ſtille ſogar bis an das Thor.

Zuletz ging's auf die Straße, zu ſchau'n der Schäffler Tanz,
Bis endlich Angſt und Sorge ſogar verſchwanden ganz.
Das hört der Bayern Herzog, ein edler frommer Mann,
Wie denn die Schaar der Schäffler zum Troſt den Tanz erſann.

Er heißt zu ſich ſie bieten, um ihren Schwank zu ſchau'n,
Und hatt' viel Wohlgefallen an ſolchem Gottvertraun.
Da ſprach er: „Hört, Ihr Leute, weil Ihr ſo wacker ſeid,
Soll Euer frommes Tänzlein beſteh'n für alle Zeit.“

Und alle ſieben Jahre ſoll ſich der Tanz erneu'n,
Auf daß die guten Münch'ner ſich dieſer Kurzweil freu'n,
Daß ſchlimmer Zeit gedenkend ſie allweil dankbar ſind,
Und Gutes ſie erkennen als Gottes Angebind.

So ſpringen denn die Schäffler getreu wie's damals war,
Zu München auf den Straßen noch alle ſieben Jahr,
Das Schurzfell um die Lenden, Sammtkäpplein auf dem Haupt,
Und ſchwingen ihre Reife mit Kränzen grünumlaubt.

Sie zieh'n nach alter Sitte von ihrer Herberg' aus,
Und machen ihre Sprünge auch vor des Königs Haus.
Zu Ehren ſollt' ihr halten, was alter Brauch euch bringt;
Drum iſt's, daß dieſes Liedlein den Schäfflertanz beſingt.

Zum Gegenſatze dieſes fröhlichen Tanzes möchten wir der Sage von einem Böttchergeſellen erwähnen, der, wie erzählt wird, bei Luzern in den Wald gegangen war, um ſich Reifſtäbe zu ſchneiden. Es war aber noch früh am Tag und im Gehölze ſo dunkel, daß der gute Geſell in eine Höhle fiel. Daſelbſt fand er jedoch nicht etwa einen frommen Einſiedler, ſondern

Digitized by Google

einen häßlichen Lindwurm. Absonderlicher Weise mußte aber dieses Unthier ziemlich sanften Naturells oder in Folge soeben genossenen Imbisses nicht bei Appetit gewesen sein — kurz, unser Gesell ward nicht zerrissen und verschlungen, sondern von dem Höhlenbewohner ganz human behandelt, so daß er, wie die alte Mähr sagt, „ohne Schaden mit dem Drachen sechs Monate gespielet und zu seiner Erhaltung den aus dem Felsen schwitzenden Salpeter gelecket. Endlich hat er sich bei herannahendem Frühlinge an dem Schwanze des Drachen, so sich aus der Höhle geschwungen, festgehalten und ist also nicht allein aus seinem Kerker glücklich entwischt, sondern auch wieder zu den Seinen gekommen. Diese wunderbare Erhaltung hat er auf ein Meßgewand sticken lassen und zum Gottesdienste gestiftet."

Daß der fortgesetzte Genuß von Salpeter dem guten Gesellen betreffs seines Magens und sonstiger Verdauungsorgane nicht vortheilhaft gewesen, wie die erwähnte Kunde ferner berichtet, ist wohl begreiflich. Er konnte beinah gar keine Speisen mehr genießen und erlag bald einer allgemeinen Körperschwächung.

Mit den Fässern, welche die Böttcher liefern, sind viele sinnreiche Sprichwörter in Verbindung gebracht. Wir wollen deren nur einige erwähnen, wie z. B.: Wenn das Faß leer ist, so wischen die Freunde das Maul und gehen, in einfacher Uebersetzung: Wer nichts mehr zu geben hat, wird oft von denen verlassen, die sich während seiner Wohlhabenheit seine Freunde nannten.

Bisher hab ich im Guten mit dir geredt; wenn's aber nichts hilft, so wird's bald aus einem andern Faß gehen, d. h. der herbe Wein wird etwa angezapft und die Lektion wird schärfer.

In ein durchlöchert Faß Wasser schöpfen ist eitel Arbeit. Wenn Du also etwas vorhast, so bedenke den Zweck und das Ende, damit Deine Mühe nicht vergebens sei. Dies Sprichwort erinnert uns an die Danaiden des heidnischen Alterthums, die fünfzig Töchter des Herrschers von Lydien, welche aus Strafe dafür, daß sie ihre Gatten ermordet hatten, in der Unterwelt unaufhörlich mit Sieben Wasser in ein bodenloses Faß schöpfen mußten.

Willst Du wissen, ob ein Faß rinnt, so füll's mit Wasser und nit mit Wein. Dieß sollte sich wohl bei jedem vernünftigen Menschen von selbst verstehen; allein es kömmt denn doch nicht selten vor, daß sich die Menschen gebaren, als ob sie derlei im Sinne hätten und gar Manche gibt es, die rinnende Fässer so lange mit vornehmem Weine probiren, bis ihnen wirklich nur mehr Wasser übrig bleibt, ihren Durst zu löschen. Figürlich gesprochen!

Und nun — um das Fäßlein nicht zu füllen, daß es etwa überlaufe — wollen wir unsern Bericht von dem ehrsamen Gewerbe der Faßbinder

Digitized by Google

beenden und nur noch erwähnen, daß die Legende der Heiligen in ihren deutungsvollen Darstellungen sich eines Fasses als Attribut der Heiligen Antonia bedient, weil diese in Folge ihrer Glaubenstreue als Märtyrin in einem Fasse erstickt ward.

Schließlich empfiehlt sich der Faßbinder mit dem alten Spruche:

Ich bin ein frommer Schäfflergesell,
Die Fäßlein bau ich, draus sprudelt hell
Der güldne Wein für die großen Herr'n.
Ich schwing' mein Hütlein, tränk' ihn auch gern;
So ich aber nit hab den süßen Wein,
Muß mir genügen das Wasser rein.
Mit Gunst, ihr lieben Herrn und Fraun,
Ihr trinkt aus dem Faß — ich muß es bau'n!

Lenzgebet.

Von Franz Bonn.

Mir war als hört ich läuten
Im Wald die Maienglocken,
Und auf die Kniee senk ich,
Zu beten süß erschrocken.

Zu beten, daß der Himmel
Den Lenz bewahren möge,
Damit aus reiner Seele
Nicht Frühlingsunschuld zöge.

Denn ärmer ist auf Erden
Kein Bettelkind geboren,
Als eine arme Seele,
Die ihren Lenz verloren.

Digitized by Google

Heinrich Findelkind.

Eine Erzählung von Isabella Braun.

Neuntes Kapitel.

Heinrichs erste Almfahrt.

Und es ward wieder Frühling. Die milden, weichen Lüfte drangen auch auf die Hochplatte des Arlbergs, wo Heinrichs neue Heimath stand. Der Schnee schmolz; kleine Halmspitzen stiegen sogleich darunter hervor, wie lachende Kinder aus dem Bette, wenn die Mutter die Decke wegzieht. Sie wurden größer und schlanker; weiße Blumensternchen und Glöcklein mischten sich darein und spreizten die Blätter aus. Dann aber kamen mitten in den Sonnenschein die Bergwasser in hunderten von Wasserfällen an den Felsrinnen herunter, als ob sie die Herrn der Erde wären und mit dem grünen Rasen um die Herrschaft kämpfen wollten. Als Heinrich dieses nie zuvor gesehene Schauspiel der Natur sah, that ihm das Herz weh in Mitleid um die zarten Frühlingssprossen. Aber die Wasser verliefen und versiegten, da ging die Herrlichkeit erst recht an; die Sonne kam wie ein echter Frühlingsengel daher, küßte die Halme; die Blümlein sprangen hervor, in tausend Arten und bunten Kleidern, leuchtend wie helles Gold und würzig duftend. Ja die Himmelsschlüsselein hatten die Erde aufgethan und nun wimmelte und bimmelte es lustig durcheinander.

Nun begann Jacklein mit Heinrich ihre gemeinschaftlichen Wanderungen auf's Neue. Er zeigte dem Knaben stufenweise die Weideplätze, zuerst abwärts zum Frühling und dann mit ihm weiter und weiter hinauf. Er wies ihm die gefährlichen Stellen, vor welchen er die Heerde zu schützen hatte und als er sich nun genügend in seiner neuen Lebenswelt auskannte, klopfte er ihm eines Abends auf die Schulter und sagte: „Morgen, Heinrich, geht's auf die erste Almfahrt. Füll Dein Ränzlein, weil Du selber kein Grasfresser bist, und mach Deine Sache wohl." —

Das war ein gutes Wort für den Hirtenknaben! Fröhlich zog er am andern Morgen mit seiner großen Heerde aus und sein jodelnder Gesang vermengte sich mit den bimmelnden Glöcklein und dem Schreien der Thiere, welche das gute Alpenfutter begrüßten.

Kaum hatten die Kühe ihren Stall verlassen, so machten sie ihre linkischen Sprünge ganz närrisch nach allen Richtungen im Gefühle der wiedergewonnenen Freiheit, wendeten sie oft plötzlich, gabelten gesenkten Kopfes die Hörner in einander und zeigten ihr Vergnügen mit lautem Brüllen an. Aber bald senkten sich wieder die Köpfe, der Jubel war schnell vorüber und sie begannen das Gras auf dem Wege raschelnd abzufressen, bis Heinrich sie mit knallender

Digitized by Google

Peitsche vorwärts trieb. Die Gaislein gaben ihm schon ein schwerer Stück Arbeit. Ihr Muthwille wollte gar nicht enden; immer ging's von Neuem an ein Boxen und ein Springen, bald voran, bald daneben, bald an einem steilen Berge hinauf und niemals beisammen. Gleich übermüthigen Knaben mußten sie auf jeden vorspringenden Stein klettern und dann klang ihr Mäckern wie ein Spottgelächter herunter. Ihr Unabhängigkeitssinn kümmerte sich wenig um den rufenden Heinrich und es war, als ob sie seine Stimme gar nicht hörten. Da war es mit den Schafen schon leichter, freilich auch langweiliger. Die steckten ihre Köpfe immer blöckend zusammen und trodelten langsam weiter auf dem Wege, nichts sehend, nichts beobachtend, nichts hörend, während die neugierigen Kühe oftmals stehen blieben und lange in Erstaunen auf einen Gegenstand hin blickten. Der wachsame Neger stand unserm kleinen Hirten wacker bei und so gelangten sie endlich auf den ersten, umfriedeten Weideplatz, den die Kühe augenblicklich wieder zu erkennen schienen, voller Freude den Schwanz hoben, sich zusammengesellten je nach ihrer Vorliebe für einander, sich freundschaftlich ableckten und dann zu grasen begannen.

Jetzt hatte Heinrich schon mehr Ruhe und konnte sich an der schönen Gebirgswelt erfreuen. Er streckte sich in's Gras, sah zum blauen Himmel empor, wie ehemals daheim und dachte an Jakob und Alle, wo sie wohl sein möchten und ob sie ihn nicht vergessen hätten? Aber bald wurden seine Gedanken abgelenkt. War das ein Singen und Schmettern in allen Tonarten, hoch und nieder, im Gras und auf den Bäumen! Da sang die Drossel ihr reizendes Lied; der Fink probirte von Neuem den verlernten Sang, hielt inne, begann wieder, bis er endlich den rechten Triller schmetternd und doch so melodisch herausjubelte. Dort drüben gab ein Vogel sein Zeichen; ein anderer hat ihn gehört; er hält inne, lauscht; richtig, jetzt schallt die Antwort herüber. Nun geht's an ein singendes Plaudern.

„Was sie sich nur alles erzählen? gewiß von ihren weiten Reisen und Erlebnissen! Könnt ich's nur verstehen!"

So dachte Heinrich und lauschte, bis der schallende Chor den einzelnen Sang verschlang.

Schau, was gibt's da Lustiges zu sehen! Wie das Spechtlein den Baum hinaufläuft, mit dem Schnabel daran pocht, als wollte er Einlaß begehren, endlich stille hält, den steifen Schwanz kräftig anstämmt, drauf los hämmert, daß man glauben könnte, ein Zimmermann sei in der Nähe, und endlich mit dem Fange einer Made das Köpflein streckt und sein wohlverdientes Mahl hält. Da und dort kommen noch buntere Gesellen mit rothen Köpfen, mit grünem, gelbem und purpurnem Gefieder. Nun entsteht gar ein Streit; ein kleiner Zänker, das Rothkehlchen, ist dazugekommen; dort auf dem Baume spottet sie ein anderer aus und macht ihre Töne nach;

Digitized by Google

ndlich löst sich wieder, gleich streitenden Kindern, Alles zu einer singenden, ubelnden Harmonie.

Guck, guck! — was krabelt hier im Grase! Wie glänzendes Metall chimmert es von dem Rücken und den Flügeldecken der Käferlein; die Sonne litzert darauf und spielt in ihren Farben. Wie sie gleich Seiltänzern auf en schlanken Halmen balanciren, sich wiegen, sich drehen nach Unten und Oben und nie herabfallen! — Halt, Mäuschen — laß dich fangen an einem dünnen langen Schweife! Husch! — es ist vorüber; aber da ist in Eidächslein mit seinen hellen Augen. Bleib ein wenig bei mir; ich hn dir ja nichts, kleiner Schelm, möcht dich nur genauer ansehen. Fort ist's!

Aber halt, was gibt's da Oben im Baume? Kenn dich schon, Eichhörnchen; aber wart nur, ich fang dich doch, trotz deiner Sprünge!

Und Heinrich klettert ihm nach, als ob er selber eines wäre. Nun ist er ihm ganz nahe, er darf nur die Hand ausstrecken. Aber Oben ist's — weit weg, stellt den Schweif, macht ein artiges Männchen und die braunen, runden Aeuglein des Thieres schauen schalkhaft in die blauen des lustigen Knaben, der vom Baume herabrutscht, und wieder nach seiner Heerde sieht, Verlesen hält, wie der Soldat in der Kaserne, worauf die Kuh das Auge nach ihm wendet, wohl auch herbeiläuft, den Hals streckt, um sich liebkosen zu lassen und ihr langgezogenes Muh — schreit.

Gibt's schon wieder was Neues? — Ein flinkes Häslein jagt über die Wiese, Neger ihm nach, aber nur zum Spasse. Jetzt fliegt es mehr als es springt bergauf, hat den Aufenthalt eines andern Häsleins erreicht, jagt es aus dem warmen Verstecke, birgt sich selbst darin und lacht den Kameraden wohl aus mit dem klopfenden Herzen, weil er nun für ihn gehalten und verfolgt wird. Nun setzt sich der pfiffige Schelm auf die Hinterbeine, spitzt die Ohren und lauscht. Heinrich aber betrachtet Alles in seinem stillen Verstecke und ist seelenvergnügt auf der lustigen Almfahrt. O, wenn nur Jakob auch dabei wäre!

An jedem Abende treibt Heinrich seine Heerde in den nahen Stall, und die Gaislein machen ihm wieder zu schaffen, besonders sein Hansel und sein Jackel, das sind die losesten Böcklein, voller Neugier; die müssen Alles sehen und sind kaum heimwärts zu bringen. Aus bloßem Kraftgefühl rennen und stoßen sie auch wieder ihre steinharten Köpfe an einander, steigen auf die Hinterfüße, so hoch sie können und fahren mit dem Kopf in den Gegner ein im lustigen „tütschen.“ Heinrich möchte am liebsten selbst mit tütschen, aber er knallt mit der Peitsche drauf, daß es weiter geht. Nun thun sie wie gehorsame Kinder, aber plötzlich fällt ihnen das Gegentheil ein, sie nehmen Reißaus und Heinrich klettert ihnen nach, flink wie sie selber, hoch, hoch hinauf und treibt sie endlich zur Heerde.

Daheim angekommen, gibt's viel zu erzählen, und Jacklein schüttelt

Digitized by Google

es Jacklein erzählte, lachte dieser und gab ihm Stroh, seine Almhütte zu decken, Annaliese aber mußte es auf ihrem Rücken hinaustragen. Auch der Baum erhielt seine Zierde. Zum dankbaren Andenken an seine Lebensrettung fügte er zwei Hölzer über einander zu einem Kreuze, heftete es an den Stamm und hieng täglich einen frischen Kranz darum. Jeden Abend, ehe er abzog, lüftete er sein Hütlein davor, faltete die Hände und betete ein Vaterunser. So verband sein dankbares Gemüth stets die Vergangenheit mit der Gegenwart.

Endlich mußte er auch diesen traulichen Platz verlassen und höher auf den Berg wandern mit seiner Heerde. Die Bergnatur trat hier großartiger und steiler hervor. Starre Felswände stiegen hoch hinan, Klüfte und Abgründe erschloßen sich, das Bergwasser rauschte von den Höhen, hoch Oben flatterten die krächzenden Vögel ohne Gesang und es galt hier, sorgsame Hut zu halten, damit keines der Thiere sich verlaufe, oder stürze. Aber auch die Schönheit der Natur war reicher und die Lieder klangen in feierlichem Echo wieder. Da sang Heinrich zum ersten Male die heiligen Worte, welche er von den Pilgern gelernt hatte und seine Gedanken folgten ihnen auf der großen, weiten Wallfahrt.

Die stillen, lieblichen Waideplätze hatten des Knaben kindlichen Sinn gepflegt; nun aber kam's auch ein wenig anders. Wenn hier der Wind oft an die Felsenwände tobte und ein schauerliches Lied pfiff, wenn er in seine Haare sauste und gegen seine kleine Brust stürmte, wenn ein heranziehendes Gewitter den Kampf der Elemente heraufbeschwor und er vorsorglich seine Heerde auf eine schützende Stelle trieb: da erwachte in ihm ein kecker Muth, er stemmte kräftig seine kleinen Füße und blickte fast herausfordernd gegen das streitende Gewölke. Es war ihm dabei ganz lustig und kampfbereit zu Muthe und keine Furcht beschlich sein Herz. Er fühlte sich als Beschützer seiner Heerde und that sehr wichtig und vorsorglich. An schönen Tagen versuchte er es, seinen Böcklein am Klettern zuvor zu thun und wäre zu gerne hinaufgestiegen an den zackigen Wänden, um recht weit hinein zu schauen in's Land.

Einmal schaute er mit spähendem Auge gegen die Felsenwand. Da sah er es daran wie kleine Punkte herumkrabeln. Sein scharfes Auge unterschied immer deutlicher. Plötzlich blickte er ganz erschrocken zurück, wo seine Gaisen grasten, ob sie auch alle beisammen wären und sich nicht verstiegen hätten. Als er darüber beruhigt war, schaute er wieder gegen die Wand. Es war ein ganzer Rudel Gemsen, die zerstreut umherstanden und neugierig herabblickten, und sich ganz unbesorgt der anführenden Kitzgais überließen. Auf ein Mal veränderte sich die Scene. Die Schaar flog auseinander, nichts war von dem ganzen Rudel zu sehen, — ja, hier stand doch noch Eine; ein Pfeil, der weithintragenden Armbrust entsendet, schwirrte gegen sie, ein Pfiff erklang, das Gemslein machte einen Satz in die Luft und flog weit über die Felsenwand hernieder.

Digitized by Google

Heinrichs Herz pochte laut. Alles war still. Er ging eilig gegen die Felswand und sieh, da lag auf dem weichen Grund der arme Leichtsinn, von dem Pfeile gestreift, aber nicht getödtet, während das Blut aus der Wunde strömte. Er suchte das Thier aufzurichten, sogleich brach es wieder zusammen, es war von dem Sturze zu sehr verwundet. Da lag nun der arme, kleine Schelm und seine hellen Aeuglein blickten angstvoll auf den Knaben. Sogleich sprangen die Gaisen herbei und begrüßten laut meckernd den Gesellen. Hansel versuchte mit ihm zu scherzen und richtete die Hörner gegen die zurückgebogenen der Gemse. Die aber lag da, wie ein krankes Kindlein, und wollte nichts vom Spiele wissen. Heinrich zog frisches Moos aus dem Boden, legte es auf die Wunde, um das Blut zu stillen, eilte dann fort, dahin, wo ein Wasserstrom vom Felsen niederrauschte, füllte sein Hütlein damit und wusch das wunde Gemslein, dessen Zunge auch gierig nach dem kühlenden Wasser lechzte. — Sein Herz schlug zornig gegen den Jäger und er konnte gar nicht begreifen, daß Jemand Lust und Freude habe, so ein schönes Thier zu morden, wo es doch einen so kleinen Bissen abgab.

Nun aber neigte sich der Tag zum Ende, die Melkzeit nahte, und er hatte über eine Stunde Weges bis zum Meierhofe. Was sollte er nur mit seinem Gemslein anfangen? Es hier liegen lassen? Wenn aber dann der böse Jäger käme und es entdeckte? Da stieg ein Gedanke in ihm auf, der ihn laut aufjuchzen machte. Er trieb die Heerde mit Negers Hilfe rasch zusammen und brachte sie in Gang; dann lud er sich kräftig das Gemslein auf und weiter ging's. Nach einer halben Stunde waren sie beim Eichbaum angelangt, wo seine kleine Almhütte stand. Nun war sie doch zu etwas gut! Er hatte das Gemslein bereits mit seinem eignen Brode gefüttert, an Hunger durfte es also nicht sterben. Schnell war ein Bett in der Hütte gemacht und die kranke Gemse ruhte weich und sicher darin, bis er am andern Tage wieder des Weges käme.

Heute war seine Heimfahrt ganz glückselig und er konnte nicht aufhören, ein Lied nach dem andern zu singen. Mehrere Tage lang pflegte er seinen Schützling und endlich konnte dieser ihn auf seinen Weideplatz begleiten und neben ihm einherhinken. Die Gaisen nahmen ihn als guten Kameraden an und begrüßten ihn mit ihren Hörnern. Mit jedem Tage sprang das Gemslein frischer und possirlicher; er war in der Heerde völlig eingebürgert und erregte großes Vergnügen, als es zum erstenmal in der Meierei erschien. Aber die Lust dauerte nur kurz. Heinrich hatte es auf der Weide aus den Augen verloren, und wie er darnach ausspähte — sieh, da stand es schon wieder hoch oben an der Felsenwand, und blickte herunter. Obwohl der Knabe ein wenig trauerte, kam doch gleich wieder die Freude in sein Herz,

Digitized by Google

als er dachte: „Bist halt gern daheim, gelt, Gemslein? und wenn ich dich nicht gerettet hätte, könnt'st nicht so lustig herumsteigen.“ —

Die Sonne stand nun am höchsten und brannte so glühend heiß hernieder, daß selbst die Thiere oft das Fressen vergaßen und sich niederlegten zur Ruhe. Einmal war's kaum auszuhalten. Alles in der Natur schmachtete, die Halme und Gräser neigten ihre Spitzen, die Blumen versteckten sich im Grase um Schatten zu suchen und Heinrich wunderte sich, daß der grüne Rasen nicht in hellem Feuer aufgehe, so heiß war er. Plötzlich umzog sich der Himmel. „Wie das nur so schnell gehen kann? wo nur die Wolken her kommen? hab doch vor Kurzem keine einzige gesehen!“ dachte Heinrich verwundert. — Nach einer Weile wurde es ganz finster und der Wind erhob sich. Heinrich trieb die Heerde zusammen und sagte vor sich hin: „Wenn's heute losbricht, gibt's ein Unwetter, wie ich's noch nicht erlebt hab; marsch, voran; im Stall ist's sicherer.“

Neger sprang ängstlich um die Heerde und trieb zur Eile, daß die Kühe ausschlugen und die Schaafe in einem dichten Knäuel weiter troddelten. Aber kaum waren sie eine Viertelstunde weit gekommen, als schon der Donner rollte, die Blitze blendend zuckten und das Gewitter losbrach. Es war nicht anders, als ob von allen Seiten eines gegen das andere kämpfe; als ob in den Wolken eine Schlacht geliefert würde. Nun stürzte auch der Regen hernieder, jener Gebirgsregen, der von allen Seiten gegen einander peitscht, daß man die Augen nicht aufthun kann und sich nicht zu wehren weiß. Da hatte Heinrich große Noth mit seiner Heerde, weil er sich selbst kaum auf den Füßen halten konnte. Er suchte eine schützende Stelle; vergebens! hier eine Schlucht, dort ein Engpaß, der wieder in eine solche mündete, kein umfriedetes Plätzchen weit und breit. Die Schaafe ergriff der körperliche Schrecken und machte sie noch dümmer als gewöhnlich. Sie drängten sich und liefen, keines wußte, wohin; sie hoben die Köpfe in die Höhe und jeder Blitzstrahl drängte sie zum Ersticken zusammen, daß sie voller Angst schwitzten. Die Kühe brüllten in den Donner hinein, liefen bei jedem Blitze auf die Seite, alles Bewußtsein verlierend und Neger hatte seine Noth mit den Gaisen, welche Lust zu verspüren schienen, das Gewitter von einem Felsen aus zu betrachten. In so großer Noth war der arme Hirtenknabe noch nie gewesen. Er fürchtete mit jedem Augenblicke, der Strahl möchte zündend seine Heerde vernichten. Endlich nach einer ziemlich langen Stunde hatte sich die Gewalt der empörten Elemente gebrochen und er trieb die Heerde eilends der Heimath zu. Triefend von Regen langte er dort an und Jacklein kam ihm voller Sorge entgegen. Er trieb die Heerde statt seiner in den Stall und befahl ihm, trockene Kleider anzulegen. — Aber das Schwerste kam hernach. Als Heinrich den Stall betrat, fehlte — Annaliese, seine gefleckte Lieblingskuh. Er wurde blaß vor Schrecken und sein Herz pochte voller Angst. Da galt kein Säumen. Sogleich lief

Digitized by Google

er fort, eilig, eilig, als ob es sich um Leben und Tod handle. Der Abend brach an, und der graue Himmel verkürzte noch vollends den Tag um den letzten Rest. Aber Heinrich kannte den Weg; er dachte nicht an sich, nur an seine Kuh und an Jacklein, dessen Eigenthum in Gefahr stand. So rannte er fort, ohne einmal inne zu halten und Athem zu schöpfen, immer fort, rechts und links schauend, bis er zur Stelle kam, wo das Gewitter sie überfallen hatte. Hier stand er rathlos. Wohin sollte er sich wenden? vorwärts, zu ihrem Weideplatz, rechts, links, hinab in die Schluchten, wohin der Engpaß führte, hinauf an dem Abhange? — Vielleicht war Annaliese zurückgeblieben und er hatte in der Eile ihrer nicht besonders geachtet. Wann, wo hatte er sie zum letztenmale gesehen? Aber die Angst und Aufregung verwirrte seine Gedanken völlig, daß er sich auf nichts mehr zu besinnen vermochte. Da rief er mit angstvoll klagender Stimme ihren Namen in die Berge hinein; er horchte, kein Laut kam ihm entgegen. Er rannte zum Weideplatze, rief wieder, spähte durch das halbe Dunkel mit seinen klaren Augen. Nein, da war sie nicht! — Er kehrte zurück bis zum Hohlwege, drang hinein und immer auf's Neue drang sein Ruf in die Berge, aber nur das Echo antwortete ihm fast höhnend.

Jetzt war es ganz dunkel geworden und er stand in einer ihm beinahe fremden Gegend, wo er nicht wußte, wohin sein Fuß mit Sicherheit treten konnte. Da brach ihm fast das Herz; laut schluchzend setzte er sich auf einen Felsenvorsprung, bis sich die kleine Brust ein wenig erleichterte. Nun brach ein Schimmer durch das Gewölke; der Mond schien Bedauern mit dem armen Knaben zu haben und sich ihm als Führer anzubieten. Frischer Muth trieb in auf die Beine; ruhiger und fester schritt er weiter auf der gefahrvollen Bahn, spähte umher, — ein freudiges Gefühl leuchtete in ihm auf; dort sah er etwas Weißes; er eilte hinzu, aber der Mondschein hatte nur eine Felsenwand beleuchtet, seine Annaliese war es nicht. Wieder hielt er rathlos inne. Sollte er umkehren? weiter konnte das Thier sich nicht gewagt haben, oder es lag zerschmettert im Abgrunde. Ja, er kehrte um.

Er hatte gar nicht bemerkt, daß bereits Stunde um Stunde verstrichen war; er dachte nicht an seine schauerliche Einsamkeit, nicht an die Gefahren für sein eigenes, junges Leben, er fühlte nicht die wund gerissenen Füße, aber sie zitterten doch und jeder Schritt wurde unsicherer. Nun stand er wieder an dem alten Platze und ging verzagt langsam weiter. Er wußte sich nicht mehr zu helfen noch zu rathen, da zog es ihn zu seinem Lieblingsplatze, der alten Eiche, die seitwärts von seinem Wege lag; es zog ihn hin, um dort zu beten. Die kindliche Zuversicht hatte ihm neue Kraft verliehen, keuchend sprang er weiter und dann warf er sich vor dem Rasenbänkchen auf die Knie, erhob die Hände und schrie: „Lieber, lieber Gott! gib mir die Annaliese wieder!“

Digitized by Google

Was war das? — jubelnd ſprang er auf. „Annaliese, Annaliese! wo biſt?“

Ja, das war ihr Ruf, er kam von ſeiner kleinen Almhütte; dahinter hatte ſie ſich in ihrem klugen Ortsſinn verſteckt, wahrſcheinlich von ihrer Irrfahrt zurückgekehrt im ſichern Inſtinkte. Heinrich ſprang auf ſie zu, er umſchlang ihren Hals und weinte vor Freude. Er war halb närriſch, der gute Knabe, ſchalt und lobte ſie, ſtreichelte ihren Rücken und gab ihr einen tüchtigen, ſtrafenden Patſch. Nun ruhte er ein Weilchen aus, dann aber nahm er ſie beim Horne, ließ ſie nicht mehr los und führte ſie jubelnd heim. Mitten in der Nacht erklang nun ſein Lied und Jacklein hörte es ſchon von Ferne; nun wußte er auch, wie die Sache ſtand; — Neger aber bellte ihm den freudigen Willkomm entgegen.

Der Sommer verſtrich und die letzte Almfahrt nahte heran; es galt Abſchied zu nehmen von der Trift und daheim zu bleiben. Dieſer letzte Tag war aber faſt der allerſchönſte. Heinrich hatte viel zu thun. Als die Heerde nach Hauſe zog, hätte man nicht glauben ſollen, daß der Herbſt draußen walte. Voran zog Annaliese mit dem ſchönſten Kranz von Blumen und Blättern und ihr folgten die andern Thiere, alle mehr oder minder geſchmückt, nicht Eines war ganz leer ausgegangen.

Alle Inſaſſen der Meierei eilten in den Hof und freuten ſich des Anblicks. Da war jedes der Thiere, das zum erſten Male mit ihm ausgezogen war, keines fehlte, keines war verunglückt bei ſeiner treuen fürſorglichen Hut. Am ſelbigen Abend trat Jacklein zu dem Knaben, der aufrecht vor ihm ſtand, die blauen Augen zum Geſichte des Meiſters erhoben. Der aber ſprach: „Heinrich, da iſt Dein Lohn, treu und ehrlich verdient. Zwei blanke Silbergulden ſind's und alljährlich um dieſe Zeit ſollſt Du ſie wieder kriegen; und dort iſt ein neues Gewand für den Winter. Haſt's recht gemacht, Bub!“

Dabei klopfte er luſtig auf den blonden Lockenkopf; wer aber war glücklicher als unſer Heinrich Findelkind! —

Zehntes Kapitel.

Des Alpenhirten weitere Erlebniſſe und ſein großer Entſchluß.

Die Jahreszeit hat in dem ſtillen Bergwinkel, wo Heinrich Findelkind lebte, ſeit ſeiner erſten Almfahrt bereits zu mehrmalen ihren Reihentanz gehalten, jenen ſo mannigfaltigen Tanz, der mit linden, ſanften Lüften koſend über die ſtarre Erde ſchwebt und die jungen Halme und Blätter anhaucht mit Lebensluſt; jenen Tanz von ſtürmendem Regen, durch welche die Windsbraut pfeift und ſauſt, daß die Aeſte der Bäume knarzen und krachen; jenen Tanz von Sonnenſtrahlen, die gleich Feenkindern durch die Luft ſchweben und mit ihren glitzernden Schühlein auf dem Raſen umherziehen; jenen wilden Tanz, welcher die im Maskenkleide ſchimmernden Blätter wirbelnd zur Erde dreht, daß ſie todt liegen bleiben; jenen Tanz der Schneeflocken,

Digitized by Google

welcher die Klüfte überdeckt mit einem großen Leichentuche und den kleinen Schneeballen über den Felsen jagt und andere Schneeballen tanzend mit fortreißt, das sie grausenhaft donnernd niederstürzen und ihre Todtenmusik in den Bergen wiederhallt.

Heinrich hatte wacker gegen jeden Wechsel der Jahreszeit gekämpft und war emporgewachsen, wie die Tannen, ein muthiger, frischer Sohn der Berge.

Es ist wieder Winter; schneidend kalt weht die Luft, der Hauch dampft vom Munde und gefriert, die Tritte knarzen im gefrorenen Schnee, der Wassertropfen hängt gefroren am Baume; die kleinen Tannen sind gleich überzuckerten Weihnachtsbäumen und glitzernd hängt das gefrorene Eis hernieder; überall blinkende Eisgebilde, Spitzen und Zacken wie scharfe Speere, überall blendendes Weiß, als ob die Farbe von der Erde verschwunden sei. Es ist, als ob Heinrich eine Sonne in sich trage; den friert's nicht, der arbeitet und regt sich in Hof, Scheune und Stall voll Munterkeit, und wenn er zur Abendruh in die Stube tritt, ist er Mutter Martha's treuer Knappe, bis Alles fertig ist und man am Tische erst merkt, wie der sprühende Ofen doch ein guter Geselle genannt werden muß. Er hat längst das Kindesrecht im Haus gewonnen und wenn Knechte und Mägde zur Ruhe gegangen sind, sitzt er noch bei Jacklein und Martha. Da sucht er in Plaudern und Aufhorchen hereinzubringen, was er von der sommerlichen Einsamkeit in seiner Bergwelt nachzuholen hat. Jacklein weiß immer Neues zu berichten aus seiner Jugendzeit von jenen großen Wallfahrtszügen zum heiligen Grabe, dessen glorreiche Heldenthaten noch im Munde der Ritter und Knappen fortlebten, und Heinrichs Sehnsucht nach seiner eignen, unterbrochnen Wallfahrt mit den Pilgern erwacht von Neuem. Er horcht unverwandten Blickes, bis plötzlich Neger unruhig zur Thüre läuft und winselt. Jetzt zieht Jacklein nicht mehr allein zur Hilfe aus; Heinrich ist sein treuer Begleiter. Zu oftmalen des Tages und mitten in der Nacht brachten sie einen verirrten, halb erstarrten Wandrer herbei und wieder gab es der Neuigkeiten und Berichte viele.

Aber mitten durch den Winter leuchtet dem heranwachsenden Jünglinge eine andre Sonne und macht ihm das Herz warm. Allsonntäglich schreitet er als Jackleins Schwertträger mit diesem zur Kirche nach Dalaas. Der Pfarrer hat bald die aufmerksamen Augen des Knaben entdeckt und Bekanntschaft mit demselben geschlossen. Der Mann und der Knabe wärmen sich nach dem Gottesdienste bei ihm; nun kommt Heinrichs kleines Stückwerk der Lesekunst zum Vorschein; der Pfarrer vervollständigt es und heute trägt Heinrich einen kostbaren Schatz unter seinem Arme, ein Buch mit Legenden, das der Pfarrer ihm anvertraute. Das Glück darüber macht ihn ganz schweigsam. Es ist, als ob das Buch unter seinem Arme bereits die Gedanken geweckt hätte. Wohin er blickt, leuchtet ihm eine Schrift entgegen, die ganze Natur wird zu einem aufgeschlagenen Buche, das er zu lesen versteht. Auf

Digitized by Google

dem beschneiten Wege neben ihm funkelt die Sonne in glitzernden Flämmchen und Heinrich kann sein geblendetes Auge nicht wegwenden. Er muß immer denken: „Wie kann doch dieser kalte Schnee so funkeln und leuchten, wie warmes Feuer!“ Bild an Bild steigt vor seinem Geistesauge empor, wo dieser Schnee die warme Lebenskraft des Menschen erstarren machte und ihm zum Leichentuche wurde; wo dieser Schnee zerschmolz, schmutzig und braun und darunter nun der todte Mann zum Vorscheine kam. Er dachte an dessen Todesstunde voll Angst und Verzweiflung, wie er kämpfte, um Hilfe schrie und Niemand ihn hörte als die starren Berge, an denen sein Ruf zurückprallte; wie er tiefer und tiefer sank, wie seine Kraft erlahmte, wie er in Verzweiflung kein Gebet mehr fand zu Gottes Barmherzigkeit für seine arme Seele und wie es dann endlich aus war mit dem letzten Kampfe.

So dachte Heinrich, er schauderte und sah auf den pfadlosen Weg, den sie über den Arlberg schritten. Das war seine neue ihm so liebgewordene Heimath und es schnitt ihm wie ein Messer durch die Seele, daß diese Heimath, welche ihn so rettend aufnahm, als er mit wunden Füßen und zerrissenen Kleidern daher kam, welche ihm Schutz bot, doch so vielen Andern Gefahren und sogar Untergang brachte. Als er an diesem Tage in der warmen Stube saß, war seine Aufmerksamkeit trotz des Buches eine getheilte. Er horchte auf jeden fernen Ton; er sah immer wieder auf Neger, ob er die Ohren spitze; er war jeden Augenblick bereit, dem Hunde zu folgen zur Rettung eines Verunglückten; aber heute horchte er vergebens.

Ja, das war ein grimmiger und strenger Winter, wie keiner zuvor. Er wollte gar kein Ende nehmen und kam stets von Neuem. Zu dieser Zeit wagte es nur selten ein Wanderer über den Berg zu steigen. Nun endlich schien es doch etwas milder zu werden und häufiger sah man wieder Wanderer daherkommen, die bei Jacklein einkehrten und Bericht holten, wie es weiter hin gen Inspruck zu mit dem Wege stehe.

Eines Tages schritt munter und rüstigen Trittes der Wirth von Dalaas die schneeige Straße einher und hielt kurze Rast bei Jacklein, um sich auf's Neue zu erwärmen und nach dem Wege zu fragen. Für den war nicht zu bangen; er trug warme Kleidung und kannte den Arlberg so genau wie Jacklein selber. Als er wieder mit frischem Reisemuthe aufbrach, um noch bei guter Zeit St. Martin zu erreichen, klang ihm ein heitrer Reisegruß nach und bald war der Mann ihren Blicken entschwunden.

Kaum seit einer halben Stunde mochte derselbe das Haus verlassen haben, als ein donnerähnliches Getöse erscholl, wovon die Berge widerhallten und die Fenster klirrten. Alle fuhren erschrocken auf und riefen gleichzeitig: „Eine Lawine!“ und Jacklein bekreuzte sich, indem er beifügte: „Gott sei dem Wirth von Dalaas gnädig!“

Heinrich war augenblicklich hinausgeeilt. Seine Ortskenntniß in der

Digitized by Google

sie umgebenden Bergwelt, sein geübtes Ohr und seine geistige Vorstellung der ganzen Scenerie hatten bereits entdeckt, von wo die Schneemasse niedergestürzt sein müsse. Er sah vor sich die steil abhängige Felswand dicht am Wege, mit Schnee überladen; er sah im Geiste den ersten, kleinen Ballen rutschen und die stützlose Masse sich um denselben wendend und kreisend, donnernd folgen. Er maß die Entfernung und verglich sie mit der hingeschwundenen Zeit, während der Reisende unter Weges war. Nein, er konnte kaum diese Stelle überschritten haben; vielleicht lag er, von Schrecken betäubt, in ihrer Nähe, vielleicht war er noch glücklich bewahrt geblieben; vielleicht — ein Grausen überkam ihn. Er rief alle Knechte und Mägde zusammen; der Schrecken hatte sie bereits versammelt und augenblicklich waren sie mit Hacke und Schaufel versehen. Es geschah so schnell, daß Jacklein, als er herauseilte, schon den Zug in Bewegung sah und sich ihm anschloß. Er glich einem dahinjagenden Rudel Gemsen, so rasch ging das vorwärts. Aus der Ferne rollte es immer noch in Pausen; neue Schichten stürzten hernieder und endlich ward es stille. Heinrich befand sich an der Spitze der Schaar; er sprang weiter und weiter, gehetzt von unsäglicher Angst, als ob die Lawine ihm auf dem Fuße folge; ihm nach die Andern in gleicher Angst, mit dem gleichen Gedanken. — Dort, dort stand die Felsenwand. Ein Blick auf sie — die ganze Masse ihres Schneethurmes war verschwunden! — Dort, dort lag die Lawine, ein schauerlicher Schneeberg der den Pfad versperrte; weit und breit die auseinander geschleuderte Masse!

Sie hatten die Strecke in weniger, als die Hälfte der sonst hiezu nöthigen Zeit zurückgelegt; sie schritten über den weit hinweggeschleuderten Schnee und arbeiteten sich durch, obwohl er von Schritt zu Schritt anwuchs und bis über die Knie reichte. So waren sie mühsam bis zum eigentlichen Lawinensturze vorgedrungen.

„Laßt uns den Weg räumen!“ rief Heinrich und Alle griefen unter dem gleichen Schreckensgefühle an. Sie hatten eine heiße Arbeit, trotz der schneidenden Kälte, um nur über die obere Masse Herr zu werden. Der Schnee flog von den Schaufeln auf die Seite und bildete bald neue Wände. Sie gruben nicht rechts und nicht links, nur immer mitten auf dem Wege. Es galt rasche Hilfe, oder keine. Der Sturz war so plötzlich gekommen, daß der Wanderer kaum an ein Ausweichen hatte denken können. Immer tiefer, immer weiter vorwärts schritt die Arbeit. Da flog von Heinrichs Schaufel etwas Dunkles. Ein Schreckenslaut entfuhr jedem Munde. — Alle hielten inne. — Ja, es war des Verunglückten Hut — und nun ging es vorsichtig weiter in tödtlicher Angst, als ob sie selbst in grauser Lebensgefahr schwebten. — Nun kamen sie auf eine feste Masse, — nun zogen die kräftigen Männerarme sie heraus — eine verschüttete Leiche!

Ja, das war ein Grab, die schöne, weiße glitzernde Decke. Das war

Digitized by Google

derſelbe Mann, der noch vor Kurzem mit frohen Lebenshoffnungen dahingewandert war, der ihnen erzählt hatte von Weib und Kindern daheim. Das war der kurz zuvor ſo kräftige, lebenswarme Mann, den ſie nun bewegungslos und kalt aus dem Schutte trugen, rieben und zu erwärmen ſuchten. Vergebens! die Wärme war nur in ihren eignen Händen und theilte ſich dem erſtarrten Körper nicht mit. Der Schnee hatte ihn erdrückt und erſtickt; das Leben war für immer entflohen. Sie bildeten aus ihren Werkzeugen eine Tragbahre und der Todtenzug bewegte ſich langſam und feierlich zur Meierei. Innerlich aber klang es in Heinrichs Herzen:

„Mitten im Leben
Sind wir vom Tod umgeben!“

Noch am ſelben Abende ging Jacklein gebeugten Hauptes nach Dalaas. Er hatte nicht den Muth, auf des Verunglückten Haus zuzuſchreiten, ſondern zeigte den Vorfall dem Pfarrer an; dann ſchritt er wieder eben ſo gebeugt zurück.

In derſelben Nacht hielt Heinrich ſeine erſte Todtenwache. Als das bleiche Oellicht die ſtarren Züge beleuchtete und ſie noch grauſenvoller machte; als er in denſelben den Schrecken eingefroren und feſtgebannt ſah: da ſtieg ein Gedanke in ihm auf und der Gedanke nahm immer deutlichere Geſtalt an; er formte ſich, er wurde zum Entſchluſſe, ja, er ſtand bereits vor ihm, als — That.

Am andern Morgen erſchien der Prieſter; er führte das gebeugte Weib und ihr folgten ſechs Kinder. Da ſah Heinrich nicht nur den Jammer des Todes, er ſah auch noch dazu den Jammer des *Lebens*. Der Todte zeigte zwar die ſtarren Schreckenszüge, aber darunter ſchlug kein Herz, welches den Schrecken empfand. Die Lebenden in ihren wechſelnden Mienen, in ihrem Aechzen und Weinen fühlten jedoch dies Alles leibhaftig, fühlten es fort und fort und trugen die grauſenhafte Erinnerung, die Entbehrung und Leere bis an's Ende des eignen Lebens. Bei dieſem Anblicke gelobte Heinrich in der Stille auf's Neue, was er bei ſeiner Todtenwache gelobt hatte.

Der Verunglückte wurde nach Dalaas gebracht und dort begraben. Am andern Tage arbeitete Jacklein mit ſeinem Geſinde und den herbeiſtrömenden Leuten des Ortes an der Herſtellung des verſchütteten Weges. Als Heinrich nach vollbrachter Arbeit neben Jacklein ſaß und Martha ſtärkende Speiſen auftrug, fuhr er aus ſeinen Gedanken empor und ſagte: „Jacklein, ich kann nicht eſſen und nicht trinken, bis ich's geſagt hab'.“

Jacklein blickte verwundert auf Heinrich, legte den Löffel weg und erwiederte: „Was iſt das? ſag's?“

„Ich hab Euch die Erſparniß von meinem Lohn zum Aufheben gegeben, all die Jahre über; wie viel iſt's nun?“

Jacklein überlegte und überzählte. „Zehn Jahr ſind's geweſen im letzten Herbſt! fünfzehn Gulden werden's allweg ſein, denk ich halt.“ —

Digitized by Google

Heinrich sprach weiter: „Wollt Ihr sie mir auszahlen, Jacklein?“

Auf's Neue verwundert, sah ihn der Meier eine Weile an und sagte: „Aber zu was brauchst's?“

Da leuchteten Heinrichs Augen nicht anders, als ob die Sonne durch den blauen Aether schiene und er rief: „Ich will die fünfzehn Gulden hergeben, damit Jemand einen Anfang macht, auf daß die Leut' auf dem Arlberg nicht also verderben, wie ich die Zeit über gesehen hab!“

Nun aber waren die hellen Augen wieder von Mitleid und Traurigkeit umflort, während Jacklein schweigend vor sich hin sah; dann schüttelte Letzterer bedächtig den Kopf und sagte: „Das thut's nicht, Heinrich! Wer möcht den Anfang machen mit fünfzehn Gulden. Das reicht nicht! Aber jetzt iß und trink; gesagt hast's und später überlegen wir's!“

Heinrich schwieg, aß und trank; doch er dachte dabei immer: „Man soll einen Anfang machen mit den fünfzehn Gulden, daß die Leut nicht so grausam verderben; ich kann's nimmer mit ansehen!“ —

Am andern Tag sagte Heinrich wieder zu Jacklein: „Gebt mir die fünfzehn Gulden; ich will den Pfarrer fragen, wer damit den Anfang machen thut.“ —

Jacklein entgegnete wieder: „Es langt nicht!“ aber er gab ihm das Geld und die Erlaubniß zum Pfarrer zu gehen.

Der Priester hörte den Jüngling, der seine Anfrage und Bitte mit bewegtem Herzen vortrug; aber auch er schüttelte den Kopf und setzte ihm auseinander, wie das nicht reiche für ein Jahr, um so weniger für mehrere und daß sich Niemand finden werde, um den Anfang zu machen. Er schloß mit den Worten: „Aber ich will's kund geben weit und breit; frag wieder an in einiger Zeit.“

Heinrich ging enttäuscht und traurig von dannen. Der Gedanke verließ ihn keinen Augenblick, nicht bei Tag und nicht bei Nacht. Zwischen seine Gedanken drängten sich all die grausenhaften Bilder, die er schon gesehen hatte in all den vielen Jahren: wie man, als der Schnee schmolz, arme, verunglückte Menschen aufgefunden, denen die Vögel die Augen ausgefressen hatten, und das starre Gesicht bei seiner Todtenwache mahnte an sein Gelöbniß.

Als Heinrich nach einigen Wochen wieder zum Pfarrer kam, gab ihm dieser das Geld zurück und sagte, daß Niemand damit einen Anfang machen wolle. —

„Nun, so mach ich ihn selber mit der Hilfe des allmächtigen Gottes und dem Beistande St. Christophs, der mir ein großer Nothhelfer gewesen ist!“ — rief nun Heinrich mit glühenden Wangen und leuchtenden Augen, indem er seine kräftige Gestalt erhob.

Der Pfarrer blickte bewundernd auf den kühnen, frommen Jüngling;

Digitized by Google

er legte seine Hand auf dessen Haupt; seine Lippen bewegten sich leise; es war ein Gebet des Segens und eine Thräne war das Weihwasser dazu.

Als Heinrich zu Jacklein zurückkam, stellte er sich freudig vor denselben. Alle seine Kräfte schienen verstärkt zu sein und der Lebensmuth gliech einem raschen Borne in ihm zu fließen. Dann sprach er: „Jacklein, es will Niemand einen Anfang anheben; so will ich's selber thun und Gott und St. Christoph werden mir helfen. Gebt mir fürder Obdach, Nahrung und Kleidung. Dafür will ich Euch ohne Lohn den Sommer über treulich dienen, wie bisher. Im Winter aber laßt mich mit Neger ausgehen und spüren, wo Hilfe Noth thut, daß Niemand mehr umkommt in heimlichem Elend." —

Jacklein sah in Heinrichs Gesicht; das war wie verklärt und ihm wurd's ganz wunderbar zu Muth. Er legte sogleich seine feste Hand in Heinrichs ausgestreckte und sagte: „So sei's! Gott und St. Christoph helfen Dir!"

„Amen!" — betete Heinrich. —

Eilftes Kapitel.

Feind und Freund.

Schau rings herum in der Natur. Du findest im Frühlinge festgeschlossene, verheißende, schwellende Knospen und bist begierig, welche Farbe sie entwickeln werden. Du belauschest ihr Aufquellen; aber plötzlich, über Nacht ist es wie ein Wunder geschehen; du suchst die Knospe und findest die volle Blüthe. So geht es oft mit dem Menschen und solch Einer war unser Heinrich. Da steht er nun, als Jüngling schon mit der Thatkraft des Mannes. Selbst körperlich schien er gewachsen, seine Muskeln gestärkt, seine Glieder zu jedem Wagniß bereit und gelenkig, Selbstständigkeit im hellen Auge. Ja, er hatte seinen Beruf gefunden! die Saat war in dem Acker des Herzens aufgegangen. Das von der Barmherzigkeit gerettete und erzogene Findelkind mußte rettende Barmherzigkeit üben! dies erkannte er als seinen angebornen Beruf.

Jacklein machte dem kühnen Jünglinge nun ein werthvolles Geschenk: er übergab ihm den treuen Neger, dessen Spürkraft ihm selber schon gute Dienste geleistet hatte. Aber Neger begann zu altern und Heinrich nahm darauf Bedacht, demselben einen Gesellen zu geben, und diesen genau für den beabsichtigten Zweck abzurichten. Der Pfarrer von Dalaas, welcher Heinrichs großes Vorhaben mit theilnehmendem Interesse im Auge behielt, schenkte ihm eines Tages einen jungen Hund aus guter Spür-Race und als Heinrich denselben zum erstenmale vor sich hatte, dachte er wieder an die Tage seiner Kindheit und an seinen allerletzten Abschied mit Wehmuth zurück. Gleich einem Schulmeister erhob er den Finger, sah dem aufmerksamen Thiere in die Augen und sprach zu ihm, als verstände es jedes Wort: „Schnuffl, das ist fortan dein Name! Hörst du? merkst du?" — und

Digitized by Google

er wiederholte das eine Wort zu oftmalen. „Du sollst herumschnuffeln überall weit und breit, aber nicht nach den Fleischtöpfen, sondern du sollst Menschen wittern, nicht um sie zu beißen, sondern um sie zu retten. Horch! horch!“ und hierauf erhob Heinrich seinen Hilferuf, so durchdringend, so klagend, so ängstlich wie ein verirrter, in Gefahr gerathener Mensch. Der Hund erhob seinen Kopf, streckte den Hals und heulte, als ob ihm der Ruf zu Herzen dränge und er ihn verstünde. Heinrich verstärkte den Ton der Angst und der Hund brach in ein so lautes Gebell aus, daß Mutter Martha ängstlich in die Stube lief und bei dem überraschenden Anblicke in ein herzhaftes Lachen ausbrach. Als Heinrich ihr sein Vorhaben erklärte, störte sie ihn fürder nicht mehr in den Unterrichtsstunden.

Aber Schnuffl sollte im nämlichen Winter und beim Uebergang zum Frühling noch praktischen Unterricht erhalten. Heinrich nahm ihn überall mit sich und er wurde Regers treuer Lehrjunge. Zu oftmalen vernahm er ähnlichen Hilferuf, horchte mit gespitzten Ohren, folgte dem spürenden Gesellen, hörte den Angstschrei näher und näher, sah endlich den rathlos Irrenden entweder an einer schroffen Felswand, oder tief im Schnee, oder hängend am Abgrunde, nur an eine schwache Tanne geklammert. Dann folgte er winselnd Heinrich mit den Augen, als dieser eine solche gefährliche Rettung vollbrachte und begleitete den Fremdling mit Freudensprüngen nach Hause.

Auf diese Weise verging der erste Winter und der Frühling nahte, jene Zeit des Tönens, Rauschens, Rollens und Gebrauses in der einsamen Gebirgswelt. Der linde Luftzug und die Sonne zerstückelten das große Leichentuch; es tropft und fließt von den Felswänden, die Eiszapfen fallen krachend und splitternd herab; die eingefrornen Steine poltern losgelassen in die Tiefe; Eisblöcke rasseln hernieder; die Bergrinnen erweitern sich; mit Ungestümm drängt sich die aufgelöste Schneemasse hinein, Alles mit sich fortreißend, Gerölle und Stämme und immer neue Wasserbäche aufnehmend. Der Pfad ist ein brauner wilder See geworden; gleich Wracken von zertrümmerten Schiffen bäumen sich die herabgerissenen Stämme, der immer neue Sturz wirft wilde Wogen, die graufe Schlacht der Natur sendet ihren Donner durch die Lüfte und die Felswände tragen ihn mit Widerhall durch die Runde. Da erscholl oftmals das klägliche Geschrei der Verunglückten. Reger stürzte muthig in die Fluth, packte den Ertrinkenden, zog ihn auf einen schwankenden Stamm und hielt ihn über der Fluth, bis Heinrich muthig zur Hilfe eilte, damit der Arme nicht an einen Felsen geschleudert zerschelle. Kein Sieger kann nach der gewonnenen Schlacht fröhlicher sein, als Heinrich nach solch einer gelungenen Rettung, obwohl er vom Wasser triefte, vor Kälte schauderte, oder mit blutig zerrissenen Händen und Füßen nach Hause kam. Oft auch weilte ein Pilger noch länger in der Meierei, wenn er Pflege und Stärkung bedurfte; dann zeigte Mutter Martha ihr mitleidiges Herz und

Digitized by Google

es entstand zwischen ihr und Heinrich ein neues Band, gewebt durch die Barmherzigkeit. Heinrich lauschte wohl auch mit klopfendem Herzen den Berichten aus der weiten, fernen Welt und sein Geist flog über die Felswände in dieselbe.

Als der erste Winter und Frühling, nachdem Heinrich „den Anfang gemacht hatte," vorüber war, zählte er bereits sieben gerettete Menschenleben. Mancher vermehrte aus Dankbarkeit den kleinen Schatz, welchen er mit seinem Hirtenstabe erworben hatte; Mancher spendete ein frommes Zeichen, ein Bild, einen Rosenkranz, oder was er sonst bei sich trug. Dies Alles heftete Heinrich an den Eichstamm unter das Kreuz als Dankeszeichen, machte ein schirmendes Dächlein darüber, eine Kniebank davor und so entstand mitten in der Einsamkeit der Berge eine Art von Kapelle, wo mancher Wanderer stille kniete und zu Gott den Dank und die Bitte des beruhigten oder geängstigten Herzens emporsandte.

Heinrich war der kühnste Bergsteiger geworden. Wo es dem Auge dünkte, daß kein Fuß, außer jenem der Gemse, Platz finden konnte, stieg er schwindelfrei und sicher hinauf und hinab; sein starker Arm war zum Kampfe mit den Raubthieren der Berge gestählt und kein Schütze traf sicherer das ferne Ziel. Für ihn gab es nun was Besseres zu thun, als die Heerde zu hüten, wie ehemals der schwache Knabe; immer aber blieb er ihr Beschützer und hatte schon manchen Strauß mit dem Steinadler oder Lämmergeier, die oft das sorglos weidende Lämmchen in den Horst trugen, bestanden. Er kannte die Höhlen der Füchse und der schlaue Kamerad war ihm nicht schlau genug. Heinrich schützte auf seinen Streifzügen durch die Berge nicht nur die Wanderer, sondern auch das einsame Gehöfte, seine Heimath. Da gab es manches kühne Abenteuer und ein solches ereignete sich in den schönen Tagen, wo der Frühling vor den Gluten des Sommers wich und das farblose sammtne Edelweiß die höchsten Berge schmückte.

Es war der Vorabend eines Marientages; Heinrich wollte seine Kapelle für dieses Fest schmücken und die weiße Blüthe dünkte ihm dafür den rechten Kranz zu geben. Er hatte seine Armbrust über die Schulter gelegt und trat die Wanderung auf eine der hohen Punkte an, wo die weiße Blume ihre Einsiedelei aufgeschlagen hat. Kühn und sicher stieg er von einem Vorsprung zum andern, schwang sich empor, über enge Schluchten und Bergrisse hinüber und die Anstrengung verlieh ihm eine jubelnde Freudigkeit. Die kältere Luft umwehte ihn und kühlte seine heißen Wangen. So stand er hoch auf dem Felsen und hatte bereits die rothe Alpenrose gepflückt, zu der er nun das weiche, zarte Edelweiß fügte, gleichwie Lieb und Unschuld das Herz der Himmelskönigin schmückte, als sie hienieden lebte. Er wollte wieder den Rückweg antreten, als er ein wildes, kreischendes Geschrei, den Flügelschlag des Steinadlers und darein gemischte Menschen-

Digitized by Google

laute vernahm. Er blickte um sich, aber er sah von seinem Standpunkte nur den blauen Himmel und die zerklüfteten Felswände; vor ihm gähnte die Tiefe und die Wand senkte sich steil und unzugänglich. Aber von hier herauf tönt immer wilder das Geschrei und der Flügelschlag. Da erwacht in seinem Herzen die alte Todtfeindschaft, die er dem grausamen Räuber der Berge geschworen und vermischt sich mit dem Drange, ein gefährdetes Menschenleben zu retten. Rasch entschlossen, bringt er sein Geschoß in Ordnung und späht mit den Augen und Ohren des geübten Jägers. Wieder vernimmt er die kreischenden Töne und den Flügelschlag. Da legt er sich über die Brüstung der Felsenwand und blickt hinab in die schaudernde Tiefe. Aber mit bleichem, von Entsetzen belebtem Angesichte richtet er sich wieder auf. Was hat er gesehen? —

Die Felswand, auf welcher Heinrich steht, bildet einen Vorsprung, gleichsam ein schützendes Dach. Hundert Schritte unter ihr hat der Adler in einer Höhle der Wand sein Nest gebaut. Zwei mit Flaum bedeckte Jungen strecken die Hälse hervor und stoßen ihr Geschrei aus. Aber in einiger Entfernung, an die Felszacken gedrängt, steht der kühne Jäger, der sich zum Adlerhorst emporgeschwungen, während die Alten ihre blutige, räuberische Reise in dem weiten Jagdgebiete halten. Doch des Adlers Auge hat den Feind erspäht und sein mächtiger Flug trägt ihn eilig herbei zum Schutze seiner Jungen. Er vertheidigt die Wälle seiner Burg mit dem Flügelpaare; sein kräftiger spitzer Schnabel ist ein furchtbarer Speer, das Geschrei der Jungen ist der Trompetenstoß, das Nothsignal für die Mutter. Ein wilder Kampf zwischen Mensch und Thier streitet um den Sieg. Immer grimmiger funkeln die Augen des Adlers, immer wilder und schwerer wird sein Flügelschlag, immer näher kommt der Schnabel seinem Feinde, immer heftiger streitet er um die Stelle, wo der Menschenfuß unsicher steht. Des Jägers Geschoß ist bereits in die Tiefe gestürzt; er hat nur Eine freie Hand, sich zu wehren, die andere klammert sich an den scharfen Stein in der Felswand, und der Adler schlägt nach derselben, um den Mann hinabzudrängen in die klaffende Schlucht. Die Augen des Thieres und Menschen funkeln gegen einander, wie die grimmigsten Feinde, aber der Streit ist ein ungleicher: das Thier schwebt sicher über seiner Heimath und des Mannes Fuß schwankt, sein Auge beginnt sich vom Schwindel zu umflören. —

Dies Alles hat Heinrich in Einem Augenblicke weniger gesehen als geahnt; aber gleich dem Adler ist er in seiner Heimath; sogleich steht die ganze Felsengruppe vor seinem Auge; er allein kennt die erreichbare Stelle, von wo sein Geschoß den Feind zu treffen vermag, dessen scharfes Auge durch den Kampf von ihm abgewendet ist. Sicher, wie eine Gemse und geschützt von unsichtbaren Engelsflügeln, steigt er von Fels zu Fels; er hat die rechte Stelle erreicht. Noch ein Blick — was zittert sein starker Arm? warum senkt

Digitized by Google

sich das bereits erhobene Geschoß? — Sein Auge hat den grimmigen Blick des Mannes aufgefangen und es war derselbe, der ihn schon einmal im Leben getroffen, den er als Knabe in seinen Träumen gesehen hatte. Plötzlich ist die Gegenwart vor seinem Geiste verschwunden, er sieht sich emporgehoben von demselben Manne, sieht den gleichen Blick sprühend auf sich haften — aber ihm ist's, als klänge es wie von Engelsharmonie um ihn:

„Mitten im Leben
Sind wir vom Tod umgeben"

und das Gebilde zerrinnt; da, vor ihm steht der bedrängte Mensch. All dies war ein innerer Vorgang des Augenblicks; ein Gebetsseufzer steigt aus Heinrichs Brust — der Pfeil fliegt von der Armbrust, der Adler stürzt getroffen in die Tiefe.

„Steht fest, Graf Werdenberg! ich komme!" schallt es nun von Heinrichs Lippen hinüber zu dem Manne, den die Ueberraschung beinahe der Sinne beraubt, in dessen Ohren das Geschrei der jungen Brut immer noch kreischt, der noch den Flügelschlag zu hören meint — seinen eignen Namen aber, wie vom Himmel kommend, dazwischen vernimmt und den Feind in die Schlucht stürzen sieht. Da steht er nun an dem Felsen; ihm ist's, als ob dieser unter seinen Füßen weiche, und hoch oben in den Lüften erscheint auf's Neue ein Feind, gleich als ob er durch den Aether schwimme. Das stolze, harte, sonst so furchtlose Herz pocht hörbar und der Fuß verliert die Sicherheit. Da erscheint der Jüngling von unten, arbeitet sich empor, seine Stimme rafft des Mannes erlahmte Kraft zusammen und nun steht er an dessen Seite, indem er ruft: „Fort von hier, eh der neue Feind uns erreicht!" —

Wortlos lenkt er die Schritte des Grafen auf dem Steinpfade und führt ihn von Stufe zu Stufe, von Fels zu Fels, bis sie endlich auf sichere Wege gelangen und der Gerettete erschöpft niedersinkt. Heinrich eilt zum Felsen, von dem im Silberfaden das Wasser fließt und bringt in der hohlen Hand dem Erschöpften die Labung. Bald stärken sich die abgespannten Nerven und die Kraft kehrt zurück. Sie treten auf's Neue schweigend den Rückweg an und gelangen nach mühsamer Wanderung auf die grüne Trift, wo Heinrich als Knabe seine Heerde geweidet und den Eichbaum zur Kapelle umgestaltet hatte, unter dessen schützendem Dächlein die frommen Dankesgaben der Geretteten Zeugniß gaben von der erbarmenden Liebe Gottes und einer Menschenseele; an jene geweihte Stelle, für welche Heinrich's heutige Bergwanderung galt.

O du wunderbarer Faden göttlicher Fügungen, der vom Himmel zur Erde reicht, der die Vergangenheit und Gegenwart verknüpft, Feinde umschlingt zu edler Vereinigung! Wer sieht dich nicht in diesem Augenblicke! Da saß der mächtige, aber bis zum Tode erschöpfte Mann, während Heinrich

Digitized by Google

mit den Blumen der hohen Bergregion, die er im rechten Augenblicke geholt hatte, seine Kapelle schmückte und es war derselbe, zum Jüngling gereifte Knabe, dessen Herz einst bis zum Tode geängstigt unter dem grimmen Blicke des Ritters geklopft hatte. Als er mit seiner Arbeit zu Ende war, sprach er zu dem Geretteten: „Graf Werdenberg, wollt Ihr Rast halten bei Jacklein über dem Rain, oder wohin soll ich Euch geleiten, um Eure Jagdgenossen zu finden?“

Der Graf blickte bei Nennung seines Namens auf und betrachtete den Jüngling, dessen Augen wie das klare Blau des Himmels in seine umnachtete Seele schauten. Er sprach verwundert: „Wer bist Du, daß Du meinen Namen kennst? Ich habe Dich nie zuvor gesehen.“

„Ihr habt mich gesehen, Herr! aber das ist lange her;“ war Heinrichs schlichte Antwort, und als der Graf weiter forschte, erzählte er demselben, daß er, noch ein Kind, hinausgezogen sei aus der Stätte der Barmherzigkeit in die weite Welt, er, Heinrich Findelkind; erzählte ihm von den beiden Pilgern und ihrem Schutze, von der schreckhaften Begegnung in Dalaas und dann hielt er inne, denn wieder waren des Grafen Augen auf ihn gerichtet, daß sein Blut zu stocken schien. Dieser aber rief: „So hat Dein Pfeil das Ziel verfehlt und den Adler statt meiner getroffen?“

„Herr!“ rief Heinrich mit glühender Entrüstung. „Mein Pfeil traf sein Ziel und ich habe mit Angst zu Gott darum gerufen.“

„Aber ich war Dein Feind und man tödtet seine Feinde!“ sprach finster der Graf.

Da glänzten des Jünglings Augen von Begeisterung, indem er ruhig erwiederte: „Nein, Herr! man vergibt ihnen und erweist ihnen Gutes. Ich aber bin aufgestellt, die Menschen auf dem Arlberg zu retten, wenn sie in Gefahr sind.“

Graf Werdenberg blickte erstaunt auf den Jüngling, der bescheiden, nicht mit dem Ausdrucke eines Siegers vor ihm stand. Zum ersten Male in seinem von finstern Gewaltthaten befleckten Leben, fühlte er mit innerlichem Schauer die Macht jener Religion, welche am Kreuzesstamme gegründet wurde. Vor seinem geistigen Auge gestalteten sich zwei Bilder: er sah sich selber mit dem im Zorne emporgehobenen Knaben und sah hierauf denselben Knaben zum Jüngling erwachsen über dem Abgrunde stehen, den Rettungspfeil entsendend. Eine Rührung, wie er sie noch nie gefühlt, bemächtigte sich seiner. Er stand auf, reichte seinem Retter die Hand und sprach männlich: „Du hättest mich tödten können und Du hast mich gerettet. Ich will es Dir danken, Heinrich Findelkind. Aber was kann ich jetzt thun, um Dich zu belohnen?“

„Herr!“ sprach Heinrich mit Freudigkeit; — „ich brauche nichts! Wollt Ihr aber um meinetwillen Andere schützen und schirmen und keinen hilflosen

Digitized by Google

Buben mehr erſchrecken" — Er hielt inne, denn eine tiefe Röthe überzog des Grafen gebräuntes Geſicht. Dieſer ſagte: „Biſt Du ſo reich, daß Du nichts brauchſt und iſt Dein Lohn ſo groß? Wer hat Dich angewieſen, die Menſchen zu retten?"

Blitzend vom Strahle der Begeiſterung zog es über Heinrichs Augen, indem er tief: „Gott ſelber! Seht Herr, ohne ſeine und der Menſchen Barmherzigkeit wäre ich ja ganz elendiglich umgekommen! Was kann ich dafür weniger thun, als auch ein paar Menſchen zu retten hier auf dem Arlberg?"

Der Graf ſagte kein Wort, aber er ſah lange vor ſich nieder. Dann reichte er Heinrich nochmal die Hand und ſprach: „Leb wohl! Ich finde meinen Weg und meine Gefährten jagen in der Gegend."

Heinrich ſchied und indem er weiter ſchritt, hallte ſein Sang durch die Berge:

„Nun bitten wir den heiligen Geiſt,
In dem rechten Glauben allermeiſt,
Daß er uns behüt an unſerm End,
Wann wir heimfahren aus dieſem Elend,
Kyrieleiſon." —

Plötzlich blieb Heinrich ſtehen; er horchte. War's ihm doch geweſen, als ob mitten in ſeinem Sange eine klangvolle Stimme ſich der ſeinen beigemiſcht hätte? Noch einmal begann er das Lied — und jetzt vernahm er deutlich den Doppelſang; ſein Herz ſchwoll ihm vor heiliger Freude, dann blieb er wie feſtgewurzelt an der Stelle und ſeine ganze Seele lauſchte. Nach einer Pauſe klang's von einer kleinen Höhe rein und volltönig hernieder:

„Die Blum in Waldesſchlüften,
Das Gold in Erdenklüften,
Des Himmels Dach, des Meeres Grund,
Das alles iſt Dir, Herre, kund
Und hüten's Deine Hände;
Und alles himmeliſche Heer
Spricht Deine Treue und Güte nicht zu Erde."

Heinrich war der ſo klangvollen Stimme mit Seele und Auge gefolgt; jetzt erſchien eine Geſtalt an der grünen Bergwendung und der Sänger ſtieg herunter. Es war ein Jüngling von Heinrichs eignem Alter, aber nicht der Hütte, ſondern der Ritterburg entſtammt. Auf ſeinem Haupte trug er das Barett mit der wallenden Feder, neben welcher friſch gepflückte Alpenblumen prangten. Seine blonden Haare wallten leicht gebogen auf die Schulter herab und umſchloßen ein blühendes Geſicht mit ſeelenvollem Ausdrucke. Seine hohe, ſchlanke, biegſame Geſtalt trug das grüne Jagdkleid; eine Armbruſt lehnte an der Schulter, das Hüfthorn hieng an ſeiner Seite und ein kurzer Dolch war ſeine einzige Waffe. Der Jüngling ſah ſo wenig weid- und mordluſtig aus, daß Heinrich ſich nicht verwunderte, als ein

Digitized by Google

Hase in bester Schußweite ungefährdet vorüberhuschte. Seine Blicke suchten vielmehr die reichen Schönheiten der Natur und paßten völlig zu dem Liede, das er von Neuem anstimmte:

„Die Läuber an den Zweigen,
Die Halme, die sich neigen,
Des Meeres Sand, der Sterne Schaar,
Die bleiben unermessen gar,
Mit Augen und mit Sinnen:
So mag auch, Herre, Deinen Preis
Nie Menschenmund vollenden noch beginnen."

Nun standen sich die beiden Jünglinge gegenüber. Heinrich sah mit innerlichem Entzücken auf den ritterlichen Jäger. Als dieser vollendet hatte, rief er: „Herr, thut mir die Gunst, und singt nur noch einmal Euer Lied, daß ich mir's besser merken kann; so ein schönes Lied hab ich meiner Lebtag noch nicht vernommen!"

Der Sänger hatte sich auf einen Rasenvorsprung gelegt und sang nun aus voller Brust und es war, als ob seine Augen mit sängen, indem er zum Himmel blickte. Heinrich merkte sich jedes Wort und als jener geendet hatte, sang er es selbst jubelnd in die Berge hinein. Da sprang der Jüngling auf und rief voller Freude: „Wer bist Du? Ich habe Dein Lied schon da Oben vernommen und mir klang's wie ein Brudergruß im edlen Meistersang."

„Hoher Herr, ich bin nur Heinrich Findelkind," war die bescheidene Antwort.

„Nur Heinrich Findelkind!" rief nun seinerseits lebhaft der Fremde. „Nur Heinrich Findelkind, der Retter auf dem Arlberg. Her Deine Hand zum Gruße, schlag ein! Dich wollt ich schon lange finden." —

„Aber Herr! wer seid Ihr, daß Ihr so freundlich mit mir sprecht?" entgegnete Heinrich verwundert.

„O, ich bin nur der Hugo von Montfort, ein fahrender Sänger, der nicht mit dem Schwert und nur mit dem Liede kämpft für Gottes Ehre. Ich singe das Lied der Schönheit; ich singe laut die stille Sprache der Blumenglocken, der Halme und Gräser vom Zephyr bewegt, der rauschenden Läuber, des funkelnden Gesteines, des schimmernden Thaues, der leuchtenden Gestirne am Himmel; ich gebe Worte der Melodie des Vogels, ich verdolmetsche das Gezirpe und Gesumse der kleinen Kreaturen rings herum; mit Einem Worte: ich bin ein Sänger der Natur und stimme fröhlich ein in ihren Preis des Schöpfers!"

Heinrich war's, als ob er laut und deutlich hörte, was bei seinen einsamen Bergwanderungen und der stillen Hut er so oft gedacht und gefühlt hatte; der Jüngling aber fuhr fort in seiner Rede: „Die Natur ist meine

Digitized by Google

Heimath, nicht die kalten, dumpfen Ringmauern einer Burg voll Schwerterklang, voll Lärm und Streit. Hier ist mir's wohl und auch Du stehst mit ihr im Bunde; aber Du rettest, wo sie zerstören muß und schützest so ihre Heiligkeit. Drum laß uns einen Bund schließen, Heinrich Findelkind. Stimm nochmal ein in mein Lied zum Preis der Schöpfung.

Und vereint sangen sie nun wieder das Lied, welches Heinrich mit so reinem Entzücken erfüllt hatte. Als es beendet war, stieg plötzlich ein Gedanke in Hugo von Montfort auf und er rief: „Aber ich vergesse ganz, weßhalb ich jetzt herumstreife. Hast Du meinen Begleiter nicht gesehen?"

Rasch erwiederte Heinrich: „Ihr meint den Grafen Werdenberg, edler Herr?" —

„Wo ist Er? ich habe ihn auf der Jagd verloren, als ich die Blumen suchte, statt des armen, gehetzten Thieres."

Heinrich erzählte nun einfach ihr gemeinsames Erlebniß und der ritterliche Sänger erblaßte. Er reichte dem Jünglinge die Hand und rief: „Ich muß ihn einholen; leb wohl; aber wir sehen uns wieder. Vergiß nicht unser Losungswort:

„Die Blum in Waldesschlüften" —

dieses Mal aber verstummte sein Lied und er eilte von dannen. Heinrich sang es zu Ende und schritt mit bewegter Seele von all den Erlebnissen dieses Tages der Heimath zu.

Diese Begegnung war keine vereinzelte in Heinrichs Leben. Noch oft trafen sich die Jünglinge bei ihren Bergwanderungen. Auch Graf Werdenberg hatte seinen jungen Lebensretter nicht vergessen. Er sandte ihm ein reiches Geschenk zu seinem „heiligen Almosen" und als er ihn wieder traf, war es nicht mehr der finstere Blick, der in des Grafen Augen leuchtete, sondern ein freundlicher Strahl des Wohlwollens.

Jahre um Jahre verstrichen mit ihrem natürlichen Wechsel in der regen und doch so bewegten Welt, wo Heinrich seinen großen Beruf erfüllte. Sein Ruf drang immer mehr durch die Gegend und mancher Wanderer trug seine Thaten und seinen Namen segnend weiter. Nach sieben Jahren der Mühsal und Gefahr hatte er bereits *vierzig* Menschenleben gerettet und selbst das schadlose Thier geschützt, wo er es in Gefahr fand. Alles und Jedes, was in Noth war, erfuhr die Liebe eines Herzens, das die selbst erfahrene Lehre der Barmherzigkeit übte und nur darin seine Freude und seinen Lohn suchte und fand. So wuchs das kleine Kapital, welches der Meier von Kempten in dessen Seele niedergelegt, immer höher und höher an, so wuchs die Saat, die eine mitleidige Hand in die Kindesseele gestreut, immer reicher empor. —

Da trat ein Ereigniß ein, das bestimmt war, für Heinrich Findelkind

einen neuen, wichtigen Lebensabſchnitt zu bilden, dem wir ein eignes Kapitel widmen müſſen. —

Zwölftes Kapitel.

Ein Blick in die weite Welt.

Auf's Neue kam der Herbſt und dazwiſchen hinein warf der Winter ſchelmiſch ſeine rieſelnden Schneekörnlein; aber die Sonne legte ſich wieder in's Mittel und ſtiftete für eine kurze Weile Frieden. Ueber Nacht brach jedoch bald wieder der Feind herein und nahm in völliger Ueberrumplung die hohe Felſenburg. Da krochen die Thiere in ihre Höhlen; der Fuchs lauerte darin mit feurig glänzenden Augen, um den Fang zu erſpähen; aber die Schneedecke war noch zu locker, kein Thier wagte ſich darauf. Endlich wurde ſie feſt, die Berge legten den Eispanzer an, die ſcharfen Umriſſe verſchwanden. Eine koloſſale Maſſe erhob ſich und die Thäler dazwiſchen wurden eine öde, geiſterhafte Fläche. Farblos ſtarrte die ganze Gegend; nur die Sonne funkelte in ihrem farbigen Spiele auf den Kryſtallbildungen des Schnee's und der Eiszapfen, die überall herniederhingen. Oft pfiff der Wind um die Bergkanten und der feine Schneeſtaub flog durch die Luft, daß es fliegenden Wolken glich. Nun wagten ſich auch die Thiere wieder aus ihren Höhlen und Neſtern; der flüchtige Haſe, das flinke Reh, die Birkhühner und all das kleine und große Gethier jagten über die feſte Schneedecke, denn der Wind verwehte ſogleich wieder die Spuren und ſchützte ſie vor den lauernden Feinden.

So früh war ſelten der Winter eingetreten und ſo beharrlich hatte er auch ſelten ſeinen Poſten behauptet. Mitte Novembers zeigte er ſich bereits in voller Tücke und ſetzte Heinrich in Thätigkeit.

Es war an einem ſolchen Tage, als Heinrich mit ſeinem Hunde auszog. Vorſicht ſchien jetzt am meiſten geboten, denn im Thale und in der Ebene ahnte man kaum, wie gewaltig der Winter auf dem Berge regiere und manche Wanderer hielten den Uebergang immer noch für gerathen. Heinrich ſang ein Lied, um einem etwa Verirrten damit das Zeichen zu geben. Deßhalb hielt er nach jeder Strophe inne, ſtützte ſich auf ſeinen Speer, welcher ihm als Bergſtock und Waffe gegen wilde Thiere zugleich diente und horchte. Plötzlich dünkte es ihn, einen Schrei zu vernehmen.

Er blickte forſchend auf ſeinen Hund; auch dieſer ſpitzte die Ohren und ward unruhig. Als der Schrei wieder herüberdrang, rannte er nach einer Richtung, blieb aber winſelnd vor der tiefen Schneedecke ſtehen und blickte Heinrich flehend an. Dieſer hatte ihn vollkommen verſtanden und zugleich erſchien der ganze Umkreis vor ſeinem Geiſte: jenſeits der eingeſchneite Weg, die täuſchende Bergwindung, welche aber nur auf ein Hochplateau führte, die ſich gegen Diesſeits mit ſcharfem Bergrücken in einer langen Wendung abhob.

Digitized by Google

Sogleich stieß Heinrich seinen Ruf aus; der Hund bellte aus vollen Kräften als Signal und denselben zurückweisend, schlug der Jüngling den Weg auf der scharfen Bergkante ein. Im Sommer war es ein völlig ungefährlicher Weg; aber der Winter hatte die Abgrenzung unsichtbar gemacht und die Tiefe mit Schnee gefüllt. Heinrich kannte die Verlockung zur Abirrung am jenseitigen Wege und hatte zur Vorsicht den Rand des Bergrückens mit Pfählen bezeichnet, die nur als schwarze Punkte hervorragten. Diesem Wegweiser folgte er vorsichtig und untersuchte vor jedem Schritte mit seinem langen Speere den Pfad. Immer sank er bis über das Knie in den Schnee, aber er arbeitete sich rasch und kräftig weiter, stieß dazwischen einen Schrei aus und vernahm als Antwort das näher und doch schwächer tönende Rufen des Verirrten, von unten jedoch Schnuffls freudiges, ermunterndes Gebell. Die Angst, zu spät zu kommen, brannte in seiner Seele und doch vermochte er seine Schritte nicht zu beschleunigen, ohne die Gefahr für sich und den Andern zu vermehren. Endlich hatte er die Höhe erreicht und sein scharfes, geübtes Auge entdeckte den Fremdling aus einem Thurme von Schnee herausragen. Hier war der Boden eben und sicher und Heinrich arbeitete sich rascher durch die Masse. Es war ein seltsamer Anblick, der ihm hier wurde. Ein kleiner Mann drehte sich fast tanzend in einem engen Kreise, um sich vor dem Schlafe und Erstarren zu wehren. Er hatte den Schnee sich vom Leibe geschafft und so mit unsäglicher Anstrengung ein paar Schritte Boden gewonnen. Jetzt aber war seine Kraft zu Ende und er brach zusammen. Heinrich lud, schnell entschlossen, den kleinen Mann auf seinen Rücken und trat den Heimweg an. Wenn auch keuchend und mühsam, ging es doch sicherer durch die hinterlassenen Spuren und sie gelangten an die Ausgangsstelle, von Schnuffl lebhaft begrüßt. Nun aber war auch Heinrichs Kraft erschöpft, der Schweiß rann von seinem Leibe und die Glieder zitterten. Der Gerettete konnte sich hingegen auf seinen eignen Füßen fortschleppen und so gelangten sie zur Meierei. Er brachte den Mann sogleich in ein Bett, rieb dessen fast erstarrte Glieder, daß neue Lebenswärme in dieselben strömte, erquickte ihn mit Wein und etwas Speise und bald legte sich der Schlaf über die müden Augen. Aber es war ein Schlaf voll fieberhafter Phantasien. Heinrich wachte die ganze Nacht vor dem Bette und noch viele, viele Nächte, denn das Fieber war ausgebrochen und der Mann schwebte wieder bewußtlos zwischen Tod und Leben. Wenn Heinrich auf seine Streifzüge ging, vertrat Mutter Martha seine Stelle und bekreuzte sich oft furchtsam bei den fremd klingenden Worten, die der Kranke ausstieß.

Erst nach vielen Tagen brach sich das Fieber an der starken Lebenskraft des kleinen Mannes und er kam allgemach wieder zum klaren Bewußtsein. Zu schwach für Worte, tropften die Thränen aus seinen Augen und fielen als Dank auf Heinrichs Hand; er wollte sogar dieselbe küssen, aber Heinrich

Digitized by Google

zog sie in Schrecken zurück und ein flammendes Roth bedeckte sein beschämtes Angesicht. Als der kleine Mann sich mehr und mehr erholte, wuchs seine Lebhaftigkeit, und er war kaum zum Schweigen zu bringen. Sein Dank ergoß sich in Ausrufungen der verschiedensten Sprachen und in den lebhaftesten Bewegungen, bald gegen Heinrich, bald gegen Martha und selbst Schnüffl bekam seinen Theil, der aber den fremden Worten und Gestikulationen anfangs entgegenheulte.

Der Mann hatte ein offenes, gutmüthiges Gesicht, dem die braune Farbe des Sonnenbrandes eingeäzt schien. Seine dunklen Augen fuhren beständig herum und sein bewegtes Mienenspiel sagte doppelt so viel, als die Worte. Es war, als ob er keinen Augenblick ruhen könnte; etwas mußte sich bewegen, Mund oder Auge, Nase oder Stirne. Als die Gefahr vorüber war, hatten Alle ihre Freude an ihm und auch Jacklein setzte sich gerne und stundenlang an das Krankenbett. Als Heinrich eines Abends allein bei dem Fremden war, frug er denselben treuherzig: „Sagt mir doch, wie heißt Ihr? ich möcht Euch gern bei Namen nennen; da plaudert man viel leichter.“

„Sebastian Mosatti! Sebastian Mosatti! könnt Ihr's Euch nun merken? Bin von da drüben her, an der italienischen Grenze. Sebastian Mosatti, der Tabulettenkrämer, der Hausirer mit güldnen Kettlein und blinkenden Steinen; mit Spitzen für die Edelfrauen und Bändern für die Zofen, mit Handschuhen und Gürteln, mit Allerlei! Sebastian Mosatti, das lustige Männlein, das Alles weiß, was vorgeht im deutschen Land, das zu jedem Burgpförtlein hineinschlüpft, wie die Maus, Sebastian Mosatti, der überall und nirgends daheim ist.“

Der Mann hatte diesen Abriß seiner Lebensgeschichte mit Lebhaftigkeit gegeben; seine Mienen und Hände hatten sich so unruhig bewegt, wie die Zunge. Plötzlich rief er mit veränderter Stimme und mit allen Zeichen des Schreckens: „Wo ist mein Wams? wo habt Ihr's aufbewahrt? All mein erlöstes Gold ist hineingenäht! Gott steh mir bei! Ist mir bis zu dieser Stunde noch nicht eingefallen vor lauter Lust und Dank, daß ich mit dem Leben davongekommen bin.“

Heinrich hatte bei den ersten Worten des Fremden Wams herbeigeholt und nun rollten dessen lebhafte Augen, die Finger tasteten an dem Kleidungsstück und dann rief er strahlend vor Befriedigung: „Alles richtig! Meinethalben liegt nun der leere Kasten im Schnee begraben. Hab in Inspruck den letzten Rest verkauft, und die schwere, hölzerne Last auf dem Rücken hätt mich schier niedergedrückt; hab ihn dann in der höchsten Noth weggeschleudert.“

„Also Sebastian Mosatti“ — begann Heinrich.

Der Mann nickte oftmals mit dem Kopfe und wiederholte: „Mosatti, der Hausirer.“

Digitized by Google

„Also Sebastian Mosatti, Ihr seid herumgereist in der Welt und habt davon ein gutes Stück gesehen?“ forschte Heinrich.

„Will's meinen! In Städten und Burgen kennen sie all den Sebastian und überall ist er willkommen mit seinen schönen Sachen, lustigen Späßen und Neuigkeiten, guten und bösen, wie's eben kommt. Wollt hinüber zu meinem Gönner, dem Grafen von Montfort und dann hinauf nach Hohentwyl, und rings herum um anzufragen, dann aber gen Nürnberg zu den guten Meistern Goldschmieden. — Wär all nichts geworden ohne Euch! Stäck' unn droben im Schnee mit dem Halsband von Eis!“ Und wieder ergoß sich der Fremde in Danksagungen, die ihn weich machten, daß die Augen naß wurden. Heinrich brachte ihn zur Ruhe und verließ dann hinausschleichend das Gemach.

Am nächsten Morgen, als der Fremde bereits einige Stunden außer Bett war und sich ziemlich kräftig fühlte, wobei ihn die Ungeduld, weiter zu reisen übermannte, sagte Heinrich, um ihn auf andere Gedanken zu lenken: „Sebastian, erzählt mir was von Euren Reisen!“ —

Dies war das rechte Wort. Mit all seiner angebornen Lebhaftigkeit begann er von seinem nähern und fernern Vaterlande zu sprechen, von dem tiefblauen Himmel Italiens, seinen Cypressen und Orangenwäldern, dem ewigen Meere mit seinem ruhigen Spiegel und seinen hochaufschäumenden Wogen, den stattlichen Schiffen mit flatternden Segeln; von dem heiligen, alten, glorreichen Rom, der Siebenhügel-Stadt, von ihren Kirchen, Palästen und Ruinen; von dem prächtigen Venedig mit seinen Wasserstraßen, von Genua's lieblichem Golf. Dann zog er weiter zu dem ewigen Schnee der Schweizerberge, den leuchtenden Seen und grünen Ufern; zu dem guten ehrlichen Schwabenlande mit all seinen Burgen und Orten; er folgte dem Rheinstrome und hielt Einkehr auf all den Felsennestern, wo die Adler des Menschengeschlechtes sich angebaut hatten; er zog hinab auf dem breiten Strome zwischen den grünen Weingeländen bis zum alten, heiligen Köln und weiter fort gen Amsterdam, und fort trug's ihn auf den Schwingen der Erinnerung zum breiten Donaustrome, von einem Meer zum andern, bis er endlich zu Regensburg am Kaiserhofe anlangte, wo sich die Ritter auf feurigen Rossen tummelten und die Edelfrauen im Zwinger ergingen, vor denen er nun seine Waaren auskramte.

Heinrich hatte kein Auge von dem Erzähler verwandt; sein Blick leuchtete, die Wangen glühten, sein Herz pochte fast hörbar; die alte Reiselust wogte darin; ihm war's, als sei er wieder ein Knabe von acht Jahren und pilgere an der Seite der Wallfahrer zu all diesen Stätten. Als Sebastian schwieg, athmete der Jüngling tief auf; er war in einer fremden Welt, bis endlich der Anblick des Geretteten selber ihn an seinen Beruf mahnte, und er eilig aus der Stube schritt. So oft er jedoch wieder zurückkehrte, rief

Digitized by Google

er: „Erzählt, Sebastian!“ und dieser hatte solch einen unerschöpflichen Schatz von Erlebnissen, daß er stets Neues zu berichten wußte.

Einmal rief Heinrich nach einer glänzenden Schilderung eines Turniers: „Aber haben die Ritter und Edelfrauen so viel Gold, daß sie es anhängen und so viel Silber, daß sie es sogar an die Zügel der Pferde thun?“

Sebastian rief lachend: „Das sollt ich meinen! und Edelsteine auch noch dazu.“

Heinrich seufzte, blickte zu Boden und sagte: „O, hätt ich nur, was sie nicht brauchen!“

Sebastian entgegnete erstaunt: „Ei, zu was wollt Ihr Silber und Gold? Hier in den Bergen hilft so ein güldenes Kettlein nichts; da gibt Euch Keiner Ehr und Gruß darum. Gelüstet's Euch aber nach einem, so sollt Ihr das allerschönste von mir haben, wenn ich wieder vorspreche.“

Heinrich schüttelte traurig das Haupt und sprach: „Ich eine goldne Kette! Nein, Sebastian, aber Geld möcht ich haben, daß ich hier auf dem Arlberg ein Haus bauen könnt zur Rettung und Pflege; daß zu mir Helfer und Gesellen kämen, daß ich Speis und Trank, warme Stuben und Betten, daß ich Hunde anschaffen könnte und Alles, was Noth thut hier Oben zur Rettung Verunglückter, wie Ihr einer gewesen, Sebastian.“

Dieser war mitten in der Rede aufgesprungen; der ganze Mensch horchte und seine Sinne arbeiteten an einem Gedanken. Dann ergriff er jubelnd seinen Retter und rief: „Ich hab's, ich hab's! Zieht hinaus in die Welt, sagt das Alles den Grafen, Rittern und Edelfrauen. Sie werden Euch Geld geben und ich will überall, wohin ich komme, Euren Herold machen, will erzählen, was ich auf dem Arlberg erlebt habe und daß Ihr mein Retter gewesen seid.“

Wie ein leuchtender Strahl vom Himmel fiel es in Heinrichs Seele; vor ihm schimmerte das Gold, leuchtete der blaue Himmel, die Seen, die Flüsse, die grünen Auen, und er hörte wieder Bruder Anselms Worte von dem guten Zwecke, den eine Wallfahrt haben müsse. Da lag dieser vor ihm; es war der Beruf seines Lebens. Ja, er wollte fort, um diesem Berufe zu dienen. Plötzlich aber verfinsterte sich seine zuvor strahlende Miene und er sagte: „Aber — aber — man wird mir nicht glauben!“ —

Sebastian war ebenfalls nachdenklich geworden und Heinrich hing mit Aengstlichkeit an dessen Mienen, wo der Gedanke arbeitete, sich zu klären schien und endlich fertig da stand. Nun rief er: „So ist's! so geht's! Nehmt Euren Weg schnurstracks zum Herzog Leopold, der in Graz Hof hält; er ist ein freundlicher, leutseliger Herr. Tretet frischweg zu ihm; laßt Euch nicht abweisen. Sagt, was Ihr vorhabt und bittet ihn, daß er Euch ein Schreiben gibt zur Beglaubigung.“

„Ja, zum Herzog! zum Herzog! gleich jetzt!“ jubelte Heinrich.

Digitized by Google

„Aber, 's iſt ein weiter Weg, — und mitten im Winter“ —

„Im Winter? was kann mir der Winter und der weite Weg anhaben? Iſt er da draußen grimmiger und iſt der Weg ſchlechter, als hier auf dem Arlberge? Der Winter iſt mir gut Freund, den fürcht ich nicht! Ja, ich, Heinrich Findelkind geh zum Herzog nach Gratz!“

Heinrich hatte keine Ruhe mehr, ſeit dieſer Gedanke in ihm erweckt worden war. Seine Seele ſtand gleichſam in helllichten Flammen und er ſtürzte hinaus, als ob es ſie zu retten gelte. Jacklein ſaß bei Mutter Martha allein in der Stube, als der Jüngling hineintrat und rief: „Jacklein, was Neues! Ich geh zum Herzog Leopold nach Gratz, damit er mir hilft, ein Haus zu bauen hier auf dem Arlberg zur Rettung der Verunglückten. Mutter Martha, richtet mir Alles zurecht, daß ich reiſen kann und ſie mich hineinlaſſen zum Herzog.“

Die Beiden ſahen ſich erſtaunt an und Jacklein erwiederte: „Biſt auch ganz bei Sinnen, Bub'? oder hat Dich der närriſche Kerl droben angeſteckt mit ſeinem Fieber? Zum Herzog? — was fällt Dir ein? Meinſt, da dürf Einer nur herlaufen und ſagen: ich will zum Herzog? Das weiß ich beſſer. In den Thurm werden ſie Dich werfen!“

Aber Heinrich ſagte mit ſtarker, frommer Zuverſicht: „Gott und St. Chriſtoph haben mir bis jetzt geholfen und ſie werden mir auch weiterhelfen, zum Herzog und in die Welt hinein. Ich thu's!“ —

Jacklein ſchüttelte nach ſeiner Gewohnheit den Kopf; aber er ſprach kein Wort. Heinrichs unerſchütterlicher Muth überwältigte ihn und er hatte ſeit vielen Jahren geſehen, daß Gott mit ihm ſei und was er vermöge mit ſeinem wackern Herzen voll Menſchenliebe und Ausdauer, voll Opferfähigkeit und Muth. Aber Martha war nicht ſo leicht zu überreden und zu beruhigen. Sie hatte Heinrich lieb, als ob er ihr eigner Sohn wäre, und nun ſah ſie ihn bereits voll ſorgender Gedanken mit Feſſeln belaſtet im Thurme liegen. Sie brach in Weinen aus, faltete die Hände und betete einen Roſenkranz um den andern zur Abwehr in dieſer Traurigkeit und Gefahr.

Jacklein ging mit Heinrich zu Sebaſtian und die drei Männer beredeten ſich noch lange über dieſen wichtigen Entſchluß; dann begaben ſich die Beiden auf ihr Lager, Heinrich aber ging nochmal in die große Stube hinab.

Da ſaß Mutter Martha immer noch betend und weinend am Ofen. Heinrich trat zu ihr, kniete vor ihr nieder, wie ein Knabe und ſeine Worte klangen ſo zuverſichtlich, ſo überzeugend, ſo fromm an ihr Ohr, daß ſie ihr Herz berührten und ſie ſprach: „So geh in Gottes und aller Heiligen Namen, derweil ich für Dich bete bei Tag und Nacht.“ —

Am Andern Morgen war Alles abgemacht. Heinrich wollte nur mehr ſo lange weilen, bis Alles für ihn bereitet war. Jacklein verſprach nach beſten, aber freilich ſchwachen Kräften, da er nun bereits ein alternder

Digitized by Google

Mann war, inzwischen seine Stelle zu vertreten, damit das angefangene Werk fortbestehe und nicht Schaden leide.

Nach einer Woche war Sebastian Mosatti völlig hergestellt. Mit einem Schwall von Worten, die aber bei dem lebhaften Männlein aus aufrichtigem, ehrlichem Herzen kamen, nahm er Abschied, gab einen reichlichen Beitrag „zum heiligen Almosen" — wie Heinrich seinen kleinen Schatz nannte, versteckte sorglich ein Geldgeschenk für Mutter Martha, damit sie es erst nach seiner Abreise fände und schritt den Weg gen Dalaas, während Heinrich nach einem weniger wortreichen Abschiede, aber mit tiefen Empfindungen und frommen Segenswünschen begleitet, rüstig gen Jnspruck zog.

(Schluß folgt.)

Augenübel.

Von Francis Place.

Eine Repetiruhr geräth leichter in Unordnung, als eine Kaffeemühle, denn je complicirter der Bau eines Mechanismus ist, desto mehr Störungen ist derselbe ausgesetzt; und so kommt es denn, daß unser so überaus kunstvoll gebautes Auge auf gar mannigfache Art mit Fehlern behaftet sein kann.

Es ist eine unerfreuliche Aussicht, die sich hier vor uns aufthut, weßhalb wir auch nicht lange bei derselben verweilen wollen; da aber die richtige Erkenntniß der vornehmsten Augenübel unmittelbar aus den in der letzten Nummer dieser Blätter gegebenen Erklärungen geschöpft werden kann, so dürfte eine kurze Besprechung derselben hier am rechten Orte erscheinen.

Ein Uebel, welches ziemlich selten ist, und bei dem das Auge im Uebrigen seinen Dienst vollkommen versieht, kommt bei den Albino's (auch Kakerlaken genannt) vor. Wie man nämlich die zu Fernrohren, Mikroskopen u. s. w. benützten Messingröhren inwendig schwarz anstreicht, damit man nicht durch ungehörige Lichtreflexe gestört werde, so ist auch das Innere des Auges mit einer schwarzen Haut ausgekleidet, die genau denselben Zweck hat. Fehlt dieselbe, so wird die Deutlichkeit des Sehens beeinträchtigt, und dies eben ist das in Rede stehende Uebel. Man kennt die Albino's an der — von den durchscheinenden Blutgefäßen bewirkten — rothen Farbe der Pupillen. Weiße Mäuse, Kaninchen u. s. w. bieten Gelegenheit zu ähnlichen Beobachtungen.

Eine ebenfalls seltene Erscheinung ist der grüne Staar. Hierbei wird eine der drei durchsichtigen Substanzen des Auges (der Glaskörper) nach und nach undurchsichtig, was bis zur vollkommenen Blindheit führt. Der „grüne" Staar heißt das Uebel, weil man während seiner Ausbild-

Digitized by Google

ung die Gegenstände immer tiefer und tiefer dunkelgrün erblickt. Eine Heilung dieses Uebels ist bis jetzt noch nicht geglückt.

Furchtbar, und leider keineswegs selten, ist der schwarze Staar. Bei dem am schwarzen Staar Erblindeten thut das Auge seine Schuldigkeit vollkommen, es entsteht ein tadelloses Bild der Außenwelt auf der Netzhaut, allein der Nerv versagt seinen Dienst, die Thätigkeit des Sehnerven, vermöge welcher bei uns ein treuer Bericht über das Netzhautbild an das Gehirn befördert wird, findet hier nicht mehr statt. — Das Uebel entspringt aus Nerven — Ueberreizung jeder Art, z. B. aus fortgesetzter, augenanstrengender Arbeit bei unzureichender Beleuchtung. Ist es einmal ausgebildet, und die Erblindung eingetreten, so ist keine Heilung mehr denkbar, bis zu diesem Punkte aber kann das Uebel auf jeder Stufe der Ausbildung aufgehalten und häufig geheilt werden durch sofortiges, gänzliches Aufgeben aller und jeder Augenbeschäftigung, Verbringen ganzer Tage in freier Luft und gänzliche Vermeidung jeder Gemüthsbewegung. —

Der graue Staar besteht darin, daß die Krystall-Linse ihre Durchsichtigkeit verliert, so daß ihre alsdann matt weiß graue Farbe durch die Pupille hindurch sichtbar wird. Obschon der ausgebildete graue Staar mit vollkommener Erblindung verbunden ist, hat doch das Uebel seine Furchtbarkeit verloren, seit man die Heilung desselben versteht. Mit einem feinen, scharfen Messer — gleichsam einem haarscharf geschliffenen Stahldraht — sticht man in den kugeligen Augapfel, schneidet die Krystall-Linse aus ihrer Einfassung heraus und drückt sie auf den Boden des Augapfels herab. Nimmt die nun eintretende Entzündung einen günstigen Verlauf, so ist der Patient wieder sehend und kann den noch vorhandenen Uebelständen durch eine passende Brille fast vollkommen abhelfen. —

Die Brillen, denen wir hier begegnen, haben im Allgemeinen den Zweck, ganz andere, viel weniger schreckliche, Uebel zu heben. Ist nämlich die Krystall-Linse, oder auch die vorderste, durchsichtige Hornhaut zu schwach oder zu stark gewölbt, so wird das im Auge entstehende Bild, selbst bei ziemlicher Accomodations-Fähigkeit, doch nicht immer genau auf die Netzhaut treffen. Da wir von der ersten Erwähnung der Linsen an auf eine ausführliche Darlegung der optischen Gesetze verzichtet haben, so mag hier auch die einfache Bemerkung genügen, daß bei zu schwacher Wölbung die Bilder meist hinter die Netzhaut fallen, daß nur sehr weit entfernte Gegenstände deutlich gesehen werden, und daß man diesen Zustand daher Weitsichtigkeit nennt, während man mit Kurzsichtigkeit den Zustand bezeichnet, in welchem nur sehr nahe Gegenstände scharfbegränzt erkannt werden, und bei dem die Bilder meist vor die Netzhaut (in den Glaskörper) fallen, was in einer zu starken Wölbung seinen Grund hat. Ebenso müssen wir uns darauf beschränken, einfach anzugeben: daß die Weitsichtigkeit des Auges

Digitized by Google

durch ein vorgehaltenes Convex-Glas (oder Sammelglas, welches in der Mitte am dickſten iſt) auf's Vollſtändigſte gehoben werden kann, während ebenſo die Kurzſichtigkeit durch ein vorgehaltenes Concav-Glas (oder Zerſtreuungs-Glas, welches in der Mitte am dünnſten iſt) beſeitigt wird.

Man ſoll bei der Wahl einer Brille darauf achten, daß deren Wölbung weder zu ſtark noch zu ſchwach ſei, was man daran erkennt, daß eine paſſende Brille die Gegenſtände nur ſcharf und klar zeigt, nicht aber merkbar vergrößert oder verkleinert. —

Eine erſtaunliche Menge irriger Angaben ſind über die Erfindung der Brillen verbreitet. Wenn der Maler Ludovico Candi da Cigoli auf dem in der Kirche San Francesco di Prato befindlichen Bilde, welches Simeon mit dem Chriſtuskinde darſtellt, Erſteren mit einer Brille gemalt hat, oder wenn Domenico del Ghirlandajo den heiligen Hieronymus mit einer Brille ausſtattete, ſo mögen die genannten Meiſter zuſehen, wie ſie das rechtfertigen können. Sicher iſt, daß man in den Trümmern von Ninive Sammellinſen aus Bergkryſtall gefunden hat, daß derlei Linſen mehr als 400 Jahre vor Chriſto den Griechen und Römern als Brenn-Linſen bekannt waren, und daß man auch ihr Vergrößerungs-Vermögen bemerkt hatte. — Die älteſte Nachricht, die wir davon haben, daß man entfernte Gegenſtände durch Lorgnetten betrachtet habe, iſt die von Plinius herrührende, daß der kurzſichtige Kaiſer Nero den Gefechten der Gladiatoren durch einen (concaven) Smaragd zuzuſchauen pflegte. Die allgemeine Benutzung convexer und concaver Gläſer in der jetzt üblichen Art verdankt man dem Florentiner Armati, der etwa um's Jahr 1290 die Idee gab, die der geſchickte Piſaner Alexander de Spina ſofort praktiſch ausführte. —

Wenn ſich nun auch jede noch ſo ſtarke oder noch ſo ſchwache Krümmung der Hornhaut durch eine paſſende Brille vollkommen corrigiren läßt, ſo iſt doch nothwendig, daß die Hornhaut eine kugelige Geſtalt habe, nicht aber nach der einen Seite hin ſtärker gewölbt ſei, als nach der andern, etwa wie ein Stückchen Eierſchaale. Iſt dieß Letztere der Fall, ſo wird man durch keine Brille recht vollkommen deutlich ſehen; dieſen Zuſtand nennt man in der Regel kurzweg: „ſchlechte Augen.“ Man zeichne eine Menge enger paralleler Linien (ein ſogenanntes Schraffir) auf ein Papier, lege dieſes auf den Tiſch, halte das Auge in 10—20 Zoll Entfernung genau darüber und drehe es (das Papier) langſam im Kreiſe herum, ſo daß es ſtets flach auf dem Tiſche aufliegt, die Striche aber nach und nach in alle Weltgegenden weiſen. Sieht man mit dem geprüften Auge (das andere iſt dabei geſchloſſen oder verbunden) das Schraffir in allen Lagen einerlei deutlich, ſo iſt das Auge frei von dem genannten Fehler; erſcheinen die Striche aber in einer Lage (z. B. wenn ſie von links nach rechts laufen) auffallend deutlicher, als in der darauf ſenkrechten (in der ſie auf den Beſchauer zu gerichtet ſind), ſo iſt

Digitized by Google

die Hornhaut allerdings unregelmäßig gestaltet. Obwohl Aerzte und Optiker hiergegen kein Mittel kennen, sind doch — durch einige in neuerer Zeit angestellte Forschungen — gewisse leichtausführbare Schleifarten gefunden worden, durch welche man in vielen Fällen auch hier eine ziemlich befriedigende Brille herstellen kann.

Kleine, nur unter besonderen Umständen und mit Aufmerksamkeit wahrnehmbare Mängel dieser Art finden sich übrigens fast bei jedem Auge; auch ist hier zu erwähnen, daß die Krystall-Linse — außer den schon früher erwähnten Schichten — noch ein strahliges Radspeichenartiges Gefüge hat, in Folge dessen das Netzhautbild eines hellen Punktes nicht wieder ein Punkt ist, sondern nach gewissen Richtungen hin 5—6 strahlige Schwänze hat, wie man denn auch seit Menschengedenken die helleren Fixsterne mit Strahlen und Zacken abzubilden pflegt, während sie doch durch gute Teleskope sehr hell, aber durchaus nur als Punkte erscheinen.

Mangelnder Farbensinn könnte wohl als ein Augenübel angesehen werden, wenn man annimmt, eine der drei durchsichtigen Substanzen sei nicht wasserklar, sondern gefärbt, wie wir dieß beim grünen Staar in so auffallendem Maße sahen. Wie wir nämlich, durch ein rothes Glas schauend, nur mit Mühe roth oder weiß von hellgrau, — grün von dunkelgrau oder schwarz unterscheiden können, gerade so müssen uns gewisse Farbenunterschiede verborgen bleiben, wenn unser Auge aus gefärbten Substanzen besteht. Was man jedoch gewöhnlich als mangelnden Farbensinn bezeichnet (und was häufiger vorkommt, als man glauben sollte) scheint mehr psychologischer als physiologischer Natur zu sein, das heißt weniger in einem mangelhaften Bau des Auges zu liegen, als vielmehr in der Unfähigkeit unserer Seele, gewisse Vorstellungen in sich aufzunehmen; weßhalb denn auch eine nach vernünftigen Methoden angestellte fortgesetzte Uebung meistentheils den genannten Zustand zu heben vermag. —

Es gibt endlich Leute, die am Tage recht gut sehen, deren Auge aber bei eintretender Dämmerung sofort den Dienst versagt. Als Gegenstück könnte man diejenigen nennen, die selbst bei finstrer Nacht noch so gut sehen, wie die Mehrzahl der Menschen bei starker Dämmerung. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Empfindlichkeit der Netzhaut und die oft unglaublich weit (bis auf einen vollen halben Zoll, wobei die Iris nur noch eine feine Kreislinie bildet) geöffnete Pupille hierbei das Ihrige thun; allein das eigentlich Wunderbare besteht darin, daß jene Leute, die bei eintretender Dämmerung ihr Sehvermögen verlieren (und die man auch „hühnerblind" nennt), gar nicht etwa besonders grellen Lichtes bedürfen, sondern am Tage auch in solchen Räumen ganz vortrefflich sehen, die man künstlich viel dunkler gemacht hat, als die genannte Dämmerung ist. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die größere oder geringere Fähigkeit der Augensubstanzen, blaue

Digitized by Google

und violette Lichtstrahlen durchzulassen, den wahren Schlüssel zu diesen Sonderbarkeiten bildet. —

Die übrigen Augenübel, deren vollständige Aufzählung ja doch nicht möglich ist, bieten weniger Interesse dar; über diejenigen Mängel aber, welche nicht sowohl dem Auge angehören, als vielmehr den das Auge regierenden Muskeln, können wir um so eher hinweggehen, als der Wichtigste derselben (das Schielen) nebst seiner Heilung bereits im ersten Theile von: »Camera obscura und Auge« erwähnt worden ist. —

Die Königin der Martyrer.

Von Dr. Saffenreuther.

Es stand der Mütter beste
Am blut'gen Kreuzaltar;
Sie steht die Felsenfeste
Und bringt ihr Opfer dar.

Zwar tobt in ihrem Herzen
Die siebenfache Pein,
Doch stärker, als die Schmerzen
Muß Gottes Mutter sein.

Wer schildert ihren Jammer!
Sie sieht die rohe Faust,
In ihr den grausen Hammer,
Der zischend niedersaust.

Da fließt auf sie hernieder
Des Sohnes heilig Blut;
Zerfleischt sind seine Glieder,
Ihn quält des Durstes Gluth.

Der Galle Bitterkeiten
Berührt nur seinen Mund,
Doch dringt als bittres Leiden
Der Spott zum Herzensgrund.

Nun ruft vom Kreuzesstamme
Der Herr sein letztes Wort;
Der Sieg gehört dem Lamme,
Erlag es auch dem Mord.

Es dröhnt der Felsenboden,
Es braust der Stürme Lauf
Und klagend stehn die Todten
Aus ihren Gräbern auf.

Wankt bei des Aufruhrs Sturme
Die Erde und das Meer,
Steht doch gleich Davids Thurme
Maria groß und hehr.

Der Sohn hat ausgerungen,
Im Tod geneigt sein Haupt,
Die Mutter bleibt durchdrungen
Vom Schwert, des Sohns beraubt.

Zur sichern Todeskunde
Durchsticht man ihm das Herz;
Da hat der Sohn die Wunde,
Die Mutter deren Schmerz.

Und endlich wird die Leiche
Gebettet in das Grab,
Da geht die Schmerzenreiche
Still in ihr Haus hinab.

Sie weiß von keinem Stabe
In ihrem Heldensinn;
Sie kömmt vom Kreuz und Grabe
Als Martyr-Königin.

Digitized by Google

Durchbohrt im Herz und Marke
Geht hehr sie doch dahin.
So schreitet nur die Starke —
Die Martyr-Königin.

Fortwährt ihr Opferleben
Nach Jesu Opfertod,
Bis Engel niederschweben
Beim Oster-Morgenroth.

O Königin der Leiden,
Erflehe uns Geduld!
Jetzt und bei unserm Scheiden
Empfiehl uns Jesu Huld!

Maria Himmelfahrt.

15. August.

Es ist bekannt, daß der Monat Juli seinen Namen dem Julius Cäsar, dem Reformator des römischen Kalenders verdankt. Nach dem Sturze des Triumvirats, welches auf Julius Cäsar folgte, bemächtigte sich Oktavian der Herrschaft und ließ sich unter dem Namen Augustus zum Kaiser ausrufen. Die schmeichelnden Höflinge wollten diesen Kaiser auch mit einem Monat im Jahre auszeichnen, und wählten dazu den auf den Juli folgenden, dem sie den Namen August gaben. Diese Auszeichnung war jedoch noch nicht genug. Da Juli 31, August aber nur 30 Tage hatte, so mußte dieser Monat noch einen Tag weiter erhalten, denn Augustus durfte dem Julius Cäsar nicht nachstehen. Man nahm daher vom Februar einen Tag und fügte ihn dem Monat August bei.

Das heidnische Rom, so überreich an heidnischen Festen, feierte im August eine große Anzahl, unter welche die des 18. und des 23. besonders zu erwähnen sind. Das erste wurde zum Andenken an den Sabinerraub, diese merkwürdige Episode in der ersten Zeit der römischen Republik, gehalten; das zweite zu Ehren des Gottes Vulkan. Dieser Opferdienst war recht eigenthümlich. In große errichtete Feuer warf das Volk lebende Thiere und auch die, von den Feinden eroberten Waffen, vorgeblich um Hab und Gut dadurch von einer Alles verheerenden Feuersbrunst zu bewahren.

Die Athenienser hielten an demselben Tage auch ihre Vulkan-Feier, zwar in anderer Weise. Von Hand zu Hand reichte sich das Volk eine brennende Fackel, ein Brauch, der uns beinahe an ein bekanntes Kinderspiel: „Stirbt der Fuchs so gilt der Balg, lebt er lang so wird er alt," erinnern möchte. Am 15. August wurde in Athen die Aufnahme der Göttin Astre in den Olymp gefeiert, ein neuer Beweis, wie viele unserer kirchlichen Feste eine eigen-

Digitized by Google

thümliche Aehnlichkeit mit denen des blinden Heidenthums haben, die aber verklärt im Christenthum wieder erscheinen.

Laßt uns aber nicht länger bei dem heidnischen Alterthum verweilen, sondern unsere Blicke auf die Feste des christlichen Kalenders wenden.

Eines der glorreichsten Feste ist das der Aufnahme der Mutter Gottes, der heil. Jungfrau, uns unter dem Namen Himmelfahrt Mariä bekannt. Die heil. Evangelisten geben uns sehr spärliche Nachrichten über die heil. Maria nach dem Tode ihres Sohnes, sie sagen uns weder, wie lange, noch wo sie auf der Erde lebte. Der heil. Apostel Johannes erwähnt ihrer nach den denkwürdigen Worten, die Christus an ihn richtete „hier ist Deine Mutter," in der Apostelgeschichte noch weiter: „Alle (die 11 Apostel) blieben in Eintracht und im Gebet bei einander, die Frauen und Maria, die Mutter Jesu und seine Brüder."

Jakob Voragine erzählt uns in einer seiner Legenden, die sich auf ein apokryphisches Evangelium des heil. Johannes beruft, daß die Mutter Jesu in Johanni Hause nahe bei Jerusalem am Berge Sion verblieb, während er die Heilsbotschaft in den verschiedenen Weltgegenden predigte. Sie besuchte abwechselnd die Orte, an welchen ihr Sohn seine Taufe erhielt, litt, gekreuzigt wurde und zuletzt auferstand. Fasten und Beten befolgte sie hauptsächlich. Die Angaben sowohl wo Maria starb und wie alt sie wurde, sind sich widersprechend, die einen lassen sie in Ephesus 70 Jahre, die andern in Gethsemane 63 Jahre alt, sterben. Wie auch immer diese Angaben sein mögen, so wollen wir nur auf die einfache Legende des Voragine merken: „Eines Tages, als Maria von einer heftigen Sehnsucht, ihren Sohn wieder zu sehen, bewegt war und sich einem Strom von Thränen überließ, erschien ihr ein Engel mit göttlichen Strahlen umgeben und grüßte sie mit dem englischen Gruße: „Gebenedeiet seist Du Maria! Ich bringe Dir einen Palmenzweig aus dem Paradiese. Befiehl, daß man ihn am dritten Tag nach Deinem Tode vor Deinen Sarg lege, denn Dein Sohn erwartet Dich." Und Maria antwortete: „Wenn ich Gnade vor Dir gefunden habe, so sage mir Deinen Namen an. Uebrigens bitte die heil. Apostel, sie möchten sich um mich vereinigen, daß ich sie noch einmal mit den leiblichen Augen sehe und in ihrer Gegenwart meinen Geist aufgebe. Ich flehe ferner um die Gnade, daß meine Seele, wenn sie die Körperhülle verläßt, keine der bösen Geister der Hölle begegnen, noch die Anfechtungen des Satans zu dulden habe." Der Engel antwortete: „Warum willst Du meinen Namen wissen, der so groß und bewunderungswürdig ist? Alle Apostel werden sich heute um Dich vereinigen, sie werden Dir auch Deine Begräbnißfeierlichkeiten besorgen und in ihrem Kreise wirst Du Deine Seele aushauchen. Denn Derjenige, der einst von Juda nach Babylon den Propheten an den Haaren führte, kann auch die Apostel zu Dir bringen. Aber warum fürchtest Du die bösen Geister, Du, die ja der Schlange den Kopf zertreten hat?

Digitized by Google

Aber Dein Wille geschehe und keiner derselben soll Dir begegnen.“ Nach dieser Rede stieg der Engel wieder auf, umgeben von einer großen Herrlichkeit. Der Palmenzweig, den er mitgebracht hatte, verbreitete eine ungemeine Helle und leuchtete wie der Morgenstern.

„Es begab sich nun, daß der Apostel Johannes zu Ephesus predigte, als eine weiße Wolke sich donnernd auf die Erde senkte, ihn einhüllte und vor der heil. Jungfrau Hans brachte. Er klopfte an der Thüre an, trat ein und grüßte Maria ehrfurchtsvoll. Die überglückliche Jungfrau war von Freude so sehr überrascht, daß sie in Thränen ausbrach und zu ihm sprach: „Mein Sohn, erinnere Dich der Worte Deines Meisters am Kreuze; Er hat Dich mir als Sohn vermacht und mich als Deine Mutter. Ich bin vom Herrn heim berufen worden und empfehle Dir deßhalb meinen Leib, denn ich hörte die Juden sagen: Laßt uns auf den Tod derjenigen warten, die dem Jesus das Leben gegeben hat, um dann ihren Leichnam zu holen und ihn in's Feuer zu werfen. — Trage diesen Palmenzweig vor meinem Sarge auf dem Gang zum Grabe.“ Der heil. Johannes antwortete: „Ach, daß doch meine Brüder hier wären, damit wir Dir ein anständiges Begräbniß bereiten könnten.“ Als er noch so sprach, versammelten sich alle Apostel vor der Thüre Mariens, die von Wolken aus den Weltgegenden, an welchen sie predigten, herbeigeholt wurden. Und als sie sich alle beisammen sahen, wunderten sie sich, was wohl die Ursache ihrer Vereinigung sein möchte. Johannes bedeutete ihnen, daß die Mutter Jesu das Zeitliche verlasse und ermahnte sie weder zu klagen noch zu weinen, damit die Juden nicht sagen könnten: „Sehet, die die Auferstehung geprediget haben, fürchten den Tod.“

Als Maria alle Jünger um sich versammelt sah, lobte sie den Herrn und setzte sich mitten unter sie. Um die dritte Stunde der Nacht erschien Jesus, umgeben von einer Legion Engel, von den Märtyrern, Erzvätern, Blutzeugen und heil. Jungfrauen; die Jungfrauen standen um das Lager Mariens und sangen harmonische Kirchenlieder. Jesus begann: „Komme, Du Auserwählte des Herrn, daß ich Dich auf meinen Thron setze, denn ich will Dich bei mir haben.“ Die Mutter: „Meine Seele ist bereit, o mein Herr!“ Der ganze Chor fing abermals zu singen an, in dessen Loblieder Maria einstimmte: „Alle Generationen werden mich selig preisen, denn der Allmächtige hat große Dinge an mir gethan, sein Name werde geheiligt.“ Jesus antwortete: „Komme herzu und empfange die Krone des ewigen Lebens.“ In demselben Augenblicke hauchte Maria den Geist aus und er stieg auf in den Armen ihres Sohnes.

„Der Herr befahl den Aposteln, den Leichnam seiner Mutter in das Thal Josaphat zu tragen, wo sie ein neu gegrabenes Grab finden werden. Dort sollen sie drei Tage verweilen, bis Er wieder zu ihnen käme. Die

Digitized by Google

Apoſtel und der ganze Chor der Heiligen bildete den Trauerzug, herrliche Loblieder ſingend.

„Drei heilige Jungfrauen, die den Leib Mariens wuſchen, ſagten aus, daß ſelbſt der Leichnam noch von einer himmliſchen Klarheit ſtrahlte, die jedoch das leibliche Auge nicht beſchauen durfte. Alsdann legten die Apoſtel den heil. Leib in den Sarg. Johannes ſprach zu Petrus: „Trage Du den Palmenzweig voran, denn Du biſt vom Herrn zu unſerm Haupte und zum Hirten ſeiner Schafe erwählt worden.“ Petrus erwiederte: „Nicht doch, Du, der an der Bruſt Jeſu lag, Du ſollſt es thun, wir andern Apoſtel aber folgen dem Sarge und rühmen die Gnade des Herrn.“ Paulus begann: „Ich der Geringſte unter den Apoſteln, will mit Dir Petrus den Sarg tragen.“ Petrus und Paulus erhoben den Sarg und ſangen mit heller Stimme: „Iſrael iſt aus der Knechtſchaft Aegyptens ausgezogen.“ Der Herr überzog den feierlichen Zug mit einer Wolke, obwohl er unſichtbar war, erſchallte doch die Luft von dem himmliſchen Geſang, in den die Chöre der Engel mit einſtimmten.

Am dritten Tage trat Jeſus, von einer Engelſchaar umringt, unter ſie und ſprach zu ihnen: „Friede ſei mit Euch! Welche Auszeichnung und Verehrung muß ich wohl derjenigen angedeihen laſſen, die mich geboren hat?“ Seine Jünger antworteten: „Wir meinen, o Herr, der Du die Auferſtehung biſt, Du ſollſt Deine Mutter wieder erwecken, und ſie zu Deiner Rechten für alle Ewigkeit ſitzen laſſen.“ Dem Herrn gefiel das ſehr wohl; alſogleich kam der Erzengel Michael und überbrachte die Seele Maria's. Jeſus Chriſtus ſprach: „Erhebe Dich, meine Taube, Tempel der Herrlichkeit, des Lebens, des Glanzes. So wie Du im Leben rein und unſchuldig bliebeſt, ſo ſoll auch im Tode Dein Körper keine Verweſung zu dulden haben.“ In demſelben Augenblicke kehrte die Seele der Jungfrau wieder in den Leichnam zurück, welcher verklärt aus dem Grabe erſtieg und gen Himmel auffuhr mit einer Menge heiliger Engel.“

Das iſt die Erzählung des Legendiſten Jakob von Voragine über die letzten Augenblicke und die Himmelfahrt der Jungfrau Maria. Jedoch bemerken wir wohl, daß dieſe Geſchichte nicht in den kanoniſchen Büchern der heil. Schrift verzeichnet iſt, ſondern in den Apokryphen, die die Kirche nicht für authentiſch hält, doch ſie aber auch nicht verdammt. Fügen wir noch ferner hinzu, daß dieſe Legende in die früheſte Zeit des Chriſtenthums fällt, denn ſie iſt ſchon im 6. Jahrhundert von Gregor von Tours auf's Neue in Auszügen wiedergegeben. Später ſchlich ſie ſich in die Liturgie der Kirche Frankreichs ein, was einige franzöſiſche Meßbücher des Mittelalters bezeugen. Sei es, daß dieſe Legende authentiſch oder nur eine phantaſiereiche Ergießung eines frommen Gemüthes ſei, ſo diente ſie doch oftmals als Stoff zu künſtleriſchen Schöpfungen der Darſtellung der Himmel-

Digitized by Google

fahrt Mariä von der Zeit Gregor von Tours bis auf unsere Tage. In Anvers, einer Stadt in Belgien, hat Rubens, der berühmte Maler, ein herrliches Bild dieser Begebenheit componirt und ausgeführt, was noch immer von allen Reisenden mit Bewunderung angeschaut wird.

Passions-Legende.

Von Dr. Johann Nepomuk Vogl.

Als auf zerrißner Schulter
Des Kreuzes schwere Last,
Den Herrn die Schergen trieben
Zum Tod mit roher Hast;

Da floh'n des Haines Sänger
Zur tiefsten Waldesnacht,
Da bargen sich die Käfer
In duft'ger Blumen Schacht;

Die Fische selbst versenkten
Sich tief zu Moos und Stein,
Denn Keines mochte Zeuge
So großer Qualen sein.

Ein Hecht nur schoß im Flusse
Dahin die Kreuz und Quer,
Und spähte beutelüstern
Mit frechem Aug' umher.

Zur Zeit war's, als vollbringend
Der Herr den schwersten Gang,
Auf wankend schwachen Füßen
Hinzog den Fluß entlang.

Und nun an's Ohr ihm tönte
Das Rauschen in der Flut,
Da senkte er sein Auge
Getrübt von Thrän' und Blut.

Und sieh, da traf im Wasser
Den Fisch ein Blick des Herrn,
Doch war's ein Blick der Milde,
Die er geübt so gern.

Allein als wie ergriffen
Von niegefühlter Reu,
Entfloh und fuhr zum Grunde
Der Hecht voll Hast und Scheu. —

Doch als nach wen'gen Tagen
Geheimer Angst und Qual,
Die Jünger eines Hechtes
Genoßen d'rauf beim Mahl,

Da ward ein seltsam Wunder
An diesem Fisch gescheh'n,
Da alle Marterzeichen
In seinem Haupt zu seh'n.

Die Ruthe, die zergeißelt
Das heil'ge Opferlamm,
Das Kreuz, drauf es gestorben,
Die Würfel und der Schwamm.

Das Schilfrohr, das die Krieger
Ihm dargereicht zum Hohn,
Die Nägel und der Hammer,
Zusammt der Dornenkron'.

Dieß Alles war gebildet
Aus Gräten zart und fein,
Als hätten's Künstlerhände
Geformt aus Elfenbein.

Und was von diesem Zeichen
Sich fand im Haupt des Hechts,
Das bringt noch jetzt ein Jeder
Des folgenden Geschlechts,

Damit sie nicht vergessen
Des Herren Leid und Plag
So wie's ihr Uhrahn' hatte
Gethan an jenem Tag.

Digitized by Google

Ein Julitag am Walchensee und Wasserfall.

Von A. Forsteneichner.

„Ihr Wellen! so tief, so rührig, so rein,
Ihr singet zum Schlummer die Seele mir ein.
Ihr Berge! so hoch, so steil, so grün,
Ihr wecket zum Fluge die Seele mir kühn.

Bald dringt sie in's tiefe Himmelsblau,
Bald grüßt sie die Blumen der sonnigen Au,
Bald tauchet sie unter im kühlen See,
Bald folgt sie der Gemse auf Pfaden voll Schnee.“

An einigen Orten ist es Sitte, daß die Kinder den Mai unter Jubelgesang einführen. In ihren Festkleidern springen sie auf der Straße umher drehen sich, ein grünes Zweiglein in der Hand im Kreise und singen dazu:

„Mai, grüner Mai!
Der Winter ist vorbei!
Die Blätter- und die Blüthenpracht
Sind über Nächten aufgewacht.
Mai! grüner Mai!
Der Winter ist vorbei!“

Nun ja, er verdient es, der Wonnemonat. Blauer Himmel und silberne Wolken, weiße Blüthen und süßer Duft, Vogelsang und grüner Wald! Die Tagfalter in ihrem bunten Prachtkleide klein und groß, die Bienen und Herrgottskäferlein schweben von Strauch zur Blume nnd von Blume zum Strauch; und dort an der Schneeballdolde schimmern Goldkäfer grün und gelb. Das Bächlein, an dem das Vergißmeinnicht sich spiegelt und dem der Weidenbusch zunickt, glitzert im Sonnenschein, und in Waldeinsamkeit stehen im schönsten Weiß das Maiblümchen und die Waldjungfer. Ueber die ganze Gegend hat der Allmächtige einen grünen mit Blumen gestickten Teppich gelegt und die Bäume hat er mit ihrem schönsten grünen Sonntagsstaat bekleidet und mit Blüthensträußen geziert, wie wenn ein großer Feiertag wäre, und Gott selber still und ungesehen mit seinen heiligen Engeln eine Prozession hielte über die Erde dahin, zwischen Dörfer und Menschen hindurch, über Berg und Thal, durch Wald und Flur. Und die Finken in den Zweigen und die Brünnlein und der Wind im Buchen- und Birkenlaub und in dem Tannenwald auf der Höhe machen die Musik, die Lerche in der blauen Luft singt die Psalmen und die Amsel schickt vom Bergahorn ihr mit Macht und Feuer gesungenes «Te Deum laudamus» an die andere Bergwand hinüber und hinunter in's Thal; das hört die Vogelwelt, der volle Chor fällt ein; Die Waldnachtigall (Drossel) flötet in metallreichen Klängen, in klaren,

Digitized by Google

kräftigen Schlägen ruft der Buchfinke, in hellen Strophen jubelt das Rothkehlchen vom Wipfel des Lärchenbaums und der Weidenzeisig im Erlenbusch; dazwischen trillert der Hänfling, kollert die Tann- und Blaumeise, quickt der Zaunkönig, trommeln die Spechte. Und aus Schleeblüthen und von der blumenreichen Wiese steigt der Weihrauch empor. — Da ist's den Menschen so wohlig und so freudevoll, daß er die ganze Welt an's Herz drücken möchte; er kann sich nicht satt gehen im schönen Gottesgarten. Und dieses Behagen findet seinen reinen Ausdruck im Jubelsang der Kleinen.

Zwei Monate sind seitdem verflossen. Welche Veränderung? Auf der Wiese ist der große Staat, der üppig stolze Blumenflor, der sich weiß und blau und roth und gelb emporhob über grünem Gras- und Kräutergeflecht, verschwunden — die Tage des Heuens sind vorbei — und die wenigen Fruchtfelder, in deren hohen Aehrengassen die Gluth des Tages sich verfängt, und über die hin schwül und glasig die Luft zittert, können ihn nicht ersetzen; die Bäume haben ihre verwelkten Blüthensträuße längst abgeworfen, selbst die zarteste Blüthe mit dem feinsten Duft, die Lindenblüthe, hat ihre Zeit durchlebt; statt des erfrischenden Blüthenhauches im Walde ist eine beengende Schwüle eingetreten, die durch die Stille des sonst so fröhlichen Sängerchors noch erhöht wird; die Vögelein sind eben auch langweilig geworden von der übergroßen Hitze, und ihr Gesang und wisperes Gespräch in Busch und Baum hat aufgehört, als wenn sie alle miteinander eingeschlafen wären. Da wird's auch dem Menschen eng von der gekochten Luft — wie silbernes Feuer strömt es vom weißblauen Himmel — und er fühlt, warum die Kinder in ihrer Vogelnatur für den Juli keine Lieder haben und für den Mai so lustigen Sang.

An einem solchen heißen Julitag machte ich mich Morgens auf und ging in den Bergwald hinein: „ob denn nichts sich finden ließe, was auf Geist und Körper versöhnend und erquickend wirken könne?“ Nachdem ich lange umhergestreift, höre ich ein Rauschen und Tosen im Walde; noch einige Schritte — ein prächtiger Wasserfall! Das Ganze sieht aus wie ein feenhafter Thurm aus Silber und Sonnenstrahlen gebaut, in unendlich vielen und feinen Filigransäulen ausgetrieben, blau, röthlich und weiß. Von dem Sturz in Staub zerschellt steigt ein Theil des Wassers wieder in die Höhe, wie Rauch von einem Brande, und während die Sonne in diesem silberigen Gewebe von Millionen Wasserperlen ein unbeschreiblich zartes Spiel und Tanzen von Regenbogenfarben bewirkt, tost und hallt aus der Tiefe herauf der Sturz, als wären es hinabgerollte Felsen. Wie ist es hier so frisch und wie gut riecht es in dem kleinen Bereiche! Man meint, so eben sei ein scharfes Wetter dagewesen und die Wolken haben sich jetzt aus einander gezogen wie ein Vorhang und der blaue Himmel zeigt sich wieder und die Sonne schaut ganz tröstlich herab. Wie glitzern

Digitized by Google

die Tröpflein, die im Sturze von der Wassermasse losgestäubt an Busch und Laub und Gras sich angehängt, so schön, schöner noch als am Ostertag der Glasleuchter in der Kirche, wie lauter weiße und grüne und rothe und blaue Lichtlein! Wie dunkelgrün steht da Baum und Kraut, während draußen Alles so welk und staubig! Wie freundlich grüßt der Alpenrosenstrauch dort am Felsenvorsprung und wiegt seine rothen Glockensträuße im Luftzuge des Falles. Das ist so ein Plätzchen, das mit dem Juli versöhnt und seine Hitze vergessen macht.

Neubelebt ging's den Bergwald hinan und hinab; die Bäume treten auseinander — edel und ernst liegt im Marmorschooß der Berge der Walchensee. Es wandelt einem das Gefühl ernster Ehrfurcht an, wie man plötzlich vor einer offenen Kirche stünde, wo gerade Gottesdienst gehalten wird. Wunderbar einsam und großartig ist es ringsumher. Grüne Bergwände und dunkelgrüne Wassertiefe, oben ausgespannt das reinste Himmelsblau, unten das Flimmern eines unendlichen Lichterglanzes in den Wellen, die der Morgenwind über den See hinkräuselt. Erhaben und hehr stehen im Vollicht der Sonne hinter den von Tannengrün bekleideten Bergen mächtige Felsstöcke, die Grenzler unsers Landes, das Karwendelgebirge; See und Felsen schauen staunend einander an: die Felsen in's tiefe Auge des Sees hinab, der See zur hohen Felsenstirne hinauf.

Vom See her haucht eine Luft, die wie Lebensessenz Leib und Seele mit einander zur Frische und Freudigkeit anfacht. Wie hier am Ufer im Baume das Vögelein singt, so drängt's den Menschen zum Gesang:

„Glück zu, Glück zu, auf der spiegelnden Bahn
Wohl möge die Fahrt uns gelingen,
Es schaukeln die Wellen, es schaukelt der Kahn,
Und die fröhlichen Schiffer singen,
Und zu der Ruder gedoppeltem Schlag,
Flammt auf den Wellen der freudige Tag."

Und wie die Möve dort einsam über die Fluth hinfliegt, so drängt's den Menschen über die Fluth hinzufahren. Der Kahn steht bereit, es wird eingestiegen; er stößt vom Ufer. Wie versöhnt mich der See mit dem heißen Juli! Die Wasserluft kühlt und tröstet Leib und Seele; es kommt einem vor, als sauge und trinke jede Faser und jedes Haar mit Gier diesen wohligen Odem des See's in sich hinein, der so rein und so hold, wie der Athem eines unschuldigen Kindes.

Auf der stillen Waldinsel wird Halt gemacht. Der Mittagssonnenschein durchdringt das Waldesgrün, jeder Baum ist ein Leuchter, jedes Blatt ein Lichtlein, wie grün, wie sonnig, wie warm, wie duftig! Wo ist ein Dom so herrlich wie ein Gewölbe von hohen Baumzweigen und Sonnenschein und Sommerhimmel darüber! Wo sind Arabesken wie das Laubwerk des Waldes,

Digitized by Google

das anmuthig von der sanften Seeluft bewegt von Schatten zu Licht schwankt und von Licht zu Schatten! Wo ist Weihrauch wie der süße Duft, der von den Alpenblumen über den See gehaucht wird! Wo ist Musik, wie das leise Wehen des Seewindes im Gewebe von Millionen Blättern und Zweigen und wie das heimliche Rauschen der am Felsenufer sich brechenden silberkronigen Wellen! O Gott! wie ist es so still und lieb und schön in dieser Welt, in diesem Naturtempel auf Felsen in's Wasser gebaut.

Voll seliger Freude schaut man vom Großen zum Kleinen, vom See und Berg zur Blume und zum Schmetterling und wieder vom Kleinen zum Großen, von der wie ein lebendiger Riesensmaragd im Sonnenschein leuchtenden grünen Eidechse zu den Felsenknochen des schroff abstürzenden Hochgebirges.

Der ernste Berggeist, der auf den nackten Felsenriffen und auf den wunderlichen Felsenhörnern des Karwendelstockes seinen Thron aufgeschlagen, bannt zuletzt den Geist des Beschauers dieser großartigen Einsamkeit und erregt in ihm die Sehnsucht, diesen Marmorpalast in der Nähe beschauen zu dürfen.

Früher habe ich einmal angeklopft an das aus Granit gehauene Thor dieses Wunderbaues und bin eingelassen worden in die Felsensäle; und jetzt zieht das damals Geschaute an meinem geistigen Auge vorüber.

Ich sehe wieder jenes wilde Felsenthal, von hohen, steilen Bergen eng umfangen, die theils nackt, theils mit dunkelgrünem Gestrüpp überzogen wie Riesengestalten starr und düster in das Grab der Tiefe hinabsehen, in der der Wildbach zornig tost und braust, wenn er seine von den steilen Böschungen der Felsenmauer abgesprungenen Wasser voll Gischt und Geifer fortwälzt. — Ich sehe wieder jene Abgründe, jene schauerlichen Klüften, Höhlen und Steintrümmer, in die sich die Seele manchmal hinunterträumt und mit schwermüthiger Lust hinunterversenkt in Ahnungen von den Geheimnissen jener Felsenwüste: wie es wäre, dort allein zu wohnen, wo in den Tiefen die Wellen einsam tönen und über den Berghöhen der Steinadler schwebt und Nachts die Ohreule ihren unheimlichen Willkomm bietet, und vom Himmel die Sterne stumm herunterschimmern! — Ich sehe wieder jene vielkirchthumhohen Wände, die kein Grasstreifen ziert und von denen nicht die schlangenartig durcheinander gewundenen Föhren überhängend herabwinken. — Ich sehe die wilden Donnerkegel, wie sie mit noch wilderen Zacken fast senkrecht von der Tiefe aufsteigen als wollten sie den Himmel durchbrechen, einer Weltorgel gleich, wenn die Welt ein Tempel ist. Im Fußwinkel dieser Berge sehe ich fast unheimlich kleine Lacken, welche zusammengenommen sind aus den Wassern, die wie silberschuppige Eidechsen über die Felsen ablaufen da, wo sie von dem Schmelz des in großen Spalten aufgehäuften Schnees gespeist werden. — Ich sehe wieder das Abendroth verglimmen an den hohen Gipfeln, hinter denen die Sonne abgesunken ist;

Digitized by Google

scharf abgeschnitten zacken die röthlich dunkeln Felskuppen in das Himmelsmeer hinein und säumen das wolkenlose Firmament mit ihren Spitzen. —

Und beim Hineinschauen in diese mächtigen Gebirgsmassen und Tiefen, über die der Mond sein magisches Licht wirft, regt sich in mir der alte Schauder wie vor einer dunkeln Gespensterwelt; aus dem Dunkel und aus der Tiefe gähnt es meine Seele an, als streckten unheimliche Naturgewalten — Erdmännchen, Seenixen, Bergkobolde — halb dämonisch, halb träumerisch ihre Fangarme nach dem Menschen aus.

„Wild starren, matt vom Schimmer
Der Abendsonn' erhellt,
Gestürzter Berge Trümmer
Wie Trümmer einer Welt.

Hier dämmern schwarze Gründe,
Wo nie ein Blümchen lacht;
Dort bergen graufe Schlünde
Des Chaos' alte Nacht.

Kalt weh'n des Grabes Schrecken,
Wo dräuend der Granit
In kühn gethürmten Blöcken
Den Abgrund übersieht."

Mittlerweise hat sich auch über den See die Nacht gesenkt. Durch das Laub der Baumwipfel schimmert der Mond blaugrün und golden, als wären die Blätter gemalte Glasfenster, und neben heraus strahlt sein ungebrochnes Licht als ewige Lampe am Dome des Nachthimmels und dessen Schein glastet auf den Wellen. Um den Mond flimmern und glitzern hervor still und klar die wunderbaren Sterne, als wären sie die Lichter, die da brennen vor dem Throne Gottes. Das Karwendel, das beim Feuer des Abendrothes wie ein Marmoraltar einsam und riesenhaft zum Himmel noch emporragt, vergeht jetzt grau wie Asche gespensterhaft in der Nacht. Hat der Walchensee immer seine Reize, so nimmt er jetzt etwas Großartig-Ehrwürdiges an bei dieser geisterhaften Ruhe, die im Spiele der weichen Sommerluft und im Spiele der Wellen noch erhöht wird in ihrem Zauber. Die ganze Natur ringsumher scheint zu Abend zu beten und einen heiligen Choral zu singen, und der Mensch horcht und ahnt wie ein unmündiges Kind, das man mitgenommen hat in den Tempel das Allerhöchsten zur feierlichen Christmette:

„Himmel, Erde, Luft und Meer,
Aller Welten zahllos Heer,
Jauchzen Gott dem Schöpfer zu;
Meine Seele sing auch Du!

Digitized by Google

Seht der Waſſerwellen Lauf,
Wie ſie ſteigen ab und auf;
Von der Quelle bis zum Meer
Rauſchen ſie des Schöpfers Ehr'.

Ach mein Gott, wie wunderbar
Stellſt Du Dich der Seele dar!
Drücke ſtets in meinen Sinn,
Was Du biſt und was ich bin."

Räthſel.

Von Friedrich Güll.

1.

Wer bin ich? Ohne Sporen
Auf einer Naſe reit' ich;
Bis hinter an die Ohren
Die langen Füße ſpreit' ich.

2.

Es tritt mich manche Stunde
Des Müßiggängers Fuß;
Und doch heil' ich die Wunde
Von Stoß und Hieb und Schuß.

3.

Ich habe keinen Schneider
Und hab doch ſieben Kleider.
Wer mir ſie auszieht, der muß weinen,
Und ſollt er noch ſo luſtig ſcheinen.

4.

Wir ſind ihrer Fünfundzwanzig.
Wer uns hegt und pflegt, der kann ſich
Glücklich ſchlagen durch die Welt,
Ohne einen Kreuzer Geld.

5.

Sie hat vier Flügel und kann nicht fliegen,
Wohl zwanzig Füße und kann nicht kriechen,
Frißt unerſättlich Korn und Kern
Und ſchafft doch Nutzen ihrem Herrn.

Digitized by Google

6.

Wer die ersten Beiden hält,
Darf die letzten Zwei nicht essen;
Doch zur Zeit der ersten Zwei
Wird das Ganze gern gegessen.

7.

Männlich bin ich ein häßlicher Fehler
Sächlich aber ein stattliches Kleid;
Manchen Roßkamm mach ich zum Hehler;
Manchen Pferdeknecht plag' ich mit Neid.

8.

Mit Feuer mach ich Viele wund,
Mit Wasser Viele auch gesund;
Mit Feuer mach ich bleich und todt,
Mit Wasser frisch und lebensroth.

9.

Nimmt sich der Spieler nicht in Acht,
Mit einem Fehlwurf ist's gemacht.
Es schmeichelt, schmunzelt, brllt und beißt,
's ist pudelnärrisch. Wie's wohl heißt?

10.

Gib acht, es thut's der Mond, die Sonne,
Das Herz, das Geld, das Eis, der Teig,
Die Thür, der Knopf, das Land, die Rechnung,
Die Saat im Feld, die Knosp, am Zweig.

11.

Den Koch, den Wirth, den Millionen kennen,
Die besten ihres Gleichen sollst Du nennen,
Der Gast, dem selber sie die Tafel decken,
Rühmt laut, wie trefflich Speis' und Trank ihm schmecken.

12.

Wir sind's und werden's sein nach ew'gem Loos,
Drum sind wir jung und alt und klein und groß,
Und reich und arm und thöricht und verständig;
Sind's todt auch, doch nicht so, wie einst lebendig.

Digitized by Google

Das Kreuz.

Von Anna Benedikt.

Du meines Glaubens tiefes Zeichen,
Du ernstes, hochverehrtes Kreuz!
Nichts aus der weiten Erde Reichen
Hat für den Christen solchen Reiz.

Wo Christen bei einander wohnen,
Da blickt man gläubig auf zu dir,
Du bist der schönste Schmuck der Kronen,
Viel schöner als der Perlen Zier.

Du stehest an dem Wiesenraine,
Und fromme Beter kehren ein,
Hoch oben auf dem Felsensteine
Umfunkelt dich der Sterne Schein.

Aus schweigsam finstrer Grabes Zelle
Erhebet tröstend sich dein Bild,
Und gießet sonnige Glaubenshelle
Auf der Verwesung Nachtgefild.

Zum Kreuze will ich betend blicken
In meiner Tage Lust und Schmerz,
Es liebend treu noch an mich drücken
Bricht einst das Auge, bricht das Herz.

Vaterunser.

Von Anna Benedikt.

Vater unser! spricht der Priester bei dem Opfer am Altare;
Vater unser! haucht in Einfalt Mütterchen im Silberhaare;
Vater unser! fleht der König in des treuen Volkes Mitte;
Vater unser! rührt die Herzen bei des kranken Bettlers Bitte;
Vater unser! lallt das Kindlein, faltet fromm die kleinen Hände;
Vater unser! auf den Lippen grüßt der Greis sein nahes Ende.

Digitized by Google

Heinrich Findelkind.

Dreizehntes Kapitel.

Der Weg zum Herzog Leopold.

Das war eine lange, mühsame Reise! Heinrich hatte von dem „heiligen Almosen“ zaghaft einen sehr geringen Theil genommen. Er dachte keinen Augenblick daran, daß derselbe sein eigenes, mühsam verdientes Geld sei, und ging damit sparsamer um, als ein Bettler. Wo er eine Herberge um „Gotteslohn“ fand, nahm er sie freudig an; wo er bezahlen mußte, kargte er sich die Speisen vom Munde ab.

So war also sein jahrelanger Wunsch erfüllt und er befand sich auf dem Wege in die weite Welt. Aber es kam doch ganz anders, als er es sich damals geträumt hatte. Vom reinen, tiefblauen Himmel war wenig zu sehen; die graue Schichte lagerte sich undurchdringlich davor; Sebastians geschilderte Herrlichkeiten lagen alle unter der Schlummerdecke des Winters, sein Eispanzer umschloß die Bäche, die Sonne zerriß nie den über die Gegend gebreiteten Vorhang und Heinrich that also besser, in seine innere Welt zu blicken. Da gab es die mannigfaltigsten Bilder, aus Hoffnungen gewebt und sie verkürzten ihm seine Wanderung auf's Angenehmste. Er dachte sich in alle nur möglichen Erlebnisse hinein; er machte in seinen stillen Unterredungen bald den Herzog, bald den Heinrich und formte die schönsten Gespräche. Diese Bilder trieben ihn rastlos weiter, nicht einmal zu Inspruck hielt er einen Rasttag nur um bald an sein erstes Reiseziel, von dem jedes weitere abhing, zu gelangen. Aber je näher er demselben kam, desto bleicher wurden die Bilder, ihre Gestalten verschwanden in Nebel und die Zuversicht verlor den frischen Pulsschlag.

Er hatte Graz erreicht und sah die Hofburg vor sich liegen. Reisige, Knappen und Ritter sprengten auf stolzen Rossen einher; ein reges Getreibe füllte die engen Straßen; Alles schien Eile zu haben und Keiner sich um den Andern zu kümmern. Heinrich war noch nie in einer so großen Stadt gewesen und fühlte sich unbehaglich. Da gab's keinen freundlichen Gruß, wie draußen auf der Heerstraße, oder auf dem Arlberge; die Menschen thaten gegen einander nicht, als ob sie von gleicher Art seien und Heinrich, der bisher immer bereit gewesen war, sein Leben für den Fremdesten zu wagen, brauchte alle Vorsicht, um nicht niedergeritten zu werden. Dies war seine erste Welterfahrung und sie bereitete ihm bitteres Weh, denn wie konnte er hoffen, daß solche Menschen etwas für die fremden Wanderer des Arlberges thun würden. Er suchte sich eine stille, abgelegene Herberge und beschloß, einen Tag zu rasten, ehe er den Gang zum Herzog unternahm.

Digitized by Google

Als er des andern Tages sich in der Stadt umschaute und wieder in das drängende Gewoge der Reiter kam, ward ihm nicht besser zu Muthe. Er näherte sich der Hofburg und blickte neugierig durch das Thor; dann wagte er näher zu treten, aber der Thorwärtl wies ihn zurück. Es ging schon gegen den Abend und noch hatte er seinen frischen Muth nicht wieder erlangt. Da kam er zu einer offenstehenden Kirche und trat hinein. Zum erstenmale, seitdem er die Stadt betreten, überfluthete ihn ein Heimathsgefühl. Er näherte sich den Stufen des Altares, wo die ewige Lampe brannte, kniete nieder, legte sein Gesicht in die Hände und rief zu seinem göttlichen Helfer mit aller Seeleninbrunst. Als er sein Gesicht wieder emporrichtete, war's ihm, als ob Alles rings umher in farbigen Schimmer getaucht sei. Die Sonne war zum Abschiedsgruße des Tages hervorgetreten und verklärte die buntgemalten Fenster, daß die Gestalten der Heiligen wie im Himmelsglanze erschienen. In Heinrichs Seele aber leuchtete das Licht des Glaubens und er fühlte einen mächtigen Schutz. Rasch erhob er sich; er war wieder Heinrich Findelkind, der keine Furcht kannte. Sein Gang hatte die frühere Leichtigkeit erhalten und wie er seiner Herberge zuschritt, kamen ihm die Menschen und Gassen freundlicher vor. Der letzte helle Sonnenschein verhieß ihm einen guten Tag und er beschloß, am nächsten Morgen sein Unternehmen zu wagen. Bald legte er sich zur Ruhe, glückverheißende Traumbilder umschwebten seinen Geist und als er am Morgen erwachte, sprang er frischen Muthes empor, kleidete sich in sein Festtagsgewand: das braune bis gegen das Knie reichende Wams, die engen von Riemen umschlungenen Beinkleider und Jackleins Schwert im Ledergurte. Die Wirthin blickte mit Wohlgefallen auf den schmunken Jüngling, der mit frohem Gruße seinen Weg antrat.

Ja, er konnte sich sehen lassen, unser Heinrich. Zu den krausen, blonden Haaren hatte sich ein Bärtchen um die Lippen gesellt; die blauen Augen sahen frisch und klug aus dem gebräunten Gesichte in die Welt; sie spiegelten die reine Seele wieder und der Frohsinn schwamm drin, wie das Fischlein im Bach. Seine Glieder, voller Kraft und Ebenmaß, zeigten jene Gewandtheit, die ihm seine kühnen Bergwanderungen verliehen hatten und das malerische Gewand jener Zeit zeigte seine schöne Gestalt auf's Beste.

Sein erster Gang war wieder in die Kirche, dann schritt er furchtlos auf die Hofburg zu. Dort herrschte die größte Regsamkeit, trotz des kalten, aber hellen Wintertages. Einige Ritter tummelten ihre wilden Rosse; Knappen und Diener standen umher; die Knechte rieben die Waffen blank oder hielten gesattelte Pferde an den reich geschmückten Zäumen; bunte Gewänder, wallende Federn, goldene Kettlein zeugten von dem reichen fürstlichen Hoflager.

Heinrich überschaute all dieses eine Weile aus der Ferne und sein junger Geist flog mit Entzücken in den Kreis. Nun trat er, sich seines

Digitized by Google

Zweckes erinnernd, vorwärts und wollte durch den Hof schreiten, als der Thorwart ihm entgegentrat und mit den Worten seinen Gang hemmte: „He, flinker Geselle! wo aus? Was suchst Du da drinnen?“

Heinrich zog höflich seine Mütze ab und entgegnete mit zuversichtlicher Stimme: „Ich muß in einem wichtigen Geschäfte zum Herzog, Meister Thorwart. Seid so gut und sagt mir, durch welche der vielen Thüren es geht.“

„Oho!“ rief der Mann, — „zu Niemand weiters, als zum Herzog? Das geht so flugerschnell nicht, mein Jüngelchen. Wer hat Dich zu ihm beschieden?“

Heinrich war durch diese Frage etwas betroffen; aber schnell gewann er wieder seine kecke Art und sagte: „St. Christoph, unsers Herrgotts fürnehmer Diener.“

Nun lachte der Thorwart aus vollem Halse und rief: „Hast ein Schreiben von ihm? zeig mir's doch!“

Heinrichs Seele empörte sich über den vermeintlichen Spott; seine Wangen rötheten sich im Zorne, aber sie kühlten sich wieder, als er des Thorwarts gutmüthiges Gesicht betrachtete und dieser, seine Entrüstung bemerkend, nun freundlich hinzusetzte: „Unsern Herrgott und St. Christoph in Ehren! aber solch ein Paß ist bei uns nicht im Brauch und noch nie dagewesen. Doch Du gefällst mir; drum sag mir jetzt gerad heraus: was willst beim Herzog?“

„Nichts für ungut, Meister Thorwart, das kann ich nur dem Herzog selber sagen“ — entgegnete Heinrich.

„Aber wie willst zu ihm kommen?“ war die Gegenfrage.

„Nun, ich mein halt, durch eine der vielen Thüren dort, Meister Thorwart. Sagt mir nur, welche die rechte ist.“ —

Wieder lachte der Mann über die Unkenntniß des Jünglings, was Brauch sei an einem herzoglichen Hoflager und sagte: „O, auf die Thüren kommt's nicht an; alle führen zum Herzog; aber ob sie Dich hineinlassen, Junge, das ist's! Bei denen, die davor stehen, gilt Dein Paß noch weniger als bei mir.“

Auf's Neue regte sich in Heinrichs Herzen die Entrüstung und er murrte: „Unser Herrgott ist doch gewiß der Vornehmste, und zu dem kann man alle Tag und Stunden ungehindert; sein Hofstaat, die lieben Heiligen, helfen Einem noch dazu. Sagt mir, Meister Thorwart, wen muß ich bitten, daß er mich zum Herzog führt?“

„Hast keinen Gönner hier unter dem Rittervolk?“ frug nun der Thorwart. Heinrich schüttelte traurig den Kopf und der Mann sagte weiter: „Nun, so versuch's in Gottes und St. Christophs Namen frischweg.“

Heinrich blickte ihn fragend an und der Thorwart gab ihm folgenden Rath: „Zuerst mach, daß Du ungefährdet durch den Hof kommst; halt Dich

Digitized by Google

nur an die Mauer, dräng Dich nicht durch eine Gruppe, sondern wart hübsch geduldig, bis Du unbemerkt durch kannst. Dann geh zur Thüre links, wo zwei Knappen stehen. Mach Deinen tiefsten Bückling vor jedem der Junker Naseweis und trag Deinen Wunsch, zum Herzog zu kommen, vor. Wenn sie Dich hineinlassen, dann steig die große Treppe hinauf bis zur doppelten Thür. Da stehen zwei Männer mit Hellebarden und wenn sie Dich nicht anspießen, geh muthig hinein. Im Vorzimmer stehen zwei Pagen; wenn sie Dich rauh anfahren, so mach den allertiefsten Bückling und bedank Dich schön; vielleicht führen sie Dich zum Kämmerer. Dem trag frischweg Dein Anliegen vor, damit er's dem Herzog melden kann, so ist's der Brauch. Bist Du erst beim hohen Herrn selber, dann nur gerad heraus mit der Sprach; so liebt er's, denn es ist ein leutseliger Herr und laßt mit sich reden."

Unserm Heinrich schwindelte beinahe der Kopf vor Thüren, Pagen, Rittern und Kämmerern; aber er dachte an seinen mächtigen Beistand, welcher ihm durch den Eispalast des Arlberges, über die Abhänge und Schluchten geholfen hatte. Er dankte dem Thorwart für die gegebene Auskunft und schritt in den Hof. Der Mann rief ihm noch nach: „Eh' wieder hinausgehst, sprich bei mir im Thorstüberl ein und erzähl mir, wie's gegangen ist; wir wollen dabei einen Becher Wein mitsam leeren."

Heinrich blickte nochmal grüßend zurück und ging mit abgezogener Mütze längs der Mauer hin; so oft ihm Zwei oder Drei den Weg versperrten, wartete er geduldig. Aber schon das drittemal packte ihn Einer unsanft beim Arme und rief: „He da! was soll's hier in dem Burghofe? was gibt's zu horchen?" —

Heinrich entgegnete bescheiden: „Ich habe nicht einmal Eure Stimmen gehört; haltet mich nicht auf, denn ich muß zum Herzog."

Da rief der Mann: „Du lügst! der Herzog läßt heute Niemand vor; wir haben den Befehl, Jeden abzuweisen; er hat mit Andern Rath zu halten, als mit Dir."

Ein schmerzliches Gefühl durchströmte bei dieser Nachricht Heinrichs Brust. Sollte er so weit gereist sein und nun am Ziele, nur durch einige Thüren vom Herzoge getrennt, nicht einmal dessen Ohr erreichen! Aber diese Ueberlegung verlieh ihm Ausdauer und er sagte: „Und ich muß doch zum Herzog! Ich geh zu ihm und wär's mitten durch Schwerter und Spießen, ja, wär's an der Mauer senkrecht hinauf, wie an den Felswänden am Arlberge."

„So ist's gemeint?" rief nun der Dienstmann. „Ei, für solches Gelichter, das dergleichen Wege sucht, gibt's Gefängnisse genug, um ihnen das Handwerk zu legen. He da!" — rief er einigen Knechten; „packt den Burschen und führt ihn zur Thorwacht."

Heinrich sah nun zu spät ein, daß er in seiner Freimüthigkeit eine zu kühne Sprache gewagt habe. Er blickte den Mann demüthig bittend an

Digitized by Google

und ſagte: „Thut nicht, als ob ich ein Dieb wäre, der beim Herzog einbrechen wollt. Ich will ihm nichts nehmen; ich will ihm eher was geben.“

„Hoho!“ ſchrie nun der Mann. „Zeig's vor, was Du zu bringen haſt und iſt's recht fürnehm, wie Du darnach ausſiehſt, will ich's dem Kanzler ſagen, daß er's in der Schatzkammer verwahrt.“

Heinrich wurde roth und bleich. Er hatte an das Leben all der verirrten Wanderer gedacht, die er bereits gerettet und noch retten wollte; er hatte daran gedacht, daß ſie meiſt Landeskinder des Herzogs ſeien, ihm zu eigen mit Gut und Blut, wenn es galt, ihm zu dienen; nun brachten dieſe mißverſtandenen Worte ihm eine neue Verlegenheit ein und er erſchien als Betrüger. Bereits war er zum Mittelpunkte eines Kreiſes geworden und erkannte in allen Geſichtern drohenden Ernſt.

In dieſem Augenblicke ſprengte ein Ritter in den Hofraum und gerade auf die Gruppe zu. Es geſchah ſo unbemerkt, daß ſie auseinanderſtob und das feurige Thier, dadurch ſcheu gemacht, ſich in die Höhe bäumte und ſeinen Reiter in Gefahr brachte. Der aber ſaß feſt; ſeine Sporen drangen zornig in die Seiten des Roſſes, der Zügel zog ſich ſtraff an; Pferd und Reiter kämpften um die Obermacht und der Letztere bändigte das ſchäumende Thier, daß es endlich wie feſtgemauert ſtand. Aber der Kampf um die Oberherrſchaft hatte des Ritters Blut in Wallung gebracht und er benützte den erſten Gegenſtand, es abzukühlen. Indem er vom Rücken des Roſſes zur Erde ſprang, gewahrte er Heinrich und rief nun: „Was geht hier vor? Was will der Fremde im Burghofe?“

Da klang's von mehreren Seiten: „Er iſt ein Spion; — er will zum Herzog an der Mauer hinauf klettern; 's iſt einer der Schweizer!“

Heinrich hörte mit Entrüſtung alle die Worte und ſprach nun, indem er mit glühendem Antlitz in des Ritters Geſicht ſchaute: „Glaubt's nicht, Herr! ich bin nur Heinrich Findelkind vom Arlberge.“

Bei dieſen laut geſprochenen Worten hatte ſich die Stimmung plötzlich geändert. Ein ſchallendes Gelächter entſtand und dazwiſchen hörte man: „Er ſucht ſeinen Vater; der Herzog ſoll ihm helfen, ihn aufzufinden.“

War Heinrich zuvor ein Gegenſtand des Mißtrauens geweſen, ſo wurde er jetzt die Zielſcheibe des Spottes. Allerlei Witzreden flogen durch die Runde und das Wort „Findelkind“ war das Loſungszeichen dazu. Die Einen riethen, eine Wiege zu holen und ihn darin zum Herzog zu tragen; die Andern, ihm das Maul mit Brei zu ſtopfen und Jeder hatte einen neuen Scherz in Bereitſchaft. Heinrichs Entrüſtung durchbebte ſeinen ganzen Körper; er ballte die Fäuſte, ſtand keck aufgerichtet in dem Kreiſe und preßte die Lippen zuſammen. Aber bald gewann der heilige Ernſt ſeiner Sache die Oberhand. Er rief mit ganzer Seele zu Gott um Hilfe

Digitized by Google

und wie schon oft in seinem reichbeschützten Leben, kam diese auch zur rechten Zeit. Es war ihm, als ob er mitten durch den Lärm eine bekannte Stimme vernähme und wie er sonst auf den ersterbenden Hilferuf gelauscht hatte, strengte sich jetzt jeder Gehörnerv an. Sein Auge begann zu leuchten, sein Gesichtsausdruck wurde hoffnungsvoll, all die Pfeile des Witzes und Spottes prallten ab von seiner Brust. — Aus einem geöffneten Burgfenster drang ein Lied herab und er rief: „Hugo von Montfort! er ist's, er ist's!“ und ohne sich um die erstaunten Ritter und Knechte zu kümmern, sang er aus voller Brust:

„Die Blum in Waldesschlüften,
Das Gold in Erdenklüften,
Des Himmels Dach, des Meeres Grund“ —

und jetzt zeigte sich Hugo von Montfort an dem Fenster; seine Stimme vermischte sich mit Heinrichs:

„Das alles ist Dir, Herre, kund
Und hüten's Deine Hände;“

dann verstummte die Stimme von Oben und Heinrich sang allein den Schluß:

„Und alles himmelische Heer
Sprich Deine Treu, und Güte nicht zu Ende.“ —

Heinrich hatte eben den Sang vollendet, als eiligen Schrittes Hugo von Montfort aus einer der Thüren trat und schon von Weitem rief: „Du hier, Heinrich! willkommen in der Hofburg zu Graz!“ und er streckte beide Hände zum Gruße aus.

Erstaunen erfüllte die Umstehenden; sie traten zurück; Hugo schlang seinen Arm in den des Jünglings und führte ihn fort, während Heinrich seine eben bestandene Noth erzählte.

„Aber was willst Du beim Herzoge?“ rief nun Hugo von Montfort. Mit warmer Theilnahme horchte er auf Heinrichs Mittheilung und rief dann: „Du kommst zu guter Stunde! Mein Vetter Werdenberg soll Dir helfen auf diesem Horst, wo der österreichische Adler im Banner thront, wie Du ihm einst geholfen hast auf dem Arlberge. Er ist hier, um mit dem Herzoge wegen der Abtretung seines Landes zu verhandeln und ich habe ihn begleitet. Warte in meiner Stube, ich will ihn aufsuchen.“

Nach einer Weile kehrte Hugo mit dem Grafen zurück, der aus seinem Feinde ein Beschützer geworden war, und ihm entgegenrief: „Willkommen, Heinrich! der Herzog soll Dich anhören trotz aller Reichsgeschäfte, trotz Kanzler und Hofschranzen.“ Dann eilte er fort.

Hugo brachte einen Becher Wein zur Stärkung und Heinrich erzählte nun seine Erlebnisse seit ihrer letzten Begegnung. Hugo lachte über den armen Sebastian, welchen er gar wohl kannte und hielt ihn für einen trefflichen Herold in Heinrichs Sache. Dann sang er einige seiner neusten Lieder

Digitized by Google

und als Heinrich begierig lauschte, war's ihm nicht anders, als ob er den Sonnenschein im Herzen fühlte und seine Hoffnungen als Blumen aufsproßten.

Nach einer geraumen Zeit stürmte der Graf in das Gemach und rief: „Folge mir zum Herzog Leopold!“

Vierzehntes Kapitel.

Heinrich vor dem Herzoge.

Heinrich folgte seinem Führer schweigend durch die Gänge der Hofburg, welche kein Ende zu nehmen schienen, bis sie in einen Vorplatz mündeten. Dort standen die Wachen und Pagen, von denen der Thorwart berichtet hatte; aber sie wichen ehrerbietig vor dem Grafen zurück, der sie nicht zu beachten schien und stolz durch ihre Reihen schritt.

Heinrichs Herz begann immer heftiger zu pochen, je mehr er sich dem Ziele näherte. Er suchte sich zu ermuthigen, daß der Herzog ja auch ein Mensch sei, wie ein anderer, wenn auch reicher, mächtiger und fürnehmer, und daß er unter Gottes Leitung stehe. Aber er mochte sich dieses noch so oft vorstellen, sein Herz pochte darum nicht weniger heftig und schien bis zum Gehirne hinauf zu klopfen. Nun hatten sie das letzte Vorzimmer durchschritten; sie standen vor zwei vergoldeten Flügelthüren und die Pagen öffneten sie. Ein Glanz von Spiegeln, Farben, Sammt, Seide, Gold und Silber strömte ihnen entgegen und blendete Heinrichs Augen, die noch niemals solche Herrlichkeit erschaut hatten. In der Mitte des Gemaches stand der Herzog. Er hatte die eine Hand auf den mit Pergament überdeckten Tisch gestützt, die andere ruhte auf dem Schwertknaufe. Sein Anzug bestand aus schwarzem Sammt der mit Silber gestickt war, auch der kurze rothe Mantel war mit Gold verziert und mit Hermelin gefüttert. Seine Gestalt war voller Jugendkraft und das Gesicht, vom dunklen Barte umsäumt, zeigte Ernst und Milde zugleich.

Heinrich blieb schüchtern an der Thüre stehen; er sah, wie der Herzog dem Grafen mit dem Haupte ein Zeichen gab und dieser sich entfernte. Er suchte nach all den schönen Reden, die er sich auf seiner Reise ausgedacht hatte; aber sie waren fort, gleich den Zugvögeln im Winter und er konnte kein Wort hervorbringen. Der Herzog hingegen betrachtete den Jüngling mit prüfendem Blicke eine ziemliche Weile; dann rief er mit jener klangvollen Stimme, welche wie Glockenton, erhebend und zugleich besänftigend zum Herzen dringt: „Tritt näher; wer bist Du und was ist es, Klage oder Bitte, was Du mir nur allein sagen willst.“ —

Bei diesen milden Worten strömte es über Heinrichs Seele, wie das vom Frühling gelöste Wasser, welches in Silberbächen über die Felswände rauscht. Sein hoher Beruf verlieh ihm Begeisterung; er richtete sein Haupt empor; aus seinen Augen leuchtete der Geist reiner Menschenliebe, all seine

Digitized by Google

Unbefangenheit war zurückgekehrt, indem er sagte: „Gnädigster und durchlauchtigster Herr, ich bin Heinrich Findelkind.“

„Ein Findelkind!“ rief der Herzog mit Erstaunen und Theilnahme. Auf's Neue ruhte sein Blick auf dem schönen Jünglinge und verdüsterte sich in der stillen Anklage jener grausamen Eltern. Dann sprach er mit Wohlwollen: „Und Du kommst zu mir, um Dein Recht zu fordern von den Eltern, die Dich aussetzten und verstießen? Es soll Dir werden! sprich frei heraus.“

Heinrich entgegnete rasch: „Nein, hoher Herr, ich suche nicht Vater noch Mutter. Gott selber ist mir mein Lebtag der beste Vater gewesen. Es wär' ja eine Sünd', wenn ich für mich noch was Besseres wollt', als ich schon hab.“

Die dankbare Rückerinnerung an die Schicksale seiner Kindheit näßte Heinrichs Auge; der Herzog forschte mit erhöhter Theilnahme: „Und was ist es also, das ich Dir gewähren soll, Heinrich Findelkind?“ —

Der Jüngling blickte dem Herzog vertrauend in's Auge und sagte: „Gnädigster Herr, darf ich Euch Alles frei heraus erzählen, wie's hergegangen ist?“ — Er hielt inne und als der Herzog beistimmend nickte, fuhr er fort: „Ich bin als kleines Kind ausgesetzt worden im kalten Herbst und in der Nacht unter einem Eichbaum; von wem weiß ich nicht; aber ich wär sicherlich umgekommen vor Kälte, wenn mich der Meier von Kempten nicht in seinem Arm in's Haus getragen und voller Erbarmen aufgezogen hätt'. Als er arm geworden ist und kein Brod für seine eignen neun Kinder mehr gehabt hat, bin ich freiwillig fortgegangen bis zum Jacklein auf dem Arlberge, von zwei barmherzigen Pilgern geführt. Und auch der Jacklein hat mit mir neunjährigen Buben Erbarmen gehabt, daß ich sein Vieh hüten durft für Lohn und Kleidung. Schaut, gnädigster Herr, so gut ist mir's aus lauter Gnad gegangen! Aber in der drauf folgenden Zeit von 10 Jahren hab' ich viel Elend gesehen. Es ist im Winter ein arg böser Weg über den Berg, wenn der Schnee Alles zudeckt, wenn die Lawinen stürzen, und auch im Frühling, wenn plötzlich der Föhn weht und das aufgelöste Schnee- und Eiswasser herniederrauscht von der Felswand. Da kommen oft die Wanderer vom rechten Weg ab und liegen im Schnee begraben, bis er schmilzt und sie von den wilden Thieren aufgefressen werden. O Herr, das hat mich jämmerlich erbarmt! ich hätt' mir können die Augen ausweinen über all das Elend und dabei hab' ich immer denken müssen, wie mir's auch schlecht gegangen wär, wenn die guten Leut sich meiner nicht angenommen hätten.“

Heinrich hielt inne und seufzte aus tiefster Brust. Der Herzog hatte seine Augen gedankenvoll auf den Boden gerichtet; aber bei Heinrichs Schweigen erhob er sie, zum Zeichen, daß er fortfahren solle; und dieser begann auf's Neue: „Gnädigster Herr; ich hab Tag und Nacht gesonnene, wie man dem Elend abhelfen könnt und ob meine ersparten fünfzehn Gulden nicht dazu

Digitized by Google

helfen möchten, daß Jemand den Anfang machen thät. Aber kein Mensch hat gewollt und so hab ich's selber begonnen mit Gottes und St. Christophs Beistand. Vierzig Menschen sind freilich in sieben Jahren gerettet worden, aber wie viel noch zu Grund gegangen sind, ist nicht zu zählen. Und da bin ich hergelaufen zu Euch, gnädigster Herr, daß Ihr mir helfen sollt, denn Ihr seid reich und mächtig und um das fleh ich Euch an mit aufgehobenen Händen. O Herr, habt Erbarmen!"

In des Herzogs Blicken malte sich Rührung, als er frug: „Aber wie soll ich Dir helfen, Heinrich? Ich kann mit meinem Schwert nicht gegen Schnee und Lawinen kämpfen; ich kann wohl die Bedrängten beschützen, nicht aber die, so in Irre gerathen."

Heinrichs Zuversicht wuchs bei diesen gütigen Worten und er sprach: „O Herr! ich meine so: Es gibt so viele reichen Leute in der Welt, bei denen will ich herumziehen und bitten um Almosen und um eine jährliche Beisteuer; aber damit sie mir glauben, fleh ich Euch an um einen Geleitsbrief, mächtiger Herr. Dann laßt mich von dem Geld ein Haus bauen auf dem Arlberge für die armen Wanderer, daß sie dort Herberge haben, wenn Ungewitter oder Krankheit sie überfällt. Helft mir, daß mich Niemand daran hindert, sondern mir beisteht, wer immer kann."

Der Herzog war von diesen schlichten, warmen Worten und diesem Opfermuthe tief ergriffen, und er rief: „Es sei! ich will Dir helfen bei Deinem Werke, so gut ich kann!"

Da sank Heinrich von seinem jubelnden Gefühle überwältigt, auf seine Kniee, ergriff mit beiden Händen des Herzogs Rechte, küßte sie und Thränen des Dankes quollen und tropften darauf. Der Herzog blickte gerührt auf des Jünglings Dankesausdruck und legte dann seine Hand wie im Segen auf dessen Haupt, indem er sagte: „Gott geleite Dich auf all Deinen Wegen und gebe Dir Muth und Demuth, Dein angefangenes Werk zu vollenden; Beide wirst Du von Nöthen haben, Heinrich, in unserer Zeit des rauhen Kampfes. Aber Du sollst nicht zu Fuß ziehen langsam und gefährlich mit dem Schatze, den Du Dir erbettelst. Ich will Dir ein Pferd schenken zu Deinem und St. Christophs Dienste. Nun steh auf; in Bälde sollst Du weiter von mir hören."

Der Herzog neigte zum Abschiede sein Haupt und Heinrich schritt freudig von hinnen durch die Gänge, wo er Hugo von Montfort, seiner harrend, traf, dem er sein übervolles Herz ausschüttete. An dessen Seite schritt er wieder durch den Hofraum, wo sich bereits die Kunde, daß der Herzog ihn empfangen habe, verbreitet hatte. Verwundert folgten ihm die Blicke der Ritter und Knappen; der alte Thorwart aber mahnte ihn an sein gegebenes Versprechen. Dies ließ er sich nicht zweimal sagen und als Hugo ihn verließ, saßen gleich darauf die Beiden vor der gefüllten Kanne. Der perlende

Digitized by Google

Wein und die sprudelnde Freude waren treffliche Gesellen und der alte Thorwart hörte Heinrichs Bericht mit reger Theilnahme.

Von der Thorstube aus machte Heinrichs Erlebniß bald die Runde durch die Hofburg. Nun war er nicht mehr der verspottete Fremdling; mancher der Ritter tilgte den frühern Hohn mit einer Gabe.

Auf diesen wichtigen Tag in Heinrichs Leben folgte jenes heilige Erinnerungsfest, welches das Erbarmen und die Liebe in die Welt gebracht und jenes ewige Licht angezündet hatte, das zu jeder Tugend den leuchtenden Strahl sendet. Als Heinrich in der Kirche kniete, als der Orgelton das Gloria verkündete, da war ihm nicht anders, als ob er einer der Hirten vor der Krippe sei und er im Glanze der Weihnacht zu seinem Berufe eingesegnet werde.

So kam der vierte Tag seines Aufenthaltes in Graz. Als er wieder bei Hugo erschien, trat ihm Graf Albrecht von Werdenberg entgegen, in seiner Hand zwei Pergamentblätter haltend. Schon von Weitem rief er ihm zu: „Hier ist des Herzogs Geleitsbrief!“

Heinrich überschaute das eine Blatt; eine farbige Schrift leuchtete ihm entgegen, und den Schluß bildeten lauter gemalte Wappen. Da prangte zuerst das österreichische: der goldene Adler auf schwarzem Felde mit der wallenden Fahne darüber. Daneben schimmerte auf grünem Grunde das silberne Pantherthier mit doppeltem Schweife, den rothen Feuerstrahl aus Mund und Ohren speiend: Steiermarks Abzeichen. Diesem zur Seite stand das von dem Herzogthume Krain: auf schneeweißem Felde der blaue Adler, dessen Brust mit dem wachsenden Monde aus Roth und Gold umschlungen. Den Schluß bildete das Wappenschild von Tyrol und zeigte den rothen Adler im silbernen Felde.

Heinrichs Augen waren ganz geblendet. Dies übertraf an Schönheit sogar Bruder Anselms Heiligenbuch und er segnete jene Stunde, wo er den Anfang zum Lesen gemacht hatte. Mit Andacht las er das Folgende:

„Landesfürstliche Freiheit für Heinrich, den Stifter.

Wir, Leupold, von Gottes Gnade Herzog zu Oestreich, zu Steyr, zu Kärnthen, zu Krain, Graf zu Tyrol, erklären öffentlich mit diesem Brief für uns und unsere Erben, und thun kund allmänniglich, gegenwärtigen und zukünftigen: wie der arme Knecht Heinrich von Kempten, der in seiner Kindheit ein funden Kind war und unserm getreuen Jacklein über Rain lang gedient hat und mit solcher Andacht und Begier vor uns kam, daß er wollt gern ein Haus bauen auf dem Arlberg und wohnen und sitzen, allermeist um der fremden und armen Leut willen, damit die Herberge da hätten, wenn sie vor Ungewitter oder Krankheit nit vörder kommen möchten, daß sie da nicht verdürben, als zuvor ist gar oft geschehen. Also haben wir angesehen

seinen guten Fürsatz und betrachtet, daß viel guter Ding angefangen worden ist von einfältigen Leuten und haben ihm um Gottes- und seiner fleißigen Bitt willen erlaubt und gegonnen, ein Haus zu machen auf dem ehgenannten Arlberg, an welcher Stätte des Weges es am allerbesten stehen mag. Darum bitten wir Alle, die enhalben oder dieshalben darum gesessen sind, oder die über denselben Berg reiten oder gehen, daß sie ihm dazu förderlich und behulfen seien, auf daß er die Arbeit und das Werk vollbringen mag, und empfehlen auch ernstlich allen unsern Hauptleuten und Amtleuten, daß sie ihn dabei schützen und schirmen von unser wegen, daß ihm Niemand an der ehgenannten Arbeit kein Leid noch Irrung thue in kein Weg; wie das gänzlich unsere Meinung ist mit Urkund dieses Briefes.

Gegeben zu Graz am St. Johannistage zu Weihnachten 1386."

Nun reichte Graf Werdenberg dem Jünglinge das zweite Blatt. Darauf verbrüderten sich der Herzog Leopold und noch drei Fürsten aus dem Erzhause sammt ihren Gemahlinnen mit der Zusicherung eines jährlichen Beitrages.

Als Heinrich dies Alles gelesen hatte, schüttelten ihm der Graf und Hugo die Hände in theilnehmender Freude. Dann führten sie ihn inab zum Hofe, wo ein gesatteltes und gezäumtes Pferd, des Herzogs Geschenk, stand Muthig schwang sich Heinrich in den Sattel und winkte seinen Gönnern zum Abschiede. Er sprengte in seine Herberge, machte sich reisefertig und schon am nächsten Morgen zog er hinaus in die weite Welt.

Fünfzehntes Kapitel.

Erstes Reise-Erlebniß.

Heinrich ritt wohlgemuth durch die klare Winterlandschaft. Dies war nun schon ein ganz anderes Reisen, als vom Arlberge nach Graz und er überdachte, ob es nicht gar zu stattlich und fürnehm sei für einen so armen Burschen, der betteln gehe; sein demüthiges Herz fürchtete sich vor Gottes Mißfallen. Dann aber beruhigte ihn der Gedanke, daß er ja nicht seiner selbst wegen reite und gerne zu Fuße pilgern würde, daß er aber zu Roß schneller vorwärts komme und leichter das heilige Almosen wahren könne. Er dankte also nochmals dem Herzog im Stillen für das gnädige Geschenk, klopfte dem Rößlein ermunternd auf den Nacken und weiter ging's in die Welt hinein.

Die Berge ragten mit ihren silberblinkenden Häuptern in die blaue Himmelsluft; tausende von Flämmchen leuchteten im Schnee; die ganze Natur schien noch die Weihnacht zu feiern und dem ewigen Lichte entgegen zu flammen. Heinrich dachte an die Weisen aus dem Morgenlande, welche ein Stern führte und vertraute gleichfalls einer höhern Leitung. Er suchte ja auch die Liebe und Barmherzigkeit, wenn auch nur die menschliche. Gleich

Digitized by Google

den Weisen wollte er das Gold dieser Barmherzigkeit dem Jesuskinde bringen mit aller Demuth des Herzens.

Auf diese Art waren Heinrichs Gedanken, als er seines Weges zog. Dann überlegte er auch, wohin er sich zuerst wenden solle. Hugo hatte ihm die edelsten, reichsten und mächtigsten Geschlechter genannt und er beschloß, zuerst nach dem Schlosse Ortenburg zuziehen, das dem Grafen Wilhelm von Cilley und seinem Onkel Hermann gehörte, welche Beide zwar jetzt auf einem ritterlichen Zuge sich befanden; aber die Wittwe Adelheid und Anna, die polnische Königstochter, Graf Wilhelms Gemahlin, lebten dort. Er dachte an seine Pflegemutter zu Kempten und an Martha auf dem Aribergе, wie barmherzig diese waren; sollten es die reichen Edelfrauen nicht um so mehr sein, als sie nur vom Ueberflusse zu geben hatten? Freilich wußte er nicht, wie man sie anrede, aber er hoffte, Gott werde ihm schon das rechte Wort in den Mund geben. Dabei überlegte er nun auch, wie er das unternommene Werk heißen solle. Er hatte oftmals von heiligen Bruderschaften gehört, wo Viele sich zu einem Werke verbanden, und so wollte er das seine die Bruderschaft St. Christophs nennen.

Solche Gedanken und Pläne verkürzten ihm den Weg, bis er zum Flusse Drau gelangte. Nun sah er auch die Zinnen, Thürme, Erker und Mauern von Ortenburg aus der Ferne glänzen. Er legte den Zügel lose auf des Rößleins Rücken und überlegte nun seinen nächsten Plan. Mehrere Hütten lagen an dem Wege, die schon zur Herrschaft Ortenburg gehörten. Im Geiste eines armen Pilgers bat er um eine Unterkunft, mußte aber vergebens an manche Thüre pochen, bis er endlich Aufnahme fand und sein friedliches Aussehen die Furcht verscheuchte, einen fremden Reiter zu beherbergen.

Der Abend war noch ferne; gedrängt von seinem Jugendeifer wollte Heinrich sogleich an's Werk gehen. Er legte seine Urkunde wohlverwahrt auf die Brust unter sein Wams und näherte sich der Burg. Indem er dieselbe staunend besichtigte, überdachte er, wie er sich den Einlaß verschaffen solle, denn die erste Erfahrung hatte seine kecke Zuversicht gedämpft und die kleinen Lucken in dem Erdgeschoße kamen ihm nicht mehr so harmlos vor, wie ehedem.

Um das Schloß zog sich ein tiefer, ausgemauerter Graben, der mit Wasser gefüllt schien, jetzt aber mit blinkendem Eise überdeckt war. Die Zugbrücke konnte eine völlige Abscheidung bilden; in Friedenszeiten, wie die gegenwärtige, war sie Tags über niedergelassen.

Als Heinrich an der Rückseite des Schlosses stand, sah er einige Knaben mit allen Zeichen des Schreckens hin und her laufen. Er näherte sich denselben und errieth bald die traurige Veranlassung. Sie waren aus den Hütten der Nachbarschaft und hatten sich im Winterspiele zu nahe an die Brüstung des Grabens gewagt. Einer ihrer kleinsten Gespielen war im

Digitized by Google

knabenhaften Faustkampfe rückwärts gedrängt worden, ausgegleitet und hinabgestürzt. Nun wußten sich die kleinen Menschen nicht zu helfen und getrauten sich nicht, bei den Schloßknechten um Beistand zu bitten.

Rasch überschaute Heinrich die Scene. Die Mauer des Grabens war tief; aber die Felswände des Arlberges senkten sich noch schroffer und tiefer. Das zerbröckelte Gestein verhieß dem Fuße manchen Anhaltspunkt; hier und dort wuchs auch starkes Geäste durch die Spalten. Es war ihm nicht anders als ob er auf den Arlberg zurückversetzt wäre. Sogleich stemmte er sich mit dem Rücken gegen die Mauer, stieg und rutschte theilweise hinab, indem er sich vorsichtig mit den Händen anklammerte. So erreichte er die Stelle, wo der Knabe lag. Aus einer Kopfwunde strömte das Blut; eine Ohnmacht hatte ihm die Besinnung geraubt und das Gesicht trug die bleiche Farbe des Todes.

Hier galt es, rasch zu handeln. Sogleich legte er sich das Kind auf den Rücken, schlang sich dessen Aermchen um den Hals, fügte die Finger in einander, welche sich krampfhaft schloßen im neu sich regenden Leben. Jetzt trat Heinrich den mühsamern Rückweg an, schob sich an der Mauer empor und erreichte als geübter Bergsteiger glücklich die scharfkantige Brüstung.

Die Knaben hatten mit klopfendem Herzen auf den Retter in der Noth gewartet; ehe jedoch derselbe wieder erschien, waren sie auseinandergestoben, denn von der Zinne gab das Horn das Entdeckungszeichen. Bald sah sich Heinrich von Reißigen umgeben, die scheltend über das freche Bettelvolk ihn dann wieder mit seiner Last allein ließen. Nun fühlte er sich völlig rathlos. Das Kind lag immer noch ohne Bewußtsein auf seiner Schulter und konnte ihm über seine Heimath keine Auskunft geben und doch war schnelle Hilfe von Nöthen. Er hatte den Knaben in seine Arme genommen und suchte das quellende Blut zu stillen, als ein mitleidiges Auge ihn gewahrte. Von dem Hornrufe und den Knechten aufmerksam gemacht, sah das Weib des Thorwarts durch ihr enges Fensterlein und als die rauhen Gesellen sich entfernt hatten, öffnete sie das Seitenpförtchen und winkte Heinrich, einzutreten.

Es war ein enges, düsteres Gemach; aber das knisternde Feuer verbreitete zugleich ein magisches Licht. Mit dem Instinkte des weiblichen Herzens wußte die Frau sogleich, um was es sich handle, schüttelte das Bett zurecht, holte frisches Wasser, und theilte sich mit Heinrich in die Belebungsversuche. Endlich zuckte der kleine Körper, das Blut kehrte in die Wangen zurück, unter Stöhnen schlug der Knabe die Augen auf und schloß sie gleich wieder in der fremden Umgebung; aber die Lippen sogen gierig die dargereichte Milch ein. Dann sank er in einen unruhigen, fieberhaften Schlaf, während Heinrich an dem Lager saß und das Weib zwischen Verrichtung ihrer häuslichen Geschäfte oft mitleidig daneben stand.

Die Nacht war bereits angebrochen, als sich leise die Thüre öffnete

Digitized by Google

und ein freundliches Mädchengesicht hereinschaute. Bei dem sich ihr bietenden Anblicke wich sie scheu zurück, aber das Weib ging ihr entgegen und nun entstand ein Geflüster, begleitet von neugierigen und mitleidigen Blicken. Das Mädchen war die Lieblingszofe der Gräfin Adelheid und besuchte in der Feierstunde ihre Freundin. Als sie heute wieder ging, trug sie einen reichen Schatz von Neuigkeiten mit sich fort, der sich am andern Morgen bei der Gräfin anbringen ließ.

Die ganze Nacht über saß Heinrich vor dem kleinen Kranken und als am Morgen das Weib am Bette erschien, strahlte ihr des Jünglings Auge fröhlich entgegen, denn der Knabe war zum Bewußtsein erwacht und rief nach seiner Mutter. Sobald die gute Frau deren Namen erfuhr, eilte sie von dannen. Sie hatte nicht weit zu gehen, denn auf einem Steine zusammengekauert saß die arme Mutter seit vielen Stunden. Nun stürzte sie in's Gemach und war selig im Anblick ihres wiedergefundenen Kindes.

Heinrich wollte sich eben davonschleichen, als Agnes, die Zofe ihm entgegen kam mit der Aufforderung, sie zu ihrer Herrin zu begleiten. Wie da seine Augen strahlten! Rasch brachte er seine Kleider in Ordnung, zog seine Urkunde hervor und folgte leichten Trittes seiner Führerin durch den Hof und die Gänge bis zum Rittersaale.

Ein schöner Anblick bot sich ihm dar. Die Decke wölbte sich in hohen Spitzbogen gleich einer Kirche; an den Wänden hingen blanke Waffen aller Art, vermengt mit mancher erbeuteten Siegstrophäe, ein helles Feuer loderte in dem Kamine; in der Mitte des Saales befand sich ein überzogener Stickrahmen, vor welchem mehrere Zofen emsig die Nadel führten und bunte Farben mit Seide, Gold und Silber vermengt, hineinstickten. Oftmals mochte die Halle von Sang, Waffen- und Becherklang erdröhnt haben, jetzt wurde sie von den beiden Edelfrauen zur Werkstätte benützt, um die heimkehrenden Burgherren mit dem neuen Banner zu überraschen, und die Arbeit näherte sich bereits ihrer Vollendung. In Eins verbunden sah man hier die Wappen von Henneberg und Cilley. Auf blauem Felde glänzten des erstern drei güldene Sterne und daneben auf silbernem Grunde die beiden rothen Balken, darüber der Helm vom blauen Federschmucke des Grafen Cilley umwallt.

Emsig stickten die Zofen; aber manch verstohlener Blick fiel auf den eintretenden Jüngling. Gräfin Anna trug ihr kleines Aennchen auf dem Arme und hielt die Fingerlein, welche nach der bunten Seide und den glitzernden Perlen langten. Ihr junges, edles Frauengesicht war ein Bild des hoffungsreichen Morgens und wie die klare Luft oftmals keine Spur von dem nicht ferne aufsteigenden Gewitter zeigt, lag auch in diesem Antlitze keine Ahnung des bittern Leides, das ihrer Jugend eheliches Glück in Bälde zerstören sollte*).

*) Graf Wilhelm von Cilley starb schon am 19. September 1392 in Wien auf der Rückkehr von einem Türkenfeldzuge.

Digitized by Google

Gräfin Adelheid, die Wittwe Ulrichs von Cilley, Landeshauptmann von Krain, trat dem Jünglinge einige Schritte entgegen und betrachtete denselben eine Weile mit prüfendem Auge und sagte dann: „Meine Zofe Agnes hat mir berichtet, was Ihr an dem verunglückten Knaben gethan. Ihr sollt nicht von Schloß Ortenburg scheiden ohne unsern Dank, denn das Leben unsers geringsten Unterthanen ist uns werth und heilig. Sagt offen, was begehrt Ihr zum Lohne? Suchet Ihr etwa einen ritterlichen Dienst? Die Grafen Hermann und Wilhelm sollen Euch aufnehmen unter ihre Reißigen."

Heinrich neigte sein Haupt und entgegnete mit halbem Lächeln um den Mund: „Habt Dank, edle Frauen; aber ich habe schon meinen mächtigen Herren; in seinem Dienst reise ich von Burg zu Burg, von Land zu Land und ich habe auch eine Botschaft an Euch." —

Verwundert blickten die Frauen auf den Jüngling und Gräfin Adelheid frug: „Wie heißt Euer Herr?"

Da erhoben sich Heinrichs Augen treuherzig, indem er zur Antwort gab: „Mein Herr ist der große St. Christoph im Himmel droben und er läßt Euch einladen zu seiner Bruderschaft, die er auf Erden gründen will durch mich, seinen Knecht."

„Das ist ein seltsamer Herr und ein seltsamer Diener," — sprach die Gräfin lächelnd; dann fuhr sie fort: „Wie aber nennt Ihr Euch, Fremdling?"

Heinrich näherte sich zutraulich der Gräfin, reichte ihr die Urkunde hin und sagte: „Seid so gut, edle Gräfin, und leset, was da drinnen steht, 's ist alles getreulich verzeichnet vom Herzog Leopold selber."

Als die zarten Hände nun die Urkunde entfalteten, blinkte der Farben- Gold- und Silberglanz der Wappen so herrlich, daß daneben selbst die Farben der Stickerei matter erschienen und Erstaunen zeigte sich auf allen Gesichtern. Es steigerte sich, als die Gräfin mit lauter Stimme die uns bekannte Urkunde las. Nachdem sie geendet hatte, sprach sie bewegt: „Heinrich von Kempten, diesem Herren und diesem Werke, von dem Ihr bei uns auch eine Probe abgelegt habt, wollen wir Euch nicht abtrünnig machen. Aber wie kommt es, daß Ihr Euer junges Leben für ganz fremde Menschen wagt, ohne jeden Erdenlohn?"

Heinrich entgegnete treuherzig: „Seht, gnädige Frau, ohne das Erbarmen des Meiers von Kempten wär ich ja selber auch nimmer am Leben; — vom Erbarmen landfremder Leute leb ich und so gehört's denen mit Recht." Dann erzählte er seine einfache Geschichte und schloß mit den Worten: „Und nun fleh ich zu Euch um der heiligen Barmherzigkeit willen, gebt mir eine Gabe aus Euren reichen Schätzen, Ihr und die andere Edelfrau mit dem Kindlein und verbrüdert Euch mit dem großen Bund durch einen jährlichen Beitrag. Gott aber segne es Euch tausendmal an Gut und Leben und an Eurer Seele Seligkeit."

Es lag in den schlichten Worten eine unbeschreibliche Innigkeit, welche

Digitized by Google

alle Anwesenden rührte. Gräfin Adelheid entgegnete sogleich: „Es sei, wie Ihr begehrt. Aber wie können wir Euch, Heinrich von Kempten selber, die edle That an dem verunglückten Kinde lohnen?“

Da schweiften Heinrichs Augen mit fast kindlicher Freude über das glänzende Wappenbild des Banners und er sagte zögernd: „Ich wüßt schon was!“ —

„Nun, so sagt's frischweg, Heinrich!“ — ermunterte die Gräfin.

„Wollt Ihr mir das schöne Wappen da unter Eure Namen malen, wie der Herzog Leopold hat thun lassen? O, das könnt mich freuen, mehr als Alles!“ — war nun Heinrichs etwas stotternde Antwort.

Die Burgfrau lächelte Gewährung zu und sagte dann zu ihrer Zofe: „Agnes, Du warst schon einmal seine Führerin; bring ihn zum Schloßhauptmann, daß er unser Gast sei und gut bewirthet werde.“ Dann neigte sie das Haupt zum Abschiede und Heinrich verließ das Gemach. Auf dem Wege sagte dieser traulich zur Zofe: „Und wie steht's mit Euch, Jungferchen? Gefällt Euch St. Christoph nicht zur Bruderschaft? Ihr habt gewiß in Eurem Täschlein mit den silbernen Borten auch etwas innwendiges Silber.“

Agnes lächelte und klimperte mit dem Inhalte vor seinen Ohren, indem sie rief: „So, meint Ihr, das sei für Euch? das reicht gerad für Bänder und Spitzen, wenn der Sebastian Mosatti wieder vorspricht; das ist der rechte Mann dafür!“

Heinrich merkte wohl, daß sie scherze; drum rief er lachend: „O, der käm nicht mehr, wenn ich ihn auf dem Arlberge nicht aus dem Schnee gezogen hätt'; aber all seine Waaren sind drin stecken blieben; er hat nichts mehr für Euch. Drum gebt das Geld nur mir für St. Christoph.“

Agnes reichte es ihm lachend; aber er mußte ihr dafür die Geschichte von Sebastian erzählen. Dann rief sie: „Das sag ich den Andern; Ihr sollt all unser Geld haben! Bis der Sebastian wieder mit neuen Waaren kommt, gibt's auch neue Silberstücke.“

Auf der Gräfin Geheiß fand Heinrich auch unter den Kriegern gute Aufnahme. Nachdem er sein Rößlein in die Burg geholt hatte, verbrachte er den Tag und den folgenden theils in der Thorstube, theils unter den lustigen Gesellen, theils beim Schloßkaplan, wo überall kleine Bruderschaftsgaben flossen. Am dritten Tage wurde er wieder in die Halle beschieden, wo ihm schon von Weitem das gemalte Wappen entgegenleuchtete. Reiche Gaben fügten sich dazu und auch die Zofen hatten ihr Scherflein gegeben. Als ihn die Wittwe entließ, hing eine Thräne der Segnung in ihren Wimpern. Reich beglückt und ermuntert verließ Heinrich die Burg und fühlte neuen Muth zu seiner Pilgerfahrt.

Digitized by Google

Sechszehntes Kapitel.

Die Burg des Raubritters.

Es schien, als ob St. Christoph seinem Schützlinge den Weg bahnen und die Hindernisse beseitigen wolle, denn der gute Anfang hatte auch einen eben so guten Fortgang. Gräfin Adelheids buntes Wappenbild verschaffte Heinrich bei manchem, dem Hause Cilley verwandtem Geschlechte eine freundliche Aufnahme. Er bereiste ganz Steiermark, Kärnthen, Krain und Oestreich; die Burgen der Edlen und Grafen von Peckau, von Urle-Waldeck, von Runa, von Henneburg, Pfannenberg, Löben, Epstein und wie sie alle heißen, die alten Geschlechter. Die Wappenschilde und Namensunterschriften auf Gräfin Adelheids Pergamente vermehrten sich wo immer eine des Malens kundige Hand war. Wenn das Blatt sich gefüllt hatte, kam ein anderes an die Reihe und Heinrich fügte sie zu einem Buche.

Aber auch manche Gefahren drängten sich ihm entgegen und er dankte oftmals im Stillen dem guten Herzoge Leopold für das starke und schnelle Roß. Der wohlberittene und muthig aussehende Bursche konnte schon einem wilden Gesellen Trotz bieten; wenn ihn jedoch ein Trupp von Reißigen anhielt, zeigte er des Herzogs Paß und Urkunde.

Was ihm jedoch nicht minder gut zu statten kam, war sein offenes, treuherziges Wesen, vermischt mit keckem Muthe und einer von Witz belebten Heiterkeit, welche die finstern Gesichter im Burghofe nicht selten zu schallendem Gelächter zwang und ihm auch manch Fürwort der Zofe bei ihrer Herrin einbrachte. Stand er aber vor der Schloßgebieterin oder dem Burgkaplan, dann siegte die fromme Einfalt seiner begeisterten Seele.

Tage waren in Wochen und Monate übergegangen, seitdem sich Heinrich auf der Reise befand. Er hatte die Stürme und den Frost des Winters, den sich wild kreuzenden Regen, jedes Ungestümm der Witterung ertragen, oftmals ohne schützende Herberge; er hatte mit Durst und Hunger gekämpft, rauhe Behandlung erlitten; gleich dem Aprilwetter hatte die Gunst der Menschen gewechselt, aber unverdrossen zog er nun in den hellen, schönen Frühling hinein. Dieser sproßte nun aus der Erde und den Zweigen, wiegte sich in den Lüften, feierte seine Glorie im Sonnenschein und zog auf den Silberwölklein am blauen Himmel dahin. Da kamen auch neue, selige Gefühle in sein Herz, daß es drin wogte, wie in der Erde selber, die ihre Blumen und Gräser emporsandte. Jetzt endlich hatte er ja den Wunsch seiner Kindheit erreicht und sah die Welt vor sich liegen. Das war ein rasches, buntes Vorüberziehen von Bildern und die neubelebte Schöpfung bot ihm tausend Wandergrüße. Die Vögel sangen sie in sein Ohr, der Lufthauch sauste sie ihm neckend durch's Haar, die eiligen Bäche

Digitized by Google

und Flüsse murmelten und rauschten ihm zu, die Sträucher und Bäume neigten sich traulich und die Sonne lächelte ihm unzählige Erinnerungen in's Herz.

So friedlich und ungestört sollte jedoch seine Pilgerfahrt nicht immer verlaufen. Heinrich hatte nun die österreichische Grenze verlassen und befand sich in Ungarn, dem fremden Lande, dessen Sprache er nicht verstand und wo des Herzogs Urkunde die Geltung verlor. Da waren auch die Menschen anders und seltsam mit den dunklen, bärtigen Gesichtern, den blitzenden Augen, den schwarzen, niederwallenden Haaren und fremden Kleidung, über welche selbst an warmen Tagen der Schafspelz sich schlang, um dem raschen Wechsel von Kälte und Hitze zu trotzen. Auf flinken Rossen jagten die Reiter pfeilschnell an ihm vorüber und blickten ihn stolz und finster an. Da galt es, mit Vorsicht aus dem Wege zu reiten, oder mit unbefangener Miene das pochende Herz zu verbergen.

Jetzt kannte er auch nicht mehr, wie in der Heimath, wo ihm Auskunft geworden war, die Burgen und Namen deren Besitzer; er mußte sich schon auf sein gutes Glück verlassen.

Als er eines Tages auf's Ungewisse dahinritt, sah er eine stattliche Burg in der Ferne. Er beschloß, dahin sein Pferd zu lenken und zuerst in der Nähe eine Herberge zu suchen. Als dies geschehen war, ging er auf sein Ziel los und erreichte bald die Veste. Sie hatte nichts weniger als ein freundlich einladendes Aussehen; ihre graue Mauern erhielten keinen Schmuck durch ein buntes, im Winde flatterndes Banner; auf dem Söller gewahrte man weder Edeldame, noch Zofe; kein geschmückter Zelter sprengte durch die Frühlingslandschaft; kein flinker Page prangte in bunter Tracht: Alles trug nur das wüste Gepräge jener kriegerischen Zeit. Aber Heinrich ließ den Muth nicht sobald sinken; seine Reiseerfahrungen hatten alle Zaghaftigkeit abgestreift; wie oft war er schon vom Scheine betrogen worden und hatte bei glänzender Pracht nichts gesammelt, während die rauhe Umhüllung oftmals eine freundliche Seele barg. Er näherte sich also dem Burghofe und schaute hinein.

Zwei Gruppen hatten sich im Hofraume gebildet. Zur Linken von dem Portale waren die Zecher auf die Erde gelagert; in ihrer Mitte befand sich ein großes Faß mit feurigem Ungarwein gefüllt, und dieser trieb bereits seinen losen Spuck in den gerötheten Köpfen. Die Becher klirrten in der Runde, rohe Scherze brachten ein schallendes Gelächter hervor, der Uebermuth zeigte sich in jeder Bewegung und dann ertönte ein Lied, in welches der ganze Chor einfiel. Weniger fröhlich war die Gruppe zur Rechten. Ueber dem steinigen Boden lag ein Teppich; die Ritter, denn aus solchen bestand die ganze Gesellschaft, hatten einen Kreis gebildet, und mitten drin rollten die Würfel aus dem Becher. Noch mehr, als der feurige Ungarwein, brachten diese eine wilde Glut in die Köpfe. Statt der rauhen Lieder

Digitized by Google

schallten Flüche nach jedem schlechten Wurfe; die Goldfüchse rollten aus der Tasche auf den Teppich; höhnendes Gelächter drang aus manchem Munde, wenn auf das letzte Goldstück ein Kettlein, oder eine kostbare Schwertzier folgte und nicht selten ballte sich dann ingrimmig die Faust, oder sie fuhr an den Schwertgriff. Daneben saß auf seinem Stuhle der Burgherr und schaute dem Spiele zu. Sein flammender Blick gebot Friede und gleich einem Blitze zuckte es über das narbige Angesicht, wenn seine Befehle nicht beachtet wurden.

Heinrich hatte dieses Alles kaum bemerkt, als er sogleich erkannte, daß es Stegreifritter unter des Burgherr Anführung sein müßten. Hier von der Barmherzigkeit etwas erwarten wollen, wäre Thorheit gewesen, obwohl das blinkende Gold ihm zu winken schien, es aus so unwürdiger Hast zu befreien. Er wollte sich entfernen, als ein neuer Anblick ihn fesselte. Einer der Ritter hatte nun sein Wehrgehänge verspielt. Im heftigen Zorne schleuderte er es von sich und ein wilder Fluch über falsches Spiel brauste hervor. Augenblicklich blitzten zwei Schwerter gegen einander; der Burgherr fuhr dazwischen und donnernd schallte sein Wort durch den Hof: „Spart Eure Stöße für die Feinde da draußen! nieder mit den Waffen; wir sind geschworene Kampfbrüder, und wer das vergißt, soll Alle zum Gegner haben."

In verhaltenem, finstern Grolle traten nun die Streitenden auseinander; aber ihr Blut war in Wallung und ihre Wuth suchte ein anderes Ziel. Eben wollte sich Heinrich unbemerkt von dannen schleichen, als der eine dieser Ritter ihn gewahrte und nun schrie: „Ein Spion! ergreift ihn! dort lauert er am Thore!" Sogleich trat er gegen Heinrich, der es am gerathensten fand, furchtlos Stand zu halten. Die Ritter sprangen ebenfalls empor und der Burgherr ergriff rasch die Gelegenheit, den vorigen Auftritt zu verwischen, indem er seinen Knechten gebot, den Fremden herbei zu führen.

Hier galt ruhige Besonnenheit als einzige Waffe. Heinrich näherte sich also dem Stuhle, wo der Burgherr gleich einem Richter saß und ihm mit finsterem Blicke drohte. Die beiden Gruppen hatten sich zu einer verschmolzen und sich um ihren Führer geschaart. Da stand nun Heinrich wie ein angeklagter Verbrecher. Er verneigte sich vor dem Burgherren, blickte ihm frei und furchtlos in's Gesicht, der Anrede harrend. Diese ließ nicht lange auf sich warten; im rauhesten Tone sprach der Ritter: „Was führt Dich hieher in unsern Burghof, frecher Geselle?"

Heinrich nahm des Herzogs Urkunde hervor und indem er sie dem Ritter hinreichte, entgegnete er ohne Zittern in der Stimme: „Der Herzog Leopold von Oestreich" —

Aber kaum war dieser Name erklungen, als der Ritter von seinem Stuhle aufsprang, an sein Schwert griff und in höchster Wuth schrie: „Mord und Tod! — der Herzog Leopold! Wie wagst Du es, diesen Namen

Digitized by Google

hier zu nennen! Hier bin ich der Herr und dort sind meine Burgverließe, tiefer als in Wien, Graz oder Inspruck. Sag ihm, wie man seinen Abgesandten hier empfängt! Los mit den Hunden! sie sollen mit ihm die Hetzjagd halten, wie es für solchen Herrn und solchen Knecht gebührt. Meint er, bis hieher reiche seine Macht? Er hat uns aus seinem Land vertrieben, und schlechter noch soll es seinem Spion und Abgesandten hier gehen!"

Bereits hatten sich mehrere Knechte um Heinrich gedrängt; man vernahm aus der Ferne das wilde Geheul der anstürmenden Hunde — und jetzt brannte auch ein Feuer in Heinrichs Augen, indem er rief: „Ich bin kein Spion, ich ziehe in Frieden umher von Burg zu Burg, von Land zu Land, um das heilige Almosen zu sammeln." —

Er konnte den Satz nicht vollenden: Ein höhnendes Gelächter unterbrach ihn und man hörte die Worte: „Leopolds Bettelknecht!"

„Der Schweizerkrieg hat seinen Säckel geleert! Gebt ihm einen rothen Heller!"

„Ja, ein Almosen dem Herzog!" und die Kupfermünzen flogen gegen Heinrich, der sich nicht zu erwehren vermochte und dessen Stimme im wilden Lärm verklang: „In's Burgverließ mit dem Spion!"

„Nein, die Hunde auf ihn, damit er seinem Herrn sage, wie wir ihn ehren!"

„Ja, die Hunde! die Hunde!" erscholl es von allen Seiten.

Da machte sich Heinrich mit seinen beiden Armen einen Raum; mit all seiner jugendlichen Körperkraft schlug er um sich und eilte aus dem Hofe. Aber ihm nach rasten und heulten die Hunde, von den Rufen der Ritter zur Wuth angefeuert. Wie ein gehetztes Wild jagte Heinrich von dannen, übersprang Gräben und Wälle, die Meute ihm nach, jetzt ihm auf dem Fuße, jetzt wieder in kurzer Entfernung. Dort stand ein hoher Baum; wie ein Eichhorn kletterte er empor und saß nun gesichert auf seiner Veste, unten die kläffenden Thiere. Immer wilder heulten sie, bis endlich der Ruf ihrer Herren sie zurückrief.

Nun ward es wieder stille in der Gegend, aber es drängte Heinrich fort und er stieg hernieder, eilte rastlos von dannen, bis die Burg nur mehr in der Ferne zu sehen war. Nun aber schwand seine Kraft; der Schweiß rann von seiner Stirne, das Herz pochte zum Zerspringen, Entrüstung und Beschämung tobte in seinem jungen Blute. Da setzte er sich auf einen Stein am Wege und allmählig löste sich der innere Sturm in Schwäche auf. Wie in den Tagen seiner Kindheit stürzte eine Fluth von Thränen aus seinen Augen. Eine Muthlosigkeit bemächtigte sich seiner und sein Herz schrie nach dem stillen Frieden der Heimath. Warum auch war er fortgezogen und hatte sich nicht genügen lassen an dem kleinern Werke! warum wollte er sich vermessen, Großes zu vollbringen, er, das verstoßene

Digitized by Google

Kind, mit dem Brandmal der Schande und Verlassenheit schon auf der jungen Stirne! Hatten ihn nicht seine eignen Eltern schon hinausgestoßen in die Welt, wie diese Räuberbande! War er der rechte Mann, um sich einzudrängen in die Burgen der stolzen Ritter! er, er, Heinrich Findelkind! Nein, er wollte umkehren und seine Verhöhnung zurücktragen in die verborgene Einsamkeit! er wollte sich nicht fürder der Gefahr aussetzen, wie ein Wild gehetzt zu werden! er war ja auch ein Mensch und berechtigt zu menschlicher Achtung!

So dachte Heinrich; er hatte Alles verloren, Zuversicht, Ehre, ja, sich selbst. Sinnend und doch verwirrt in all seinen Gedanken und Gefühlen saß er lange auf dem Steine; Stunde um Stunde verfloß, und immer noch saß er da. Plötzlich schrack er auf vom dröhnenden Klange eines Hufschlages: ein wild schäumendes Pferd rast einher; es schleppt den Reiter nach sich und das quellende Blut färbt die Erde. — Augenblicklich ist auch Heinrichs Geistesgegenwart und sein Drang zu retten, zurückgekehrt. Er springt auf, stürzt dem wilden Rosse entgegen, fällt in die Zügel, kämpft mit dem rasenden Thiere in gewaltiger Manneskraft; es stutzt und steht; Heinrich blickt ihm mit dem Bann des Geistes in die Augen und das Thier fühlt die Macht seines Herrn — es ist gebändigt, und steht ruhig wie eine Mauer.

Heinrich eilt von dem Pferde zum Reiter, und löst dessen Fuß aus dem Bügel. Dann überläßt er das Thier seinem freien Willen und sieht es ruhig die Straße hinziehen. Hierauf trägt er den bewußtlosen Reiter zum Rasen neben dem Steine, wo er selbst so lange gesessen hatte. Das Blut quillt aus der tiefen Kopfwunde und er sucht es mit seinem Tuche zu stillen. Endlich kehrt Leben in den Verunglückten zurück; er erwacht an der Brust seines Retters.

Es war ein Jüngling seines Alters und Heinrich entnahm bald aus abgebrochenen Worten, daß er des Burgherrn Sohn sei. Da zuckte noch einmal das bittre Gefühl durch sein Herz, seine Stirne verfinsterte sich und als ob des Jünglings Blut sein Gesicht gefärbt hätte, glühte es. Verwundert und erschrocken gewahrte es der Junker, aber bei diesem Blicke war auch Heinrichs erregte Seele besänftigt. Mit emsiger Sorgfalt pflegte er nun den Verwundeten, holte aus dem nahen Bächlein das kühlende Wasser, wusch das gestockte Blut von der Stirne, und benetzte die brennenden Lippen.

Als der gerettete Jüngling wieder sich etwas erholt hatte, überschüttete er den Fremdling mit Worten des Dankes und schloß dann: „Kommt mit mir auf die Burg! mein Vater wird Euch lohnen, was Ihr an mir, seinem einzigen Sohne, gethan habt."

Ein bitteres Lächeln zog nun über Heinrichs Lippen, indem er entgegnete: „Euer Vater mich lohnen? — Ich zur Burg zurückkehren? — Sie haben mich mit Hunden gehetzt, wie ein Wild. Ja, seht mich nur erstaunt an, Junker!

Digitized by Google

Das haben ſie an mir gethan vor wenig Stunden! Meint Ihr, weil ich arm und niedrig bin, es fließe nicht auch wallendes Blut in meinen Adern, wie in den Euren? Meint Ihr, ſo ein armer Burſch hätt' nicht auch ein Flämmchen Ehre im Leibe? — Seht, ſie haben es faſt ausgelöſcht, aber Euer rieſelndes Blut da hat es wieder angezündet. Wie Euer Roß Euch faſt das Leben nahm, haben Eure Hunde mir's auch faſt genommen; ich mein nicht das leibliche Leben, ſondern das was dem Manne Kraft verleiht, ſein Selbſtbewußtſein. Aber St. Chriſtoph iſt mir zu Hilfe gekommen, daß ich in Eurer Rettung die Schande in mir ſelber austilgen konnt', und ich ſegne Euch Junker deßhalben." —

Tief erſchüttert hatte der Jüngling auf Heinrichs Worte gehört; er ſenkte das Haupt und ſeufzte tief; eine heilige Bluttaufe mochte in dieſem Augenblicke den Sohn des ritterlichen Räubers zu einem beſſern Leben weihen. Heinrich bemerkte deſſen Bewegung und ſprach freundlich: „Kommt, Junker, ſtützt Euch auf meinen Arm, ich will Euch zum Schloſſe führen. Das ledige Pferd wird drinnen Schrecken verbreitet haben; wir dürfen nicht länger ſäumen."

Schweigend folgte der Junker dem Geheiße und ſie ſchritten langſam der Burg zu. Unter dem Thore ſtanden bereits mehrere Ritter und der Burgherr ſtürzte nun in ihre Reihen. Da zitterte ſeines Sohnes Arm in jenem des Führers und er wandte flehend das bleiche Geſicht zu Heinrich. Dieſer machte ſanft ſeinen Arm los, übergab ſeine Bürde einem Herbeieilenden und ohne nur einmal rückwärts zu ſehen, oder auf den lauten Ruf zu horchen, eilte er von dannen, fort nach der Herberge, wo er ſein Pferd gelaſſen, ſattelte und beſtieg es und ritt weiter, immer weiter in die milde Frühlingsnacht hinein, ohne Raſt, bis die Ruhe der Schöpfung auch ſeine erregte Seele einwiegte und er den Hauch Gottes um- und in ſich verſpürte.

Siebzehntes Kapitel.

Ein kurzer Reiſeüberblick.

Heinrich ergriff mit verjüngter Friſche ſeinen Wanderberuf und erkannte in dem letzen Vorfalle die Prüfung Gottes, welche ihn frug: „Willſt Du ausharren auch auf dem Wege der Dornen?" — „Ich will! ich will!" klopfte jeder Pulsſchlag und ſein Auge glänzte im freudigen Opfermuthe. Er zog weiter in das Land hinein, und er ward geläuterter und demüthiger. Wie der heiße Sonnenſtrahl die Erde vertrocknet und das rege Leben darin erſchlafft: ſo geht's auch der Seele mit dem beſtändigen Glücke. Wie ſo ein Sturm ſie reinigt! ſo eine Fluth ſie auffriſcht! Der überaus glückliche Verlauf ſeiner Reiſe bei den Reichen des Landes hatte ihn vergeſſen laſſen, was die Pilger ihm einſt von dem Geiſte der rechten Wallfahrt geſagt. Nun beſchloß er, nicht nur in Burgen die reiche Gabe zu ſammeln, ſondern

Digitized by Google

auch auf der Straße und in den Städten um das arme Schärflein zu bitten, damit der Segen der Entbehrung zum Almosen komme.

Oftmals stieg Heinrich vom Pferde und ging wallfahrend daneben her, indem er eines seiner alten Pilgerlieder sang. Dabei fand er Gelegenheit zu manchem Gespräche auf der Landstraße und zum Einsammeln der kleinen Gaben. In Dörfern und Städten sammelte er auch in den Häusern, und wo er rauh abgewiesen wurde, legte er seine Demüthigung zum Almosen. Er bettelte sein Brod vor den Herbergen und wenn ihm die freie Aufnahme versagt wurde, schlief er unter einem Baume; sein Rößlein fand Nahrung genug, er selber aber konnte hungern. Er war wieder ganz der arme Heinrich Findelkind wie vor sechszehn Jahren; nun aber konnte er tüchtig der Mühsal trotzen und er trotzte ihr mit Leib und Seele.

Er befand sich nun mitten in Ungarn und mitten im Sommer. Vor ihm lagen die weiten, grasreichen Ebenen, die unabsehbaren Haiden, die Melonen und Fruchtfelder jenes Landes. Der Magyare auf seinem flinken, kleinen Rosse sauste an ihm vorüber; die fremde, klangreiche Sprache berührte sein Ohr und manches Wort grub sich fest in sein Gedächtniß, daß er bittend und traulich den stolzen Geist jener Einwohner besiegen konnte. Die Landschaft zog in malerischem Wechsel an ihm vorüber: Traubenhügel, unzählige Flüsse und Bächlein, das finstere Gebirge mit seinen Klüften und Eishöhlen, die spiegelklaren Seeflächen, Sümpfe und Moräste, die wunderlichen Luftspiegelungen der Haide, alles, alles war da zu sehen.

Endlich gelangte er nach Galizien, damals zu Polen gehörend, das terrassenförmig sich gegen die Karpathen hinzieht, in das Flußgebiet des Dnieſter, Pruth und Bug. Da galt es Vorsicht aller Art zu üben. Tiefe Moräste breiteten sich aus und machten die Reise unsicher, wilde Bienen umschwärmten ihn und das Pferd, Bären und Wölfe heulten durch die Nacht der Gebirgswälder und es galt oftmals rasche Flucht, um das Leben zu retten.

Von hier aus durchwanderte er ganz Polen, und hatte seine Freude an den schönen Menschen mit starkem Körperbau, feurigem Auge und rascher Gewandtheit. Er sah sie einsam ihre Heerden weiden, stets eine Art Streitaxt mit langem Stiele, welcher zugleich als Stab und Waffe diente, in der Hand haltend. Bei manchem der adeligen Geschlechter war ihm Gräfin Anna von Cilley's Wappen ein guter Geleitsbrief, denn sie hingen an dem alten Königshause der Piasten, das mit Kasimir dem Großen in männlicher Linie erlosch und dessen Krone nunmehr auf Ludwigs von Ungarn Haupt saß. Da fiel manch' reiche Spende in seine Reisetasche und er segnete die Stunde, wo er den armen Knaben im Burggraben gerettet hatte.

Jetzt lenkte Heinrich sein Roß gegen die Küsten der weiten Ostsee, und durchzog die Sandflächen Pommerns, diese endlosen Ebenen, nur durch kleine Seen und Wälder unterbrochen. Rauh und kalt wehte der Wind

Digitized by Google

und der frühe Winter machte die Gegend zu einem öden Leichentuche. Viele Meilen mußte er wandern, bis er endlich ein Haus oder ein Schloß erreichte; aber die Gastfreundschaft bot immer offene Thore und die Nachkommen von Bogislaw und Wratislaw übten freigebig die Gesetze des Christenthums, welche die erstern ihren heidnischen Unterthanen gegeben hatten. So verstrich der erste Winter in der weiten, fremden Welt für Heinrich und im Glanze der Frühlingssonne lag das Meer vor ihm, das endlose Meer mit seiner ruhigen Fluth gleich einer seligen Menschenbrust, und seinen wilden Wogen gleich jener, welche von Leidenschaften aufgewühlt ist; das Meer mit seinen Silberstreifen, mit seinen beflaggten Schiffen, mit seinem sandigen, bespülten Gestade, mit seiner täuschenden Vereinigung von Wasser und Himmel. Heinrich zog immer weiter von Land zu Land, von Ort zu Ort, von Burg zu Burg. Aber den Sohn der Berge überkam endlich eine tiefe Sehnsucht nach dem majestätischen Gebirge, welches den Blick abschließt. Nun zog er rascher vorwärts, hin zum Rheine, der mit seinem Rauschen ihm wie ein Gruß aus der Heimath klang, wo er seine Entstehung hat.

Es kann nicht unsere Absicht sein, Heinrich bei all seinen Abenteuern, Erlebnissen, Freuden im Gelingen und Demüthigungen der Fehlbitten zu begleiten; es würde den Faden dieser Geschichte in's Unendliche ausspinnen. Es muß uns genügen, bei demjenigen zu verweilen, was im Besondern auf seine Pilgerfahrt einwirkte und so finden wir ihn wieder in den schönen Tagen, wo Sommer und Herbst sich die Hand reichen, dem Rheinstrome entgegen pilgernd. —

Achtzehntes Kapitel.

Heinrich trifft alte Bekannte und besteht mit ihnen ein neues Abenteuer.

Die Sonne durchschimmerte bereits die süßen Beeren der Traubenhügel und färbte dies reiche Gelände des Rheines mit bunten Farben. Geschäftig arbeiteten die Winzer und trugen den Wein zur Kelter; blutroth floß der Most heraus und die muntern Zecher sangen ihr Lied auf Rhein und Wein. Aber die Morgennebel stiegen schon auf und verhüllten die herrliche Gegend, bis die Sonne siegreich den dicken Mantel zerriß und die Reihen von Burgen auf den Felsen in die Welt hereinschauten. Bunte Ritterzüge, gemischt mit Edelfrauen auf geschmückten Zeltern, zogen zur Jagd; das Horn erklang lustig und mancher Falke stieg in die Luft empor. —

Heinrich zog mit gereiftem Wesen, gestählt in seinem Charakter durch Erfahrungen jeder Art, durch den Verkehr mit edlen Menschen gebildet, der Heimath entgegen. Gott hatte seine Fahrt gesegnet und er brachte nicht nur das nöthige Geld zum Aufbau seines Hospizes, sondern auch viele Einzeichnungen für jährliche Beiträge, um das Werk zu erhalten, nach Hause.

Digitized by Google

Es war an einem sonnigen Herbsttage, als Heinrich an St. Goar vorüberzog und nicht weit davon das Echo an der Felswand weckte. Immer auf's Neue ließ er seinen Ruf erschallen und freute sich über den Gegenruf. Als er lange verweilt hatte, sah er auf seinem bereits zurückgelegten Wege einen Trupp Reiter langsam einherziehen. Allmählig entwirrte sich derselbe vor seinen scharf hinblickenden Augen und er unterschied deutlich eine Karawane von Kaufleuten mit bepackten Pferden. Sie mochten sich in dieser Gegend, wo Burg an Burg sich reihte und die Strauchritter hinter manchem Felsen lauerten, zu gegenseitigem Schutze vereinigt haben. Auch Heinrich bangte mit Recht in jenen Tagen des Faustrechtes um seinen Schatz, den er in einem Gurte unter dem Wamse trug. Auch war er seit geraumer Zeit einsam dahingezogen und er sehnte sich nach Reisegefährten. Er stellte sich also dem Zuge entgegen und bat den Ersten höflich, sich anschließen zu dürfen. Der Zug stockte, Frage und Antwort wechselten, und Neugierige ritten an die Spitze, um nach der Veranlassung zu forschen. Unter diesen trabte ein Reiter hervor, ein kleiner Mann auf einem kleinen Rößlein und des Mannes Augen fuhren lebhaft im Gesichte herum, bis sie den Fremden entdeckt hatten. Plötzlich blitzte freudige Verwunderung durch dessen ganzes Gesicht; er gab seinem Pferde so scharf die Sporen, daß es einen Satz machte und ihn beinahe abwarf. Der Reiter aber zügelte es, dann streckte er beide Arme aus, zappelte mit den Füßen, und hopste auf seinem Rößlein, als ob er voll des süßen Weines wäre. Alle sahen verwundert auf ihn und ihre Verwunderung stieg, als jener schrie: „Heinrich Findelkind! er ist's leibhaftig! Hoho! alter Kamerad!“ —

Als Heinrich seinen Namen hörte und die Stimme an sein Ohr schlug — rief er aus Leibeskräften im vollen Jubel des Wiedersehens: „Sebastian Mosatti!“ und dabei lachte er, daß der Fels widerhallte.

Wer kennt nicht die Freude, in der Fremde unversehens einen treuen, muntern Freund wieder zu sehen! Das ist ein Sonnenschein, heller und feuriger, als der vom klarsten Himmel herab. Ja, es war der kleine, lustige Italiener, es war Sebastian leibhaftig, nur zu Roß, nicht zu Fuß, mitten in der glänzenden Landschaft, die er ihm früher so enthusiastisch geschildert und die Sehnsucht darnach erregt hatte.

Als die Beiden gegenüber hielten, drehte Sebastian den linken Fuß gegen rechts, schwang sich aus dem Sattel und stand auf der Erde. Ein kalter Gruß zu Rosse genügte ihm nicht. Auch Heinrich that das Gleiche und streckte dem Freunde beide Hände entgegen. Der aber packte ihn um den Leib, tanzte im Kreise herum, betrachtete Heinrich von Kopf bis zu Fuß und rief seinen Gefährten zu: „Schaut ihn nur an, das ist er! das ist Heinrich Findelkind, der Tausendskerl! Hat mich großen Burschen auf dem Rücken durch den Schnee getragen. Wenn Ihr auf dem Arlberg stecken

Digitized by Google

bleibt, thut nichts! der zieht Euch, Mann und Roß, heraus! Aber nun wieder auf's Pferd! Sollst mit Allen Bruderschaft machen beim besten Glas Wein in der Herberge." —

Der ganze Zug hatte sich um die Beiden geschaart und Alle lachten über Sebastians laute Freudenäußerungen. Bald war Heinrich in ihrer Mitte, Sebastian dicht an seiner Seite, mit Fragen unabläßig, ohne die Antwort völlig abzuwarten; denn stets erweckte der Name einer bekannten Burg, die Heinrich besucht hatte, eine neue Frage. Erst in der Herberge konnte er seine Erlebnisse im Zusammenhange erzählen und auch hiebei unterbrachen ihn oftmals Sebastians lebhafte Ausrufungen des Staunens, der Freude oder Entrüstung.

Nun folgte für Heinrich ein vergnügliches Weiterziehen. Eine Burg nach der andern winkte von den Bergen; Schiffe und Boote durchschnitten den Strom und ließen die lange, silberglänzende Wasserstraße zurück; einsame Fischerhütten, mit Netzen behangen, standen am Ufer; dort sah beim heranziehenden Gewitter ein Weib forschend nach dem Strom, wo der Mann und der Sohn mit den Wogen kämpften; hier harrte sie mit dem Kindlein auf dem Arme beim Sonnenlichte des heimkehrenden Vaters, um ihn zu begrüßen; das Lied der Winzer und Fischer klang über die Traubenhügel und den Fluß, unzählige Reisebilder wechselten mit einander, und Heinrich hatte Muße, sie zu betrachten, denn der Zug bewegte sich langsam. Nicht selten zogen die Kaufleute mit ihren Waaren vor die Burg; dann war Sebastian Heinrichs treuer Begleiter. Eh' er noch seine Kettlein, Spitzen und Bänder auskramte, pries er den Edelfrauen Heinrichs Lob, daß dieser oftmals erröthend den Blick senkte. Bei Rittern und Knechten, bei Pagen und Zofen vermischte er seinen Scherz mit dem verborgenen Ernste; er zeigte seinen Retter gleich einer seltenen Waare, welche er nicht genug erheben konnte: er sprach manch schmeichelndes Fürwort, daß Heinrichs Wappenbilder sich vermehrten und die Pergamentblätter sich anhäuften.

Heinrich war bereits seit mehreren Tagen mit der Karawane gezogen. Der Abend brach herein und sie hatten noch eine ziemliche Strecke bis zur Herberge zurückzulegen. Sie beschleunigten ihren Ritt und hielten sich dichter zusammen; denn oftmals verengte sich der Weg zwischen Felsen und Gebüschen, welche einen Hinterhalt für Strauchritter gewährten, denen die Schätze der Kaufleute eine gute Beute sein konnten. Schweigend und vorsichtig ritten sie dahin und ihre Furcht zeigte sich nur zu bald begründet, denn plötzlich brachen sechs Reiter durch das Dickicht und überfielen die Karawane mit lautem Geschrei. Ihre wilden Rosse drangen in die Schaar, daß diese anfangs erschrocken auseinanderstob und Jeder nur an die Rettung seines eignen Lebens und Besitzes dachte; der Zweck ihrer Vereinigung war durch den Schrecken vernichtet. Im Mondschein blitzten die gezogenen Schwerter;

Digitized by Google

an den Felsen widerhallte das Geschrei und vermehrte täuschend die Zahl der Angreifenden; das Stampfen der Hufe drang dazwischen und das bleiche Mondlicht machte den Angriff noch verwirrender. Nur Einer unter der bedrohten Schaar hatte schnell wieder die Geistesgegenwart gewonnen; es war Heinrich. Rasch überschaute er die Zahl der Räuber, verglich sie mit der fast doppelten seiner Begleiter und der muthige Bergsohn fühlte in seiner Seele die Kampflust und Entrüstung gleich Feuerfunken sprühen. Er zog den Zügel seines Rosses an; dieses bäumte sich hoch auf; die Erinerung an manchen bestandenen Strauß in des Herzogs Diensten mochte es instinktartig erfassen. Mann und Roß übernahm nun die Anführung im Gegenkampfe; Heinrichs Schwert blitzte und er rief: „St. Christoph zu Hilfe! Kameraden, zusammen gehalten! Zwei Mann gegen Einen! drauf los! es gilt Gut und Blut!“

Sein Ruf war von einem so kräftigen Schwertstreiche begleitet, daß im plötzlichen Angriffe Einer der Feinde wankte, und nun wehrten sich die Kaufleute tapfer. Schlag auf Schlag erklang; Funke auf Funke fuhr aus dem Stahle; Heinrich tummelte sein Roß mit der Leidenschaft und Kraft der Jugend; wo Einer seiner Gefährten in Gefahr schwebte, war er an dessen Seite mit dem Schrei: „St. Christoph zu Hilfe!“ und alle seine Gefährten stimmten ein in den Ruf. Bald schien der Sieg auf der Einen, bald auf der andern Seite, bald die Raublust, bald die Vertheidigung des Lebens die Kraft zu verstärken; dort blutete ein Arm, hier erlahmte ein anderer; Blut und Schweiß vermengten sich; die Wagschale schwankte, lauter klangen die Flüche der Räuber, verzweiflungvoller der Ruf: „St. Christoph zu Hilfe!“ Da sprengten plötzlich zwei Reiter einher und nun entsank auch Heinrich die Hoffnung; er senkte für einen Augenblick sein Schwert, aber sogleich zuckte es wieder auf, denn er hörte die Worte: „Sancta Maria für uns!“ Das war ein Erkennungszeichen der Hilfe und mit seinem eignen Loosungswort gesellte sich Heinrich zu den Ankommenden. Auf's Neue entbrannte der Kampf, die Feinde begannen zu weichen; Einer nach dem Andern verschwand im Walde; nur vereinzelte Schwertstreiche schallten nach, endlich verstummten auch diese und kein fremder Ritter, als die beiden Helfer, befand sich mehr auf dem Platze.

Es trat eine fast schauerliche Stille ein nach dem Lärm des Kampfes; nur vom Stöhnen eines Verwundeten unterbrochen. Man schaarte sich, sammelte die bepackten Thiere, und kam demselben zu Hilfe. Da rief der Eine der beiden Fremden: „Benützt den günstigen Augenblick! der Wald und die Burg dort Oben möchten noch mehrere Räuber im Horste tragen und die wilde Schaar verstärkt zurückkehren.“

Es war eine tiefe, aber doch sanft klingende Stimme, welche also mahnte; und doch bebte Heinrichs Herz von einer unerklärlichen Regung. Sie verstummte; aber er hörte sie immer noch, wie Kirchenglocken eines

Digitized by Google

heiligen Festes, nachdem es längst vorüber. Wo und wann hatte er diese Stimme schon gehört? Keine deutliche Erinnerung löste diese Frage. Sie waren schon auf dem Weiterzuge, die Pferde stampften auf dem harten Boden, aber die Stimme klang immer noch durch seine Seele. Bald war sie wie der begleitende Orgelton zu frommen Liedern, und alle jene aus seiner Knabenzeit drängten sich hervor; eh' er's wußte, quoll es von seinen Lippen:

„Heil'ger, starker Gott!
Verschmäh uns nicht, wenn die Kraft gebricht" —,

und die beiden Fremden stimmten ein in das Lied; Alle waren davon ergriffen und sangen es mit zum Dank ihrer Rettung, daß es feierlich durch die Nachtluft klang und der Strom dazu melodisch rauschte.

Als das Lied verstummte, sah sich Heinrich in Mitte der beiden Fremden; aber in seiner Seele war es klar geworden; die Vergangenheit stand in hellem Schimmer vor ihm; Wort und Töne hatten das Geheimniß gelöst und er rief: „Bruder Anselm! Bruder Balthasar!"

„Heinrich Findelkind!" klang es entgegen.

Das war ein Wiederfinden, noch herrlicher, als bei Sebastian, nur weniger laut; aber Heinrichs Augen waren feucht von der Freude; er ließ den Zügel fallen, streckte beide Hände nach Rechts und Links; er drückte die eine Hand und zog die andere an seine Lippen. Nein, er konnte nicht reden; der Strom neben ihnen warf keine so hohen Wellen, wie sein bewegtes Gemüth, und ob seine Tiefe auch den ganzen Nibelungenschatz verbarg, einen so reinen und goldenen Schatz der Dankbarkeit, wie seine Seele umschloß, hatte er doch nicht.

Jetzt nahten sie sich Mainz, dieser alten, ehrwürdigen Stadt mit ihren Thürmen und Kuppeln, im Halbzirkel am Strome gelagert. Der Mond versilberte die Kreuze des Doms und in den Herzen der Kaufleute lebte das Gefühl der Sicherheit auf; denn hier hatte ja der Städtebund zum Schutz des Handels gegen die Raubritter seinen festen Knoten geschlungen; hier konnten sie sicher ruhen und sich dann einzeln ihrem Ziele zuwenden. Sie suchten gemeinsam eine Unterkunft und auch Ritter Wolfegg mit Balthasar zogen dort ein.

Als sich die Reisenden in ihren Kammern vertheilt hatten und Alle im Schlummer lagen, brannte noch in Einem Gelasse die Lampe. Dort saß der Ritter mit seinem wiedergefundenen Schützlinge, der vor ihm auf die Kniee gesunken war und ihm in Kürze seine Erlebnisse erzählte. Dann verabredeten sie, daß Heinrich mit dem Ritter ziehen solle auf die Burgen des Schwabenlandes, wo Ritter Wolfegg selber zu Hause war.

Am nächsten Morgen trennte sich Heinrich dankend, so wie Dank und Gaben empfangend, von den Kaufleuten und dem ehrlichen Sebastian, der

Digitized by Google

ein baldiges Wiedersehen auf dem Arlberge verhieß und zog mit seinem Freund und Beschützer seinem Ziele zu.

Jetzt waren es wieder die gleichen Personen, welche vor achtzehn Jahren sich vereint hatten; wie ganz verschieden nach Außen! und doch merkten sie es kaum. Wir können von Jemand lange getrennt sein, sogar in der wichtigen Zeit der geistigen Entwicklung, und dennoch beim Wiedersehen uns innerlich erkennen, wenn nur das erste Erkennen ein richtiges gewesen und die Entwicklung naturgemäß vor sich gegangen ist. Es mußte so kommen, wie es kam. Heinrich war nicht von der Außenwelt in seiner geistigen Entfaltung gestört. Zwischen den hohen Wänden des Arlberges war die Saat der Pilger in seiner Seele aufgesproßt; gleich den Blüthen im Klostergarten, über welche von der Kirche herüber die Gebete ziehen. Lawinendonner, das Rauschen der Bergstürze, das rollende Ungewitter, der Hilferuf eines Verunglückten: dies war der heilige Orgelton, der ihm stets das Lied der Barmherzigkeit vorsang und Gottesdienst mit Menschendienst vereinigt predigte. So war Heinrich geworden, wie ihn Bruder Anselm wiederfand auf der zweiten Pilgerfahrt. Mit innigem Wohlgefallen betrachtete er den Jüngling. Jetzt war an ihm das Fragen und er horchte begierig auf alle Einzelnheiten, die, vom Zauber einer demüthigen Einfalt umweht, von Heinrichs Lippen flossen.

So ritten sie in gegenseitigem Austausche ihrer Erlebnisse des Weges. Wie ehmals fiel aus dem Geiste des Ritters mancher helle Strahl auf die Ereignisse. Er ließ Heinrich seine Vergangenheit erkennen mit den verschlungenen Wegen, die ihn Gottes Hand geführt, vom ersten Lebenstage, bis zum gegenwärtigen. Er zeigte ihm, wie Alles in enger Gliederung zusammenhänge, wie nichts fehlen durfte, kein Leid, keine Furcht, keine Thräne, keine Freude, damit die Ereignisse zur festen Kette wurden, wie also Gottes Pläne und Fügungen weise und väterlich seien, wie er in dieser erhebenden Erfahrung sich auch künftig getrost dieser Führung überlassen könne.

Ritter Wolfegg führte seinen Schützling nun auf viele Burgen. Ueberall wurden sie freundlich aufgenommen und sowohl das Almosen, wie das Wappenbuch vergrößerten sich. Einmal hielten sie, wie früher, unter einem Baum die Mittagsrast, und betrachteten dabei die Pergament-Blätter. Sie waren in groß Quart und gaben nun ein Buch, fast so dick, als lang. Aus allen Theilen von Deutschland, Ungarn, Polen, waren die Wappenschilde verzeichnet und so schön gemalt und vergoldet, daß man sie selbst heut zu Tage nicht schöner machen könnte. Da prangten unter den bereits genannten Wappen jene der Grafen von Montfort, Sargens, Sulz, Hardeck, Hager, Horneck, Lichtenstein, von der Linden, Windischgrätz, Zinzendorf. Alle die edlen Geschlechter hatten sich mit dem armen Heinrich verbrüdert und sich zu einem jährlichen Beitrage verpflichtet.

Digitized by Google

Als sie dieses farbige Buch betrachteten, dachten sie an das erste Buch, welches Veranlassung zu Heinrichs Leseübung gewesen war. Sie sprachen viel darüber, wie der Mensch nur ausharren dürfe in einem guten Vorsatze, um das Ziel zu erreichen. Ritter Wolfegg aber dachte im Stillen: „Nun ist sein eigen Leben zu einem Buche geworden, an dem die Engel schreiben und malen, an jedem Tage neue Blätter mit rührender Inschrift.“ —

Heinrich war mit seinen Gefährten bereits zwei Wochen auf der Reise, und nachdem er sie noch auf Ritter Wolfeggs Burg begleitet und das Versprechen erhalten hatte, daß sie zur Einweihung des Hospizes kommen würden, verabschiedete er sich und ritt der Heimath zu.

Neunzehntes Kapitel.

Nach achtzehn Jahren.

Zu welcher Heimath?

Noch einmal wollte Heinrich die Stätte aufsuchen, wo sich ihm die erste Heimath erschlossen hatte, und sein Herz pochte in seliger Erwartung, als er sein Roß auf die Straße nach Kempten lenkte.

Wer ist je nach jahrelanger Trennung, welche keine Nachricht ausfüllte, wieder heimgekehrt zur Stätte seiner Jugendlust, ohne dieses Pochen des Herzens empfunden zu haben! Die Gedanken eilen voraus zu jedem Plätzchen und jedes ist bevölkert mit Erinerungen. Wir sehen wieder die rosigen, lächelnden Gesichter der Gespielen, oder die ernst milden der Eltern; wir hören im Geiste wieder ihre Stimmen, die Luft wird zu ihrem Athem, die Sonne zu ihrem Lächeln, unser eigenes Herz schlägt mit dem Pulse der Kindheit, unser Geist wiegt die Gedanken des Kindes, unser Gemüth verwandelt sich in einen See der Rührung.

Solch eine Stimmung beherrschte Heinrichs Seele; aber je näher er der Heimath kam, desto seltsamer wurde ihm zu Muthe. Zur Freudigkeit gesellten sich die bangen Fragen: wie's wohl daheim aussähe? ob er nicht fremde Leute dort finde? ob sie Alle noch leben? noch an den armen Heinrich denken? Doch bald zog ihn die bekannte Gegend wieder von solchen Gedanken ab. Dort ragte der hohe Berg in die Lüfte und schien ihn zu grüßen; dort sah er die stattliche Burg auf dem Felsen; nun kannte er jede Wegbiegung, er wußte im Voraus, was nun kommen würde: jetzt der kleine, muntere Bach; er war nicht größer und älter geworden und noch eben so lustig und muthwillig die Blumen und Gräser am Rande bespritzend; jetzt der Wald, an dessen Saume sie die Heerden geweidet hatten; jetzt glänzte die Iller herüber; er dachte an den kleinen Schnuffl und seine Kunststücke. Alles, Alles war ganz wie ehedem und sein Herz jubelte hoffnungsvoll. Nun ragte ein hoher Baum empor, der Eichbaum, sein alter, erster Freund; vor ihm lag die Wiese, der Obstgarten mit einigen zurückgebliebenen

Digitized by Google

Aepfeln — Paradieſes-Aepfel dünkten ſie ihn — und dort die Meierei. Heinrich hielt ſein Pferd an, er lauſchte, ob er nicht die ſpielenden Kinder hören könne und vergaß, daß ſie gleich ihm längſt erwachſen ſeien. Wahrhaftig! da ſpielten wenigſtens zwei, ein Knabe und ein Mädchen. Er ſprang vom Pferde, warf den Zügel auf deſſen Rücken und ließ es frei auf dem Raſen weiden. Er trat zum Baume, zog ſeine Mütze herab und ſtand wie vor einem Heiligenbilde. Nun ſetzte er ſich auf das Bänklein und beobachtete die beiden Kinder. Sie waren in dem Alter wie Jakob und Hanne, als er geſchieden war und er rief die beiden Namen ihnen entgegen.

Sie hatten ihn gehört und verwundert nach ihm geblickt. Der Knabe ſprang herzu, ſtellte ſich vor ihn und ſagte faſt aufbegehrriſch: „Ich heiß aber nicht Jakob! ſo heißt der Vetter; ich heiß Heinrich!“

Es lag in des Knaben Worten und Mienen Stolz auf ſeinen ſchönen Namen und er blickte den Fremdling auch mit Stolz an; aber dieſer Ausdruck verwandelte ſich in Verwunderung: die Augen des Fremden glänzten von hellichten Tropfen auf blauem Grunde. Er zog den Knaben auf ſein Knie und ſagte: „Ich heiße auch Heinrich! Ja, ſieh mich nur an! ich bin der Heinrich Findelkind, von dem Du den Namen haſt.“

„Mein Goth! mein Goth (Pathe)!“ ſchrie nun der Knabe und lief immer ſchreiend dem Hauſe zu.

Heinrich war ihm nachgeeilt und auch das Mädchen folgte neugierig. Aus der Thüre wankte ein Mütterlein; ſie wollte eilen und vergaß, daß ihre Kräfte nachließen; aber Heinrich breitete ſeine beiden Arme aus und rief: „Mutter, Mutter! da bin ich wieder nach achtzehn Jahren!“

Sie hatte keinen andern Willkomm als ein lautes Schluchzen, ein Händeſchütteln und abgebrochene Worte der Freude. Inzwiſchen rief der kleine Burſche ſeine Nachricht durch's ganze Haus und den Stall, und Jakob eilte herbei, der große, kräftige Jakob! wieder ſahen ſich die braunen und blauen Augen treuherzig entgegen, wie in den Tagen der Kindheit, und die Männerhände griffen in einander ſich ſchüttelnd und drückend. Nun kam auch Jörg in ſeiner bedächtigen Weiſe, als ob er nicht an das Märchen glauben könne, Jörg der zweite, wie er leibte und lebte; als er jedoch die Gruppe ſah, beſchleunigte er ſeine Tritte und rief: „Biſt wahrhaftig wieder da! Grüß Gott zu hunderttauſendmal! Schau, ſchau, der Heinrich!“

Inzwiſchen war unter die Hausthüre ein junges Weib getreten und das Mädchen hieng an ihrer Schürze.

„Annaliese?“ frug Heinrich. Die Mutter ſchüttelte den Kopf und entgegnete ſchmunzelnd: „Das bin ich von ehedem, Jörgens Weib, aber feiner, als die Alte geweſen iſt, die Meierin von Kempten.“

„Schwätz nit ſo, Mutter!“ ſagte das Weib lächelnd und reichte dem Angekommenen die Hand.

Digitized by Google

Nun führten sie den Wiedergefundenen in die Stube, während der kleine Heinrich zum weidenden Pferde eilte, hinaufkletterte und es mit unendlichem Stolze in den Stall ritt.

„Wo ist der Vater?“ rief nun der Jüngling und schaute sich um; aber er begegnete dem Blicke der Mutter und verstand ihn. Dann sagte sie: „Gott geb ihm die ewige Ruh! die Sorgen haben dem armen Mann das Herz abgedrückt, bald nachdem Du fort bist.“

Heinrich senkte das Haupt im Gebete und eine feierliche Stille trat ein. Sie wurde durch den kleinen Buben unterbrochen, der das schöne Sattelzeug in die Stube schleppte. Die Mutter hielt ihn am Arm und sagte zu dem Jüngling gewendet: „Sieh, das ist Dein Goth, damit Du weißt, wie wir an Dich gedenkt haben alleweil. Der Jakob hat ihn statt Deiner über die Tauf gehoben und ihm Deinen Namen gegeben. Hab nit gemeint, daß unsere Augen Dich noch einmal wieder sehen werden und mir das auf den Himmel verspart.“ —

Heinrich hob den Knaben freudig in die Höhe und schloß Freundschaft mit ihm, indem er seine Feder von der Mütze nahm und sie als Zier auf jene des Kindes steckte. Die alte Mutter aber wollte den Wiedergefundenen ganz für sich allein haben; sie betrachtete ihn von Kopf bis zu Fuß, schlug die Hände zusammen und rief: „Aber, wie Du gewachsen bist!“

Heinrich meinte lachend, das sei schon lange her, mit dem Wachsen sei's längst vorbei, und ließ sich gutwillig wie ein kleiner Knabe behandeln.

In Küche und Stall ging's rührig zu, als ob die Geschichte vom verlorenen Sohn sich wiederhole. Es wurde geschlachtet, gebraten, gesotten und gebacken; aber die Mutter stellte beim Abendessen noch Käs und Birnschnitz auf, weil sie dran dachte, wie Heinrich diesen Festtagsschmaus geliebt habe. Dabei erzählte dieser von seiner ersten Reise, wo er von dem mitgegebenen Vorrath unter dem Baum gegessen und unter freiem Himmel geschlafen hatte. Alle hörten mit inniger Theilnahme zu und wollten noch mehr wissen. Heinrich aber wollte nicht erzählen, sondern vor Allem hören, wie es seit Jahren in der Meierei gegangen sei, und wo sich alle Geschwister befänden.

Dies war bald erzählt: — zuerst ging's schlimmer und schlimmer, daß Jörg sich abhärmte und die Augen zur Kirchhofsruhe schloß. Dann hatten sie Alle treulich mitsammen gewirthschaftet mit den übergebliebenen Feldern; Bärbele war zuerst hinausgezogen, nicht in die weite Welt, sondern als Gabelbäurin, wo es durch Fleiß und Sparsamkeit allmählig wieder besser ging; Annaliese war auch in der Nachbarschaft verheirathet, Hannes diente als Reitersmann in der Burg; dann hatte Jörg sein Weib geholt, eine gar Fleißige und Gute mit einem ergiebigen Brautschatz, daß die Meierei von Kempten wieder sich sehen lassen konnte; die Kleinen, welche inzwischen alle

Digitized by Google

groß geworden, hatten sich da und dort zum Dienst gemeldet und ihr gutes Unterkommen gefunden; nur Jakob war zur Hilfe des Bruders daheim geblieben.

Nun kam die Reihe des Erzählens an Heinrich und Alle horchten mit Verwunderung und man konnte die Kinder nicht von seiner Seite bringen. Die Mutter faltete die Hände, manche Thräne zitterte an den grauen Wimpern; Jakob aber blickte mit Stolz auf den Bruder, als er hörte, zu welch vornehmen Leuten Heinrich gekommen sei und rief: „Hab' ich's nicht immer gesagt, daß Du noch einmal fürnehm wirst?"

Heinrich schaute ihm lachend in's Gesicht und entgegnete: „Ich fürnehm! nichts bin ich, als der Bettler vom Arlberg, der nichts hat, als das Gewand am Leib und das ist arg mitgenommen!"

„So? und all das Geld droben in der Kammer, das Du mir gezeigt hast, all das Gold und Silber?"

Heinrich sprach mit heiliger Scheu: „Das gehört St. Christoph! ich hab' nichts, als Leib und Leben, das der Meier von Kempten, Gott hab' ihn selig, gerettet hat und drum gehört's auch nicht mir, sondern Allen, die in Gefahr sind."

Da zog eine fromme Erkenntniß durch Jakobs Seele und er mußte mit Ehrfurcht auf den Bruder blicken.

So lange, wie in dieser Nacht, hatte in der Meierei die Lampe noch nie gebrannt. Endlich lagen Heinrich und Jakob wieder beisammen auf dem Lager, vom Schlafe umfangen. Wie verschieden waren jedoch ihre Träume! Durch Heinrichs Geist zogen all die mannigfaltigen Bilder seiner Kindheit; ihm war's, als hörte er Schnuffl bellen, der längst unter dem Eichbaume verscharrt lag, als hörte er die Peitsche knallen, als triebe er die Heerde zur Weide und die Meierei vermischte sich mit dem Arlberge. Jakob aber träumte von Abgründen, von Rittern, von St. Christoph, der ihn bei der Hand nahm und als er erwachte, hielt er des Bruders Hand in der seinen. Da war sein Entschluß gefaßt: er wollte sich nicht mehr von Heinrich trennen und sein treuer Geselle werden.

Am andern Morgen sah man ein altes Mütterlein auf den Arm eines Jünglings gestützt, zum Friedhof wallen. An einem Grabe knieten sie beide nieder und beteten lange. Hinter ihnen stand Jakob; hier sagte er den Beiden sein Vorhaben, weil er meinte, der Vater könne ihn da besser hören. In Heinrichs Auge glänzte die Freude, der Bund wurde geschlossen und eine Thräne aus dem Aug der alten Mutter segnete ihn.

Acht Tage blieb Heinrich in der Meierei. Er besuchte mit Jakob jede Stätte der Erinnerung und der kleine Heinrich lief ihnen überall nach, denn er hatte den Pathen sehr lieb gewonnen. Auf diesen Gängen gab es auch so lustige Knabengeschichten zu hören und: — „weißt noch?" war

Digitized by Google

ſtets der Anfang einer neuen. Daheim ſaß der kleine Heinrich oft auf dem Knie des großen. Er konnte nicht fertig werden zu fragen, wie hoch die Felswände ſeien, höher als die Meierei? der Eichbaum? der Kirchthurm? wo die flinken Gemſen ſtänden? ob er ſie auch mit dem Pfeil und Bogen ſchießen könne? dann frug er nach den Adlern und ihren Neſtern, nach Bären und Wölfen und Heinrich wurde nie müde, ihm zu antworten; gerade ſo war er in ſeiner eignen Kindheit geweſen.

Aber auch zu allen Geſchwiſtern in der Runde zog Heinrich und überall war die gleiche, freudige Ueberraſchung. Zu Annaliese ſagte er: „Du, ich hab eine Kuh nach Dir genannt, unſere ſchönſte und beſte; die kriegt allemal den Kranz bei der Heimkehr von der Almfahrt.“

Sie lachte und gab ihm die Hand, indem ſie rief: „Biſt halt immer noch der Alte!“

Endlich ſchlug die Abſchiedsſtunde. Die Mutter ſagte: „Das nächſte Mal ſehen wir uns droben im Himmel! aber ich danke Gott, daß er mir vor meinem Ende dieſe Freude gemacht hat.“

Heinrich, dem durch ſeine weite Reiſe nun die Entfernung ſehr klein vorkam, hatte eine fröhlichere, irdiſche Hoffnung. Er rief den Zurückbleibenden zu: „Wenn Eines von Euch nicht weiß, wohin, ſo kommt nur zu mir. St. Chriſtoph kann Alle brauchen!“

Jörg hatte als Bruderſchaftsgeſchenk ſein beſtes Pferd aus dem Stalle geholt, damit auch Jakob wohlberitten ſei; und ſo zogen die beiden Jünglinge von dannen, noch oft zurückblickend zu der Gruppe unter der Hausthüre, welche ihnen Abſchiedsgrüße zuwinkte.

Zwanzigſtes Kapitel.

Das Hoſpiz von St. Chriſtoph.

Heinrich und Jakob zogen nun dieſelbe Straße, welche der Erſtere als kleiner Knabe mit traurigem Herzen gezogen war, bis ihn die Vorſehung zu den Pilgern geführt hatte. Noch einmal rief er ſich die kleinſte Begebenheit und jedes Wort zurück und erlebte bei Jakobs Freude an der ſchönen fremden Gotteswelt Alles auf's Neue, was freudig geweſen war. Sie erreichten auf ihren flinken Roſſen bald das Ziel und kehrten beim Pfarrer von Dalaas ein, der kaum ſeinen Augen traute, als er Heinrich ſo frohgemuth zurückkehren ſah, denn verſchiedene traurige Gerüchte, er ſei gefangen genommen und getödtet worden, hatten ſich in der Gegend verbreitet und bei ſeinem langen Ausbleiben Glauben gefunden. Wie aber erſtaunte der gute Mann, als er deſſen Urkunde und das viele Geld ſah, welches ihm Heinrich zur Aufbewahrung übergab. Er dachte an den armen Knaben, der mit ſeinem erſparten Lohne „das Werk gegen die Unbill des Wetters anheben wollte“ und wie ihn deßhalb Jeder verſpottet, ja, er ſelber die kindliche Einfalt belächelt hatte.

Digitized by Google

Da beugte er, der Priester, sein Haupt vor der einfaltsvollen Demuth, welche den klügelnden Verstand beschämt hatte.

Nun ritten die beiden Jünglinge dem Arlberge zu. Als sie Jackleins Meierei von ferne erblickten, stimmte Heinrich eines seiner Lieder an. Die Hunde erkannten seine Stimme zuerst, stürzten mit lautem Gebelle heraus, aber dennoch übertönte sie der kräftige Sang. Mutter Martha, Jacklein, die Knechte und Mägde eilten herbei; es entstand ein Rufen und Verwundern, ein freudiges Händeschütteln und Willkommen, daß kein einzelnes Wort zu unterscheiden war. Am selben Abende wollte das Erzählen gar kein Ende nehmen und jeder folgende Abend versammelte alle die aufmerksamen Zuhörer um den Weitgereisten.

Heinrich war nun wieder in seiner stillen Bergwelt und führte Jakob nun in dieselbe ein. Ihm war so traulich zu Muthe, als ob er nie darüber hinausgekommen wäre, und nicht mit Rittern und Grafen verkehrt hätte. Während Jacklein und Jakob sich beim einbrechenden Winter der Wanderer annahmen, zog Heinrich öfters aus, seine Vorbereitungen zu treffen, damit der Bau im Frühjahr beginnen konnte. Er reiste mit seiner Urkunde nach Inspruck zum Landeshauptmann, fand überall, wohin er kam, freudige Zusage der Beihilfe und auch die Armen, welche kein Geld geben konnten, boten ihre Hände als Arbeitskräfte dar. Mit den ersten Tagen des Frühlings begann der Bau, und bis der Herbst wieder kam, breitete sich schon das Dach darüber; ein Kirchlein schloß sich daran und im Thurme hing eine Glocke. Im zweiten Frühlinge konnte wieder auf's Neue begonnen und zur Einrichtung geschritten werden. Heinrich blickte mit unsäglicher Freude auf den 25. Juli, dem Gedächtnißtage St. Christophs, wo das Hospiz eingeweiht werden sollte. Nach allen Seiten waren Boten gezogen, um die Bruderschaftsmitglieder einzuladen und die Nachricht weit und breit zu verkünden. —

Herrlich leuchtete die Sonne am Morgen dieses Tages. Die ganze Berganatur hatte sich dazu festlich angethan. Die Felswände leuchteten von goldnen Spangen; silberne Streifen mischten sich darein; gleich Diamanten glitzerte manch zurückgebliebenes Schneekörnchen; die Tannen und Fichten glänzten vom Thau, Lichtlein schienen aus den Zweigen zu flammen; die Gräser und Blumen hauchten süßen Duft als Weihrauch, der Lufthauch war der Chorknabe, der ihre Kelche als Rauchfaß schwenkte, daß er sich lieblich verbreitete; Vögel sangen ihre melodischen Hymnen, der Wasserſturz von den Bergwänden rauschte wie Orgelton darein. Als ewiges Licht, von Gott selber angezündet, flammte die Sonne am Himmel, die Matten waren die ausgebreiteten Teppiche, die Alpenrosen bildeten die Festgewinde und hoch auf den Bergspitzen feierte das Edelweiß den Festtag.

Aus dem Voralbergischen und herüber von Tyrol zogen die Schaaren der Landleute; darunter sah man manches bunte Fähnlein mit dem ritter-

Digitized by Google

lichen Wappen; Hugo von Montfort, der edle Sängerjüngling, der Graf von Werdenberg mit seinem Gefolge, Ritter Wolfegg mit Balthasar und noch Viele aus Heinrichs Gönnerschaft stellten sich zur Feier ein; von Inspruck aber kam der greise Bischof zur Einweihung, begleitet von des Herzogs Abgesandtem, dem Kanzler des Reiches, vielen Geistlichen und Rittern.

In Jackleins Meierei war es schon viele Tage zuvor rührig zugegangen. Martha und Jacklein schlachteten und backen wie ehedem Vater Abraham und Sara für die hohen Gäste; Alle hatten vollauf zu thun, um das neue Hospiz und das Kirchlein zu schmücken und was von den Gewinden übrig blieb, bekam die Meierei, von wo der Zug ausgehen sollte; denn die hohen Gäste waren bereits dort eingezogen.

Inzwischen hatte die dichtgedrängte Schaar der Landleute das Hospiz umringt. Nun erscholl zum erstenmal das Glöcklein und die Berge gaben den Ton zurück. Eine tief innerliche Bewegung ergriff die Versammlung bei diesem Tone. Es war nur die Sprache des Erzes, aber wie oft mochte sie später dem Verirrten zurufen, daß die Hilfe nah sei und wie beseligend mochte dann diese Sprache in das verzweifelnde Menschenherz dringen! Beim ersten Rufe bewegte sich nun der Zug aus der Meierei, voran die herbeigeströmten Kinder mit Blumen; dann Jakob, hoch erhoben das Kreuz tragend; diesem folgte der Bischof im Ornate von der Geistlichkeit umgeben und Heinrich, der sich lang geweigert hatte — er mußte als Erster derselben folgen, ihm zur Seite des Herzogs Kanzler. Gesenkten Hauptes, das Antlitz umflossen vom Glanze einer frommen, dankbaren Rührung, zog er dahin. Nun schloßen sich die vornehmen Bruderschaftsmitglieder an, dann die ganze Menschenmenge, darunter Mancher, den er aus schwerer Lebensgefahr gerettet; Sebastian hatte gleichfalls Wort gehalten und war bald unter den Erstern, bald unter den Letzten, um Heinrichs Lob flüsternd zu preisen.

Die Hauptpersonen des Zuges traten in das Kirchlein, während die Menge sich vor der geöffneten Thüre und rings um das Hospiz drängte. Als der Bischof am Altare stand, als er die Worte der Segnung über die Kirche und das Hospiz sprach, herrschte lautlose Stille, als er aber Heinrich auf die Stufen des Altares knieen hieß und die beiden Hände segnend auf dessen Haupt legte: da brach die Rührung aus allen Herzen hervor. Der Bischof verlas nun die Stiftungsurkunde, sowie die Pflichten der Bruderschaft. Dann erscholl ein tausendstimmiger Gesang, eine Hymne, wie sie der Arlberg noch nie umschlossen und sein Echo noch nie als Orgelton begleitet hatte.

Das Hospiz und die Kirche war nun eingeweiht, der feierliche Gottesdienst abgehalten und wieder bewegte sich der Zug nach Jackleins Meierei. Da brach sich der stürmische Jubel Bahn und — „Heinrich Findelkind!“ — war das Losungswort. Ein festliches Mahl folgte auf die erhebende Feier und die Menge lagerte sich, wie ein endloser Zug Wallfahrer, auf dem

Digitized by Google

Rasen. Der Herzog hatte eine allgemeine Bewirthung angeordnet und reichlichen Vorrath von Speisen und Wein gesendet. Kein Mißton störte das Fest, überall herrschte eine geheiligte Freude.

Als die sämmtlichen Gäste wieder abgezogen waren, herrschte eine feierliche Stille auf dem Arlberge. Der Mond, dieses große Auge der Nacht, sah einen demüthig einsamen Beter, welcher in dem Kirchlein kniete und nun erst sein ganzes Herz im Danke ausströmen ließ. Dann ging er noch zu seiner ersten Kapelle, dem alten Eichbaume; die Sterne glänzten über seinem Haupte; aber jener Stern, der bei seiner Geburt geleuchtet und ihn geführt hatte bis hieher, war keiner von ihnen, es war der Stern der Barmherzigkeit.

Wir sind nun am Ende unserer Erzählung. Das Hospiz von St. Christoph wurde ein Segen für alle Wanderer jener Gegend. Noch ein treuer Gehilfe gesellte sich zu Heinrich, gleichfalls ein Heinrich, aus St. Gallen gebürtig. Jakob stand dem Bruder treu zur Seite, theilte mit ihm Freud und Leid, Arbeit, Gefahren und Mühsal; aber er wurde auch ein Liebling von Jacklein und Martha und die kinderlosen Leute vererbten ihm die Meierei.

Unter den Wanderern, die oft des Weges kamen, war anfangs besonders Hugo von Montfort; aber nach einigen Jahren verheirathete sich dieser mit der jugendlichen Wittwe Margaretha von Cilley und zog auf sein Schloß. Auch der Graf von Werdenberg kam öfter des Weges und blieb Heinrich ein treuer Gönner. Noch einige Male zog Heinrich aus, um die Bruderschaftsgaben zu sammeln und vermehrte dabei sein Wappenbuch, welches die Jahre 1386—1414 umschließt. Er widmete sich bis zu seinem Lebensende dem erwählten Berufe und auch nach seinem Tode wurde das Werk treulich fortgesetzt. Noch jetzt, nachdem sich längst die Bruderschaft aufgelöst und eine breite Straße über den Arlberg führt, befindet sich dort noch ein kleines Hospiz, von einem Priester verwaltet, der sich der verunglückten Wanderer annimmt.

Das Dreifaltigkeits-, das Frohnleichnamsfest, das Fest des heil. Johannes, Petrus und Paulus. Das heil. Weihnachtsfest.

Im römischen Heidenthum wurde der Monat Juni ganz ausschließlich zum Opferdienst der Göttin Juno geweiht. Der Name dieses Monats Juni, im Lateinischen junius, leitet seinen Ursprung, nach den sichersten historischen Quellen, von dieser Göttin ab. In dem Kalender des Julius Cäsar sind

auch ferner zwei Festtage zur Ehre dieser Gottheit angestrichen. Der eine derselben, der erste Monatstag der Göttin Juno ganz speziell, der zweite der Göttin Vesta, im Alterthum als Göttin des Olymps betrachtet, gewidmet. Es war hiebei der Brauch der Göttin Juno-Vesta, gebackene Kuchen mit dem darauf ausgeprägten Zeichen des Maulthiers zu opfern. Das Maulthier war nämlich der Juno geweiht. So wie das römische Alterthum an demselben Tag auf ihren Cultus des belebenden Elements des Feuers hielt, so feierten die alten Aegypter an gleichem Tage ihre Ceremonien zur Verehrung des Nils. Sobald die Fluth hereinbrach, warfen sie in feierlichster Weise Kuchen in den Fluß. Diese Sitte gleicht der der Indier, die dasselbe zu Ehren ihrer Göttin Mugnasa thun.

Da Feuer und Licht von den alten Germanen angebetet wurde, so mußten begreiflicher Weise die verschiedenen astronomischen Veränderungen, die in jedem Jahre vorfallen, einen bedeutenden Einfluß auf die religiösen Feste unserer Vorältern haben. Die Sonnenwende des ersten Juni zeigt den Uebergang vom Frühling zum Sommer an. Der Sommer war bei den nördlichen Völkern hauptsächlich eine Zeit des Jubels und des öffentlichen Vergnügens, so wurde denn auch die Jahreszeit, welche die Früchte der Erde reifen macht, mit Freudenfeuern begrüßt. An diesen Brauch schloß sich aber auch Aberglaube aller Art an; man behauptete z. B., derjenige, der über diese Flamme springe, bleibe ein ganzes Jahr lang von jeder Krankheit frei; die Asche wurde als Gegenmittel für alle erdenklichen Uebel aufbewahrt. Als später das Christenthum unter den Germanen Wurzel schlug, behielten sie zwar den Brauch bei, verlegten aber das Fest der „Sonnenwende“ auf den 24. Juni, den Geburtstag des Apostels Johannis und benannten die Feuer „Johannisfeuer.“ Diese Freudenfeuer werden noch heutzutage in vielen Gegenden Deutschlands, Englands, Frankreichs und Spaniens gefeiert.

Die Kirche celebrirt im Monat Juni zwei große Kirchenfeste. Das Dreifaltigkeits- oder Trinitatis- und das Frohnleichnamsfest.

Weder das eine noch das andere reicht zurück in das Alterthum. Das Dreifaltigkeitsfest wird von der römischen Kirche am ersten Sonntag nach Pfingsten, von der griechischen Kirche am Pfingstdienstag gehalten. Es verdankt seine Entstehung Stephan, dem neununddreißigsten Bischof von Lüttich, gestorben 920, der in seiner Kirche einen Gottesdienst zur heil. Dreifaltigkeit einführte, der bald in vielen andern Kirchen nachgeahmt wurde. Bis zum 14. Jahrhundert hatte die Kirche diese Feier noch nicht als Kirchengesetz vorgeschrieben, obwohl sie sich immer mehr und mehr verbreitete und selbst das Concilium zu Arles 1260 die Feier verordnete. Erst im Jahre 1334 wurde das Dreifaltigkeitsfest vom Papste Johann XXII. feierlich eingesetzt, das jetzt, wie wir wissen, von allen christlichen Kirchen jeder Confession gefeiert wird.

Am Donnerstag nach Trinitatis oder Dreifaltigkeit fällt das zweite

Digitized by Google

Kirchenfest, Fronleichnam, dessen Zweck die Einsetzung des heil. Abendmahls zum Grunde hat. Auch dieses Fest entstand in der alten, bischöflichen Stadt Lüttich. Der erste Gedanke dazu ist eine Inspiration der frommen Nonne Juliana 1193 in dem Dorfe Retinne in dem Weichbilde Lüttich geboren. Johann, Pantalon von Troyes, Archidiakonus von Lüttich, der später zum Erzbischofe von Verdun und zuletzt 1261 den päpstlichen Stuhl als Urban IV. bestieg, erließ am 8. September 1264 eine Bulle, in welcher er das Frohnleichnamsfest als kirchliche Feier befahl. Es war dieses das achtundsechzigste seit der Einführung in der Diöcöse Lüttich von dem Bischof Robert de Langres. Urban IV. begnügte sich jedoch nicht allein mit der öffentlichen Feier, sondern beauftragte auch noch weiters den heil. Thomas von Aquin, die betreffenden Gebete dazu zu schreiben, die wohl zu den schönsten gehören, die die Kirche besitzt. Trotz dieser Bulle wurde das Fest nicht überall gefeiert. Erst nachdem die Bulle 1311 von dem Papste Clemens V. erneuert und bestätigt wurde, ward das Frohnleichnamsfest allgemein. Dieses hohe Fest wurde von allen Vätern der Kirchenversammlung angenommen und in Gegenwart der Könige von Frankreich, England und Arragonien bestegelt. Da wir schon oben erwähnten, daß der Festtag des Apostel Johannes auf den 24. Juni falle, so fügen wir nur noch hinzu, daß er mit der Sonnenwende im Sommer zusammentrifft, während der unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi mit der im Winter. Im Mittelalter benützte man diese zwei merkwürdigen Tage, das Jahr in zwei gleiche Hälften zu theilen, die jetzt noch in manchen Gegenden als Zeitpunkt zur Aufkündigung von halbjährigen und jährlichen Miethen, Akkorde oder Dienst betrachtet war. Als Anfang des Kirchenjahres galt Weihnachten.

Am 29. Juni feiern wir die Festtage der Apostel Peter und Paul. Wer kennt nicht die Geschichte des heil. Paulus, des größten der Apostel, des glorreichsten? Wem ist nicht seine wunderbare Bekehrung bekannt? Wer hätte nicht schon von seinem Muth, seiner Kraft, seiner Unermüdlichkeit, seiner überzeugenden Rede und seinen Schriften gehört?

Nicht minder bekannt sind die Lebensereignisse des Apostel Petrus, des demüthigen Fischers an den Ufern des Sees Genezareth oder des Meers Tiberias, von dem Augenblicke an, von Christus zum „Menschenfischer" auserwählt, bis zur Berufung zu Christi Statthalter auf Erden. Es ist daher leicht zu begreifen, welches besondere Interesse die katholische Kirche für den heil. Petrus hegt, dessen Nachfolger auf dem päpstlichen Stuhl, für alle Zeiten die sichtbaren Herren der christlichen Gemeinde sind.

Ein Ereigniß in der biblischen Geschichte, das zu allen Zeiten und von allen Völkern mit der größten Andacht gefeiert wurde, ist wohl die Geburt unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi, welches uns von dem heil. Apostel Lukas in seinem Evangelium erzählt wird. Die Geburt des

Digitized by Google

erwarteten Messias wurde von den Propheten mit all' den sie begleitenden Umständen schon voraus verkündet. In dem prophetischen Worte des Jesaias und Micha finden wir die tröstliche Weissagung, daß sobald Christus geboren sei, ein großer Frieden herrschen würde. Der Erzvater Jakob prophezeihte, daß zu derselben Zeit das Scepter von Juda genommen würde. Haggai und Maleachi vereinigen sich in der übereinstimmenden Weissagung, der Erlöser werde zu der Zeit erscheinen, wenn der Tempel zum zweiten Male erbaut sei. Nach Jeremias wird Christus der Nachkomme Davids sein und nach Jesaias wird er von einer Jungfrau geboren werden. Daniel sagte sogar ganz bestimmt den Zeitpunkt voraus, wann der Heiland geboren würde. Selbst einige heidnische Schriftsteller deuten unbewußt auf den Erlöser. Der Geschichtsschreiber Tacitus sagt unter anderm: „Viele lebten der Ueberzeugung, daß zu dieser Zeit der Orient sein Ansehen wieder erhalten würde, und Männer aus Juda würden die Eroberer der Welt sein." Die Ueberzeugung, daß in Juda der Heiland erscheine, dessen Lehre alle Völker gewinnen werde, war im Orient allgemein anerkannt. Jede Prophezeihung erfüllte sich treulich Punkt für Punkt. Die vom Propheten Daniel angeführte Zeit war herangenaht, das Scepter war aus dem Stamme Juda gewichen, Idomenäus Herodes saß auf dem Thron. Die vom Kaiser Augustus verordnete Volkszählung entdeckte auch zugleich, daß Christus aus dem Stamme Juda sei. Der Kaiser Augustus ließ ferner auch den Janus-Tempel zu Rom in dem Geburtsjahre des Erlösers schließen. Der geschlossene Janus-Tempel war das Symbol des in der ganzen Welt herrschenden Friedens, denn die römische Macht war dazumal Weltmacht.

Man nimmt gewöhnlich an, daß die Geburt Christi 4 Jahre vor unserer Zeitrechnung fiel. Lange Zeit jedoch lag die Kirche des Morgenlandes in Streit mit der des Abendlandes, welcher Monat für das heil. Weihnachtsfest bestimmt werden solle. Im Orient feierte man das erhabene Fest sehr verschieden, an manchen Orten im Januar, an andern im April und wieder an andern im Mai; im Abendlande hingegen wurde die Feier allgemein im Dezember abgehalten, gemäß des übereinstimmenden Ausspruchs großer Gelehrten. Diese Versammlung fand unter dem Papste Julius I. auf Ansuchen des heil. Cyrillus von Jerusalem statt. Die kirchlich ceremoniöse Feier des Weihnachtsfestes wollen einige erst im zweiten Jahrhundert beginnen lassen, angeregt vom Papste Telesphor 138. Nach dem Zeugniß des heil. Johannes Chrysostomus dürfen wir jedoch annehmen, daß dieses erhabene Fest schon in dem frühesten Christenthum seinen Anfang nahm. Nach und nach ließ sich auch das Morgenland des Zeitpunktes wegen überführen und begeht nun mit uns, dem Abendlande, am 25. Dezember den hohen Freudentag.

Die Feier des Christfestes hat zu vielen verschiedenen Gebräuchen Veranlassung gegeben, die wirklich interessant genug wären, sie zu sammeln. Der

Digitized by Google

allgemeinste war jeden Falls, das kleine Jesuskind in der Christnacht mit Lobliedern zu begrüßen, er stammt aus der ersten Zeit der christlichen Kirche. Der heil. Hyeronimus schon gedenkt der Gemeinde in Theben, die mit Hymnen ihren Heiland empfingen. Der heil. Augustinus erwähnt der geistlichen Lieder, die vom heil. Ambrosius componirt, vom Advent bis Epiphaniä in den christlichen Versammlungen abgesungen wurden. Die Sitte des Singens verbreitete sich bald im ganzen Abendlande, bald traten an die Stelle der kirchlichen Hymnen Volkslieder, vom Volke gedichtet und vom Volke componirt, einfache Melodien, die sich leicht dem Ohre einprägten. Die Hirten zu Bethlehem wurden lange in dieser volksthümlichen Weise besungen, was in Italien unter dem Namen pastorale bekannt ist. Im Mittelalter wurden solche Weihnachtslieder von den Gläubigen selbst in der Kirche gesungen. Eine historische Urkunde des 11. Jahrhunderts aus England versichert sogar, daß man ähnliche Weisen im Chor auf dem Gottesacker sang, wobei auch ein ländlicher Tanz Christmas carols (Weihnachtsreigen) aufgeführt wurde. In vielen Dörfern Belgiens, Frankreichs, Deutschlands wandern die Kinder von Haus zu Haus Weihnachtshymnen singend, was ihnen immer reiche Spenden einträgt. Die Geburt des Erlösers war für die ganze Welt ein unbeschreiblich freudiges Fest, so freudig, daß man selbst in Frankreich jedes frohe Ereigniß mit Noël (Weihnachten), etwa gleichbedeutend mit „willkommen" begrüßte, z. B. die Geburt eines Prinzen, die Krönung der Könige, oder ihren feierlichen Einzug in die Stadt. In einigen Gegenden steht noch die Sitte fest, einen geweihten Bündel Holz anzuzünden und bei dessen erwärmendem, belebendem Schein ein nächtliches, einfaches Mahl zu verzehren. Diese haben sich in der Gegenwart in glänzende Feste umgewandelt, besonders in England, wo der Plumpudding nicht fehlen darf.

Wir Deutsche verstehen es am besten, diesen Tag so poetisch und herrlich als möglich auszuschmücken, und wir nehmen dazu die lieben Kinder, zu denen Christus einst sagte: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht."

Rettung durch Geistesgegenwart.

Von Chr. Mann.

In den bösen Kriegszeiten, als mancher deutsche Fürst sein Vaterland verlassen und Schutz in der Fremde suchen mußte, begab es sich, daß Einer von diesen viele Jahre hindurch eine liebevolle, gastliche Aufnahme in den östreichischen Landen fand und daselbst verweilte, bis in seinem Lande sich wieder Alles zu seinen Gunsten gestaltet hatte und er dahin zurückkehren

Digitized by Google

konnte. In seinem Gefolge befand sich auch Doktor M., sein Leibarzt, der stets bei dem alten kränklichen Herrn sein mußte und allgemein für dessen Liebling galt. Er trennte sich mit schwerem Herzen von dem schönen Prag, wo er mehrere glückliche Jahre im Dienste seines Gebieters verlebt und recht liebe Freunde gefunden hatte; aber nicht diese allein machten ihm den Abschied schwer, nein noch viel schwerer wurde ihm die Trennung von seiner geliebten Gattin, die durch Unwohlsein gehindert war, die Reise jetzt mitzumachen, und seinen zwei kleinen Mädchen, die er unbeschreiblich liebte. Zwar sollte der Kammerdiener des Fürsten, den ebenfalls Krankheit zurückhielt, die Dame, die in einigen Wochen zu folgen hoffte, begleiten und der gütige Herr hatte sogar für einen recht bequemen Reisewagen Sorge getragen, aber dieses Alles überwand doch nicht den Schmerz der Trennung und die Besorgniß wegen der großen Reise, die ohne das Haupt der Familie, den Hausvater, gemacht werden sollte; denn einen Weg von 120 Stunden und noch dazu im Winter zurückzulegen, war für die damalige Zeit, wo man nicht mit Eisenbahnen reiste und selbst gute Chausseen zu den Seltenheiten gehörten, ein kühnes Unternehmen. Auch waren die Wege oft unsicher durch herumstreifende Marodeurs und man hörte viel von Raub, ja selbst von Mordanfällen. Doch es ließ sich nicht ändern, dem besorgten Gatten blieb nichts übrig, als die Seinigen dem Schutze des Herrn zu empfehlen und seiner Pflicht, als treuer Diener und Begleiter seinem Fürsten zu folgen, Genüge zu leisten. Vor seiner Abreise bat er noch einen alten Freund, einen würdigen Abbée, sich seiner Familie mit Rath und That anzunehmen, was dieser versprach und auch getreulich hielt.

Doktor M. schrieb gleich nach seiner Ankunft an seine Frau und in jedem der folgenden Briefe sprach sich eine so große Sehnsucht nach Frau und Kindern aus, daß diese, die nun völlig genesen war und gleiche Gefühle hegte, ernstliche Anstalten zu einer baldigen Abreise traf. Das Wetter schien ihr Vorhaben zu begünstigen, denn obgleich erst Februar, wehte schon eine milde Luft und schien den herannahenden Frühling zu verkündigen.

Da verbreitete sich die Nachricht von einigen dicht auf einander folgenden Raubanfällen, ja sogar von einem Morde, die in der Gegend von H..... vorgefallen sein sollte, einer Poststation, welche Frau M. passiren mußte. Obgleich trotz der eifrigsten Nachforschungen keine Spur die Thäter verrieth, so zweifelte doch Niemand daran, daß es Marodeurs sein müßten und bald ging das Gerücht von einer ganzen Bande derselben umher. Frau M., die es hörte, erschrak heftig darüber und theilte ihre Besorgnisse dem theilnehmenden Abbée mit. Anfangs war dieser darüber betroffen, doch bald sagte tröstend der fromme Mann: „Sie stehen in des Herrn Hand, ohne seinen Willen wird kein Haar auf Ihrem Haupte gekrümmt, wir wollen seinem Schutz vertrauen und wer kann besser schützen als Er!“ Die gesäng-

Digitized by Google

stigte Frau beruhigte sich zwar bei diesen Worten, aber als er sie verlassen hatte und sie nun, auf ihre beiden Kinder blickend, ihre Lage überdachte, durchschnitt ein tiefes Weh ihr mütterliches Herz und ein unendliches Bangen überkam sie. Sie stürzte auf ihre Kniee nieder und betete unter heißen Thränen, doch wollte keine Ruhe in ihr aufgeregtes Gemüth kommen. Da überließ sie die Kinder ihrer alten, treuen böhmischen Kinderfrau Nanny und eilte in eine nahegelegene Kirche; hier sank sie an den Stufen eines Altars nieder und schüttete ihr tief bekümmertes Herz vor dem Herrn aus. Indem sie betete, trat die Sonne, die den ganzen Tag hinter den Wolken verborgen war, plötzlich hervor und warf ihre goldenen Strahlen auf das Altarbild, welches die Himmelskönigin mit dem heiligen Kinde vorstellt und verbreitete einen unaussprechlichen Glanz über dasselbe. Die Beterin erhob ihre Augen zu dem herrlichen Bild, und es war ihr, als blicke sie die Heilige mit himmlischer Huld an.

„Ja, gnadenreiche Mutter, Du wirst mich und meine Kinder schützen," rief sie, indem sie sich erhob und ein nie gefühlter Muth belebte die kleine, zierliche Gestalt, ihr war, als könne ihr nun kein Unglück begegnen. Getrost und heiter betrat sie ihre Wohnung, wo sie Nanny sehr kleinlaut und bekümmert traf. Die gute Seele konnte sich trotz aller Furcht vor der weiten beschwerlichen Reise doch nicht entschließen, ihre Herrin zu verlassen; die letzten Nachrichten hatten sie ganz niedergedrückt und sie hatte eben einen großen Kampf zwischen Selbstliebe und Selbstverläugnung gekämpft, wobei jedoch die Letztere gesiegt hat. Frau M., den Seelenzustand ihrer Dienerin wohl ahnend, suchte sie aufzuheitern und erzählte ihr, wo sie gewesen und wie gnadenreich dort die Sonne des Trostes in ihr Herz geschienen. Dieses schien die Böhmin zu beruhigen, doch obgleich groß und stark von Figur, war sie doch ein zu furchtsames, ängstliches Wesen, als daß sich eine dauernde Ruhe hätte in ihr Herz einsenken können; sie war niedergeschlagen und bekümmert und konnte sich doch zu keiner Trennung von der ihr so theuren Familie entschließen. Frau M. behielt indessen ihren frommen Muth, der noch auf harte Proben gestellt wurde, denn einige Tage vor der bestimmten Abreise trat eine sehr empfindliche Kälte ein, die anhaltend zu werden schien und nachdem noch schnell alle Vorbereitungen getroffen, um derselben trotzen zu können, starb ein paar Stunden vor dem bestimmten Reisetag der Kammerdiener, der ganz genesen war, an einem Schlagfluß. Was war nun zu thun? Herr M. war von der Abreise seiner Familie benachrichtigt und harrte ihrer mit Sehnsucht entgegen und wo fand sich ein schützender Reisebegleiter? Einen Augenblick erbebte Frau M., doch bald gewann ihr frommer Muth wieder die Oberhand und sie sagte der weinenden, trostlosen Nanny: „Fürchte Dich nicht, der gnädige Gott wird selber unser Begleiter sein und der geleitet uns besser und sicherer als irgend ein Mensch und wäre er auch der Klügste und Mächtigste." Der Abbée, der gleich auf die Nachricht zu ihr geeilt war,

Digitized by Google

theilte ihre Ansicht, die Reise nicht aufzuschieben, was ja doch die Lage der Dinge nicht geändert hätte und so reiste denn mit Tagesanbruch, wie es bestimmt war, damit man nicht vielleicht genöthigt würde, in H.... zu übernachten, Frau M., begleitet von den Segenswünschen ihres ehrwürdigen Freundes, in einem schönen, vierspännigen Reisewagen ab.

Rasch ging es vorwärts und bald waren die zwei ersten Stationen glücklich durcheilt und schon nahte man der dritten, dem berüchtigten H..., als der Postillion anfing langsam zu fahren, einige derbe Flüche ausstieß, vom Pferd heruntersprang und das eine Hinterrad untersuchte. „Was gibt es, Kutscher?“ rief Frau M. „Ach,“ entgegnete er: „Das Rad scheint zerbrochen zu sein, ich muß vorsichtig fahren, sonst könnte ein Unglück passiren.“ — „Das ist nicht möglich, es kann nicht sein!“ rief die bestürzte Dame. „Der Wagen ist fast noch neu und erst vor ein paar Tagen vom Wagner untersucht worden, der ihn gut und dauerhaft befunden hat.“ — „Was geht das mich an,“ brummte der grobe Postknecht, „das Rad ist schlecht und wenn es noch nicht gebrochen ist, zerbricht es doch sicherlich, wenn ich schnell fahre, ich verstehe das besser wie Sie.“ Umsonst bot ihm Frau M. doppeltes Trinkgeld, wenn er rascher fahren würde, denn sie sah wohl ein, daß eine böswillige Absicht hier verborgen liege, er blieb bei seiner langsamen Fahrt und sie mußte ihren ganzen Muth zusammennehmen, um nicht zu verzagen und Nanny zu trösten, die wie gelähmt, mit Angstschweiß auf der Stirne, da saß und keines Lautes mächtig war.

Endlich hielt der Wagen vor einem großen steinernen Gebäude und man war, obgleich fast zwei Stunden verspätet, in H... angekommen. Es war dieses Haus Posthalterei und Wirthschaft zugleich; mehrere Männer traten heraus, die Gäste in Empfang zu nehmen und ein kleiner dicker Mann der der Herr zu sein schien, führte mit einer grinsenden Freundlichkeit die Reisenden in ein großes durchwärmtes Gemach. Nanny, die im Wagen durch ihre Angst ganz heiß geworden war, bekam beim Aussteigen durch die schneidend kalte Luft heftige Zahnschmerzen, so daß sie ihr Taschentuch hervorzog und sich den Mund fest zuband. Frau M. bestellte Suppe bei dem Wirthe und um ihre weinenden Kinder zu beschwichtigen, schickte sie dieselbe an den Wagen, um eine Schachtel mit Bisquit zu holen, dabei bemerkte sie, daß mehrere Männer den Wagen umstanden und untersuchten, wie er gepackt sei. Ihr hatte das Ganze etwas sehr Unheimliches und sie ermahnte die Dienerin, vorsichtig zu sein und nicht zu reden, damit sie sich nicht als Böhmin verrathe und im Falle sie in dieser Sprache angeredet würde, zu thun, als sei sie ihr unverständlich. Diese gehorchte zagend, denn sie fürchtete sich vor den unheimlichen Blicken dieser Männer; aber nach ein paar Augenblicken trat sie leichenblaß und an allen Gliedern zitternd wieder in das Zimmer und sagte der erschrockenen Gebieterin: „Ach, Ihre Gnaden, wir sind

Digitized by Google

in bösen Händen, ich hörte, wie die Leute auf böhmisch zu einander sagten: „Der Wagen ist gut gepackt und mit Frauen ist leicht fertig werden, sind sie erst an der Waldesecke, so sind sie unser. Der Sepperl, der sie führt, ist eben so klug, wie der Franzerl, der sie hergebracht.“ — „Um Gotteswillen schweig!“ rief entsetzt Frau M. „und zieh Dein Tuch, das Du vor dem Munde hast, noch mehr herauf, damit man Dein verstörtes Gesicht nicht sieht, wir kommen sonst nicht lebend aus diesem Hause; aber fasse Dich, Deine Aengstlichkeit droht uns Verderben und wir stehen in Gottes Hand.“ Doch sie selbst fühlte eine namenlose Angst, denn was konnte sie thun, sich aus dieser fürchterlichen Lage zu befreien; ein paar Sekunden starrte sie gedankenvoll vor sich hin, sich auf einen großen Sessel werfend und das Geschrei ihrer beiden Kinder ganz überhörend, dann aber sprang sie plötzlich auf, wie von einer höhern Eingebung beseelt und indem ihr Gesicht wieder den frühern ruhigen Ausdruck annahm, trat sie zum Fenster, unter dem der Postillion, der sie gefahren, und der Wirth standen und schaute kopfschüttelnd hinaus. „Hört man nicht einen Wagen in der Ferne?“ frug sie ungeduldig! „Einen Wagen?“ wiederholte der etwas verdutzte Wirth, „einen Wagen, ich höre nichts, erwarten Ihre Gnaden vielleicht noch Jemand?“ — „Je nun! ich erwarte meinen Mann, den Major mit seinem Adjutanden und zwei Bedienten, dabei gab sie Nanny verstohlen einen Wink, auch an das Fenster zu treten, was diese sehr wohl verstand und aufhorchend hinter ihrer Gebieterin stand. Die Herrn bleiben mir zu lange, ich kann sie nicht hier erwarten, wie verabredet war, denn ich erreiche sonst zu spät das uns bestellte Nachtquartier. Lassen Sie sogleich anspannen und halten sie auch noch vier Pferde für meinen Mann in Bereitschaft, denn er kann jeden Augenblick kommen und wartet nicht gern; Husaren sind ungeduldig. Wenn die Suppe nicht fertig ist, schadet es nichts, ich habe nicht länger Zeit.“ Der Wirth, der ein sehr verlegenes Gesicht machte, sprach böhmisch mit dem Postillion, der sich in den Stall begab, während er selbst ging, nach der Suppe, wie er sagte, zu sehen. Als Frau M. vom Fenster zurücktrat, sagte Nanny: „Wissen Sie, was der Wirth sagte? Geh Franzerl, sag dem Sepperl, er solle sogleich anspannen, und dann rasch zufahren, er weiß schon, was ich damit will, aber mit Husaren und deren Weibern läßt sich nichts machen, es könnte uns schlecht bekommen.“

Frau M. drückte die Hand Nanny's und flüsterte ihr zu: „Es wird schon Alles gut werden.“ Jetzt wurde eiligst ein Tisch gedeckt und die Suppe nebst Butter und Brod hereingebracht und während die Reisenden etwas davon aßen (den Hunger verspürten sie vor lauter Aufregung nicht), um keinen Verdacht zu erwecken, wurden die Pferde angespannt und noch vier andere in Bereitschaft gestellt. Sepperl blies kräftig in sein Horn und mit Grüßen und Entschuldigungen wegen der Abfahrt, an den angeblichen Major, stieg Frau M. in den Wagen, der rasch dem unheimlichen Orte enteilte. Trotz

Digitized by Google

ihres Muthes erzitterte sie aber dennoch, als bald darauf die Waldecke sichtbar wurde und die Frage: „Wie wird es mit uns werden!“ drängte sich ihr auf. Sie nahm ihre beiden Kinder in ihre Arme, als wollte sie dieselben vor der herannahenden Gefahr schützen, während Nanny in Todesangst betete. Doch eine lautlose Stille herrschte ringsumher und bald lag die gefürchtete Ecke weit hinter ihnen; so lange sie aber noch im Waldesdunkel dahin fuhren, wagte Frau M. es nicht, fest an ihre Rettung zu glauben, als aber dieses allmählig lichter wurde, endlich ganz verschwand und sich in der Ferne der Thurm einer Dorfkirche zeigte, da faltete sie und Nanny die Hände und Thränen des Dankes und der Freude entquollen ihren Augen. Bald erreichte man die nächste Station und auch hier bestellte Frau M. vier Postpferde für den nachfolgenden Major, da sie nicht wußte, ob nicht vielleicht eine Verbindung beider Stationen stattfand. Sie wurde nun rasch weiter befördert und nachdem sie Franzerl ein gutes Trinkgeld gegeben, hörte sie, wie dieser sagte: „Die fürchtet sich criminalisch vor ihrem Mann.“ Es war schon dunkel, als die nächste Station, die zum Nachtquartier bestimmt, erreicht wurde und unter Dankgebeten schliefen die Reisenden nach den Aengsten des Tages ein. Ohne weitere Abenteuer kam Frau M., nach achttägiger Reise, glücklich in K., bei ihrem hocherfreuten Manne an, den sie jedoch schon wieder gerüstet zu einer neuen Trennung fand, denn er sollte in wenigen Tagen seinen Fürsten nach Wien begleiten, wo sich damals Deutschlands Fürsten zu einem Congresse versammelten. Sie erzählte dem davon tief Ergriffenen die glücklich überstandene Gefahr, in der sie geschwebt und als er sie gerührt in seine Arme schloß und ihre Geistesgegenwart pries, sagte sie voll Demuth: „Lieber Mann nicht mir gebührt hierbei Lob, es war eine höhere Eingebung, der ich folgte; danken wir dem Herrn dafür.“

Der Fürst nahm seinen Weg über Prag und mußte also dieselbe Straße reisen, die er sowohl, als Frau M. gekommen waren. Der Arzt dadurch schon ein wenig mit den Postmeistern und Wirthen, wo man verweilte, bekannt, brachte es dahin, daß in der Station von H... übernachtet wurde und spät Abends suchte er noch Gelegenheit, den Postmeister, der ihm auf seiner ersten Durchreise, wo man das Mittagsmahl hielt, als ein lieber freundlicher Mann erschienen war, allein zu sprechen und frug ihn scherzend: „Wenn eigentlich der Husarenmajor durchgekommen, für den vier Pferde bestellt worden seien!“ Der Mann sann einen Augenblick nach, dann blickte er ganz verwundert Herr, M. an und sagte: „Herr Doktor, woher wissen Sie denn etwas davon? ich weiß mir bis Heute die Sache nicht zu erklären, vermuthe aber, daß irgend ein Geheimniß dahinter steckt,“ und nun erzählte er, was wir schon wissen.

„Ich kann Ihnen eine Erklärung geben, ja ich bin es sogar schuldig, dieses zu thun,“ entgegnete der bewegte Mann und erzählte nun die ganze Begebenheit, die wir schon kennen. „Jesus, Maria!“ rief am Schlusse der-

Digitized by Google

selben der entsetzte Wirth aus, „das nenne ich Geistesgegenwart, ohne diese wäre Ihre Familie verloren gewesen, und nun erzählte er, wie schon seit einiger Zeit Raub- und Mordanfälle in der Gegend von H... stattgefunden und der Wald als ein Ort des Schreckens bezeichnet gewesen sei. Man hätte geglaubt, daß herumstreifende Marodeurs diese Gräuelthaten verübten, denn der Wald mit seinen Schluchten eigne sich sehr gut zum Schlupfwinkel für dergleichen Gesindel und der Wirth in H.... habe diesen Verdacht noch dadurch verstärkt, daß er von gehabten Schrecken erzählt, die ihm theils durch Begegnen, theils durch Versuche nächtlichen Einschleichens in seine Wohnung solche bösartige Personen gemacht.“ Er wußte dieses so glaubwürdig zu erzählen, daß Niemand an der Wahrheit zweifelte, „aber trotz aller Nachforschungen konnte man den Thätern nicht auf die Spur kommen, lieber Herr Doktor,“ fuhr er fort. „Vor 8 Tagen kam eine russische Gräfin durch H.... und als sie die bewußte Waldesecke erreicht hatte, wurden sie von Männern mit geschwärzten Gesichtern überfallen und die Gräfin, so wie die Bedienten fielen durch ihre mörderischen Hände. Die Kammerfrau, eine große, energische Person, kämpfte einen furchtbaren Kampf mit den Mördern, unter unaufhörlichem Hilferuf und es gelang ihr, einem derselben sein Terzerol zu entreißen und ihm eine Kugel durch den Kopf zu jagen. In diesem Augenblick kam ein Detaschement Husaren angesprengt, die den Hilferuf vernommen. Die Mörder wollten fliehen, aber vergebens, sie wurden gefangen genommen und man erkannte in ihnen den Wirth, Posthalter und seine Leute, nebst noch zwei Bürgern von H. Sie sind nach Prag abgeführt und erwarten dort den Lohn ihrer Schandthaten.“ — „Sonderbar,“ sagte M., „meine Frau kündigte ihnen einen Husaren-Major an und rettete sich dadurch vom Verderben und durch Husaren wurden sie der strafenden Gerechtigkeit überliefert.“ Spät erst trennten sich der Arzt und der Postmeister und am andern Morgen erzählte Ersterer seinem fürstlichen Herrn die ganze Begebenheit, welche diesen sehr ergriff. Bei seiner Zurückkunft mußte sie ihm Frau M. selbst noch wiederholen. Der Tag der wunderbaren Rettung war aber noch lange Zeit in der Familie M. ein Tag des Dankes und des Wohlthuns.

Die sel. Kreszentia von Kaufbeuren.

Von Fr. Bernardus.

Gehorsam ist die Friedens-Laube,
Die uns des Segens Oelzweig bringt,
Und Wunder wirket hier im Staube
Und siegreich in den Himmel dringt.

Digitized by Google

So denkt die kindlichste der Nonnen,
Frezentia mit frommem Sinn
Und eilt zum nahen Klosterbrunnen
Mit weitgeflochtnem Siebe hin.

Weil ihr die Oberin befohlen,
Die ihrer Demuth Probe will,
Im Siebe Wasser dort zu holen,
Und heimzutragen sacht und still. —

Die Jungfrau schöpft und schöpft und Wunder,
Es rinnt kein einzig Tröpflein aus,
Sie bringt das Sieb voll Wasser munter
Zurück in's stille Klosterhaus.

Denn der Gehorsam hat verwoben
Des Siebchens Lücken fest und dicht,
Drum alle Schwestern freundlich loben
Den Lohner ihrer Zuversicht. —

Gehorsam ist die Friedens-Taube,
Die uns des Segens Oelzweig bringt,
Und Wunder wirket hier im Staube
Und siegreich in den Himmel dringt.

Musikalisches.

Wir empfehlen unsern werthen Lesern ein Heftchen „Jugendlieder," welches bei Jos. Aibl in München soeben erschienen ist. Part. und Stimmen 54 kr., Stimmen allein: 27 kr. Es enthält drei Lieder aus Fr. Pocci's „Frühlingseinzug" (Jahrgang 1856 der Jugendblätter) von Christian Seidel für drei Stimmen in Musik gesetzt, eine frische anmuthige Tondichtung, welche um so willkommener sein mag, da an derlei für die Jugend eher Mangel als Ueberfluß ist.

Digitized by Google

Der Feldkaplan.

Ein Bild aus dem italienischen Feldzug von 1859. Von F. Arand.

Es war um die Zeit der Sommer-Sonnenwende, die Zeit, da die Tage am längsten und die Nächte am kürzesten sind, es war am Johannistage, wo auf den Bergen die Feuer flackern und in so manchen deutschen Gegenden fröhliche Buben über die Johannisfeuer springen: an jenem sonnigen Tage, dem 24. Juni 1859, wurde auf der lombardischen Ebene am Mincio die fürchterliche Schlacht bei Solferino geschlagen. Es war in der That ein entsetzlich langer Tag für die armen Soldaten, die in der glühenden Sommerschwüle des italienischen Himmels vom Morgengrauen bis in die späte Nacht hinein stürmten, rangen, warfen und geworfen wurden, dursteten, bluteten, starben. Vierzehn lange blutigheiße Stunden wurde mit beispiellosem Heldenmuthe gestritten: wenn Muth und Tapferkeit, Kühnheit und Ausdauer den Sieg verdient, so hätten ihn an diesem Tage die österreichischen Krieger verdient; aber das Glück blieb nicht bei den österreichischen Waffen — wir alle wissen's und beklagen's.

Gleichwohl war — mit Freuden dürfen wir es hinzusetzen — der Sieg der Franzosen und Piemontesen kein vollständiger: denn auf dem rechten Flügel der Schlachtlinie behaupteten die Oesterreicher das Feld. Hier focht das achte Armeekorps unter Feldmarschall-Lieutenant Benedek gegen die an Zahl überlegene Macht der Piemontesen und warf sie siegreich zurück. Der Hauptkampf auf dieser Seite bewegte sich um Pozzolengo, nicht sehr weit von den südlichen Ufern des Gardasees. Alle thaten da ihre Pflicht, von dem kriegsgewandten Corpscommandanten herab bis zum Unteroffizier und Gemeinen; der scharfaugige tyroler Kaiserjäger wie der stramme Czeche, der kecke polnische Lanzenreiter wie der feurig flinke Husar von der ungarischen Pußta: Alle sind sie gleich mannlich um die Fahne ihres geliebten Kaisers gestanden und haben dem Sarden die Palme des Tages entrungen — mit vereinten Kräften, wie der kaiserliche Wahlspruch heißt!

An diesem Preis der vereinten Kräfte hatte aber noch Einer Theil, dessen stille Wirksamkeit man so leicht übersieht und so selten in ihrer Größe würdigt. Natürlich; diese Wirksamkeit ist geräuschlos, unscheinbar, fast verborgen; es ist der Friede mitten im Kriege, die Versöhnung mitten in der Schlacht, sagen wir es mit einem Worte: der Feldkaplan.

Und doch gehört so viel Seelenstärke dazu, unter dem Kanonendonner, im schwirrenden Kugelregen ruhig und besonnen des Amtes zu walten, das dem Feldkaplan beschieden ist. Hat der Soldat einmal Pulver gerochen,

Digitized by Google

und ist er in das Handgemenge gerathen, dann kocht das Kampffieber in ihm, Gefahr und Noth verlieren ihre Macht vor seinen Augen; es gilt jetzt Leben um Leben und Mann um Mann. Der Mann zu Fuß stürmt hurrarufend mit seinem Bajonette, der Husar jagt, den Säbel schwingend, auf dem Rosse in den Feind hinein: der Streit wird heiß und das Herz schlägt hoch. Aber der Feldkaplan? Sein Amt ist ein ruhiges, sein Arm ist wehrlos, seine Waffe der Segen. Ueber ihm und um ihn sausen die Kugeln daher, Granaten schlagen vor ihm ein, die Erde bebt und dröhnt unter seinen Füßen und das Krachen der Geschütze schlägt mit der Gewalt der Betäubung über seinem Ohre zusammen. Alle wilden Elemente sind entfesselt — und er soll ruhig, besonnen, furcht- und wehrlos vorwärts schreiten, dem heulenden Tod in's Angesicht; er soll durch das Getümmel hindurch das Elend aufsuchen, soll unter dem wilden Tanz der Schlachtfurien Worte des Friedens sprechen, soll zwischen Blut und Leichen beten! Wahrlich, ein solches Amt mit Ehre verwalten, ungebrochenen Muthes ausharren und unter allen Schrecken mit Umsicht und Fassung handeln — es gehört etwas von einem Helden dazu.

Ein solcher Held aber war der österreichische Regimentskaplan, der, ein Sohn der steyrischen Alpen, am Tage von Solferino unter Benedeks Führung Noth und Mühen mit seinen Landesgenossen theilte und so brav wie irgend Einer auf der Wahlstatt sich das Ehrenkreuz erwarb. Wir dürfen seinen Namen nicht nennen, aber seine aufopfernde Handlungsweise soll unvergessen bleiben.

In den ersten Morgenstunden schon hatten die Plänklerketten das Feuer eröffnet, und als die Sonne anfing, ihre Gluthen auszusenden, war die Schlacht allgemein geworden. Der Verbandplatz, wo der Regimentskaplan weilte, füllte sich daher bald mit Verwundeten und Verstümmelten in allen Gestalten. Das Regiment, dem er zugetheilt war, hatte lange gegen eine drückende Uebermacht zu kämpfen; heftig war das Ringen, und die Reihen wurden schrecklich gelichtet. Hier begann die erste Thätigkeit des Feldkaplans. Er half die Schwerverwundeten beiseite tragen und unterstützte den Arzt beim Verbinden; mit herzlichen Zusprüchen suchte er das Gemüth der Leidenden aufzurichten, auch vertheilte er Kriegsgebete, die er auf eigene Kosten hatte drucken lassen, unter sie, und mancher arme Soldat, der jetzt in unsicherer Verlassenheit zwischen Leben und Sterben dalag, schöpfte aus diesem Spruchblatte seinen einzigen stärkenden Trost für den Tag; wo endlich jede Rettung hoffnungslos sich zeigte, da erschien der Feldkaplan mit der letzten heiligen Tröstung der Kirche.

Aber der Kampf dehnte sich aus; über die weiten einförmigen Kukuruzfelder der Ebene wogten die Bataillone, und die Sonne beschien schon manche Heldenthat. Auch den Feldkaplan drängte es vorwärts, den Braven

Digitized by Google

nach, und bald sah man ihn nach den Punkten eilen, wo der Tod seine große Ernte hielt und seine Opfer aufthürmte. Die Kugeln flogen zischend um ihn, aber unbeirrt wandelte er hin und her, wie die Wellen des Kampfes sich bewegten; unerschrocken lenkte er seinen Schritt dahin, wo das Aechzen der Sinkenden ihn rief, und immer mit demselben ruhig ernsten Antlitz kniete er zu den gefallenen Soldaten nieder, ihnen die letzte Wegzehrung zu reichen. Wie mancher dankbare Blick antwortete aus ersterbenden Augen seinen sanften Trostworten! Wie mancher Händedruck — schwach und zitternd, denn es war der letzte, aber warm und vielsagend, denn die Bewegung kam vom Herzen — sprach ihm den stummen Dank für den unbezahlbaren Beistand! Und auch manches Gebet flog aus erkaltenden Lippen für ihn von der Erde in die Ewigkeit.

Doch schon ruft ihn sein Amt nach andern Punkten, denn der Tod fährt schnell und das Feld ist groß. Dort kehrt ein Bataillon in Staub und Blut zurück, das eben einen Sturmangriff mit gefälltem Bajonnet gemacht. Welcher Anblick, welche Wunden! Daß er nur Hände genug hätte, den Blutenden und Verstümmelten nach Bedarf zu helfen. Der Arzt ist nicht immer gleich zur Stelle, so eilt er denn, dort einen Zerschossenen so gut es geht zu verbinden, hier einen ohnmächtig Niedersinkenden zum Bewußtsein zu bringen. Hier gilt keine Nationalität und keine Confession, ohne Unterschied der Person theilt er seine Hilfe aus, und ach, wie erquickt die leibliche Labung, die er ihnen bietet! Denn viele Compagnien hatten noch nicht abgekocht, als in der Morgenfrühe das Gefecht losbrach, und schwach und hungrig hatten nun die Soldaten aufbrechen müssen, um den Ringkampf eines langen Tages auszuhalten.

Wieder hat sich die Wahlstatt verändert, andere Truppentheile ziehen an ihm vorüber. Wahrlich, er muß sein Herz zusammenfassen, um dem Stoß der wechselnden Eindrücke nicht zu erliegen. In einiger Entfernung hatte ein Cavallerie-Angriff stattgefunden. Ein versprengter Uhlane kommt an ihm vorbeigeflogen: Hurrah, der Kaiser! ruft er noch und sinkt vom Pferd in's Feld — er starb einen braven Reitertod, mitten in's Herz getroffen. Aus einem Graben heraus dringt ein halbunterdrücktes Wimmern an das Ohr des Feldkaplans; es kommt von einem tapfern Jäger, dem beide Beine abgeschossen worden. Er ächzt nicht vor Schmerz, sondern vor verzehrendem Durst, denn die Wunden brennen fürchterlich und die Sonne schüttet glühheiße Strahlen aus. Der Feldkaplan steigt zu dem Verblutenden hinab, gibt dem Gequälten aus seiner Flasche einen Trunk und unter seinen Trostworten fallen dem Braven die Augen zu, um nicht mehr sich zu heben.

Seitwärts, einem Hügel zu, wendet sich der Kaplan. Eine wilde Jagd braust an ihm vorbei über die weit ausgedehnte Ebene dahin, hin-

Digitized by Google

tendrein in langem Zwischenraum ein todter Reiter, schreckhaft anzusehen, wie Gevatter Tod selbst. Geisterhaft, die Füße krampfhaft im Bügel, Kopf und Hände hängend, saß der entseelte Mann noch im Sattel. Selbst alte Kriegsleute versichern, das Fürchterlichste der Schlacht sei dieser Anblick eines mit seinem entseelten Reiter wild dahinschnaubenden Pferdes. Der Regimentskaplan sank stumm in's Knie und betete dem Armen ein Vater-Unser. Vorüber!

Er war auf der Anhöhe. Ein anderes Bild des Grauens stellte sich seinen Augen dar, ein Hügel auf dem Hügel — ein Menschenhügel von Verwundeten und Getödteten! An der Stelle muß der Kampf entsetzlich gewesen sein; gruppenweise lagen sie über- und nebeneinander, Freund und Feind, und das Blut rieselte am Abhange hinab. Ein tyroler Kaiserjäger schlief da den Schlaf des Todes, den Gewehrlauf noch in der festgeballten Faust, und um ihn ausgestreckt vier savoyische Bersaglieri, denen er ringend mit dem Kolben das Gehirn eingeschlagen. Da hat es Bart um Bart gegolten und Blut in Strömen. Der Regimentsgeistliche hält einen Augenblick an sich, um nach Athem zu ringen, denn dieß Kriegsbild ist zu erschütternd selbst für seine gestählte Nervenkraft. Doch schon wird seine Aufmerksamkeit auf's Neue gefesselt. Zwei Kameraden, kräftige schnurrbärtige Gesichter von einem Jägerbataillon, liegen seitwärts, tödtlich verwundet; sie haben neben einander gefochten, sind mit einander gefallen, von derselben Kanonenkugel niedergeschmettert, und nun reichen sie sich die Hände und geloben sich, ohne Schmerzensschrei zu dulden und zu sterben: „für Gott und unsern Kaiser!“ Mit Thränen in den Augen beugt sich der Feldkaplan über das brave Freundespaar, um ihnen den Segen und die Stärkung der Religion mit in's andere Leben zu geben.

Von dem Hügel aus hatte er einen weiten Umblick, und er konnte von hier einigen kecken Husarenstreichen zusehen, die seine ergriffene Seele wieder aufrichteten. Rechts von ihm hatte eben ein Rittmeister mit seiner Schwadron eine verwegene Attaque auf die feindliche Infanterie gemacht, die in guter Stellung sich befand. Gleich im ersten Zusammentreffen wurde der Rittmeister durch einen sardinischen Offizier, der sich hinter einem Maulbeerbaum versteckt hielt, vom Pferd geschossen, daß er ohnmächtig zu Boden sank. Kaum gewahrte solches einer seiner treuen Husaren, so sprengte er in brausendem Zorn ganz allein auf den Maulbeerbaum zu und spaltete dem sardinischen Offizier mit einem weitausgeholten Säbelhieb den Kopf. Ein anderer Husar aber sprang vom Pferd, lud den verwundeten Rittmeister, der noch athmete, auf den Rücken, und trug ihn, unbekümmert um die knatternde Kugelsalve, glücklich hinweg auf den Verbandplatz, wo der Arzt die Wunden in Pflege nahm. — Einen zweiten Streich führte ein junger Husar von einer andern Schwadron aus, der, eine gewaltige gedrun-

Digitized by Google

gene Gestalt von strotzender Jugendkraft, wohl sein Leben lang sich auf den Rossen der Pußta getummelt. Er hatte durch einen Schuß sein Pferd verloren, und empfand den Verlust auf's Bitterste. Ein Husar ohne Roß — er kann sich nichts Trüberes denken. Grimmig stößt er seinen Säbel auf die Erde und späht in die Runde. Da ersieht er sich die Gelegenheit, als eben ein feindlicher Reiter in seiner Nähe eine Wendung machen will: er schwingt sich mit einem verwegenen Satz ihm in den Rücken auf dessen Pferd, umklammert mit eisernen Armen den verdutzten Feind und entreißt ihm, ehe der sich nur besinnen kann, die Zügel. Dann lenkt er das Pferd, als ob es von jeher ihm gehört, hurtig um und sprengt mit Roß und Reiter unter Lachen und Gejauchze zurück zu seiner Escadron.

So fluthet und wechselt um den Regimentskaplan das wogende Leben der Schlacht. Gefahr und Noth und Erschöpfung, er hat Alles vergessen, er denkt nur, wie er die Leiden der wackern Krieger lindre. Da horch! aus der Ferne schallt ein unendliches Getöse durch die Luft. Ein schneller Blick belehrt den freudig überraschten Feldkaplan: die Piemontesen sind auf allen Flanken aus ihrer Stellung geworfen, sie weichen und ein ungestümer Jubelruf „Vorwärts!“ bricht jetzt aus den Reihen der siegenden Oesterreicher hervor, daß Erde, Luft und Herzen erzittern. Vorwärts drängte die Heeresmasse, vorwärts bewegte sich der stattliche Stab, in seiner Mitte der vortreffliche Commandant, Ritter Benedek, auf seinem ungarischen Rosse, genannt List. Vorwärts eilte auch der Regimentskaplan.

Es war Nachmittag geworden. Die sengende Schwüle hatte den höchsten Grad erreicht, da mit einem Male umwölkte sich der Himmel; über die kaum noch sonnenglühende Landschaft war plötzlich eine unheimliche Düsterkeit gebreitet, und ein Gewitter brach los, jäh, heftig und so grauenerregend, daß einen Augenblick selbst die Schrecken der Schlacht davon verdunkelt wurden. Die Blitze zuckten wie aus einem Flammenkrater ausgeschleudert, und der Donner schien gleichsam körperhaft aus den schweren Wolken herabzufallen. Jetzt brach auch ein Regen los, der dick wie Hagelschlag herniederstürzte, und ein wüthender Orkan heulte verwüstend über die Wahlstätte dahin. Als wäre die Natur empört über das grause Schauspiel der mordenden Menschen, hatte sie die Elemente entfesselt, ihrem vernichtenden Treiben ein drohendes Halt zuzurufen. Aber kaum eine Pause, und die mörderischen Geschütze erdröhnten auf's Neue, ihr schauderhaftes Tonwerk mit den Riesenstimmen des Donners und des Orkans mischend. Jäh, wie es gekommen, war das Gewitter auch vertobt, und der Kampf der Menschen setzte sich wellenartig bis zum Abend fort.

Auf einem breiten verschanzten Hügel stand eine Kapelle, hieher hatte der Feind seine beste Kraft geworfen, um einen letzten Widerstand zu versuchen. Es war ein Widerstand der Verzweiflung. Mehrere Male wurde

Digitized by Google

Sturm gelaufen und abgeschlagen. Noch einmal rannten Benedeks muthige Schaaren an, die Piemontesen konnten sich des Andrangs nicht länger erwehren, sie wurden hinabgedrängt und die Oesterreicher waren Herren des Platzes. Der Hauptkampf war zu Ende. Aber welche Verwüstung! Leichen und zerschmetterte Glieder, das Blut tröpfelte in Rinnsälen herab und die Kapelle oben stand in Flammen.

Dahin flog nun athemlos auch der Feldkaplan. Als er ankam, fand er die Sanitätstruppen bereits in voller Thätigkeit. Eine Anzahl Verwundeter hatte den ersten nothdürftigsten Verband erhalten, andere harrten in den Wagen der Rückbeförderung. Aus der brennenden Kapelle wurde eben ein feindlicher Offizier, der dorthin von den Seinigen in Schutz gebracht worden war, von den Oesterreichern vorsichtig herausgetragen; hinter ihm wankten mehrere Soldaten mit verbundenen Köpfen und zerschossenen Armen mühsam heraus. Es waren Piemontesen, die nun von den Oesterreichern eine mitleidige Behandlung und dieselbe Pflege wie die eigenen Kameraden erhielten. Der Kaplan schritt sogleich auf den feindlichen Jägeroffizier zu, der seinen geistlichen Beistand willig annahm und mit frommer Andacht erfüllte, was sein Seelenheil erforderte. Als dieß geschehen, drückte er dem Geistlichen die Hand, und sagte mit gebrochener Stimme: „Ich danke Ihnen, ich danke! Es war freundlich von Ihnen!“

„Mein Herr,“ erwiederte der Regimentskaplan in herzlichem Ton, „ich thue, was mein Amt mich heißt: wo dieses anfängt, hören die Gegensätze auf, die uns sonst durch ein trübes Verhängniß trennen; die Religion breitet über Freund und Feind die Hand der Versöhnung. Vor dem Herrn der Welten sind wir Alle gleich; seine Gnade sei mit Ihnen!“

Er wollte sich erheben, aber noch immer hielt der Offizier seine Hand umfaßt und blickte ihm mit einem wehmüthig fragenden Blick in die Augen. Das offene Gesicht des Kaplans schien ihm Vertrauen einzuflößen, und nach einigem Zögern sagte er wieder: „Wenn Sie noch einen Augenblick verweilen könnten, so hätte ich ein kurzes Wort für diese Welt übrig; ich glaube, ich habe keine Zeit zu verlieren.“

„Sprechen Sie, sprechen Sie, ich bitte. Was ich vermag, will ich gerne thun.“

„Ich habe noch eine Bitte, Herr Regimentskaplan,“ sagte er nach kurzem Innehalten, indem er ein Medaillon hervorzog und einen Ring vom Finger löste. „Dieses Medaillon...“ fuhr er fort und seine Stimme zitterte; „ich habe eine junge theure Frau in Genua zurückgelassen, wir sind erst ein Jahr vermählt, und die Arme wird nun Wittwe werden. Dieses Medaillon hing sie mir beim Scheiden um den Hals... Genug,“ fuhr er fort nach Fassung ringend, „es wäre mir ein theurer Trost, wenn ich mit der Versicherung scheiden könnte, daß es wieder in ihre Hände gelangte.“

Digitized by Google

„Von ganzem Herzen will ich das auf mich nehmen,“ versicherte der Kaplan mit ruhigem Ernst.

„Ihr Name ist innerhalb eingegraben,“ sprach der Offizier weiter; „Sie werden Alles finden. Und hier dieser Ring, es ist unser Ehering, den möchte ich für unser Kind bewahrt wissen, damit es einst, wenn es zum Jüngling herangewachsen, denselben zum Andenken an seinen Vater tragen möge, den es beim Scheiden noch nicht erkennen konnte. Mein letzter Gruß gilt ihnen Beiden.“

„Seien Sie gewiß,“ erwiederte der Kaplan gerührt, „wenn Gott mich heute lebendig aus dieser fürchterlichen Schlacht zurückkommen läßt, so soll es mir eine heilige Gewissenspflicht sein, Ihren Wunsch zu erfüllen. Nun aber bleiben Sie ruhig und getrost, vielleicht ist noch nicht alle Hoffnung entschwunden, ich will Sorge tragen, daß Sie nicht der kühlen Nacht preisgegeben und sobald wie möglich in Obhut gebracht werden. Vertrauen Sie, ich werde wiederkommen.“

Mit diesen Worten eilte er von dem Jägeroffizier hinweg, um seinen Dienst den eigenen Landsleuten zu Theil werden zu lassen. Er lenkte seine Aufmerksamkeit nach verschiedenen Punkten, und war bald oben, bald tiefer unten am Abhang, wo Stöhnende und Sterbende seiner zu begehren schienen.

An einem Vorsprung des Hügels, von blühendem Gesträuch überschattet, ruhte ein schwerverwundeter Soldat, bewußtlos; und um ihn beschäftigt in halbaufgerichteter Stellung ein alter Unteroffizier seines Regiments, der sich augenscheinlich Mühe gab, den Liegenden zum Bewußtsein zurückzubringen. Hieher hatte sich endlich der Feldkaplan gewendet, um einen Augenblick Athem zu schöpfen und nach dem Endverlauf der Schlacht auszublicken. Bald wurde er durch ein tiefes Aechzen aus seinen Betrachtungen geweckt. Der Verwundete in seiner Nähe war eben zu sich gekommen. „Wasser!“ stöhnte der Unglückliche, die Augen aufschlagend. Eilig zog der Korporal seine Feldflasche hervor und hielt sie dem Kameraden an den Mund. Der that einen langen nachhaltigen Zug, mit augenscheinlicher Erquickung; aber bald stellte sich ein Fröstеln ein. „Es ist kalt!“ stammelte er wieder. Augenblicklich, ohne ein Wort zu sagen, nahm der Korporal den Mantel, den er sich eben selber zum Schutze umgelegt, von der Schulter, breitete denselben über den Schwerverwundeten aus und suchte ihn weicher und bequemer zu betten. Inzwischen war der Feldkaplan herzugetreten, indem er gleich erkannte, daß hier seine Anwesenheit dringlich sein möchte. Er erblaßte, als er dem Verwundeten, einer hübschen jugendlichen Gestalt, in's Antlitz schaute. „Mein Bruder!“ rief er mit unterdrücktem Schmerze und ergriff, auf die Kniee sinkend, die Hand des jungen Soldaten. Ein matter Glanz leuchtete aus den Augen des Jünglings, und eine innere Bewegung schien seine bleichen Züge zu beleben.

Digitized by Google

„Ich danke Gott," ſagte er und ſuchte zu lächeln, „daß er Dich im rechten Augenblicke mir noch zuſchickt. Ich glaube, es war Zeit."

Der Feldkaplan fühlte, daß ihm in den Augen flimmerte. „Mein Gott! gib mir Kraft, daß ich jetzt nicht wanke!" murmelte er im ſtillen Gebet. — „Wo iſt die Wunde?" fragte er den Bruder. Dieſer deutete nach der Gegend des Herzens. Er unterſuchte den Verband, den der wackere Unteroffizier ſorgfältig umgelegt hatte, und bemühte ſich dann, mit ſelbſtüberwindender Faſſung ſich zu ſammeln. Darauf fing er an, durch ein kräftiges Kriegsgebet ſich ſelbſt und den Bruder zu ſtärken, welcher leiſe die frommen Worte nachſprach und mit rührender Ergebung aus den brüderlichen Händen die heilige Wegzehrung empfing. Eine milde Ruhe breitete ſich jetzt über die Seele des Soldaten, und ſeine Lebenskraft ſchien noch einmal ſich aufzuraffen.

„Nun iſt meine Sache beſtellt, lieber Bruder!" ſagte er mit heiterem Geſicht; „nun ſorge, daß mein Korporal ſich nicht ſelbſt und ſeine Wunden vergißt."

„Still Junge," fiel dieſer in's Wort, „davon iſt jetzt keine Rede; meine harte Haut kann noch mehr ſolche Ritze vertragen. Aber Dein junges Leben muß gerettet werden. Da ſehen Sie mal an, Herr Regimentskaplan, der tolle Junge hat mich aus einem Knäuel Piemonteſen herausgehauen, die nicht das Beſte mit mir vorhatten, und nun will er am Ende nicht einmal leiden, daß ich ihm zu warmer Pflege verhelfe."

Der Feldkaplan erwiederte die Rede des alten bärtigen Unteroffiziers mit einem warmen Druck der Hand und fragte ihn dann: „Wie ging es denn?"

„Das iſt ſchnell geſagt, hochwürdiger Herr. Ich ſah unſern Hauptmann in Gefahr und ſchlug mich bis zu ihm durch. Kaum hatte er Luft, ſo ſah ich mich nun ſelber hart bedrängt. Ich hatte gut fuchteln nach rechts und links, die Ueberzahl war zu groß. Aber da hämmerte mein prächtiger Junge da ſo tapfer drauf los, daß die Piemonteſen mit blutigen Köpfen auseinander fuhren und mir eine Gaſſe ließen. Ich war wieder frei, in dieſem Moment aber ſtürzte ein Offizier auf den braven Hämmerer heran, und verſetzte ihm den böſen Stich hier in die Seite. Zwar blieb ich jenem den Dank nicht ſchuldig und gab ihm faſt im gleichen Tempo einen Gegenſtoß zurück, der ihn ſofort zu Boden ſtreckte; aber freilich, meinen armen Burſchen mußte ich bewußtlos aus dem heißen Gefechte tragen. Da liegen wir nun, und ich denke, es ſteht noch nicht zum ſchlimmſten."

„So Gott will," erwiederte der Feldkaplan tief aufathmend. „War es vielleicht ein Jägerlieutenant, der ihm den Stich verſetzte?"

„Ja, Herr Regimentskaplan; ich ſah ihn ſpäter in die Kapelle tragen."

„O, Allmächtiger, Du prüfeſt ſchwer; gib nur Kraft bis zum Ende!" ſeufzte der Feldkaplan, dem ſeine Ahnung nun zur Gewißheit geworden. Es war der genueſiſche Offizier, von dem er eben den letzten Willen über-

Digitized by Google

nommen. Aber er durfte nicht verlassen und der Nacht preisgegeben werden: das stand fest in dem Herzen des edelmüthigen Feldpriesters. —

Es wurde ringsum immer stiller. Denn bereits war der Rückzug angetreten worden; geraume Zeit schon war der Befehl des Kaisers hiezu eingetroffen, und der Corpscommandant, obwohl seinerseits auf diesem Flügel siegreich, mußte sich mit bitterem Gehorsam in die gebieterische Lage des Ganzen fügen. Als jetzt die letzte Husarenpatrouille vorbeisprengte, eilte auch der Feldkaplan, seine beiden Schwerverwundeten, Freund und Feind, die eine so schmerzliche Fügung ihm zugeführt, in Sicherheit und warme Obhut zu bringen. Schmerzliche Fügung: denn der Freund war sein eigener Bruder, und der Feind hatte ihm das tiefste Leid gethan, er hatte ihm seinen geliebten Bruder tödtlich verwundet! Die Schatten begannen sich über die weite Ebene zu strecken, auf der die Sonne heute ein so verhängnißvolles Trauerspiel beschienen hatte, als der Feldkaplan zur Seite eines Wagens, der langsam über die blutigen Felder rollte, nach den Ufern des Mincio zu wanderte. Lautlos schritt er dahin, nur dann und wann ängstlich nach den Lauten innerhalb des Wagens aufhorchend. Einzelne Sterne traten an dem dunkelblauen Grunde des Himmels hervor, der wieder so klar und erhaben ruhig auf die Erde niederblickte und über Todte und Lebende milde seine Decke spannte. Langsam, entsetzlich langsam ging es; der Feldkaplan hatte einen schweren Weg; ach, der Rückweg war schwerer, als der Gang in die Schlacht. Unversehrt, von keiner Kugel berührt, als wäre er von Engelshand beschützt, war er aus dem mörderischen Kampfe hervorgegangen, aber eine Wunde von unsäglichem Schmerz drohte der Johannistag seinem brüderlichen Herzen zu schlagen. Er fuhr sich einige Male über die Augen und hob dann auf's Neue an, inbrünstig zu beten. Er betete für zwei arme Seelen. —

Als die Sonne wieder heraufkam, kniete der Feldkaplan an der Leiche seines geliebten Bruders. Er hatte ihn zur Nachtzeit noch in ein Quartier gebracht, da die Entkräftung des Verwundeten während der Fahrt bedenklich zugenommen hatte. Die ganze Nacht war er wachend und sorgend an seinem Bett gestanden und als es Morgen im Lande wurde, schloß sein braver Bruder mild und ruhig die Augen für diese Welt.

Unfern von ihm lag der genuesische Offizier gebettet, der ebenfalls mit dem Tode rang. An seinem Lager saß der alte schnurrbärtige Korporal, der, ergriffen von dem schönen Beispiele des Feldkaplans, dem Feinde alle Sorgfalt angedeihen ließ, und derselben Wunde, die er im Gefecht geschlagen, nun emsig aufmerksame Pflege lieh. Der trauernde Feldkaplan hatte keine Zeit, sich seinem Schmerze zu überlassen, sondern eilte jetzt an das Lager des Genuesen, der ängstlich nach ihm rief; er war durch den Unteroffizier über den Zusammenhang der Dinge unterrichtet worden. „O, welchen Auftrag habe ich Ihnen aufgebürdet!“ sprach der Offizier schwer athmend. „Sie,

Digitized by Google

dessen jungem Bruder ich den Todesstoß gegeben, Sie sollen mir den letzten Liebesdienst erweisen und der Tröster meiner Familie werden! Herr Kaplan..."

„Still, still," fiel der Geistliche sanft in's Wort, und seine Stimme gewann wieder die frühere Festigkeit, und sein Angesicht zeigte den Seelenfrieden, der jeden edlen Entschluß begleitet. „Ich bitte, lieber Herr, keine Silbe mehr davon! Was ich Ihnen in die Hand gelobt, will ich ehrlich halten. Auch das ist ein Stück meines Berufes und ich erfülle es um so freudiger, da ich nur im Geiste meines hingeschiedenen Bruders handle. Wir haben diese Nacht noch manches theure und unvergeßliche Wort mit einander gewechselt, und mit dem Segenswunsche für den, aus dessen Hand er den Tod im Ehrenkampf empfangen, schied seine Seele von der irdischen Hülle."

„Ich danke, ich danke innig!" sagte mit zitternder Stimme der genuesische Lieutenant und legte seine Hand auf die des Feldkaplans. „O, Sie sind großmüthig; Sie lehren mich, wie man ruhig sterben kann."

Am Abend hatte auch der genuesische Jägeroffizier ausgekämpft, und der Feldkaplan sprach das Gebet der Kirche über die Leichen zweier Männer, die ein trauriges Geschick als Feinde auf Leben und Tod einander gegenüber gebracht. Nun schliefen sie den ewigen Schlaf friedlich neben einander und der letzte Hauch auf ihren Lippen war ein Segen gewesen. Das war des Feldkaplans Werk. Wenige Tage nachher versiegelte dieser ein kleines wohlverschlossenes Packet, das ein Medaillon und einen goldenen Ring in sich barg und nach Genua ging. Darin standen die Zeilen: „Signora! Ich erfülle einen schmerzlichen Auftrag, indem ich durch eine unerwartete Verkettung der Umstände ausersehen wurde, der Vollstrecker eines letzten Willens zu sein. Wenn diese beiden Kleinodien — Reliquien von einem Wesen, das Ihrem Herzen theuer war — in Ihre Hände gelangen, so brauche ich Ihnen nicht mehr zu sagen, was mir auszusprechen so schwer fällt. Die Vorsehung fügte es, daß ich den letzten Stunden Ihres Gemahles beiwohnen sollte. Er schied im Bewußtsein männlich vollbrachter Pflicht, ruhig und ergeben in den göttlichen Willen. Seine letzten herzlichen Grüße galten Ihnen, Signora, und Ihrem Kinde; Ehre seinem Gedächtniß! Ich will nicht versuchen Sie zu trösten, ich weiß, wie wenig in diesem Augenblicke Worte fruchten. Auch ich habe einen innig geliebten Bruder verloren; er verschied am gleichen Tage mit ihrem theuren Gemahle. Ich habe beide zusammen, zu Signole am Ufer des Mincio, bestattet und habe für ihre Seelen eine Messe gelesen. Sie ruhen in Frieden neben einander. Alljährlich an diesem Tage will ich eine gemeinsame Seelenmesse für sie halten; vereinigen Sie dann Ihre Gebete mit den meinigen. Der Barmherzige tröste uns Beide!" —

Er sagte nichts von dem verhängnißvollen Zusammenhang des beiderseitigen Todes; er sagte nichts davon, durch wessen Hand sein Bruder im Kampf gefallen. So hat er seinen Edelmuth bis zum Ende bewährt. Eine

Digitized by Google

kurze Zeit verging, und es kam der Waffenstillstand, es kam der Friede zu Villafranca. Auf der Brust des Feldkaplans schimmerte jetzt das Verdienstkreuz, und in den Lazarethen, wo seine Wirksamkeit sich nunmehr entfaltete, war nur eine Stimme, daß er es redlich verdient habe am heißen Tage von Solferino. Der alte Unteroffizier aber, dessen Anhänglichkeit an den Feldkaplan seit jenem Tage eine unbegrenzte war, suchte ihn täglich auf, als wollte er ihm den Bruder ersetzen, und wenn in seinem Regiment von herzhaften Thaten und muthigen Stücklein die Rede war, so pflegte er mit geheimnißvollem Lächeln den Kopf zu schütteln und zu sagen: alle Braven in Ehren, aber die herzhafteste Handlung habe er allein mit angesehen.

Der kleine Soldat (Baron Zobel von Gibelstadt).

Von Nina von Waldburg.

Nach Oestreich kam ein junger Knabe,
Kaum fünfzehn Lenze war er alt,
Mit blonden Locken, blauem Auge,
Und klein, und zierlich von Gestalt;
Ihn frugen wohl mit spött'schen Mienen
Die bärtigen Soldaten aus,
Sie sagten: Kleiner, Du willst dienen, —
Es ist kein Spiel, — o geh nach Haus!

Doch er ließ sich nicht irre führen,
Und sprach: „Laßt nur das Scherzen sein,
Ich kann den Säbel muthig schwingen,
Zum Kämpfen bin ich nicht zu klein!
Ein edles Herz kann Muth besitzen,
Ob klein, ob groß der Mann auch sei,
Ich zittre nicht, wenn Schwerter blitzen,
Ich bleibe meiner Fahne treu!“

Und als zum Angriff ward geblasen,
Die wackern Kämpfer er beschwor;
„Ihr lieben guten Kameraden,
Ich bitt Euch, laßt doch mich jetzt vor!
Laßt mich in erster Reihe stehen,
Ich kann wahrhaftig nicht den Schein
Von dem gehaßten Feinde sehen,
Ich bin doch wirklich gar zu klein!“

Und vorwärts dringt er im Gewühle,
Sein edler Muth gibt ihm auch Macht,
Der Knabe schlägt sich wie ein Löwe, —
Ist groß geworden in der Schlacht! —
Rings um ihn sinken blut'ge Leichen,
Er wird von keiner Angst erfaßt,
Er will nicht wanken und nicht weichen,
Gönnt seinem Arme keine Rast! —

Und Abends frugen die Soldaten:
„Nun, Kleiner, wie war Dir zu Muth?
Wenn Kugeln so vorüberfausten,
War Dir nicht bange um Dein Blut?“
„Ach!“ sprach ergrimmt der tapfre Kleine,
„Die schlagen alle höher ein,
Mir näherte sich auch nicht eine,
Ich bin doch wirklich gar zu klein!“ —

Der Kaiser hatte ihn gesehen,
Bewundernd seine Tapferkeit,
Er ließ den kleinen Helden rufen,
Und gab ihm freundlich den Bescheid:
„Du hast Dich wie ein Held geschlagen,
Und Ruhm und Ehre sind nun Dein,
Du sollst die Epauletten tragen,
Beim Himmel, Kind, Du bist nicht klein!“ —

Digitized by Google

Abenteuer in Texas.

Von Theodor West.

Im Herste des Jahres 1853 war ich an den Ufern des Sabine-Stromes. Ich war mehrere Wochen auf der Pflanzung eines Freundes, dessen Tochter ich aus den trüben Wellen des „Vaters der westlichen Gewässer“ (Mississippi) gerettet, aufgehalten worden, indem ich auf das einzige Dampfboot wartete, das zu dieser Zeit den Sabine befuhr. Der Sommer des vorerwähnten Jahres war ungewöhnlich heiß und trocken gewesen und das Dampfboot lag in Sabine-Town, wo der Kapitän sehnsüchtig auf das Steigen des Stroms wartete, das um diese Zeit eintreten mußte.

Ich hatte mit einem alten Bekannten und Freunde, der zweihundert Meilen stromabwärts, in Texas eine Baumwollpflanzung errichtet hatte, verabredet, ihn an die Mündung des Stromes zu begleiten, da er in seiner Nachbarschaft noch ein beträchtlich großes Stück Land gekauft, das ich für ihn vermessen sollte. Da der Strom nicht stieg und das Dampfboot dem zufolge nicht kommen konnte, so kaufte ich ein großes Boot, das aus einem riesigen Fichtenbaume gemacht war, belud es mit meinem Gepäck, das aus einem Koffer, einem Zelte, meinem Fischergeräthe, einem großen Korb mit Lebensmitteln, einer doppelläufigen Büchse, und sonstigen Bedürfnissen eines Reisenden, der unter freiem Himmel sein Lager aufschlagen muß, bestand. Ich sagte meinem Freunde und seiner Familie Lebewohl und trat meine einfache Reise an. Auf jeder Seite war das niedere Ufer des Stromes mit dichtem Walde bedeckt. Das spanische Moos (Pillisandia) kleidete die Bäume des Waldes mit seinem tiefdunklen Grün in beständige Trauergewänder. Aus dem Zwielicht-Schatten des Waldes ertönte der eintönige Ruf der Todteneule (Strix flammea) und erweckte nah und fern Erwiederung von ihres Gleichen. Flüge von wilden Enten und Gänsen, die durch den herannahenden Winter von den nördlichen Seen vertrieben wurden, bedeckten die Stromfläche und erhoben sich, als ich nahe kam, nach der nächsten Biegung des Stroms fliegend, um durch mich abermals vertrieben zu werden. An den Stellen, wo die Sandbänke weit in den Strom hinein liefen, lagen die Alligators, diese eckelhaften Saurier der südwestlichen Gewässer, schlummernd auf dem heißen Sande und verpesteten die Luft mit ihrem widerwärtigen Moschusgeruche.

Beinahe eine Woche lang ordnete ich meine kleine Barke durch den trägen und seichten Strom. Meine Büchse und Angel lieferten mir indeß treffliche Mahlzeiten, die ich auf den Sandbänken kochte und verzehrte und auf Letzteren die Nacht über schlief. Am ersten Tage, nachdem ich mehrermale Untiefen und Felsen begegnet hatte, die mich nöthigten, in das Wasser zu

Digitized by Google

steigen und meinen Kahn über die Felsen zu ziehen, legte ich ungefähr vierzig engliche Meilen*) zurück und schlug auf einem hohen Felsen am Ufer mein Nachtlager auf.

An diesem Orte war es, daß mir das erste Abenteuer begegnete, was mich beinahe bestimmt hätte, mein Unternehmen aufzugeben. Ich versah mich mit einem großen Haufen dürrer Zweige und Aeste, um ein Feuer während der Nacht brennend zu erhalten, dann legte ich meine wollene Decken auf den Boden und ließ das Zelt im Boote. Ich hatte kein Nachtessen gekocht, da ich fürchtete, daß der Geruch von gebratenem Fleisch die Panther anlocken würde, die, wie man mir gesagt, in dieser Gegend sehr zahlreich waren. Meine doppelläufige Büchse war mit grobem Schrot geladen und ich hatte die Vorsicht gebraucht, in jeden Lauf noch eine einlöthige Kugel aufzusetzen. Mein Jagdmesser befand sich in meinem Gürtel.

Wie leicht zu vermuthen, schlief ich, trotz der ermüdenden Anstrengungen am Tage, nur wenig. Jeder Schrei der Nachtvögel, das Bellen der Alligators, das Brüllen der Ochsenfrösche**), das aus der Ferne vernehmbare Heulen der Wölfe, hielten mich stets wach.

Die ermüdete Natur forderte indeß gebieterisch ihre Rechte und ich sank endlich in tiefen Schlaf. Ich weiß nicht, wie lange ich geschlafen, als ich durch das Geräusch eines vorsichtigen und schleichenden Trittes auf dem trockenen Gras und Zweigen erweckt wurde. Es war eine klare, sternerhellte Nacht und ich lag in dem tiefen Schatten der Bäume.

Ich erhob mich zu einer sitzenden Stellung und spähte nach dem Thiere, das sich näherte. Zwei rothe feurige Kugeln blickten auf mich von dem Rande des Dickichts, in dem ich lag, nur wenige Schritte von mir entfernt. Ich war sicher, daß diese Augen auf mich blickten und es schien mir, als fühlte ich deren Gluth. Ich griff nach meiner Büchse und zielte auf die Stelle zwischen den glühenden Feuerballen. Ich feuerte und sprang sofort hinter einen großen Baum, der zu meiner Rechten stand.

Der Knall meiner Büchse wurde von einem wilden Schmerzensgeheul begleitet und ein dunkler Schatten eilte zwischen mir und dem zitternden Lichte meines dem Erlöschen nahen Feuers.

Die Kreatur, welche sie auch sein mochte, war augenscheinlich verwundet. Sie sprang mit einem wüthenden Geheul auf die wollenen Decken, die ich so eben verlassen und zerriß sie mit ihren scharfen Klauen.

Ich legte abermals meine Büchse an und zielte bedächtlich, denn ich wußte den Werth meines Schusses zu wohl, um ihn auf's Geradewohl abzufeuern und feuerte abermals. Ich verwundete die Bestie wieder, denn ich

*) Fünf englische Meilen = einer deutschen Meile.

**) Rana catisbeiana. Englisch: Bullfrog.

hörte sie mit krampfhafter Anstrengung nach dem Baume zuspringen, an dessen Fuß einen Augenblick bevor mein Kopf geruht hatte.

Ohne den schützenden Baum zu verlassen, lud ich beide Läufe meiner Büchse und diesmal mit Kugeln und wartete auf irgend eine Bewegung des Thieres, ehe ich feuerte. Ich blickte auf den dunklen Körper, der für einen Augenblick unbeweglich dalag und fing an zu denken, das Thier sei todt. Ich tappte auf dem Grund und fand ein trocken Schilfrohr und war eben im Begriff, dasselbe zu nehmen, um mich zu überzeugen, ob das Thier todt sei, als sich das Thier seiner ganzen Länge nach auf dem Boden ausstreckte, seine glühenden Augen wild rollte und sich anschickte, auf mich zu springen. Ich wußte sehr wohl, daß ich keine Sekunde Zeit zu verlieren hatte und meine Büchse auf der Stelle zwischen den Augen richtend, drückte ich los. Der Hammer des Schlosses fiel mit einem dumpfen Klange nieder und kein Schuß folgte, denn in der Eile hatte ich es vernachläßigt, das Zündhütchen fest aufzustecken. Ich versuchte den Hahn des andern Laufes zu spannen, aber es war um eine Sekunde zu spät. Mit einem furchtbaren Geheul sprang das durch seine Wunden zur größten Wuth gereizte Thier auf mich. Schnell wie der Gedanke sprang ich zur Seite und die wüthende Bestie, die mich mit ihrem Körper streifte, fiel in einer Entfernung von etwa sechs Schritten nieder. Jetzt war die Reihe an mir, und ehe sie noch einen zweiten Sprung thun konnte, begrub ich die Kugeln meiner zwei Läufe in ihrem Körper; dann zog ich mein Jagdmesser und wartete einige Augenblicke, um mich von der Wirkung der beiden Schüsse zu überzeugen. Kein Laut oder Bewegung waren wahrnehmbar und ich war überzeugt, daß das Thier nie wieder Jemanden gefährden würde.

Ich zündete nun das Feuer wieder an und als die Flammen emporloderten und die Scene beleuchteten, sah ich, daß ich es mit einem großen Panther zu thun gehabt und obgleich er der erste dieser Gattung war, den ich gesehen, so wußte ich doch genug, um zu sehen, daß es einer der größten dieser Art war.

Dieses Abenteuer verbannte jeden weitern Wunsch zu schlafen und ehe die Morgendämmerung anbrach, bereitete ich von einem Paar Wildgänsen eine reichliche Mahlzeit, der ich nach der Arbeit der letzten Nacht und dem kärglichen Mahl von getrocknetem Brode volle Gerechtigkeit widerfahren ließ.

Als der Tag anbrach, zog ich des Panthers Haut ab, um selbe als eine Trophäe zu behalten und trat meinen Weg wieder an.

Der Fluß war durch Baumstämme so beengt und gleichzeitig so geströmet, daß ich nach einer halben Stunde jedesmal nach meinem Compaß sehen mußte. Ich war indeß bis Mittag ziemlich weit und ohne besondere Schwierigkeit gekommen, als der Fluß anfing, zwischen hohen und felsigen Ufern zu laufen und bald hörte ich den Laut von rauschendem Wasser. Ich näherte

Digitized by Google

mich augenscheinlich einem Falle oder einer Stromschnelle, denn ich wußte, daß die Thalfahrt auf den texanischen Flüssen dadurch mitunter sehr schwierig und gefährlich wurde. Mein Kanoe schoß in Folge einer starken Strömung pfeilschnell vorwärts und während ich um eine Krümmung des Stromes fuhr, kam ich in Angesicht der furchtbarsten und reißendsten Stromschnellen, durch die je ein Boot sich gewagt. Scharfe, gebrochene Felsstücke ragten in allen Richtungen aus dem Wasser hervor und große, eckige Felsstücke füllten das Flußbett. In der Ferne sah ich den Schaum, den ein Wasserfall verursachte, der, nach der Lage, in der ich mich befand, zu urtheilen, furchtbar tief sein mußte. Ich ging einem furchtbaren Sprunge entgegen, denn es war mir unmöglich, die Schnelligkeit des Bootes zu hemmen. Ich wurde durch die schäumenden Stromschnellen getrieben und wie ein Laub von Fels zu Fels geschleudert. Ich handhabte mein Ruder mit aller Kraft und es gelang mir, mein kleines Schiffchen parallel mit dem dahinstürzenden Strome zu halten. Leicht wie ein Stück Kork glitt es zwischen den felsigen Pässen durch, und vor mir schäumte der Katarakt. Als mein Boot den letzten felsigen Paß hinter sich hatte, stieß es auf eine scharfe Felsenspitze und hing an demselben lange genug, um von der Strömung umgedreht und in einen rechten Winkel zu derselben gebracht zu werden. Als ich es mit einer wiegenden Bewegung frei gemacht hatte, wurde ich seitwärts auf den Kamm des Katarakts getrieben.

In diesem Augenblick bemerkte ich zu meinem Glück einen großen Baum, der am Rande des Falls stand, und von dessen Stamme sich ein langer blätter- und zweigloser Ast weit über den Fall erstreckte. Ich erfaßte sofort den Ast und im Hintertheil des Bootes sitzend, brachte ich dasselbe wieder parallel mit der Strömung und, einen Augenblick noch den Ast festhaltend, bereitete ich mich zu dem Sprunge vor, den das Boot und ich mit ihm machen mußte.

Ich sah auf den Fall und durch den Schaum konnte ich entdecken, daß er nur sechs bis sieben Fuß tief und der Fluß an dessen Fuße tief und ohne Hindernisse war. Ich nahm nun alle meine Kräfte zusammen und trieb das Boot mit Pfeilschnelle den Fall hinunter. Einen Augenblick fühlte ich eine heftige Luftströmung, die mir den Hut vom Kopfe riß, dann eine Erschütterung, als wenn ich plötzlich auf einen Sitz gefallen wäre, und dann schwamm mein Boot sicher in den wirbelnden Fluthen unterhalb des Katarakts.

Mein Drücker hatte indeß einen Scheidegruß von dem fallenden Wassersturz erhalten.

Von diesem Tage an hatte ich bis zu dem Ende meines ersten Ausfluges gutes Fahrwasser und bei Nacht lagerte ich in meinem Zelte, das ich auf den Sandbänken aufschlug, unbelästigt. Wild war im Ueberflusse vorhanden, und wenn ich keine wilden Enten oder Rothgänse wollte, so brauchte

Digitized by Google

ich nur meine mit der Lockspeise versehene Angel auszuwerfen, um vortreffliche Fische zu haben. Ich sagte, daß ich unbelästigt schlief; jedoch in einer Nacht wurde mein Schlaf gestört, da ich mein Lagerfeuer hatte erlöschen lassen. Ich ward plötzlich erweckt durch den Versuch, den irgend Jemand machte, meinen Sack mit Zwieback, der mir als Kopfkissen diente, durch ein Loch in dem Zelte unter meinem Kopfe wegzuziehen.

Ich sprang mit einem lauten Schrei auf und griff nach meiner Büchse. Als ich vorsichtig das Zelt verließ, sah ich die Gestalt eines großen Bären, der hastig von der Sandbank nach dem Walde eilte.

Meister Braun war ohne Zweifel weit mehr beunruhigt als ich selbst. Er hatte meinen Zwieback gewittert und war entschlossen, sich selben anzueignen, bis mein gellender Schrei ihn von seinem Vorhaben abbrachte.

Ich fand am kommenden Morgen die Pflanzung meines Freundes, und nachdem ich einige Tage mit seiner Familie zugebracht, traten wir Beide unsere Reise an.

Mehrere Tage hindurch fuhren wir gemächlich stromabwärts und hatten ein scharfes Auge auf die zahlreichen Ottern längs der beiden Ufer, von denen wir eine beträchtliche Menge schossen und, da der Pelz derselben werthvoll ist, unsern Ausflug sehr einträglich machten.

Am Morgen des Weihnachtstages frühstückten wir zeitiger als gewöhnlich und als wir aufbrechen wollten, kam plötzlich ein dichter Nebel, und zwar so dicht, daß wir unsern Weg nicht fortsetzen konnten. Da indeß nach einiger Zeit die aufgehende Sonne den Nebel, der über dem Flusse hing, zerstreute, setzten wir unsere Reise wieder fort.

An diesem Tage begegnete uns ein Abenteuer, dessen Andenken nie aus meinem Gedächtniß verschwinden wird.

Wir befanden uns in einer wilden, nur selten von Blaßgesichtern betretenen Gegend, und trieben mit Hülfe der Strömung ziemlich rasch den Strom hinunter. Ich saß am Stern des Bootes und mein Freund, mit seiner Flinte in der Hand am entgegengesetzten Ende, nach Ottern spähend, die sich auf Sandbänken oder am Rande des Stromes zeigten. Zu meiner Linken lag meine doppelläufige Büchse mit grobem Schrot geladen, und auf meinem Koffer, der in der Mitte des Bootes stand, lag eine schwere doppelläufige Hirschbüchse, das Eigenthum meines Freundes.

Wir kamen eben zu einer Krümmung des Stromes, von der eine lange schmale Sandbank in den Strom hineinlief, als mir mein Freund ein Zeichen gab, zu landen.

In demselben Augenblicke erblickte ich einen großen schwarzen Bären am Ende der Sandbank, der am Strome trank.

War es nun die reißende Strömung in der Nähe des Bogens, den der Strom beschrieb, oder das Jägerfieber, wie man es im Westen zu nennen

Digitized by Google

pflegte, ich konnte trotz aller Anstrengungen das Boot nicht schnell genug an die Sandberge bringen und der Bär, der uns inzwischen gewahr worden, zog sich gegen das Geröhricht zurück.

Als mein Freund dies sah, sprang er in das Wasser, das an dieser Stelle kaum vier Fuß hoch war, watete zur Sandbank und gab dem Bären eine Flintenkugel zu kosten, die in dessen Schulter fuhr. Dies erweckte die volle Wuth des Bären und er kehrte sich gegen meinen Freund, der ihn mit einem furchtbaren Kolbenschlag empfing. Der Schaft des Gewehres sprang indeß entzwei und mein Freund bearbeitete nun mit dem schweren Flintenlauf den Kopf des Thieres, aber nur mit geringem Erfolg, da derselbe sein am wenigsten verwundbarer Theil ist.

Inzwischen war es mir gelungen, den Bug des Bootes auf die Sandbank zu bringen; ich nahm nun die Hirschbüchse und sandte die zwei Kugeln eine in seinen Rücken und die andere in seine Hüfte.

Die Bestie, toll durch die drei schweren Wunden, die es empfangen, sprang mit einer Schnelligkeit, die ich einer so plumpen Masse nie zugetraut hätte, auf mich los. Ich war noch immer im Boote und empfing ihn mit zwei Schüssen aus meiner doppelläufigen Büchse. Dies hielt ihn jedoch nur einen Augenblick an, und das ihn blendende Blut mit seinen zottigen Tatzen von seinen Augen wischend, hüpfte er in das Boot. Natürlich räumte ich den Platz und sprang in das Wasser.

Ich hatte das Wasser kaum erreicht, als ich einen schweren Fall darin vernahm und der Bär hinter mir schwamm. Er war zwischen mir und der Sandbank und es blieb mir nichts übrig, als über das erste Flußbett nach der andern Seite zu schwimmen, wo ein großer Cypressenbaum mit seinem Stamme und den Aesten nahe dem Gipfel theilweise im Strom lag.

Als ich schwamm, hörte ich das Heulen und Schnauben des verwundeten Thieres dicht hinter mir und augenscheinlich im Begriffe, mich einzuholen.

Ich fing an zu betrachten, daß ich einem ernstern Abenteuer begegnet, als mir eben angenehm war. In der Zwischenzeit hatte mein Freund das Boot erreicht und lud, wie ich sah, seine doppelläufige Büchse.

Als ich den Gipfel der Cypresse erreicht hatte, war Meister Braun bei dem Stamme angelangt und in eifriger Verfolgung meiner Person begriffen. Er war nun zwischen mir und meinem Freunde, der mit dem Boote zu meiner Unterstützung herbeieilte. Der Bär blieb indeß fortwährend zwischen uns und verhinderte meinen Freund, ihm seine Kugeln zuzusenden. Er kletterte auf dem Stamme, bis er den Ast erreicht hatte, auf dem ich mich befand. Ich rief meinen Begleiter und bat ihn, auf das Thier zu feuern.

Digitized by Google

„Ich kann es nicht thun," erwiederte er, „ohne Ihr Leben zu gefährden. Klettern Sie höher hinauf, der Bär kann nicht auf die kleineren Aeste kommen."

Ich folgte seinem Rathe und arbeitete mich hinauf bis zum höchsten Gipfel, aber der Bär ließ sich von seinem Vorhaben nicht abbringen und folgte mit schäumendem Rachen und blitzenden rothen Augen. Ich dachte nun an mein Jagdmesser, das noch in meinem Gürtel stack und war entschlossen, mit ihm zu kämpfen, bis mein Freund, der nun auf dem Stamme war und unser Beil mit sich führte, ihn im Rücken angreifen würde.

So saß ich auf einem dürren Aste, der, wie ich zu spät bemerkte, halb gebrochen war. Mein unermüdlicher Verfolger erreichte nun auch diesen und unser vereintes Gewicht konnte er nicht tragen. Er brach, ich und der Bär fielen in den Fluß. Das Wasser war hier tief und ich konnte das Gewicht der großen Bestie, das mich bis auf den Boden des Stromes drückte, fühlen.

Durch eine verzweifelte Anstrengung gelang es mir, mich von ihm zu befreien und da ich ein gewandter Schwimmer bin, kam ich zuerst auf die Oberfläche des Stromes.

Glücklicher Weise hatte ich, als ich fiel, mein Jagdmesser in der Hand, und hielt es instinktmäßig fest. Als der Bär schnaubend und brummend auftauchte, stieß ich es rasch bis an den Griff in seine Weichen. Es war dies das Werk eines Augenblicks, und das Wasser um uns erhielt sofort die Farbe von rothem Wein.

Der Bär begann nun zu zeigen, daß er sich von weiterem Kampfe zurückzuziehen gedenke. Als er sich daher von mir abwandte und nach der Sandbank zu schwamm, war ich hinter ihm her, faßte mit der linken Hand seinen zottigen Pelz und begrub mit der Rechten zu wiederholten Malen mein langes Messer in seinem Körper, was seiner Laufbahn ein Ende machte.

Mein Freund, der ein alter erfahrener Jäger war, sagte, es sei einer der größten Bären, die er je gesehen. Es kostete nun die Anwendung unserer vereinten Kräfte, ihn von dem Rande des Flusses auf trockenen Sand zu bringen. Seine Haut ausgespannt, und in der Sonne getrocknet, gab ein weiches Bett, groß genug für uns Beide, und seine Keulen ein treffliches Nachtessen, Frühstück und Mittagbrod.

Digitized by Google

Die Geschichte vom Rehkälbchen.

Von Pauline Schanz.

In der einsamsten Gegend eines weitläufigen Forstes wohnte eine alte Rehkuh mit ihrem Kälbchen. Sie schliefen des Nachts in der geräumigen Nische eines uraltem, ausgehöhlten Eichenstamms. Weiches Moos bildete ihr Bett und die lieblichsten, gewürzreichsten Kräuter, die ringsher in Fülle wuchsen, waren ihre Nahrung. Am Tage lustwandelte die Mutter mit ihrem Kind zwischen den herrlichen Waldbäumen, an deren Stämmen der glänzende Epheu emporstieg oder die flatternden Winden sich lustig anschmiegten. Blaue Glockenbüschel, goldgelbe Ginsterstränche, Moosnelken und im Frühling Veilchen, zartduftende Primeln und feingeäderte Anemonen schmückten den Weg. Es gab so viel Schönes und Wundersames in dem einsamen Walde, daß die alte Rehkuh gar nicht genug ihrem neugierigen Kälbchen erklären konnte. Das Rehlein frug nach jedem fremden Blümchen, jedem Thierlein, jedem Blatt, jedem Schmetterling und jedem Käfer, den es sah. Von den Waldvögeln kannte es beinahe alle Melodieen, obgleich es nur noch ein ganz kleines Kälbchen war. Waldfrüchte reiften in Menge rings umher. Purpurroth von Erdbeeren schimmerte im Juni der Moosgrund, bald färbten sich dann die schwarzblauen Heidelbeeren, Brombeeren saßen in dicken Büscheln an den dornigen, kletternden Ranken und im Spätherbst fielen die braunen Haselnüsse reif aus den Schaalen in's gelbe Laub herunter, welches den Boden bedeckte. Niemand kam um Beeren oder Nüsse zu pflücken, kein Menschenfuß betrat den grünen Moosweg, kein Jäger, kein Vogelsteller verfolgte bis hierher die harmlosen Waldthiere. Sorglos bauten die Vögel ihre Nester und erzogen ihre Kleinen, ruhig grasten Hirsche und Rehe, unbeirrt schmausten die scheuen Eichhörnchen die süßen Kerne der Nüsse und Buchenkerne.

Das Wunderbarste aber, was das Rehkälbchen kannte, war ein klarer, dunkelglänzender See, der mitten in dem einsamen Walde gelegen war. Um seine Ufer standen Erlen, Espen und Haselstauden, hohes Schilfrohr faßte sein stilles Wasser ein, und zwischen den nickenden Kolben wohnten Wasserhühner und wilde Enten. In der Mitte des See's war eine kleine Insel, auf welcher ein wilder Rosenstrauch stand, in dessen Aesten zahllose Vögel nisteten. Im Frühjahr bedeckte er sich mit tausenden von blassen Rosen, deren lieblicher Duft im Abendwind bis an's Ufer des Sees wehte. Um die kleine Insel schwammen schimmernde Wassertulpen mit ihren flachen, fetten Blättern und hellblaue Schwertlilien schoßen aus dem feuchten Gras, welches das Inselchen umsäumte. Dieser See hatte ein eigenthümliches Wasser; es schien von der tiefsten Schwärze zu sein, und war doch dabei

Digitized by Google

so glänzend klar, so durchsichtig, daß man bis in eine unendliche Tiefe hinabblicken konnte, ohne jedoch den Grund dieses seltsamen Wassers erspähen zu können. Auf der Oberfläche des See's schwärmte zuweilen eine Schaar wunderschöner Schmetterlinge, deren himmelblaue Flügel mit einem feinen Goldrändchen umsäumt waren, welcher wundersam im hellen Sonnenschein flimmerte. Bald setzten die prächtigen Falter sich auf einem der Ufersträuche nieder, bald gaukelten sie auf dem glatten Spiegel des See's, in dessen dunkler Tiefe sie ihre flatternden Abbilder erblicken konnten, oder sie flogen auch auf den Rosenstrauch der Insel, in dessen duftenden Blüthen sie oft während der Mittagshitze zu schlummern schienen. Wenn aber das Abendroth abgeglüht hatte, und von den höchsten Wipfeln der alten Bäume der letzte Sonnenschimmer verschwunden war, da waren auch die blauen Schmetterlinge nirgends mehr zu sehen. Die Waldthiere kamen und löschten ihren Durst in dem Wasser des See's. Einzelne Vögel schwebten noch über die dunkelnde Wasserfläche und badeten ihre kleinen Flügel, die Wasserhühner ließen ihre seltsamen Töne aus dem Ried erklingen, Alles wurde dann stiller, nur der stille See ward lebendig. In seiner unergründeten Tiefe schien ein seltsames Leben erwacht zu sein, die glatte Fläche kräuselte sich zu kleinen schäumenden Wellen und die Blätter der schwimmenden Wasserblumen, die regungslos im Sonnenschein gelegen, begannen sich leise zu schaukeln. Das Rehlein mit seiner Mutter ging allabendlich, um aus dem See zu trinken; da freute es sich der kleinen Insel und der Wasserblumen und hörte den Vögeln zu, welche aus dem Rosengebüsch her ihr Abendlied sangen.

Mit dem fallenden Nachtthau mußte das Rehlein in sein Moosbett schlafen gehen; es schmiegte sich an seine Mutter an, die neben ihm lag, und dann schliefen Beide in ihrem Baumstamm, bis das Morgenroth wieder über dem Walde stand.

Eines Abends war aber das Rehkälbchen sehr munter und konnte seine hellen, braunen Augen nicht zum Schlummer schließen. Da begann es in seiner Weise zu plaudern und frug seine Mutter allerlei kindische Fragen, und das gute Rehmütterlein, die ihr einziges Kind unbeschreiblich liebte, war geduldig genug, dem kleinen Dinge seine Fragen zu beantworten, gerade als wie eine Menschenmutter ihr kleines Kind in den Schlummer singt.

„Liebstes Mütterlein," sagte das kleine Reh, „sage mir doch nur, warum du niemals weiter mit mir spazieren gehst, als bis an die drei alten knorrigen Eichen? drüben ist ja auch noch schöner, grüner Wald und Blumen und Vögel. Ich möchte gern einmal weiter gehen und mich in dem ganzen, weiten Walde umschauen." Das alte Reh schwieg ein Weilchen auf diese Frage, die ihr von einem so kleinen Kälbchen ganz unerwartet kam. Nach einigem Nachsinnen aber sagte es:

Digitized by Google

„Mein liebes Kind, diese Gegend des Waldes, wo ich mit dir wohne, und wo viele kluge Thiere ihre Wohnungen errichtet und ihre Nester gebaut haben, ist deßhalb besser als jede andere, weil wir hier sicher und ungeschreckt leben können, da sich keine Menschen hieher wagen. Die Menschen sind unsere Feinde, sie verfolgen unsre Brüder mit feuerspeienden Mordwaffen, sie fangen die hübschen Singvögel ein, um sie in Käfige zu sperren, und sich an ihrem Gesang zu ergötzen. Die anderen größeren Vögel tödten sie wie unsere Brüder, um ihr Fleisch zu essen. Sie pflücken die Beeren, Früchte und Nüsse, sie hauen die hohen Bäume um, um sich Häuser davon zu bauen, in denen sie wohnen. Aber hieher kommen sie nicht, denn sie fürchten sich vor dem Nixenteich, von dessen Wasser und dessen Umgebung sie sich furchtbare Geschichten erzählen. Wir Thiere fürchten uns nicht vor den Nixentöchtern, die im See wohnen, und manchmal am Tage als schöne blaue Schmetterlinge über dem Wasser tanzen. Wenn die Nacht kommt, dann suchen die Thiere ihre Lagerstätten, die schönen Nixmädchen aber halten Feste und Bälle im tiefen Grunde des See's, im Mondschein steigen sie herauf, sie tragen weite blaue Gewänder mit goldenen Spangen und Gürteln geschmückt, und in den langen goldenen Haaren tragen sie Kränze von purpurnen Lilien, die sie in ihrem Garten auf dem Grunde des See's abgepflückt haben. Oft tanzen sie im Mondlicht an den Ufern des Wassers, oder sie schweifen Hand in Hand durch den Wald. Wenn sie einem Menschen begegnen und ihn anblicken, so muß dieser den Nixtöchtern folgen, und von einer heimlichen Zaubergewalt gezwungen in der Tiefe des See's seinen Tod finden. Deshalb fliehen die Menschen diese Gegend rings um das Nixwasser her, und wir Thiere wohnen harmlos und ruhig in der Nähe des geheimnißreichen See's. „Siehst du, mein Kindchen, deshalb gehe ich nie weiter mit dir in den Forst hinein, wo uns die Macht der Nixen nicht vor den Mordwaffen des Jägers schützt."

Das alte Reh schwieg, sie glaubte ihr Kind eingeschlafen, weil es so still lag, aber das kleine Reh schlief nicht, es war in tiefes Nachsinnen versunken, in welches es die Erzählung seiner Mutter versetzt hatte.

In seine stille Welt war eine ganze Schaar von neuen Wundern hereingestürmt: die Schmetterlinge, die Nixen, der Mondschein und die Menschen. Es hätte tausend Fragen an seine Mutter thun mögen, aber vor lauter Staunen konnte es nicht zum Fragen kommen. „Wie sehen denn die Menschen aus?" frug es endlich seine Mutter. Diese aber, von dem vielen Reden erschöpft, war eingeschlafen und antwortete nicht mehr. Da lag das Rehlein nun und hatte viel zu sinnen, aber endlich schlief es auch ein, und ob es geträumt hat, weiß ich nicht genau. Am Morgen aber war sein kleines Köpfchen noch ganz von den gehörten Wunderdingen verwirrt. Die schönen, saftreichen

Digitized by Google

Kräuter, welche es mit seiner Mutter zum Frühstück aß, wollten ihm nicht recht schmecken, es hatte nur Lust zu fragen und sich erzählen zu lassen.

Als es mit seiner Mutter spazieren ging, und diese an den drei knorrigen Eichen, dem steten Ziel ihrer Spaziergänge, umkehrte, blickte es mit den neugierigsten Augen von der Welt durch den weiten, sonnigen Wald, der noch vor ihnen lag. Die furchtbare Beschreibung, die ihm seine Mutter von den Menschen gemacht, hatte nur seine Neugierde geschärft. Für sein Leben gern wäre es ein Weilchen stehen geblieben und hätte gewartet, ob nicht ein Mensch gekommen wäre. Aber das Mütterlein kehrte sich nicht an das neugierige Kind, es wandte ganz ruhig um und ging seinen Weg zurück. Als die Mutter sah, daß das Kleine nicht wie gewöhnlich in lustigen Sätzen hüpfte und sprang, und endlich auf die Frage seiner Mutter, was ihm fehle, ganz kleinlaut sagte: „Liebe Mutter, ich möchte gern einen Menschen sehen!“ da schalt das alte Reh sein thörichtes Kind und im Stillen ärgerte es sich, daß es dem kleinen, dummen Dinge von Sachen gesprochen hatte, die es mit seinem Gehirnlein noch gar nicht recht verstehen konnte. Das ging nun mehrere Tage so fort, das kleine Reh war ganz verändert. Es bat nun seine Mutter, wenigstens eine Nacht mit ihm aufzubleiben und mit ihm nach dem See zu gehen, damit es doch den Mondschein und die Nixentöchter sehen könnte.

Die Mutter fand aber dieses Begehren sehr thöricht und sagte, daß es sich für kleine Rehe gehöre, des Nacht auf ihren Moosbetten zu schlafen und nicht im Mondschein spazieren zu gehen. Dabei blieb es trotz allen Bitten des kleinen Thieres.

Dies fand das Rehlein nun sehr grausam und es war unartig genug, seiner lieben, sorgsamen Mutter einen mürrischen Gutenachtsgruß zu sagen. Das alte Reh ärgerte und kränkte sich sehr über sein dummes Kind und schlief endlich ganz betrübt ein.

Das kleine Reh schlief aber diese Nacht gar nicht, seine Neugierde und Unruhe hielten es wach. Als seine Mutter schlief, hielt es den Kopf in die Höhe und guckte sich um. Es sah aber nichts, Alles war still und dunkel. Es legte sich wieder ein wenig in's Moos, schlief aber immer nicht ein und nach kurzer Zeit sah es abermals aus seiner Höhle hervor. Wie es nun so guckte, kam auf einmal ein weißer, zitternder Lichtstrahl durch die stille Sommernacht gezogen, nach und nach kamen mehrere und endlich schwamm die ganze Luft in einem lieblichen, mattweißen Lichtmeer.

Das kleine Reh hob sich nun in die Höhe, stieg mit seinen leichten Füßchen über den dicken Pelz seiner Mutter hinweg und trat aus der Höhle des Baumes.

Ach wie staunte es nun, da es sich in dem mondbeschienenen Walde umsah! Alle Bäume, alle Gesträuche, jedes Blatt und jedes Mooshälmchen,

Digitized by Google

auf welches das weiße Licht fiel, schien wie mit Silberstaub überzogen, dabei waren die Schattenstellen, wo das Licht nicht hintraf, so schwarz und seltsam, daß das Rehlein lauter fremdartige, sonderbare Gestalten zu erblicken meinte, wo sonst nichts als ganz gewöhnliche Baumstümpfe oder Büsche gestanden waren. Das Rehlein fühlte sich sehr stolz und glücklich, daß es sich durfte von den schönen Nachtstrahlen bescheinen lassen, während alle andern Thiere und selbst seine verständige Mutter, schliefen.

Es ging nun ein Stückchen weiter, um sich noch besser umsehen zu können, denn es konnte durch die Baumwipfel das Mondgestirn selbst nicht gut sehen. Es bemerkte im Gehen, wie sein Schatten, schlank und leicht, neben ihm hinschritt. Bei jedem Schritt sah es neue Schönheiten, so daß es sich weiter und weiter von seiner schlafenden Mutter entfernte, und endlich vor lauter Lust und Freude mit seinem schlanken Schatten um die Wette hüpfte und sprang. Endlich sah es von fern ein helleres Licht, die hohen Bäume lichteten sich und mit einem Mal stand es vor der glänzend im Mondschein leuchtenden Fläche des Nixensee's. Ueber dem See, an dem dunkelblauen Nachthimmel sah es eine goldene, schwebende Kugel, aus welcher das sanfte, liebliche Licht über Himmel und Erde strömte. Und wie es hinab schaute in das beleuchtete Wasser, da erblickte es eine zweite Goldkugel, die aus der schwarzblauen Tiefe wundersam emporlauschte. Das Rehlein dachte nun, daß gewiß die Goldkugel in dem Garten der Nixtöchter schwämme, um diesen bei dem Pflücken der rothen Lilien zu leuchten. Es wartete nun lange am Ufer des See's, um die Nixen in ihren blauen Kleidern aus dem Wasser steigen zu sehen. Aber der See blieb still und eben, drüben blühte der Rosenstrauch und die Wassertulpen hielten regungslos ihre geschlossenen Kelche über den schlafenden Blättern. Nur leise wiegten die zitternden Espen ihr bewegliches Laub und von Zeit zu Zeit ließen die Wasserhühner im Traume einen halblauten Ruf hören.

Gewiß schweifen die Nixtöchter schon im Walde umher, wie mir die Mutter sagte, dachte das Reh. Ach wenn ich sie doch sehen könnte!

Damit ging es langsam von dem Seeufer weg und wandelte weiter durch den Wald. Aber das neugierige Rehlein sollte die schönen Nixmädchen gar nicht zu sehen bekommen, so weit es auch ging und so sehr es auch spähte und lauschte.

Endlich ward es vom vielen Wandern müd, es dachte an seine Mutter und das weiche Moosbett. Aber wie sollte es nun die hohle Eiche im Mondschein wiederfinden? Es wurde ganz betrübt und bereute seinen Ungehorsam. Je weiter es lief, desto weiter entfernte es sich von seiner Heimath; endlich konnten die kleinen Beinchen nicht mehr fort und es sank ganz erschöpft auf das feuchte Gras nieder.

Trotz seiner Trauer und seiner Angst schlief das Rehlein schnell ein.

Digitized by Google

Es ſchlief die ganze Nacht fort, und ſchlief noch als ſeine Mutter ſchon längſt erwacht war, und mit großer Betrübniß ihr kleines, liebes, unfolgſames Kindchen vermißt hatte.

Endlich bei hellem Sonnenſchein wachte das Rehkälbchen auch auf. Es ſah ſich mit Erſchrecken ganz allein und nun fiel ihm ſein nächtliches Abenteuer und ſein Ungehorſam ein.

Es ſah lauter fremde Bäume, die es im Leben noch nicht erblickt hatte. Alles kam ihm anders und fremd vor, und ſein kleines Herz fing ihm an zu klopfen, indem es an ſeine liebe Mutter dachte.

Das kleine Reh ging nun eine Strecke fort, indem es ſich überall umſchaute, um bekannte Gegenſtände zu entdecken, und ſich ſo zu ſeiner Mutter zurückzufinden. Aber all ſein Mühen war umſonſt, denn es war viel zu weit in der Nacht gelaufen, um den Rückweg wieder finden zu können. Zudem bekam es heftigen Hunger, es ſah aber nirgends ſo ſchöne, zarte Kräuter, als es mit ſeiner Mutter zu eſſen gewohnt war. Nur grobes, hartes Gras ſtand überall in Menge; es verſuchte nun, vom Hunger getrieben, einige der feinſten Halme zu kauen, aber es fand wenig Behagen an dieſer derben, ungewohnten Koſt.

Indem es nun ſo daſtand, hörte es mit einem Male aus der Ferne ein lautes, wildes Geräuſch. Erſchrocken blickte es ſich um, aber es ſah Nichts als den weiten, grünſchimmernden Wald. Eben wollte es von Neuem einen Verſuch machen zu frühſtücken, als ein Rauſchen und Kniſtern an ſein Ohr ſchlug und zwei herannahende Geſtalten ſeine höchſte Verwunderung erregten. Die eine der beiden Geſtalten war nämlich ein junges, ſchönes Mädchen, und die andere ein ſchneeweißes, mit rothem Reitzeug geſchmücktes Pferd, welches das Fräulein am Zügel führte. Das kleine Reh glaubte zuerſt eine der ſchönen Nixtöchter zu ſehen, allein die Kleidung ſtimmte nicht mit der Beſchreibung, die ihm ſeine Mutter gemacht hatte, überein. Denn die junge Dame trug ein langes Gewand von grünem Sammt und auf dem braunen Lockenkopf einen Hut mit einer weißen wallenden Straußfeder. Nun fiel es dem Rehlein ein, daß es Menſchen ſein müßten, welche es ſah; aber das ſchöne Geſchöpf mit dem bunten Sattelzeug konnte doch kein Menſch ſein. Was war es denn nur? — Das junge Mädchen klopfte ihr Pferd auf den hübſchen glatten Hals, und das Thier nickte und ſchnaufte, und ſah ſeine Herrin ſo klug und verſtändig an, als ob es ihr ſagen wollte, daß es ſie lieb habe. Da griff das Mädchen in ihre Taſche, und holte etwas Weißes hervor, welches es dem Pferd in den Mund ſteckte. Es war ein Stückchen Zucker, welches dem Pferde ſehr gut zu ſchmecken ſchien.

Nun fiel es dem Rehlein wohl ein, was ihm ſeine Mutter von den Menſchen erzählt hatte, daß ſie ſeine Brüder tödteten und ihre Feinde wären. Allein das junge Menſchenkind ſah gar nicht feindlich und ſchrecklich aus,

Digitized by Google

sondern es gefiel dem kleinen Reh ganz über die Maßen. Es vergaß all seine Angst und Noth, sogar sein Mütterlein, und stand ganz in dem Anblick des schönen Menschenbildes vertieft hinter einem Strauch, durch dessen Gezweig es mit seinen hellen, neugierigen Aeuglein hervorsah.

In dem Augenblick ließ sich das verworrene, wilde Lärmen wieder in der Ferne vernehmen, es kam nah und näher. Gellende Hörner, Hundegeklaff, Pferdegetrampel, knackende Aeste, tönte grell durcheinander. Das kleine Reh fuhr zusammen; aber ehe es sich's versah, huschte ein prachtvolles Thier mit zackigem Geweih an ihm vorüber; eine Schaar anderer Thiere, nämlich Hunde, stürzten hinterdrein; das arme Reh war ganz betäubt, es lief in seiner Angst fort, aber mit einem lauten Schmerzensschrei fiel es plötzlich zu Boden, ein jähes Weh zitterte durch seinen kleinen Körper und aus seinen hellen Augen rannen Thränen.

Es wußte nicht, was ihm geschehen war, aber es konnte sich nicht wieder aufrichten, und lag da im Grase, verlassen und einsam, voll Schmerz und Jammer.

Nun sah es wohl ein, daß seine Mutter Recht gehabt, als sie ihm von den Menschen und dem großen Walde, jenseits der drei alten Eichen gewarnt hatte. Nun war es zu spät, und all seine Reue konnte dem armen, verwundeten Rehlein nicht wieder auf seine Beinchen helfen.

Ein Schuß hatte nämlich eins der kleinen Hinterläufe des Rehleins gestreift, rothes Blut lief aus der Wunde und färbte das Gras, auf welchem es sich in seinen Schmerzen wand. Wie es aber plötzlich in seinem Jammer aufblickte, da sah es in zwei schöne, blaue Augen, die voll Mitleid zu ihm niederschauten. Es war Niemand anders als das junge Mädchen in dem grünen Sammtkleid, die das verwundete Rehlein im Grase entdeckt hatte.

„Alfred!“ rief sie, „Alfred!“ indem sie sich bückte und das kleine Thier in ihre Arme nahm. Ein junger Mann in Jägertracht kam herbei, sie zeigte ihm das arme, kleine Thier und rief traurig: „Siehst Du, was Du gethan hast! das arme Rehkälbchen traf Deine böse Kugel, die Du dem entfliehenden Hirsch nachsandtest!“

„Was thu ich mit dem Thier!“ sagte der junge Jäger mürrisch, „ist mir doch der Vierzehnender entwischt!“

„Was Du damit thust, Du Grausamer,“ sagte das Mädchen, „sieh wie es blutet, sein Fuß ist angeschossen. Siehst Du, ich hasse die Jagd und ihr blutiges Vergnügen. Nie, nie mehr werde ich Dich dabei begleiten. Es soll das letzte Mal gewesen sein, daß ich Deinen Bitten nachgab!“

„Schwesterchen,“ sagte der junge Mann begütigend, „ereifre Dich nicht. Was Du grausam nennst, liegt in den Gesetzen der Natur, die Hirsche und Rehe sind da, um todtgeschossen zu werden!“

Digitized by Google

Es war gut, daß das arme Rehlein diese Worte nicht verstand; es hatte sich in seinen Schmerzen an das sanfte Mädchen angeschmiegt, seine Aeuglein sahen bittend zu ihr auf. Sie streichelte sein glattes Köpfchen und beachtete es nicht, daß ihr schönes Sammtkleid und ihre feine, weiße Hand von dem Blut des Rehleins geröthet wurden.

Vor dem finstern Bruder fürchtete sich das arme Rehlein sehr. Er trug die Mordwaffe, von welcher ihm seine Mutter erzählt hatte, und aus deren Schlund sein kleines Beinchen verwundet worden war. Ueberdieß sah er nicht halb so hübsch und freundlich aus, als seine schöne Schwester.

„Sei getrost, mein Thierchen," sagte das Mädchen, „ich nehme Dich mit mir, ich will Dein Beinchen verbinden und heilen. Was hätte aus Dir werden sollen, wenn ich Dich nicht zufällig blutend im Grase gefunden?"

Das konnte zwar das Rehkälbchen nicht verstehen, aber es fühlte doch, daß das schöne Mädchen ihm helfen wollte. Deshalb blieb es auch ganz ruhig auf ihrem Arm liegen und ließ sich von ihr forttragen.

Der Bruder ging neben seiner Schwester her, während ein Reitknecht die Pferde der Geschwister nachführte. Endlich kamen sie auf eine kleine Wiese, wo sich mehrere Herrn in Jägertracht mit ihren Pferden und Hunden versammelt hatten.

Das Fräulein zeigte nun ihren kleinen Findling. Die Herren lachten, aber sie kehrte sich nicht dran, setzte sich, mit dem Rehlein auf dem Arm in einen bereit stehenden Wagen und fuhr davon.

Wäre das Rehlein nicht so krank, hungrig und müde gewesen, so hätte es gar viel Neues und Wunderbares zu sehen bekommen können. So aber machte ihm nichts Freude. Das schöne Schloß, in dessen Hof der Wagen hielt, die vielen Menschengesichter, die Blumen, die kostbaren Zimmer, Alles war ihm jetzt gleichgültig.

Als ihm aber das schöne Mädchen mit leiser Hand seine Wunde auswusch und mit kühler Salbe strich, dann mit feinem Linenzeug umwickelte, wurde ihm wieder wohl. Es ward nun in ein weiches Bettchen gelegt und bekam frisches Wasser zu trinken und zarte Kleeblätter zu essen, dann schlief es ein.

Für das Rehlein begann nun ein ganz neues Dasein. Seine Herrin, die ihm das Leben gerettet hatte, es pflegte und liebkoste, Zucker und allerlei gute Sachen zu essen gab, ward ihm bald so lieb wie sein liebes Mütterlein, die seinetwegen in Angst und Kummer lebte. Es konnte zwar die freundlichen Worte des Fräuleins nicht verstehen, wie es seine liebe Mutter verstanden hatte, aber das kleine, leichtsinnige Ding vermißte die treuen Mutterlehren nur kurze Zeit, dann hatte es sich ganz im Schlosse eingewöhnt und folgte dem Fräulein auf Schritt und Tritt wie ein Schooßhündchen. Sein Beinchen war bald wieder heil, es konnte wieder springen und tanzen und ging mit seiner Herrin in dem schönen Schloßgarten und dem großen,

Digitized by Google

angrenzenden Park spazieren. Der Park war ringsum von einer hohen, steinernen Mauer umschlossen, die eine kleine Pforte hatte, durch welche das Fräulein auch manchmal heraustrat und über die angrenzenden Felder und Wiesen lustwandelte.

Von da aus konnte man den dunklen Wald von fern liegen sehen, und bei seinem Anblick erinnerte sich das kleine Reh anfänglich jedesmal an seine Heimath, an sein liebes Mütterchen und den schönen schwarzglänzenden Nixenteich. Es hätte gern dem Fräulein von seiner Heimath erzählt, aber die Worte, die es redetete, verstand seine schöne Herrin nicht, und so schliefen nach und nach seine Erinnerungen ein, und es war ihm zuletzt, als sei es sein Lebenlang nirgends anders als auf dem schönen Schloß bei dem lieben Mädchen gewesen.

Es trug ein fein gesticktes Halsband um seinen Hals, welches vorn ein silbernes Glöckchen hatte, so daß alle Leute im Schloß es schon von Weitem klingeln hörten. Abends band es ihm das Fräulein ab, damit es die Glocke nicht im Schlafe drücken sollte. Es durfte auch nun ganz allein im Garten und Park umherlaufen, und wenn es von Weitem das weiße Gewand seiner Herrin erblickte, so kam es klingelnd herbeigehüpft und ließ sich streicheln und liebkosen.

Eine Mutter vergißt aber ihr Kind nicht so leicht, wie manches kleine, thörichte Kind seine Mutter vergessen kann. Die arme, alte Rehkuh hatte bei Tag und Nacht keine Ruhe und Freude mehr, seitdem ihr Rehkälbchen verschwunden war. Wohl sagte sie sich, daß das Kälbchen unfolgsam und böse gewesen sei, da es heimlich bei Nacht von der Seite seiner schlafenden Mutter sich weggeschlichen hatte; aber dem ungeachtet behielt sie ihr Kindchen nicht minder lieb, und suchte durch den ganzen Wald, um eine Spur von dem verlorenen Rehlein aufzufinden. Aber die arme Mutter suchte vergebens und verbrachte ihre Tage in tiefem Herzeleid, während das kleine Reh auf dem schönen Schloß lustig und guter Dinge war. Nun traf es sich einst, daß der Bruder des Fräuleins, welcher das Rehlein im Walde verwundet hatte, viele Freunde abermals zu einer großen Jagd auf's Schloß einlud. Diesmal bestieg aber das Fräulein ihr schönes weißes Pferd nicht wieder, um der Jagd beizuwohnen, sondern sie blieb daheim auf ihrem Schloß, trotz den Bitten ihres Bruders. Sie sagte, sie hasse die Jagd als ein grausames und mörderisches Vergnügen, an dem ein Frauengemüth keinen Gefallen finden könne. Auf dem Hofe herrschte ein reges Leben, Pferde wurden gesattelt, Gewehre geputzt; die Hunde in Koppeln zusammengebunden, bellten vor Ungeduld und die schönen, schlanken Gestalten der feinen Herrn in Jägertracht nahmen sich gar stattlich aus.

Endlich war der wilde Zug dem Walde entgegengestürmt, dessen harmlose Bewohner durch sein Nahen in Angst und Schrecken versetzt wurden.

Digitized by Google

Als das Abendlicht über die herbstlich gerötheten Bäume des Schloßgartens glitt, hüpfte das Rehlein an der Seite seiner Herrin durch die schönen, schattigen Wege. Das kleine Thier war, seit es auf dem Schlosse wohnte, schon bedeutend größer und stärker geworden. Schlank und anmuthig war seine Gestalt, seine Bewegungen waren zierlich und gewandt, und mit dem weichen braunen Köpfchen und dem atlasglatten Hals wußte es sich so schmeichelnd und traulich an die schöne Herrin zu schmiegen, daß diese das hübsche Thier von Tag zu Tag lieber gewann.

Da hörte das Fräulein vom Walde her die nahende Cavalcade der Jäger. Sie eilte aus, dem Park, um die Kommenden zu begrüßen. Das Reh folgte ihr und Beide gingen über den Schloßhof. Bald wimmelte wieder der weite glattgetäfelte Raum von der lustigen Schaar. Aber der Anblick war weniger glänzend, als er beim Fortgehen gewesen. Die schönen Jäger waren bestaubt, die Pferde und Hunde müde und erschöpft. Das kleine Reh stand ganz schüchtern von fern, und sah dem bunten Treiben zu.

Da, was war das? was trugen die Diener über den Hof, bei dessen Anblick das kleine Reh bis in's innerste Herz hinein zusammenschrak?

Es war die Beute der Jagd, der Stolz der Jäger, den sie heimbrachten von dem beschwerlichen Zug. Rothe Tropfen schimmerten auf den weißen Steinfließen des Hofes, Tropfen, welche den Wunden des frischerlegten Wildes entquollen, bei dessen Anblick das kleine Reh schauderte.

Alles, was es vergessen hatte in Freude und Wohlleben, die Erzählungen seiner Mutter, Alles fiel ihm mit Blitzesschnelle wieder ein.

Es lebte bei den Menschen, die die Feinde seiner Brüder und seiner Mutter waren, die mit Mordwaffen auszogen, um seine Brüder zu tödten. Es sah seine Brüder, todt mit hangenden Gliedern und tropfenden Wunden vorbeitragen. Es dachte mit Schaudern daran, daß seine liebe Mutter, im Drange ihr Kind zu suchen, sich gleichfalls könnte in den Wald jenseits der drei Eichen gewagt haben, daß auch sie, aus Liebe zu dem undankbaren, bösen Kinde den Mördern begegnet sein, daß auch sie — verwundet im Walde liegen, oder gar unter den Getödteten sein könnte.

Die Angst, die Sehnsucht und die wiedererwachte Kindesliebe waren so mächtig beim Anblick der erlegten Rehe und Hirsche in dem Herzen des jungen Rehleins erwacht, daß es darüber seine liebe, schöne Gebieterin selbst vergaß. Es haßte in diesem Augenblick alle Menschen, und sein ganzes Herz drängte es fort von den Wohnungen seiner Feinde, dem fernen Walde, seiner Heimath, seiner lieben Mutter entgegen.

Niemand beachtete in dem allgemeinen Tumult das kleine zahme Reh des Schloßfräuleins, welches im schnellsten Lauf zum Schloßhof hinaus, dessen Thor noch geöffnet war, über die Wiesen, dem fernen Walde zuflog.

Digitized by Google

Das Reh dachte nicht daran, ob es auch seine entfernte Heimath wiederfinden könnte, es überlegte nicht, wohin es lief, es lief nur immer zu, durch den halbbelaubten Wald, weiter und weiter, von unendlicher Sehnsucht getrieben.

Das Abendroth schwand, die Nacht kam, und die Stämme starrten schwarz und finster auf das kleine, flüchtige Thier.

Es dachte nicht an das schöne Bett, das seiner harrte in dem trauten Gemach seiner Gebieterin, deren lustiges Spielzeug es gewesen; wohl aber gedachte es des weichen Mooslagers im hohlen Eichenstamm, auf welchem es so manchmal neben seiner lieben Mutter sanft geschlummert hatte. Dann fielen ihm die todten Rehe ein, die es im Schloßhof gesehen und es dachte voll Entsetzen daran, daß es seine liebe Mutter nie wiedersehen, daß es das Mooslager leer finden würde. Und dabei lief es immer fort durch die finstere Waldnacht. Seine kleinen Füße stolperten über die Baumwurzeln und das Beergestrüpp zwischen den Bäumen, aber es ruhte nicht und dachte an keinen Schlummer.

Endlich fielen helle, blasse Silberstrahlen auf seinen einsamen Weg. Ueber ihm schwebte wie in jener Nacht, da es seine Mutter verließ, die runde, glänzende Mondkugel. Vor ihm her glitten die zitternden Lichter, weiß und bläulich wie flatternde Nebelstreifen. Es eilte den Strahlen nach, die es immer mächtiger, immer schneller fortzogen.

Plötzlich lichtete sich der Wald, hell stand der Mond am tiefblauen Nachthimmel, unter ihm breitete der geheimnißvolle See seine glatten, glänzenden Fluthen aus. Das Rehlein stand ein Weilchen erfreut stille; dann wandte es sich fort, zwischen bekannten, lieben Bäumen vorbei, es fehlte den Weg nicht nach der alten, hohlen Eiche, denn die Liebe und die Sehnsucht zu der Mutter waren seine Wegweiser und führten seine Schritte ebenso auf den rechten Pfad, wie Ungehorsam und Neugierde sie einstmals in die Irre geleitet hatten.

Da ragte der alte, ehrwürdige Stamm, ein blasses Mondlicht fiel in seine dunkle Höhle. Das Rehlein schaute hinein. — Ja, es erkannte sie wieder, die liebe, arme, verlassene Mutter! Leise stieg das reuige Kind in die weiche Schlafstätte hinein, schmiegte seine todtmüden Glieder an die geliebte Mutter, und ehe es noch das volle Glück des Wiederfindens recht fassen konnte, war es neben seiner schlafenden Mutter entschlummert.

Roth standen die herbstlichen Bäume im Frühsonnenglanz, als Beide erwachten. Mutter und Kind blickten sich an, sie erkannten sich Beide, die arme Mutter war aber alt und mager geworden vor Kummer, und das Rehlein war zum schmucken schlanken Reh erwachsen.

In der Freude des Wiedersehens vergaß die alte Rehkuh alle überstandenen Sorgen, sie hörte das Bekenntniß des kleinen, leichtsinnigen Flücht-

Digitized by Google

lings voll mütterlicher Nachsicht an, und das Kind, welches oftmals nur zuhören konnte, hatte nun viele Tage lang von seinen Erlebnissen und Abenteuern zu erzählen.

Das junge Reh gedachte wohl noch oft voll Dank und Liebe an seine schöne Herrin im Schloß. Aber die Liebe seiner Mutter war doch eine andere und herzlichere als die, welche es von den Menschen erfahren hatte.

Versteht Ihr, meine lieben kleinen Leser, diese Geschichte vom Rehkälbchen, dem Nixenteiche und der fremden Welt, in die es sich durch ihre Vergnügungssucht verlocken ließ? Manches von Euch gleicht dem Rehkälbchen auf ein Haar! Möchte es nach einer ähnlichen Erfahrung auch den Weg wieder zurückfinden. An der Seite der Mutter ist doch immer der beste Platz.

Das Fest der Engel.

Von F. S.

Der Zug hielt. — Der Conducteur rief den Namen der Station in den Wagen hinein, es war das Ziel meiner Eisenbahnfahrt, die weitere Reise mußte ich im Postwagen fortsetzen. Unter dem Gewühl der Reisenden suchte ich so eilig wie möglich zu meinem Gepäck zu gelangen, aber weder mein Koffer noch meine Reisetasche waren vorhanden.

Nachdem der Beamte der Station mir versprochen, nach dem zurückgebliebenen Gepäck zu telegraphiren, ließ ich mir das Gasthaus des kleinen, aber sehr nett und freundlich aussehenden Ortes zeigen und begab mich dahin. Ein wunderhübscher, mit reizenden Plätzchen und Anlagen geschmückter, vor dem Hause liegender Garten söhnten mich schon einigermaßen mit meinem Mißgeschick aus, indem es mir sehr angenehm vorkam, die Zeit hier zuzubringen. Bei meinem Eintritt in das Gasthaus fiel mir sogleich die ruhige und geregelte Geschäftigkeit auf, die hier zu herrschen schien. Mit mir zugleich waren viele Fremde gekommen, dennoch bemerkte ich nicht jenes Hin- und Herrennen und gegen einander Laufen, was man in den Wirthshäusern kleiner Oerter häufig findet. — Die Wirthin, eine junge Frau mit lieben freundlichen, zum Herzen sprechenden Augen frug mich nach meinen Wünschen, wies mir dann ein freundliches Zimmer mit der Aussicht auf jenen Garten an, und überließ mich dann, ohne weitere lästige Frage, mir selbst.

Der Abend verging mir rasch, und als ich am andern Morgen nach meiner Gewohnheit früh erwachte, war ein schöner frischer Herbstmorgen aufgegangen. Ich kleidete mich schnell an und verließ unbemerkt das Haus.

Der Ort lag, wie ich bemerkt hatte, in einem weiten Thal; auf einen

Digitized by Google

der umliegenden Hügel zu gelangen, und von da aus die Gegend überschauen zu können, war mein Wunsch und ich wählte in dieser Absicht einen Weg, der mich, wie mir schien, am ersten zu meinem Ziel zu bringen versprach. Ich hatte mich auch nicht getäuscht, denn bald stieg derselbe aufwärts und in kurzer Zeit hatte ich eine Anhöhe erreicht, welche durch hübsche, kleine Anlagen schon den Punkt als einen der Aussicht günstigen bezeichneten, und wirklich man brauchte nur einen Blick um sich zu werfen, um dies bestätigt zu finden. Eine wunderschöne Landschaft lag ausgebreitet vor mir da: ein weites friedliches Thal, eingefaßt von immer höher steigenden Bergketten, deren äußerste Spitzen mit dem Horizont verschwammen; alte Burgen, welche in der Morgenbeleuchtung wie Marmor glänzten, Dörfer ganz in Bäumen versteckt, noch im herrlichsten Grün prangende Wiesen, weite abgemähte Getraidefelder. Dazu die oft so eigenthümliche Beleuchtung eines Herbstmorgens, wo es uns vorkommt, als werfe die Sonne fast wehmüthige Strahlen auf die Erde, wie eine erfahrene Mutter, welche ihre Kinder im Schmuck der Jugend glänzen und sich freuen sieht, und bei sich bedenkt, wie bald all der Glanz, all die Freude, all die Herrlichkeit vorüber sein wird, denselben zulächelt. Eine feierliche Stille herrschte um mich herum, nur ganz von weitem klangen die Töne des erwachenden Lebens zu mir herauf, ich fühlte die Nähe des Herrn aller Dinge, und meine Seele schwang sich zu ihm empor in wortloser, inniger Anbetung! — Da tönten auf einmal Posaunenklänge aus dem Thal, ein langsamer, feierlicher Choral, getragen von der stillen klaren Luft, stieg zur Höhe empor, und meine Seele verband sich mit den Tönen zu einem herzerhebenden Lobgesang. Ich wunderte mich nicht über die Bedeutung der bald näheren, bald ferneren Klänge, sie paßten zu der Stimmung meines Innern, und mir war es, als müsse Jedermann dieselbe Stimmung empfinden, als sei es ein großes heiliges Fest, welches die Menschen heut begehen sollten.

Als ich nach geraumer Zeit wieder nach meinem Gasthaus zurückkehrte, traf ich vor der Thüre desselben ein kleines festlich gekleidetes Mädchen und mich zu demselben niederbeugend sah ich in ein holdes Kindergesicht, mit lieben blauen Augen, welche mich auf's Freundlichste anlächelten. Auf meine Frage, ob sie wohl — da sie so festtäglich gekleidet sei — Geburtstag habe — antwortete sie, indem ein helles Roth das zarte Gesichtchen überflog: — „O nein, weißt Du denn nicht, daß heute Engelfest ist?“ — und die herzutretende Wirthin fügte des Kindes Antwort erläuternd hinzu: „daß dieser Tag hier als ein Kinderfest gefeiert werde, an welchem die Kinder besonders daran erinnert würden, wie der Herr seine Engel auf die Erde sende, um sie zu hüten und zu beschützen.“ —

Da der Morgen so schön und mild war, bat ich, mir das Frühstück in den Garten zu bringen, und auf meine Aufforderung folgte mir die kleine

Digitized by Google

Johanna, so nannte sich mir auf meine Frage das Kind — dahin. Ich liebe die Kinder gar sehr und es beschleicht mich oft bei dem Anschauen der unschuldigen kindlichen Züge, wie ein heiliges Gefühl, wenn ich mir die Kleinen umgeben denke von den Engeln, welche allezeit das Angesicht ihres Vaters im Himmel schauen. Wie viel mehr mußte mir jetzt der Gedanke näher treten, da dieser Tag besonders dazu ausersehen war, Kinder und Erwachsene an diese heilige Hut der ersteren zu erinnern, und als ich das vor mir sitzende kleine Mädchen mit dem blonden schlicht unter das anliegende Tüllhäubchen zurückgestrichenen Haar, dem feinen, nur von wenig Roth gefärbten Gesichtchen mit den verklärten großen Augen so ansah, da kam mir unwillkührlich der Gedanke, daß dieß Kind ein besonderer Liebling der Engel sein müsse, welches sie wohl mit gar zarter Sorge und Liebe hüten und dessen Gedanken sie rein und unverdorben zu erhalten suchen möchten. Unterdeß plauderte die Kleine unbefangen und traulich von Allem, was ihr kleines Herz bewegte, von ihren Spielen, ihrem Blumenbeet, ihren Puppen, Freundinnen, von Vater und Mutter u. s. w., mitten darin schien jedoch immer wieder ein ernster, aber doch freundlicher Gedanke über sie zu kommen, sie schwieg dann und das kleine Gesichtchen nahm einen sinnigen, lieblichen Ausdruck an. Als ich sie während einer solchen Pause fragte, an was sie wohl jetzt denke, antwortete sie: „Ich möchte doch gar zu gern wissen, ob die Engel heute auch schöner geputzt sind als sonst, die Mutter sagte mir zwar, daß sie alle Tage weiße, reine Kleider anhaben, und dieselben auch nie beschmutzen, weil sie nie unartig sind; aber heute ist doch ihr Fest und da mögen wohl die Kleider mit Silber und Gold gestickt sein;“ sie machte dazu eine kindlich bewundernde Gebärde, welche mich tief ergriff, denn es war mir, als sähe das geistige Auge der Kinder in seiner Einfalt tief in die unsichtbare Herrlichkeit des Himmels. Als ich sie schweigend näher an mich zog, fuhr sie mit leiser Stimme fort: „Wenn ich nur ein einzigesmal einen sehen könnte, ich habe doch schon so oft mit ihnen gesprochen und sie gebeten, mir wenigstens eine Hand zu reichen, aber auch das thun sie nicht,“ setzte sie ganz betrübt hinzu, „wenn ich auch noch so artig gewesen bin; aber freilich — die Mutter sagt, man sähe sie erst, wenn man gar nicht mehr unartig wäre, und ich müsse recht fleißig beten, damit der Heiland mein Herz fromm und rein mache — jetzt aber bin ich doch recht oft noch unartig.“

„Deine Freundinnen sind da und wollen Dich zur Kirche abholen, mein Kind,“ so unterbrach jetzt die Mutter unser Gespräch, und mit einem Jubelruf sprang Johanna von ihrem Sitz auf und eilte, nachdem sie sich von uns verabschiedet hatte, ihren kleinen Gespielen zu, welche an der Thüre des Gartens auf sie warteten. Die Mutter sah ihren Liebling mit still verklärten, aber, wie mir schien, etwas wehmüthigen Blicken nach, und als

Digitized by Google

sie sich wieder zu mir wandte, standen ihr die Augen voll Thränen, die dann langsam über die Wangen herabrollten.

„Das Kind ist gewiß ihres Herzens Freude," sagte ich, nachdem die Kleinen unsern Augen entschwunden waren. „Ach ja, unseres Herzens Freude, aber auch unsere Sorge," antwortete sie leise.

„Wie so? ist das Kind kränklich, sie sah mir doch nicht so aus, trotzdem, daß sie fein und zart ist."

„Ach nein, kränklich ist sie nicht, sie hat im Gegentheil Alles mit Leichtigkeit überstanden, was sonst Kindern oft gefahrbringend ist; doch macht mich wohl ihre große Zartheit manchmal besorgt, aber mehr noch das innere Leben des Kindes, welches sich immer mehr dem Himmlischen zuwendet, und wenn uns das auch nur mit Freude erfüllen sollte, so regt sich doch die Schwachheit des menschlichen Herzens und wir möchten gar zu gern das, was der Herr vielleicht zu einem frühen Eingehen in die Wohnungen der Seligen bestimmt hat, auf der Erde festhalten." — „Sie ist unser einziges Kind," setzte sie nach einer kleinen Pause hinzu — „und wir würden uns sehr einsam fühlen, aber doch wollen wir ihn, der wohl weiß, was er thut, walten lassen." —

Geschäfte riefen jetzt die Wirthin ab, und nachdem man mir den Weg zur Kirche gezeigt, ging ich dahin, trat ein und fand schon eine große, festlich gekleidete Kinderschaar versammelt, welche still auf den Bänken saß. Jetzt klang die Orgel in sanften schönen Akkorden durch die Räume und dann vermischte sich der Gesang der Kinder mit denselben, und stieg, so kam es mir vor, getragen von den heiligen Engeln, welche ja hier zugegen sein mußten, wie ein Räuchwerk zum Throne Gottes empor. — Als der Gesang verstummte, sprach der Geistliche über den Text: „Sehet zu, daß ihr nicht eines von diesen Kleinen ärgert, denn ihre Engel schauen allezeit das Angesicht ihres Vaters im Himmel." Er sprach gar ernst und feierlich, aber auch liebreich zu den Kindern über die Gnade, die uns der Herr durch seinen Versöhnungstod auch damit beweise, daß er nun die Schaaren seiner heiligen Engel uns zum Schutz und Schirm auf die Erde sende, daß wir jedoch nicht glauben möchten, daß dieser nur so Jedem zu Theil werde ohne Unterschied, sondern nur denjenigen, welche mit Ernst ihre Seligkeit suchten und den Heiland liebten, denn es heiße in der heiligen Schrift: „der Engel des Herrn lagert sich um die her, die ihn fürchten" und dann wieder: „die Engel sind allzumal dienstbare Geister, ausgesandt zum Dienst um derer willen, die ererben sollen die Seligkeit."

„Auch Kinder dürften nicht glauben, daß die Engel jegliche Versuchung von ihrem Herzen fern und dasselbe rein erhalten könnten, und sie daher nichts dabei zu thun hätten. — O denkt Euch, meine lieben Kinder, wenn die heiligen Engel, welche Tag vor Tag, Stunde um Stunde bei Euch wachen,

Digitized by Google

jede sündige Regung Eures Herzens wahrnehmen, und so gern in ihrem heiligen Auftrag Euch warnen und leiten: wenn sie stets zu ihrem Herrn kommen mit bedeckten Angesichtern und weinend sagen müssen: „Auch heute haben wir sie geschützt, ermahnt, erinnert, zu Dir zu führen gesucht, aber sie haben nicht gewollt.“ — Das ist eine schwere Anklage und glaubt Ihr nicht, meine lieben Kinder, daß sie gar oft gegen Euch erhoben werden kann? Ach prüft Euch recht oft, ob wohl Eure heiligen Wächter mit Euch zufrieden sind, ob sie wohl gute Botschaft von Euch bringen können vor das Angesicht Eures Vaters im Himmel? — Und denkt, meine lieben Kinder, wie herrlich wird es sein, wenn unser letztes Stündlein kommt, sei es früh oder spät, auch dann der Herr seine Engel senden kann, um uns heim zu geleiten in die ewige Herrlichkeit; wenn sie unsere Seelen tragen können, wie die des armen Lazarus, dahin, wo der Wonne und Freude kein Ende sein wird?“ — So und noch Vieles redete er zu den Kindern, und ich betete innig in meinem Herzen mit, als er auf den Knieen Gott anflehte: daß er doch diese ganze Kinderschaar zu seinem Eigenthum machen möchte, daß er doch nicht umsonst seine heilige Engelschaar zu ihrem Dienst herabsenden, daß er ja niemals genöthigt sein möge, dies oder jenes seiner heiligen Wacht unwerth zu finden, sondern sie Alle, Alle, einstmals vor seinem Thron sammeln könne! Als wir nach dem Gesang des schönen Verses:

Die Zeit wird auch noch kommen,
Da ich verklärt und rein,
Von aller Angst entnommen,
Bei Engeln werde sein,
Und mit den Seraphinen,
In Deinem hellen Licht,
Dir ewig werde dienen,
Und seh'n Dein Angesicht.

die Kirche verließen, fand sich auf der Straße die kleine Johanna bald zu mir; doch war sie ernst und still und ein paarmal schien es mir, als zucke es schmerzlich um den kleinen rosigen Mund. Ich hatte mich nicht getäuscht, denn sobald die Kleine zu Haus ankam und der Mutter ansichtig wurde, eilte sie auf dieselbe zu, drückte das Köpfchen in die Falten ihres Kleides und weinte bitterlich. Anfangs erschrocken über diesen Ausbruch des Schmerzes trat ich näher und hörte nun, wie das Kind der Mutter unter strömenden Thränen klagte, daß gewiß die Engel dem lieben Gott von ihr nur Betrübendes sagen könnten, indem sie doch jeden Tag eine größere oder kleinere Unart begehe, und daß sie Gott dann nicht selig machen könne. Die Mutter nahm das Kind in ihre Arme, und ich ging hinauf in mein Zimmer, um nicht zu stören, was Beide mit einander zu reden hatten; gewiß

Digitized by Google

mögen es gar liebe herzliche Worte gewesen sein, gewiß ließ der Herr auf's Lieblichste seine Verheißung: „ich will Dich trösten, wie einem seine Mutter tröstet“ an dem Kinde in Erfüllung gehen, indem er durch die Mutter dem Kind den verheißenen Trost zukommen ließ, und getröstet waren sie Beide, das bemerkte ich, als ich sie wieder sah, an dem Frieden der Unschuld in dem einen, an dem Frieden der Ergebung in dem andern Angesichte. — O wohl ist es ein unaussprechlich großes Glück, ein Segen, für welchen ein Kinderherz dem lieben Gott nicht genug danken kann, wenn er ihm fromme Eltern gegeben hat, welche es von früher Jugend an lehren, Gott zu lieben, an ihn sich in jeder Noth, denn auch ein Kinderherz hat oft schon Noth — zu wenden.

Rasch war der Mittag herangekommen, mein Gepäck war da, aber ich mußte nun noch einige Stunden auf den Abgang der Post warten, was mir indeß nicht leid that, denn was ich in der kurzen Zeit, seit dem vorigen Abend hier erlebt und empfunden hatte, ließ mich fast bedauern, meinen Aufenthalt nicht länger ausdehnen zu können. Meine kleine Freundin leistete mir treulich Gesellschaft, da sie heute am Festtage freie Zeit hatte, und erquickte mein Herz mit der reizendsten Kindlichkeit. Doch ließ sich nicht verkennen, daß sie im Herzen einen tiefen Ernst trug, zu dem sie aus ihren heitersten Erzählungen und Gesprächen immer wieder zurückkehrte.

Die Stunde meines Abschieds schlug, der Wagen hielt vor der Thüre und ich hatte meiner kleinen Johanna den Abschiedskuß gegeben. In den blauen Augen des Kindes standen große Thränen, als es mir ein Sträußchen Herbstblumen, ein Erzeugniß ihres eignen kleinen Beetes, übergab, mich bat, es zum Andenken an sie aufzubewahren, und recht bald wieder zu kommen. — Auch mir zog ein tiefes Weh durch das Herz, als ich zum letztenmale in die reinen Kinderaugen sah, den letzten freundlichen Gruß der Wirthin in Empfang genommen hatte, und als die Häuser des kleinen Ortes nach und nach meinen Blicken entschwanden, da war es mir, als habe ich von lieben längst gekannten Freunden Abschied genommen für immer!

Ein Jahr war vergangen, ein Jahr mit seinen Monaten, Wochen, Tagen und Stunden, mit seinen Freuden und Leiden in seinem wechselnden so schnellen Lauf, — es war wieder dahin, und ich befand mich abermals auf der Reise und ganz in der Nähe des kleinen Ortes, der mir auf der vorjährigen Reise so lieb geworden war. Je näher wir dem Ziele kamen, desto unruhiger schlug mein Herz, denn es war mir, als ob liebe Bekannte meiner warteten, obwohl ich in diesem ganzen Jahr nicht das geringste von jenem lieben Kind und seiner Mutter gehört hatte, so war es mir doch, wie gesagt, als würde ich erwartet, und raschen Schrittes eilte ich auf dem mir nun bekannten Wege dem Gasthause zu. Unterwegs jedoch dachte ich daran, daß es diesmal viel später sei, als da ich das Erstemal hier eintraf, und es

Digitized by Google

befremdete mich daher nicht, daß ich beim Eintritt in das Haus keine fröhliche Kinderstimmen hörte und keinen Gruß aus den freundlichen Augen der Wirthin entgegennehmen konnte. — Ein Kellner führte mich auf mein Zimmer, welches zufällig dasselbe war, welches ich im vorigen Jahre bewohnte. — Bald umgab mich tiefe Stille und ermüdet von der Reise schlief ich bald ein, wurde jedoch, nachdem ich einige Stunden geschlafen haben mochte, geweckt durch unruhiges hin- und hergehen, Thüren öffnen und schließen; da ich mich aber in einem Gasthause befand, wo zu jeder Zeit Fremde ankommen oder abreisen, so beunruhigte mich dies weiter nicht. Der folgende Tag war wieder Engelsfest, ich hatte mir es so eingerichtet, daß ich wenigstens einen Theil desselben hier verbringen konnte, die Erlebnisse des vorjährigen waren mir eine so liebliche Erinnerung gewesen, daß ich sie gar zu gern noch einmal auffrischte. —

Beim Erwachen sah ich, daß es regnete und damit war mein Plan vereitelt, jene Höhe wieder zu ersteigen; ich bat daher um mein Frühstück, und bald brachte es mir ein Mädchen, welches ich schon hier gesehen hatte; auch sie erkannte mich sogleich und brach bei meinem Anblick in Thränen aus. Erstaunt und erschrocken sah ich sie an, aber ehe ich noch fragen konnte, rief sie mit von Weinen gebrochener Stimme: „Ach unser Liebling liegt im Sterben, wenn Sie sie noch lebend sehen wollen, so kommen Sie schnell mit herunter!“

Tief erschüttert folgte ich dem Mädchen; da ich mich jedoch scheute, als eine Fremde in einer so heiligen und ernsten Stunde unter die Familie einzutreten, blieb ich vor der Thüre stehen; doch dauerte es nur einige Augenblicke, so erschien die Wirthin, bot mir still mit innigem Drucke die Hand und führte mich in das Zimmer, welches nun der Schauplatz einer der herzerhebendsten Scenen meines Lebens war. — Da lag das holde Wesen, und nur zu sichtbar war es, daß der Engel, welcher es hinauf in die ewige Heimath geleiten sollte, nahe — sehr nahe war; das sahe man an dem Blick der gebrochenen Augen, der nichts mehr von den Dingen dieser Erde gewahrte, an der Todesbläße, die das kleine liebliche Gesicht überzogen hatte, an der schwer athmenden Brust, worauf die fest gefalteten Händchen ruhten. — Neben dem Lager kniete der Vater in tiefem, stillem Schmerz, leise betend, wie man an seinen sich bewegenden Lippen sah; auf der andern Seite, das immer schwerer werdende Köpfchen stützend, stand die Mutter; die rothgeweinten Augen verriethen zwar den Schmerz, welchen das Mutterherz empfand, aber durch die unablässig fließenden Thränen erglänzten die Augen in dem Strahle der Ergebung in den immer guten und weisen Willen dessen, der seine Kinder gar wohl führt und sie auf dunkeln Wegen um so fester an der Hand hält. Außer dem Schluchzen der umstehenden Dienstleute und dem schweren Athmen des Kindes war kein Laut

Digitized by Google

zu hören, welcher den hehren Augenblick gestört hätte. — Da drangen plötzlich Posaunentöne aus der Ferne in das stille Zimmer; ach, es war ja der Morgen des Festes, an welchem sich die Kinder der Engelhut erinnern und erfreuen sollten, und heute sollte dieses Fest eine besondere Weihe bekommen dadurch, daß eines dieser lieben Kleinen in die Schaar der seligen Geister droben aufgenommen wurde. Leise stimmten jetzt die Eltern und alle Umstehenden in die Töne des Chorals ein, und die Töne wurden zu Worten und die Worte waren dieselben, welche damals die Kinderschaar so hell und freudig gesungen hatte: „Die Zeit wird auch einst kommen, da ich verklärt und rein, von aller Angst entnommen, bei Engeln werde sein u. s. w. Und jetzt wurden sie zum Gebet, womit die liebenden Eltern ihr theueres Kind hinüber begleiteten in die ewige Herrlichkeit.

Während dem leisen Gesang belebten sich plötzlich die Züge des Kindes, die Augen bekamen Glanz, und mit dem lieblichsten, verklärten Lächeln sah es uns alle nach der Reihe an; auch mich traf ihr Blick, nicht mit dem Ausdruck irdischen Erkennens, sondern mit dem, seliger Himmelsfreude. Langsam hob sie die Händchen empor, die Augen richteten sich verklärt nach oben, mit den Fingern in die Höhe zeigend rief sie mit gebrochener Stimme: „Vater, Mutter, sie kommen, sie kommen!“ dann sanken die Arme schlaff herab, das Auge war gebrochen, der Geist war jubelnd mit den Engeln hinaufgeflohen. —

Nach einigen Stunden hatte sich der Himmel aufgeklärt, ich erstieg die Höhe des nächsten Hügels; die Gegend lag noch ebenso schön wie sonst da, doch war es mir, als sei ihr eine Zierde genommen. — Lange, lange stand ich da, mit tief bewegtem Herzen, und meine Gedanken zogen mich mit innig Sehnsucht hinauf in den Himmel, zu den lieben Vorangegangenen. Die Regenwolken hatten sich nach Süden gezogen und bildeten dort eine Wand, die um so mehr abstach, je heller die Sonne ihr gegenüber glänzte; in der Mitte theilte sie sich jedoch und ließ einen Streifen des schönsten blauen Himmels sehen, welcher von blendend weißen Wolken umgeben war. Mir kam es vor wie eine Pforte zum Himmelreich, wie die enge schmale Pforte, durch die wir Alle eingehen müssen, wenn wir selig werden wollen.

Jetzt erhob sich unter mir eine Schaar Tauben, langsam flogen sie dahin auf die Wolkenwand zu, gegen deren Dunkel ihre Flügel wie Silber glänzten; immer schneller und schneller wurde ihr Flug, immer mehr näherten sie sich der glänzenden Oeffnung, jetzt hatten sie dieselbe erreicht, jetzt verschwanden sie — mir aber war es, als hätte ich den Triumphzug der Engel gesehen, womit sie einen neuen Gespielen in ihre Wohnungen einführten. Als sie verschwunden waren, tönte von dem Thurm der Kirche ein Choral zu mir herüber; wie ich später hörte, wurde damit den Bewohnern des Ortes

Digitized by Google

nach ihrer schönen Sitte bekannt gemacht, daß eines der Ihren abgeschieden und ihnen vorangegangen sei in die Wohnungen des ewigen Friedens.

Ich besuchte auch diesmal die Kirche und hörte, auf welche ergreifende Weise der Redner den Tod ihrer kleinen Gespielin an dem heutigen Tage den Kindern mittheilte und benutzte, ihnen zum Herzen zu sprechen. Wohl mochte die kleine Johanna viel Liebe verdient und genossen haben, denn in der ganzen großen Kinderschaar blieb kein Auge trocken, alle weinten sie ihr Thränen der Liebe nach.

Um zu wissen, wo die sterbliche Hülle meines kleinen Lieblings nun ruhen würde, besuchte ich den Kirchhof und fand da einen gar schönen Gottesgarten, einen friedlichen stillen Platz, wo so manches Samenkorn, welches mit Thränen begossen ward, der Verwandlung entgegenharrt. Man zeigte mir die Stätte, wo sie mitten unter Kindern, die schon vor ihr vollendet hatten, schlafen sollte, bis wir Alle zum großen Auferstehungsmorgen erweckt werden.

Ehe ich abreiste, trat ich noch einmal an das Lager, worauf die irdischen Ueberreste des lieben Kindes ruhten. Es war gar lieblich anzusehen; der Gruß der Engel hatte ein seliges Lächeln auf dem Angesichtchen zurückgelassen, welches einem überzeugte, daß der Geist mit Friede und Freude dahingefahren war. Die Eltern standen voll tiefem Schmerz, aber still und ruhig neben mir; wußten sie doch, daß ihr Kind gar wohl aufgehoben war in des Hirten Arm und Schooß. — Die Mutter erzählte mir mit leiser Stimme noch Manches von ihrem letzten Lebensjahr, wie sie ihnen fast nur Freude gemacht, wie eifrig sie sich bemüht und darum gebetet hatte, ein gutes frommes Kind zu werden, und wie betrübt sie über ihre Unarten gewesen sei. Ihre Krankheit war kurz, aber heftig gewesen, doch war sie meist bei Bewußtsein und ihr sehnlichster Wunsch war, daß die Engel sie an ihrem Feste holen und zum Heiland bringen möchten. Ihr Wunsch war erfüllt worden. —

„Sie war unser Schatz," fügte die Mutter hinzu, „und darum so lange sie auf Erden war, war auch unser Herz auf Erden, jetzt haben wir einen Schatz droben im Himmel, und hinauf werden nun alle unsere Gedanken und Wünsche ziehen, bis auch wir durch des Heilands Gnade abgerufen werden."

Als ich diesmal an den Häusern des Ortes dahinfuhr, wohl um nicht wieder denselben zu betreten, dachte ich an das Weh, welches mir vor einem Jahre beim Abschiede von hier durch's Herz gegangen war, es hatte seine Erklärung gefunden. Auch diesmal schied ich mit Wehmuth, aber sie war gemischt mit seliger Freude über die Herrlichkeit, welche der Herr denen gibt, die ihn lieben. —

So oft mir aber das verwelkte Sträußchen in die Augen fällt, welches mir die kleine Johanna so frisch und duftend beim Abschied übergab, steigt ein

Digitized by Google

stilles Gebet aus meinem Herzen empor, daß doch der Herr seine Engel fort und fort treue Wächter seiner Menschenkinder und besonders der Kindlein bleiben lasse, auf daß durch sie recht Viele — ja Alle, Alle die lieben Kleinen zu ihm kommen und das Himmelreich erben möchten.

Von den drei pfiffigen Handwerksburschen.

Von J. E. Waldfreund.

Ein überaus reicher und vornehmer Herr hatte außer der Residenzstadt in einer stillen lieblichen Gegend ein Landhaus. Dasselbe stand da groß und prächtig wie ein Pallast, und kein König dieser Erde hätte sich schämen dürfen, darin Hof zu halten. Ringsum verbreitete sich ein weiter Garten, der war voll heller plätschernder Springbrunnen, voll seltener Blumen und fruchtbarer Bäume, wie man's sonst nirgends sehen konnte, und wer hineinkam, den erfaßte Staunen, so daß er die Hände zusammenschlug und ausrief: „Ach, wie ist es doch schön hier und wunderbar! So und nicht anders muß es im Paradies gewesen sein!“ — Den Leuten aus der Umgegend war es auch erlaubt, in den Zaubergarten hineinzugehen, wenn nicht gerade der Herr selber darin lustwandelte. Ober dem prächtigen Gartenthor war jedoch eine Inschrift mit ungeheuren Buchstaben, und die verkündete allen Fremden und Reisenden, daß ihnen der Eintritt auf's Strengste verboten sei.

Da kamen eines Tages drei wandernde Handwerksburschen des Weges und wie sie des hohen pallastähnlichen Gebäudes ansichtig wurden, waren sie guter Dinge und sagten zu einander: „Da gibt es sicherlich einen Zehrpfennig, von dem wir uns einen schönen Tag werden aufthun können!“ — Wie sie aber obbemeldete Inschrift gewahr wurden, da blieben sie stehen, schauten betrübt einander in's Gesicht und wußten nicht alsogleich Rath, was nun anheben. Einer von ihnen war aber ein findiger Kopf, der nahm jetzt das Wort und sprach: „Kameraden, seid frohen Muthes und werdet nicht verzagt und kommt nur frisch herein. Wenn sie uns etwas in den Weg legen, so binden wir ihnen auf, daß keiner von uns lesen kann!“

„Du bist allemal ein Pfiffikus gewesen und hast Recht!“ sagten die beiden und gingen nun getrost vorwärts. Im Garten ließen sie sich von der lichten Pracht und dem berauschenden Duft der Blumen nicht verführen zum Stehenbleiben, zum Schauen und Staunen. Sie wollten zuerst das Wichtigste in's Reine bringen, nämlich die Angelegenheit von wegen

Digitized by Google

dem Reisegeld, und schritten schnurstracks auf das Haus zu. Als sie bei der Pforte hineingehen wollten, begegnete ihnen der Herr, der gerade mit seiner Dienerschaft spazieren zu gehen im Begriffe war.

Er gerieth beim Anblick der Wanderburschen in Zorn und sprach: „Wer hat Euch erlaubt, diesen Garten zu betreten? Habt Ihr nicht gelesen, was ich hab' über den Eingang setzen lassen mit riesengroßen Buchstaben?"

„Herr, übt an uns Großmuth und verzeiht!" entgegnete der Pfiffikus. „Wir sind arme und müde Handwerksburschen, und keiner von allen dreien kann lesen!" —

„So!" sagte der Herr und sein Antlitz wurde milder. „Wenn mir jeder von Euch ein Handwerk nennt, das mir unbekannt ist, sollt Ihr Vergebung und noch dazu ein gutes Zehrgeld erhalten!"

„Mit Verlaub" — hub der Pfiffikus wieder an. Vielleicht betreibt gerade jeder von uns da ein Handwerk, von dem Ew. Gnaden noch niemals ein Wörtlein vernommen haben. Mein Geschäft ist's, mir selbst und Andern die Sache vom Maul wegzunehmen."

Jetzt fielen auch den beiden die scherzhaften Benennungen ein, die sie ihren Handwerken beilegten, wenn sie rosenfarbigen Humors waren, und der eine sagte: „Ja und ich bin ein Landläufer-Macher."

„Aber das Narste von allen hab' doch ich — meinte der Andere. Ich bin ein Zank- und Streitmacher."

Der Herr dachte etliche Augenblicke nach, und da ihm nicht sogleich einfiel, was das für Handwerke sein möchten, wandte er sich lächelnd zu seinen Dienern und sprach: „Diese drei Professionen sind bei uns da wahrhaftig nicht im Brauch. Oder kennt sie etwa einer von Euch?" — Die Dienerschaft rieth wohl eine Weile hin und her, aber keiner von allen wußte rechten Bescheid. Da zog der Herr drei Thaler aus der Tasche und gab jedem von den Wanderern einen mit den Worten: „Da habt Ihr etwas, womit Ihr Euch einmal trösten mögt, wenn Euch die Füße recht weh thun, und nimmer tragen wollen. Aber bevor Ihr von dannen zieht, erklärt uns, was denn eigentlich verstanden wird unter Euern Handwerken. Wir bringen's nicht heraus und ergeben uns."

Da entgegnete der erste, der Pfiffikus: „Hochgnädiger Herr, es ist nicht anders, als wie wir gesagt haben. Ich nehme mir und Andern die Sache vom Maul weg, und man heißt mich sonst wohl auch einen Barbierer."

„Und ich hab's wirklich und wahrhaftig mit den Landläufern zu thun" — erklärte der Zweite. „Ich mache Räder, und die laufen ja an Wägen und Kutschen herum durch das das ganze Land, bei Tag und Nacht."

„Ja," — nahm der Dritte das Wort — „und ich habe die pure Wahrheit gesprochen, daß ich ein Zank- und Streitmacher bin. Ich fabrizire

Digitized by Google

nämlich Karten; und wo entsteht mehr Hader und Unfrieden, als bei'm Spiel?"

Der Herr und seine Leute lachten und sagten, sie wären gar gescheite Burschen, und wünschten ihnen viel Glück auf die Wanderschaft. Sie gingen nun kreuzfidel ihres Weges und beim nächsten Wirthshaus sprachen sie: „Wir wären sonst abscheulich undankbar, wir müssen eins trinken auf das Wohl des scharmanten Herrn!"

Wie gesagt, so gethan. Und nachdem sie ihren Beslgeber aber- und abermals hatten hochleben lassen, einen Tag, und eine Nacht lang, zogen sie wiederum fürbaß in die weite Welt hinaus.

Auflösungen zu den 12 Räthseln

von **Friedrich Güll** im 10. Heft 1860.

Verschieden. — Pudel. — Fastenspeise. — Zwiebel. — Hunger und Durst. — Pulver. — Windmühle. — Pflaster. — Er, sie, es geht auf. — Koller. — Abc. — Brille.

Das treue Herz der waltenden Mutter.

Von M. **Graf zu Bentheim.**

Bei wem schlägt wärmer wohl das Herz
In Güte und in Milde,
Wer fühlt und trug so fromm den Schmerz
Nach unsres Heilands Bilde.

Du Mutter *) mein, hast treu und warm
Für's einz'ge Kind gesorget,
Warst fromm und stark, ein Held im Harm,
Weil Gott dir Kraft geborget.

Was dich im Leben tief bewegt,
Hast freudig du getragen,
Du hast das Kreuz an's Herz gelegt,
D'raus mußte Heil dir tagen.

---

*) Frau Louise von des Bordes, geb. Brentano von Laroche, Verfasserin der geistlichen Lieder.

Du haſt gekämpft, gelitten viel
Und haſt den Sieg errungen,
Erreicht dadurch das hehre Ziel
Von Glaubensmuth durchdrungen.

Verehren ſoll dein Bild die Welt,
Auch deiner fromm gedenken,
Und wie ich dich ihr vorgeſtellt,
Dein Bild in ſich verſenken.

O ernte dort den reichſten Lohn,
Den du an uns gewonnen,
Dort mögſt du dich am Sternenthron,
Am Herrn und Heiland ſonnen.

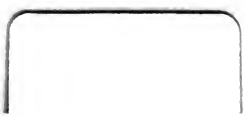
Dein Segen der auf uns noch ruht
Führt 's Steuer auf den Bahnen
Und bin ich erſt wie du ſo gut,
Darf 's reinſte Glück ich ahnen!

Druckfehler.

In der dritten Zeile des 10. Räthſels muß es „Band" ſtatt „Land" heißen.

Digitized by Google

MAY 1942



Digitized by Google